This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

E. DORSCH, M. D.
Monroe, Mich.

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

DP
178
.P93

Geſchichte

Philipp's des Zweiten.

375-09

Von

William Prescott.

Deutſch

von

Dr. Johannes Scherr.

Dritter Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1856.

Seite

Achtes Kapitel.

Die Hospitalritter St. Johannis.

Sie sind Herren von Rhodus. — Sie werden von Rhodus vertrieben. — Sie setzen sich auf Maltha fest. — Sie werden von Soliman bedroht. — La Valette. — Seine Vertheidigungsanstalten 157

Neuntes Kapitel.

Die Belagerung von Maltha.

Der Zustand Maltha's. — Die Ankunft der Türken. — Sie rekognosciren die Insel. — Die Belagerung von St. Elmo. — Seine heldenmüthige Vertheidigung. — Sein Fall 167

Zehntes Kapitel.

Die Belagerung von Maltha.

Il Borgo wird eingeschlossen. — Der Sturm auf St. Michael. — Die Niedermetzelung der Türken. — Die ununterbrochene Kanonade. — Allgemeines Sturmlaufen. — Die Türken werden zurückgeschlagen. — Die gefährliche Lage von Il Borgo. — Die Standhaftigkeit La Valette's 197

Eilftes Kapitel.

Die Belagerung von Maltha.

Die Türken sind entmuthigt. — Die Verstärkung von Sizilien. — Die Aufhebung der Belagerung. — Freude der Christen. — Bitterer Aerger Soliman's. — Ueberblick der Belagerung. — Die fernere Lebensgeschichte La Valette's 219

Zwölftes Kapitel.

Don Carlos.

Seine Erziehung und sein Charakter. — Seine gefährliche Krankheit. — Sein ausschweifendes Betragen. — Meinungen über ihn. — Seine Verbindung mit den Flamändern. — Der Plan zur Flucht. — Sein tolles Benehmen. — Die Verhaftung 238

Dreizehntes Kapitel.

Der Tod des Don Carlos.

Die Ursache seiner Verhaftung. — Sein strenger Gewahrsam. — Seine Exzesse. — Sein Tod. — Der Bericht des Lorente. — Unterschiedliche Berichte. — Verdächtige Umstände. — Der Streit im Palaste. — Die Bestattung des Don Carlos 260

Vierzehntes Kapitel.

Der Tod Isabellens.

Die Königin Isabella. — Ihr Verhältniß zu Carlos. — Ihre Krankheit und ihr Tod. — Ihr Charakter 289

Erstes Kapitel.

Die Sendung Alva's in die Niederlande.

Die Ernennung Alva's. — Sein merkwürdiger Marsch. — Er kommt in Brüssel an. — Margaretha ist ungehalten. — Die Politik des Herzogs. — Die Gefangennehmung Egmont's und Hoorne's. 1567.

Während es Margarethen so gut gelang, das Land in einen Zustand von wenigstens augenblicklicher Ruhe zu versetzen, ergriff der Madrider Hof Maßregeln, um die Regierung der Niederlande in andere Hände überzuspielen und die Regierungspolitik wesentlich zu ändern.

Wir sahen, wie häufig Gerüchte das ganze letzte Jahr im Umlauf waren, daß Philipp das Land zu besuchen gedächte. Diese Gerüchte hatten durch seine an die Regentin und verschiedene auswärtige Gesandte geschriebenen Briefe reichliche Bestätigung erhalten. Aber der König ging noch weiter. Er ersuchte die französische Regierung, seiner Armee durch ihr Gebiet einen freien Durchmarsch zu erlauben. Er ließ denjenigen Theil Savoyen's, wodurch seine Truppen vorausgesetztermaßen zu marschiren hatten, ausmessen, und von der beabsichtigten Heeresstraße eine Karte anfertigen. Er ließ frische Aushebungen in Deutschland machen und beorderte diese Truppen, an der flamändischen Gränze zu ihm zu stoßen. Endlich sprach er davon, daß er die Cortes zusammenberufen wolle, damit sie für eine Regentschaft während seiner Abwesenheit sorgten.

Doch, wie viele sich auch sonst täuschen lassen mochten: gab es in Europa wenigstens einen Potentaten, dessen Scharfblick sich nicht durch das Vorgeben Philipp's und die ganze geschäftige Vorbereitung blenden ließ. Das war der alte Papst Pius der Fünfte, welcher stets in die

Aufrichtigkeit des Königs Mißtrauen gesetzt hatte. Mit gespannter Angst hatte Pius die Ausbreitung der Ketzerei in den Niederlanden gesehen. Als ein treuer Sohn der Inquisition, wie er es wirklich war, würde er mit Freuden die Feuer der Verfolgung in jeder Stadt des abtrünnigen Landes haben anfachen sehen. Aergerlich bemerkte er Philipp's Gleichgültigkeit. Und am Ende beschloß er, einen speziellen Gesandten nach Spanien abzuschicken, um wo möglich den Monarchen zu entschiedenerem Handeln anzuspornen.

Die hierzu ausersehene Person war der Bischof von Ascoli. Dieser gute Vater gebrauchte bei seinem Tadel so derbe Ausdrücke, daß er am Madrider Hofe Mißfallen erregte. In einem an seinen Gesandten in Rom gerichteten Briefe beklagte sich Philipp, daß ihn der Papst vor der Christenheit als saumselig in der Erfüllung seiner Pflicht hinstellte. Der Gesandte habe sich in einer so befremdenden Weise ausgedrückt, daß Philipp, wofern er nicht so viel Liebe und Hochachtung gegen Seine Heiligkeit hegte, sich bewogen gefunden haben würde, gerade den entgegengesetzten Weg von dem von ihm beabsichtigten einzuschlagen*).

Wenngleich der König äußerlich diese Indignation zeigte, würde er, wofern die Bilderstürmerei nicht ausgebrochen wäre, wahrscheinlich doch in seiner Vertagungspolitik fortgefahren sein. Denn er stützte sich auf seine Lieblingsmaxime, daß „die Zeit und er es mit jeden zwei Andern aufnehmen könnten**)." Aber das durch die ganze Christenheit so viel Aufsehen erregende Ereigniß machte im Busen des Königs jedes Gefühl des Zornes rege, weil sowohl die Krone, wie die Kirche be-

---

*) Die ernste Beschwerde Philipp's that ihre Wirkung. Kurz nachher schrieb Granvelle an den König, daß Seine Heiligkeit sehr über die Weise beunruhigt wäre, wie Seine Majestät den Tadel aufgenommen habe. Der Papst, setzte Granvelle hinzu, hegte die besten Absichten, besäße jedoch wenig Weltkenntniß, und würde leicht von denen, welche ihm die Zähne zeigten, eingeschüchtert: — „reprimese quando se le muestran los dientes." Correspondance de Philippe II., tome II. p. LVIII.

**) Das Zaudern des Königs zog ihm von dem kühnen Frav Lorenzo Villavicencio, der mit Philipp so wenig Umstände, wie mit den Ministern desselben machte, scharfen Tadel zu. Er sagt: „Wenn Eure Majestät, indem sie bloß das eigne Wohlbehagen in Anschlag bringt, sich nach Flandern zu gehen weigert, wo es sich so sehr um die Ehre Gottes, seiner heiligen Mutter und aller Heiligen, sowie um die Wohlfahrt der Christenheit handelt: was heißt dies anders als erklären, daß Sie zwar

schimpft worden waren. Seiner Gewohnheit entgegen drückte sich der König mit so großer Wärme und mit solcher Offenheit über den Gegenstand aus, daß auch die größten Skeptiker zuletzt glaubten, daß die lange besprochene Reise nun nahe bevorstände. Nur zweifelte man noch, in welcher Weise sie vor sich gehen werde: ob der König an der Spitze der Armee marschiren oder bloß in Begleitung eines seinem königlichen Stande geziemenden Gefolges reisen werde.

Im Rathe wurde diese Frage heftig diskutirt. Ruy Gomez, der schmeichlerische Liebling Philipp's, war für die letztere Art zu reisen. Einen Bürgerkrieg verabscheute er, weil er den Sieger selbst ruinirte. Die Milde sei die beste Eigenschaft eines Souveräns, und da die Flandrer ein generöses Volk wären, so wäre es wahrscheinlicher, daß man sie sich eher mit Güte als mit den Waffen unterwerfen würde. In diesen liberalen, menschenfreundlichen Ansichten wurde der Fürst von Eboli von dem klugen Sekretär Antonio Perez und von dem Herzog von Feria unterstützt. Der letztere, ein Mann, welcher mit einer einnehmenden Beredsamkeit seine Manieren verband, war früher Gesandter in London gewesen.

Allein hiervon sehr verschiedene Ansichten wurden, wie zu erwarten stand, vom Herzog Alva vorgebracht. Das System der Nachsicht, sagte er, sei von der Regentin angewandt worden und seine Früchte wären erschütternd. Das Unkraut der Ketzerei könne nicht von einer sanften Hand ausgerottet werden; daher solle Seine Majestät mit seinen aufrührerischen Vasallen verfahren, wie Karl der Fünfte mit den Vätern derselben zu Gent verfahren wäre. Diese strengen Ansichten erhielten Unterstützung vom Kardinal Espinosa, der sowohl Rathspräsident, als Inquisitor war, und wahrscheinlich die von den Reformirten der Inquisition angethane Beleidigung nicht gering anschlug.

---

gern die von Gott geliehene königliche Würde annehmen, aber ihm selbst alle Sorge und Mühe, welche zu dieser Würde gehören, überlassen? Gott würde dies von Eurer Majestät so übel aufnehmen, als Sie thun würden, wenn die von Ihnen in Amt und Ehren eingesetzten Beamten, welche, obschon sie die Aemter annahmen, Ihnen doch selbst alle ihre Arbeit zu thun überließen! Eine Beleidigung Gottes ist eine unbedachte Handlung, welche sowohl den Leib, wie die Seele verderben muß." Gachard, Correspondance de Philippe II., tome II., Rapport, p. XLVIII.

Aufrichtigkeit des Königs Mißtrauen gesetzt hatte. Mit gespannter Angst hatte Pius die Ausbreitung der Ketzerei in den Niederlanden gesehen. Als ein treuer Sohn der Inquisition, wie er es wirklich war, würde er mit Freuden die Feuer der Verfolgung in jeder Stadt des abtrünnigen Landes haben anfachen sehen. Aergerlich bemerkte er Philipp's Gleichgültigkeit. Und am Ende beschloß er, einen speziellen Gesandten nach Spanien abzuschicken, um wo möglich den Monarchen zu entschiedenerem Handeln anzuspornen.

Die hierzu ausersehene Person war der Bischof von Ascoli. Dieser gute Pater gebrauchte bei seinem Tadel so derbe Ausdrücke, daß er am Madrider Hofe Mißfallen erregte. In einem an seinen Gesandten in Rom gerichteten Briefe beklagte sich Philipp, daß ihn der Papst vor der Christenheit als saumselig in der Erfüllung seiner Pflicht hinstellte. Der Gesandte habe sich in einer so befremdenden Weise ausgedrückt, daß Philipp, wofern er nicht so viel Liebe und Hochachtung gegen Seine Heiligkeit hegte, sich bewogen gefunden haben würde, gerade den entgegengesetzten Weg von dem von ihm beabsichtigten einzuschlagen*).

Wenngleich der König äußerlich diese Indignation zeigte, würde er, wofern die Bilderstürmerei nicht ausgebrochen wäre, wahrscheinlich doch in seiner Vertagungspolitik fortgefahren sein. Denn er stützte sich auf seine Lieblingsmaxime, daß „die Zeit und er es mit jeden zwei Andern aufnehmen könnten**)." Aber das durch die ganze Christenheit so viel Aufsehen erregende Ereigniß machte im Busen des Königs jedes Gefühl des Zornes rege, weil sowohl die Krone, wie die Kirche be-

*) Die ernste Beschwerde Philipp's that ihre Wirkung. Kurz nachher schrieb Granvelle an den König, daß Seine Heiligkeit sehr über die Weise beunruhigt wäre, wie Seine Majestät den Tadel aufgenommen habe. Der Papst, setzte Granvelle hinzu, hegte die besten Absichten, besäße jedoch wenig Weltkenntniß, und würde leicht von denen, welche ihm die Zähne zeigten, eingeschüchtert: — „reprimese quando se le muestran los dientes." Correspondance de Philippe II., tome II. p. LVIII.

**) Das Zaudern des Königs zog ihm von dem kühnen Fray Lorenzo Villavicencio, der mit Philipp so wenig Umstände, wie mit den Ministern desselben machte, scharfen Tadel zu. Er sagt: „Wenn Eure Majestät, indem sie bloß das eigne Wohlbehagen in Anschlag bringt, sich nach Flandern zu gehen weigert, wo es sich so sehr um die Ehre Gottes, seiner heiligen Mutter und aller Heiligen, sowie um die Wohlfahrt der Christenheit handelt: was heißt dies anders als erklären, daß Sie zwar

schimpft worden waren. Seiner Gewohnheit entgegen drückte sich der König mit so großer Wärme und mit solcher Offenheit über den Gegenstand aus, daß auch die größten Skeptiker zuletzt glaubten, daß die lange besprochene Reise nun nahe bevorstände. Nur zweifelte man noch, in welcher Weise sie vor sich gehen werde: ob der König an der Spitze der Armee marschiren oder bloß in Begleitung eines seinem königlichen Stande geziemenden Gefolges reisen werde.

Im Rathe wurde diese Frage heftig diskutirt. Ruy Gomez, der schmeichlerische Liebling Philipp's, war für die letztere Art zu reisen. Einen Bürgerkrieg verabscheute er, weil er den Sieger selbst ruinirte. Die Milde sei die beste Eigenschaft eines Souveräns, und da die Flandrer ein generöses Volk wären, so wäre es wahrscheinlicher, daß man sie sich eher mit Güte als mit den Waffen unterwerfen würde. In diesen liberalen, menschenfreundlichen Ansichten wurde der Fürst von Eboli von dem klugen Sekretär Antonio Perez und von dem Herzog von Feria unterstützt. Der letztere, ein Mann, welcher mit einer einnehmenden Beredsamkeit feine Manieren verband, war früher Gesandter in London gewesen.

Allein hiervon sehr verschiedene Ansichten wurden, wie zu erwarten stand, vom Herzog Alva vorgebracht. Das System der Nachsicht, sagte er, sei von der Regentin angewandt worden und seine Früchte wären ersichtlich. Das Unkraut der Ketzerei könne nicht von einer sanften Hand ausgerottet werden; daher solle Seine Majestät mit seinen aufrührerischen Vasallen verfahren, wie Karl der Fünfte mit den Vätern derselben zu Gent verfahren wäre. Diese strengen Ansichten erhielten Unterstützung vom Kardinal Espinosa, der sowohl Rathspräsident, als Inquisitor war, und wahrscheinlich die von den Reformirten der Inquisition angethane Beleidigung nicht gering anschlug.

---

gern die von Gott geliehene königliche Würde annehmen, aber ihm selbst alle Sorge und Mühe, welche zu dieser Würde gehören, überlassen? Gott würde dies von Eurer Majestät so übel aufnehmen, als Sie thun würden, wenn die von Ihnen in Amt und Ehren eingesetzten Beamten, welche, obschon sie die Aemter annahmen, Ihnen doch selbst alle ihre Arbeit zu thun überließen! Eine Beleidigung Gottes ist eine unbedachte Handlung, welche sowohl den Leib, wie die Seele verderben muß." Gachard, Correspondance de Philippe II., tome II., Rapport, p. XLVIII.

Jeder der großen Führer empfahl die seinem Charakter am meisten zusagenden Maßregeln, in der Erwartung, daß, wenn sie die Oberhand gewännen, seine persönlichen Dienste zur Ausführung derselben erfordert werden würden. Wäre der friedliche Weg betreten worden, würde Feria, oder noch wahrscheinlicher Ruy Gomez mit der Leitung der Angelegenheiten betraut worden sein. Auch baten die immer noch in unfreiwilliger Gefangenschaft zu Madrid zurückgehaltenen beiden Edlen, Montigny und Bergen, den König dringend, daß er den Fürsten von Eboli schicken möge, weil derselbe ein Mann sei, welcher durch seine volksthümlichen Sitten und seine bekannte Umsicht höchst wahrscheinlich die einander gegenüberstehenden Faktionen versöhnen würde. Wenn dagegen gewaltsame Maßregeln ergriffen wurden: wer konnte alsdann wohl besser damit beauftragt werden, als der Herzog, der erfahrenste Feldherr seiner Zeit, selbst?

Gegen seine Gewohnheit soll der König in dem Ministerrathe gegenwärtig gewesen sein und die Debatte mit angehört haben. Er gab seine Ansicht nicht zu erkennen. Allein von seiner gewöhnlichen Vorliebe für Gewaltmaßregeln ließ sich schließen, welcher Seite er sich am wahrscheinlichsten zuneigen werde*).

Schneller, als gewöhnlich, kam Philipp zu einer Entscheidung. Nach einigen Tagen beschied er den Herzog zu sich und sagte ihm, daß er beschlossen habe, ihn sofort an der Spitze einer Armee in die Niederlande zu schicken. Indessen solle dies nur dazu dienen, seiner eignen Ankunft den Weg zu bahnen; denn er würde kommen, sobald als das Land in einem hinreichend geordneten Zustande wäre, um ihn zu empfangen.

Alles war jetzt in Castilien mit den Vorbereitungen zur Reise beschäftigt. Im ganzen Lande wurden Aushebungen gemacht. Man entfaltete einen so großen Eifer, daß sogar die Inquisition und die

*) Die Debatte wird mit hinreichender Genauigkeit sowohl von Cabrera (Filipe Segundo, lib. VII. cap. VII.), wie von Strada (De Bello Belgico, tom. I. p. 338) berichtet. Indessen stimmen sie weder in Bezug auf die anwesenden Personen, noch die gehaltenen Reden überein. Doch ist ihre Nichtübereinstimmung in diesen Einzelheiten keineswegs so überraschend, wie ihre Uebereinstimmung in dem unwahrscheinlichsten Theile ihres Berichtes: die Anwesenheit Philipp's bei der Debatte.

Geistlichkeit bedeutende Summen zur Bestreitung der Kosten einer Unternehmung, welche sie als einen Kreuzzug betrachteten, vorstreckten. Auf der beabsichtigten Marschlinie ließ Philipp in regelmäßigen Entfernungen Proviantmagazine errichten. Dann wurde Befehl gegeben, daß die alten spanischen Garnisonen in der Lombardei, in Neapel, Sicilien und Sardinien nach dem Rendezvous-Platze in Piemont gebracht würden. Hier sollten sie auf den Herzog warten, der ihre Plätze mit den aus Castilien mitgebrachten frischen Rekruten zu ergänzen hatte.

Unterdessen verkündete Philipp fortwährend, daß die Abreise Alva's nur der Vorläufer seiner eigenen sein sollte. Indem er dies an Margaretha schrieb, versicherte er sie, er wolle den Weg zu Wasser machen, und empfahl ihr an, daß sie ein Geschwader von acht Schiffen in Bereitschaft halten möge. Auf ihnen würde er nach Seeland, wo er landen wolle, überfahren. Demgemäß wurden die Schiffe zurechtgemacht. Für die glückliche Reise des Königs wurden Prozessionen veranstaltet und in allen Kirchen Gebete abgehalten. Doch gab es in den Niederlanden manche Leute, welche bemerkten, daß der Monarch in seinem Palast in Madrid wohl schwerlich Gebete zur Abwendung der Seegefahren brauche! Als Woche auf Woche verstrichen, ohne daß Anstalten zu seiner Abreise getroffen wurden, ergaben sich Viele, die in des Königs unmittelbarer Nähe waren, bald demselben Zweifel. Der Nuntius des Papstes schrieb, daß es unmöglich sei, bei den widersprechenden Gerüchten über die Abreise des Königs die Wahrheit herauszufinden. Es sei wohl möglich, die allgemeine Politik Philipp's zu verstehen, allein unmöglich sei es, die besonderen Pläne, nach welchen sie ausgeführt werden sollten, zu errathen. Wenn nun der Schleier, welcher die Absichten des Königs verbarg, so dicht war, daß selbst diejenigen, die seiner Person am nächsten standen, ihn nicht durchdringen konnten: wie können wir, nach einer so langen Zeit, ihn durchblicken zu können hoffen? Doch darf der Geschichtsschreiber des neunzehnten Jahrhunderts manches authentische Dokument lesen, das die Absicht des Königs entschleiert, aber nie den Madrider Hofleuten zu Gesicht kam.

Indeß ist es trotz aller so empfangenen Aufklärung unmöglich zu sagen, ob Philipp es jemals mit seinem vorgegebenen Besuch der Niederlande ernstlich meinte. Wäre dies jedoch je gewesen, so war es sicher

nicht der Fall geweſen, nachdem er ſich für die Sendung Alva's entſchieden hatte. Durch ein körperliches Phlegma, welches ihm jede phyſiſche Anſtrengung erfordernde Unternehmen äußerſt unangenehm machte, war Philipp von ſeinem Vater ſehr verſchieden. Zwar ſchauderte er vor keiner Art ſitzender Arbeit zurück, und konnte, wie der niedrigſte ſeiner Sekretäre, von Morgen bis Mitternacht in ſeinem Zimmer ſich abmühen. Aber eine Reiſe war ein großes Unternehmen. Nachdem er, während der Lebzeiten ſeines Vaters, England und die Niederlande beſucht hatte, reiſte er, wie ſein unbarmherziger Sohn ſtichelte, ſelten weiter, als von Madrid nach Aranjuez, oder von Madrid nach dem Escorial. Etwas ſo Fürchterliches, wie ein Ausflug nach Flandern, der entweder eine anwidernde Reiſe durch ein unfreundliches Land, oder eine nicht weniger unfreundliche Ueberfahrt zu Schiffe in ſich ſchloß, war eine Sache, an die der König unter gewöhnlichen Umſtänden nicht im Traume gedacht haben würde.

Außerdem hatte der gegenwärtige Stand der Dinge an ſich nichts Einladendes, — beſonders für einen Fürſten von Philipp's Charakter. Nie gab es einen auf ſeine Autorität eiferſüchtigeren Fürſten, als ihn, weßhalb die Unziemlichkeiten, denen er bei dem unruhigen Zuſtande des Landes ausgeſetzt ſein konnte, noch zu der in ſeiner Körperbeſchaffenheit liegenden Trägheit, um ihn von der Reiſe zurückzuſchrecken, verſtärkend hinzukommen mochten.

Wenn alſo Philipp (falls er je im Entfernten an eine Reiſe in die Niederlande dachte) ſeiner natürlichen Gewohnheit des Hinausſchiebens nachgab, ſo iſt es unter dieſen Umſtänden nicht zu verwundern. Die Beſchwerlichkeiten einer Winterreiſe, die nothwendige Zuſammenberufung der Cortes und das Ordnen der Angelegenheiten des Königreichs, ſeine verlängerte Krankheit, lieferten eben ſo viele Vertheidigungsgründe, um die ungelegene Reiſe, bis eine paſſende Zeit dazu käme, zu verſchieben.

Daß er aber ſo kräftig verſicherte, es ſei ſeine Abſicht, nach den Niederlanden zu gehen, läßt ſich gewiſſermaßen dadurch erklären, daß er ſeine Ehre bei denen retten wollte, welche die Reiſe als durch die gegenwärtige Lage geboten zu betrachten ſchienen. Dann mag er es auch für klug angeſehen haben, den Gedanken an einen Beſuch der

Niederlande wach zu halten, damit er die Zügellosigkeit des Volkes niederhielt. Denn ohne Zweifel hielt er dieselbe dadurch bis zu einem gewissen Grade nieder, indem die Leute glaubten, daß sie bald durch den König in eigner Person für ihre Uebelthaten zur Rechenschaft gezogen werden würden. Jedenfalls hat das Betragen Philipp's und die in seinen Briefen an Margaretha für den Aufschub angeführten Gründe viel mit dem gemein, was uns unter ähnlichen Umständen durch den römischen Geschichtsschreiber von Tiberius berichtet wird.

Den funfzehnten April 1507 hatte Alva in Aranjuez seine letzte Audienz bei Philipp. Unmittelbar darauf reiste er nach Carthagena ab, wo unter dem genuesischen Admiral Doria eine Flotte von sechsunddreißig Schiffen vor Anker lag, um ihn aufzunehmen. Da die Truppen nicht gleich ankamen, mußte er einige Zeit warten. Unterdessen erhielt er vom Hofe seine Ernennung als Oberbefehlshaber und besondere Instruktionen über die in den Niederlanden zu befolgende Politik. Letztere waren so genau, daß der Herzog, ungeachtet des großen Umfangs seiner Vollmachten, sich brieflich bei seinem Herrn über den ihm bewiesenen Mangel an Vertrauen beschwerte und erklärte, daß er selbst unter dem Kaiser nie durch so in's Einzelne gehende Instruktionen gebunden worden wäre. Wer den Charakter Philipp's studirt hat, wird das ohne Schwierigkeit glauben.

Den siebenundzwanzigsten April lichtete die Flotte die Anker; da sie jedoch einige Tage an verschiedenen Plätzen an der catalonischen Küste aufgehalten wurde, erreichte sie den genuesischen Hafen Savona nicht vor dem siebzehnten des nächsten Monats. Als der Herzog an Bord ging, war er krank, und die Reise gereichte seiner gichtischen Konstitution nicht zum Vortheil. Doch lehnte er nicht die Gastfreundschaftsbezeigungen ab, welche die genuesischen Edlen ihm, dem spanischen Befehlshaber, zu erweisen suchten. Albuquerque, der Vicekönig von Mailand, und Gesandte aus verschiedenen italienischen Provinzen, welche dem militärischen Repräsentanten des spanischen Monarchen ihren Respekt bezeigen wollten, machten ihm zu Asti die Aufwartung. Da jedoch die Gicht, an welcher Alva litt, durch einen Anfall vom Tertianerfieber verschlimmert wurde, sah er sich genöthigt, eine Woche oder drüber das Bett zu hüten.

Unterdeſſen waren die Truppen an den feſtgeſetzten Rendezvous eingetroffen. Sobald ſich der Herzog daher beſſer fühlte, beeilte er ſich, eine Revue über ſie abzuhalten. Sie beliefen ſich zuſammen auf etwa zehntauſend Mann, wovon nicht ganz dreizehnhundert die Kavallerie bildeten. Aber, obwohl klein an Zahl, waren ſie doch ein auserleſener Truppenkörper, wie in ganz Europa ſchwerlich ein zweiter zu finden war. Beſonders beſtand die Infanterie meiſtens aus Spaniern: — aus Veteranen, die ſich unter dem Banner Karl's des Fünften an's Siegen gewöhnt hatten und von denen viele unter den Augen Alva's ſelbſt zum Kriegerſtande herangebildet worden waren. Einen ſolchen kompakten und dergeſtalt disciplinirten Truppenkörper zog er einem jeden andern vor, der ſich wegen der durch ſeine Größe verurſachten Schwerfälligkeit weniger für einen ſchnellen Marſch über die Berge geeignet hätte*).

Neben den Gemeinen gab es darunter viele Edelleute und Kavaliere von hohem Stande, welche, da ſie der Ruhe überdrüſſig waren, herbeikamen, um unter einem ſo berühmten Führer, wie der Herzog von Alva, friſche Lorbeeren zu pflücken. Unter dieſen war Vitelli, Marquis von Cetona, ein florentiniſcher Krieger, der zwar als Soldat einen großen Ruhm beſaß, aber, obſchon er ſich jetzt gleichſam an einem Religionskriege betheiligte, für ſo gleichgültig gegen jede Religion galt, daß ein launiges Epitaphium auf dieſen Skeptiker ihm völlig eine Seele abſpricht**). Ein anderer von dieſen Freiwilligen war Mondragone, ein Veteran aus der Zeit Karl's des Fünften, deſſen ritter-

*) Ein edelmüthiger caſtiliſcher Geſchichtsſchreiber zollt dieſer kleinen Armee in ein Paar Zeilen überſchwengliches Lob: „Los Soldados podian ser Capitanes, los Capitanes Maestros de Campo, y los Maestros de Campo Generales. Hechos de Sancho Davila (Valladolid, 1713) p. 26.

Der ritterliche Brantôme, welcher dieſe Truppen auf ihrem Marſche durch Lothringen ſah, verweilt mit Entzücken bei ihrem tapfern Ausſehn und ihrer glänzenden Kleidung. „Tous vieux et aguerrys soldatz, tant bien en poinct d'habillement et d'armes, la plupart dorées, et l'autre gravées, qu'on les prenoit plustost pour capitaines que soldats. (Oeuvres, tome I. p. 60.)

**) „Corpus in Italia est, tenet intestina Brabantus;
Ast animam nemo. Cur? quia non habuit.“
Borgnet, Philippe II. et la Belgique, p. 60.

licher Charakter nicht mit jenen Gräuelthaten und Räubereien, die gewöhnlich dem Kavalier des sechszehnten Jahrhunderts vorgeworfen wurden, befleckt war. Das in einem Feldzuge, wie dem gegenwärtigen, besonders schwierige Amt des Kommissariats war einem erfahrenen spanischen Offizier, Namens Ibarra, anvertraut. Der Herzog von Savoyen hatte dem Alva einen ausgezeichneten Ingenieur, Namens Paciotti, geschickt, dessen Dienste bei der Errichtung von Festungen in den Niederlanden sich als sehr wichtig erwiesen. Alva hatte auch seine beiden Söhne, Friedrich und Ferdinand von Toledo, mit sich genommen. Der letztere war ein außereheliches Kind, für welches der Vater so viel Liebe zeigte, wie seine rauhe Natur für irgend Jemanden fühlen konnte. Diesem Ferdinand hatte er das Kommando der meistens aus Italienern zusammengesetzten Kavallerie übergeben*).

Nachdem der Herzog Revue über sein Heer abgehalten hatte, theilte er dasselbe in drei Divisionen. Dies that er, um auf seinem langen, beschwerlichen Marsche besser für ihren Unterhalt sorgen zu können. Die Divisionen waren einen Tagemarsch von einander entfernt, so daß eine jede in der Nacht dieselben Quartiere besetzte, welche die Nacht vorher von der ihr vorhergehenden Division eingenommen worden waren. Alva selbst führte den Vortrab**).

---

*) Begreiflicherweise stimmen nicht zwei Schriftsteller über die Größe des Alva'schen Heeres mit einander überein. Die genauen Angaben des Betrags der ganzen Armee, sowie einer jeden Kompagnie und der Namen der sie kommandirenden Offiziere finden sich in den Documentos Inéditos (tom. IV. p. 382). Daraus erhellt, daß die genaue Zahl der Kavallerie 1250 und der Infanterie 8800 war, was zusammen 10,050 macht.

**) Ein Alva's Expedition verherrlichendes Gedicht in ottava rima aus der Feder eines gewissen Balthasar de Vargas erschien im folgenden Jahre zu Antwerpen. Eine einzige Stanze, welche dieser Barde der Verproviantirung der Armee widmet, wird wahrscheinlich hinreichen, um dem Leser den Geschmack zu verleiden: —

„Y por que la Savoya es montañosa,
Y a de passar por ella las legiones,
Seria la passada trabajosa
Si a la gente faltassen provisiones,
El real comissario no reposa,
Haze llever de Italia municiones
Tantas que proveyo todo el camino
Que jamas falto el pan, y carno, y vino."

Indem er ſeine Bewegungen auf ſeinem Marſche über die Berge nicht erſchweren wollte, verzichtete er auf die Artillerie. Aber er gebrauchte etwas damals für den Krieg ganz Neues. Einer jeden Infanteriekompagnie war eine Abtheilung Truppen beigeſellt, welche ſchwere, mit Stützen verſehene Flinten führte. Dieſe Art Feuergewehre war bisher bloß bei der Vertheidigung von Feſtungen angewandt worden. Aber durch dieſe tragbaren Geſtelle wurden ſie für zweckmäßig zum Felddienſt erachtet und kamen daher nach dieſer Zeit allgemein in Gebrauch. Deßhalb kann die Einführung derſelben durch Alva als ein ziemlich bedeutendes Ereigniß in der Geſchichte der Kriegskunſt angeſehen werden.

Alva hatte ſich vorgenommen, die Marſchroute über den Berg Cenis, denſelben, über welchen Hannibal bei der Ueberſchreitung der großen Gebirgsmauer vor ungefähr achtzehnhundert Jahren ging, einzuſchlagen*). Wenn auch dieſer Weg weniger fürchterlich als in den Tagen des Karthaginienſers war, ſo war er doch bei Weitem nicht ſo gangbar, wie er es für den Soldaten oder Touriſten heutzutage iſt. Steile, felſige, mit Waldungen bedeckte Anhöhen, wo der Winterſchnee ſich bis in die Mitte Juni hält; unermeßliche Tiefen, in welchen ſich das durch die Sturzbäche herabgewaſchene Gebröckel aufgehäuft hat; Pfade, die nur ſelten von dem Jäger und ſeinem Wilde betreten wurden und einen gefährlichen Steig am Rande ſchwindelerregender Abgründe darboten; lange und gewundene Bergwege, wo eine Handvoll Leute eine Armee aufhalten können und wo von den Anhöhen ringsherum Verderben auf das Haupt herabrollt: — das waren die Hinderniſſe, welche ſich Alva

*) So ſagt Schiller (Abfall der Niederlande, S. 363) und Cabrera (Filipe Segundo, lib. VII., cap. 15.) et auct. al. Allein jeder Schulknabe weiß, daß Nichts weniger ausgemacht iſt, als der von Hannibal über die Alpen eingeſchlagene Weg. Die beiden älteſten Autoritäten, Livius und Polybius, ſind darüber verſchiedener Meinung, und es iſt immer ſeitdem eine unbeantwortete Frage geblieben. Ja, neuere Forſcher neigen ſich einer ganz andern Marſchroute über den kleinen St. Bernhard zu. Der Weg Hannibal's bildet den Gegenſtand einer niedlichen Abhandlung in Gibbon's Journal, als ſich der junge Geſchichtsſchreiber noch zu der großen Aufgabe reiferer Jahre heranbildete. Sein Bedenken, ſich, nachdem er die Gründe für und wider erwogen, ſchließlich für die eine Meinung zu entſcheiden, iſt für ſeinen ſkeptiſchen Geiſt ausnehmend charakteriſtiſch.

und ſeinen Leuten entgegenſtellten, als dieſelben ihren Weg durch ein Land, deſſen Einwohner den Spaniern nicht hold geſinnt waren, antraten.

Da die Marſchroute nicht ſehr weit von Genf, jenem Bollwerke der Reformatoren, entfernt lag, hätte Pius der Fünfte den Herzog gern dazu überredet, von ſeinem Wege abzuſchweifen und — wie der chriſtliche Vater zu ſagen geruhte — dieſes „Neſt von Teufeln und Apoſteln" auszurotten. Die Einwohner von Genf waren über die in Ausſicht ſtehende Invaſion in großer Unruhe und gingen ihre hugenottiſchen Glaubensbrüder um Hülfe an. Der Prinz von Condé und der Admiral Coligny — die Führer dieſer Partei — erboten ſich, für den franzöſiſchen Monarchen funfzigtauſend Mann auf die Beine zu bringen, damit über ſeine alten Feinde, die Spanier, herzufallen und dieſelben in den Gebirgspäſſen abzuſchneiden. Aber Karl der Neunte begriff ohne viele Mühe den geheimen Gedanken dieſes Vorſchlages. Obſchon er den Spaniern nicht ſehr geneigt war, hegte er doch noch weniger Zuneigung für die Reformirten. Daher beſchied er das Anerbieten der hugenottiſchen Führer abſchläglich, indem er hinzufügte, daß er Frankreich ohne ihre Hülfe zu ſchützen im Stande ſei*). Deßhalb waren die Genfer darauf angewieſen, ſich ſelbſt zu vertheidigen. Doch erſtarkte ihr Muth dadurch, daß ihnen ihre Landsleute von Bern Hülfe verſprachen. Denn die ganze waffenfähige Mannſchaft dieſer Bergvölker ſtand unter Waffen, bereit, einen Angriff der Spanier, während des Marſches derſelben durch das Land, auf ihr eignes Gebiet oder auf dasjenige ihrer Verbündeten zurückzuweiſen. Allein das war unnöthig. Obſchon Alva ſechs Stunden von Genf vorbeimarſchirte und die Forderung des Papſtes durch den Herzog von Savoyen warm unterſtützt wurde: hielt es der ſpaniſche General doch nicht für klug, dem zu willfahren. Er erklärte vielmehr, daß ſich ſeine Sendung

*) Die Hugenotten gingen ſogar ſo weit, daß ſie die Reformirten in den Niederlanden zu bewegen ſuchten, ſich zu ihnen zu geſellen, und den Herzog auf ſeinem Marſche durch Savoyen anzugreifen. Ihre Abſichten ſind in einem Werke dargethan, das zwar in den Provinzen ſehr verbreitet war, aber verfehlte, das Volk zum Abſchütteln des ſpaniſchen Jochs zu erheben. Siehe Vandervynckt, Troubles des Pays-Bas, tome II. p. 194.

bloß auf die Niederlande erstreckte. Deßhalb marschirte er, ohne sich nach rechts oder links zu kehren, geradewegs seinem Ziele zu und war bloß darauf bedacht, aus den gefährlichen Pässen, wo er zu seinem offenbaren Nachtheil von einem Feinde angefallen werden konnte, so schnell als möglich heraus zu kommen.

Doch waren die zu überwindenden Schwierigkeiten so groß, daß er erst nach Verlauf von vierzehn Tagen seinen Fuß auf die freundlichen Gefilde Burgunds — denjenigen Theil des alten Herzogthums, welcher die Autorität Spaniens anerkannte, — zu setzen vermochte. Hier erhielt er eine ihm willkommene Truppenverstärkung von vierhundert Mann Reiterei, der Blüthe der burgundischen Ritterschaft. Während er durch Frankreich marschirte, begleitete ihn eine französische, ungefähr sechstausend Mann starke Observationsarmee, welche, ohne daß sie irgendwie Hindernisse in den Weg gelegt hätte, sich in paralleler Richtung bloß etwa sechs oder sieben (französische) Stunden weit von der von den Spaniern verfolgten Straße bewegte.

Bald nachdem Alva Lothringen betreten hatte, kam zu ihm der Herzog dieser Provinz, schien ihn mit jeder Höflichkeit behandeln zu wollen und ließ ihm eine fürstliche Bewirthung zu Theil werden. Nach einem kurzen Aufenthalte trat der spanische General wieder seinen Weg an und überschritt den achten August die niederländische Gränze*).

Sein langer, beschwerlicher Marsch war ohne Unfall und fast ohne eine ordnungswidrige Handlung von Seiten der Soldaten zurückgelegt worden. Man hatte Niemandes Eigenthum geplündert. Keine Hütte eines Bauern war verletzt worden. Ruhig hatte das Vieh auf den Feldern grasen, in Sicherheit die Schafe über die Weideplätze der Berge wandern dürfen. Nur eine einzige Ausnahme ist erwähnt: — daß drei Soldaten, als die Armee durch Lothringen marschirte, ein oder zwei einzeln laufende Schafe aufgriffen. Aber bald wurden sie für ihre Missethat zur schweren Rechenschaft gezogen. Denn, als Alva die von ihnen begangene Handlung erfuhr, verurtheilte er sie zum

*) Chronologische Genauigkeit lag dem Chroniker des sechszehnten Jahrhunderts fern. Bei der Verwirrung der Zeitangabe über Alva's Bewegungen habe ich mich so viel als möglich an seine eignen Depeschen gehalten. Siehe Documentos Ineditos, tomé IV. p. 349 sq.

Galgen. Auf die Verwendung des Herzogs von Lothringen wurde die Strafe vom spanischen Befehlshaber insofern gemildert, als von den dreien nur einer, der durch's Loos gewählt worden war, schließlich hingerichtet wurde.

Die bewundernswerthe Disciplin unter den Soldaten Alva's trat um so mehr hervor, da in jenem Zeitalter der Name Soldat mit dem Namen Plünderer synonym war. Es trug damals wenig aus, ob die Marschlinie durch Freundes- oder Feindesland ging. Ueberall war der vertheidigungslose Bauer die Beute des Kriegers, und der General, welcher hierdurch den rückständigen Sold bezahlt machte, that, als ob er die von seinen Leuten verübten Frevel nicht bemerkte.

Was die Subordination der Truppen im gegenwärtigen Falle noch bemerkenswerther machte, war die große Anzahl hinter dem Heere folgender Lagernachzügler, die namentlich aus Courtisanen bestanden. Die letzteren waren in so großer Anzahl vorhanden, daß sie, in Bataillons und Kompagnien eingetheilt, unter ihren bezüglichen Bannern marschirten und, wie die Soldaten, in eine Art militärische Organisation gebracht waren*).

Der Herzog scheint um die Sittlichkeit seiner Soldaten so unbekümmert gewesen zu sein, wie er um ihre Disciplin besorgt war. Vielleicht wollte er durch die Gelindigkeit in dem einen Punkte die Strenge in dem andern aufwiegen.

Es war für Alva von der größten Wichtigkeit, daß seine Soldaten keine Vergehen begingen und daß sie nicht mit den gefährlichen Völkern, durch deren Land er zu marschiren hatte, in Händel geriethen; denn die Landeseinwohner hätten ihn wegen ihrer Kenntniß des Bodens und ihrer Ueberlegenheit an Zahl leicht überwältigen können. Glücklicherweise war er vor dem Antritt seiner Reise genug gewarnt worden, um auf seiner Hut zu sein. Die Folge war, daß er über seine Leute eine solche Herrschaft erlangte und eine so vollkommene Disciplin aufrecht erhielt, daß er die allgemeine Bewunderung seiner Zeitgenossen erregte,

*) Meteren, Hist. des Pays-Bas, fol. 52. — Indem der alte Brantôme diese Amazonen, die so schön und tapfer wie Prinzessinnen aussehen, betrachtet, geräth er in Feuer! „Plus il y avoit quatre cents courtisanes à cheval, belles et braves comme princesses, et huict cents à pied, bien en point aussi“ Oeuvres, tome I. p. 62.

und daß sein Marsch nach den Niederlanden zu den merkwürdigsten Ereignissen jener Periode gehört.

Zu Thionville machten Barlaimont und Noircarmes dem Herzoge die Aufwartung. Beide kamen, um ihn im Namen der Regentin zu begrüßen und sich zu gleicher Zeit seine Vollmachten vorzeigen zu lassen. Am nämlichen Orte und auf dem Wege nach der Hauptstadt zu erschienen, um ihm ihren Respekt zu bezeigen, mehrere flamändische Adelige. Unter ihnen war Egmont mit einem Gefolge von vierzig Untergebenen. Als derselbe vor den Herzog trat, rief dieser einem seiner Offiziere zu: „Hier kommt ein großer Ketzer!" Da diese Worte zufällig von Egmont gehört wurden, zögerte derselbe einen Augenblick; denn er war begreiflicherweise von der Bemerkung, die für jeden Andern eine hinreichende Warnung gewesen sein würde, betroffen. Allein Alva beeilte sich, den durch seinen unachtsamen Ausruf verursachten übeln Eindruck dadurch zu verwischen, daß er Egmont mit so großer Herzlichkeit empfing, daß der verblendete Edle sich wieder beruhigte und die gehörten Worte für bloßen Scherz nahm. Vor seiner Abreise beschenkte ihn der Herzog noch mit zwei schönen Pferden. — So lautet die etwas sonderbare Geschichte. Sie wird uns von einer Quelle berichtet, die man als glaubwürdig anerkennen muß.

Bald nachdem der Herzog in das Land gekommen war, schickte er den größeren Theil seines Heeres nach den vorzüglichsten Städten ab, um die daselbst als Besatzungen stationirten wellonischen Truppen, denen weniger als den spanischen Veteranen zu trauen war, abzulösen. Mit der mailändischen Brigade schlug er den Weg nach Brüssel ein, wo er den 22. August eintraf. Hier wurde er bei seinem Einzuge keineswegs mit Beifallsgeschrei begrüßt. Niemand kam ihm entgegen, und die Stadt schien wie von Menschen verlassen. Er begab sich geradenwegs nach dem Palaste, um sich der Regentin vorzustellen. Am Thore fand zwischen seinen Hellebardirern und der aus Bogenschützen bestehenden Leibwache Margarethens, die den Spaniern den Eingang nicht erlauben wollten, ein Streit statt. Der Herzog selber wurde nach dem Bettzimmer der Herzogin geführt, wo sie gewöhnlich Audienz zu ertheilen pflegte. Hier stand sie mit einigen flamändischen Edlen

und blieb unbeweglich in dieser Stellung, ohne einen einzigen Schritt vorwärts zu thun, um ihren Besuch zu empfangen.

Während der ganzen Unterredung, welche eine halbe Stunde dauerte, blieben beide Theile stehen. Obschon Margaretha den Herzog ersuchte, sich zu bedecken, hielt er doch die meiste Zeit hindurch den Hut in der Hand. Die verwunderten Zuschauer der Konferenz ergötzten sich damit, daß sie das höfliche und selbst unterwürfige Benehmen des stolzen Spaniers mit der kalten Zurückhaltung und dem majestätischen Verhalten der Herzogin verglichen. Beim Schlusse der Zusammenkunft zog sich Alva nach seiner Wohnung ins Lulemborg'sche Haus zurück. Wie man sich erinnern wird, war das der nämliche Ort, wo die Geusen, als sie ihren Besuch in Brüssel abstatteten, ihr denkwürdiges Bankett abhielten.

Auf das Ersuchen des Staatsraths übermachte der Herzog von Alva am folgenden Morgen diesem Körper eine Abschrift seiner Vollmacht (datirt vom ersten Dezember 1566). Kraft dieser war ihm der Titel General-Capitän übertragen und er hatte in dieser Eigenschaft die höchste Controlle in allen militärischen Angelegenheiten auszuüben. Durch eine andere, zwei Monate später datirte Vollmacht wurde seine Gewalt beträchtlich erweitert. Das Land wurde als im Zustande des Aufruhrs befindlich erklärt; da gelindere Mittel es nicht hätten zum Gehorsam zurückführen können, sei es nothwendig, mit den Waffen einzuschreiten. Demgemäß wurde dem Herzoge befohlen, dem widerspänstigen Volke den Krieg zu machen und es zu unterwerfen. Ferner sollte er die Ursachen der neulichen Unruhen untersuchen und die verdächtigen Individuen vor Gericht ziehen. Dazu besaß er volle Gewalt zu strafen oder zu begnadigen, wie es ihm für die öffentliche Wohlfahrt am besten dünkte.*) Endlich wurde drei Monate später, den ersten März 1567, eine dritte Vollmacht ausgefertigt. Ihr Inhalt setzt

*) Dieser zweiten Vollmacht (datirt vom 31. Januar 1567) war ein ebenfalls von Philipp unterzeichnetes Dokument beigefügt, das zum Zweck zu haben schien, die dem Herzog verliehene Gewalt genauer zu bestimmen. Das geschieht auf eine so freigebige Weise, daß man sagen kann, das Dokument habe seine Gewalt verdoppelt. Beide Aktenstücke, deren Originale zu Simancas aufbewahrt worden, sind in die Documentos Inéditos (tom. IV. p. 338—396) aufgenommen worden.

noch mehr, als derjenige der beiden vorhergehenden, in Erstaunen, denn sie kann in der That die früheren völlig aufzuheben scheinen.

In den früheren Schreiben war der Herzog noch ersucht, sich der Regentin unterzuordnen, so daß ihre Macht für ungeschmälert erklärt wurde. Aber kraft dieser letzten Vollmacht wurde er mit der höchsten Controlle sowohl in Civilsachen als in militärischen Angelegenheiten bekleidet, und Personen jeden Standes, die Regentin mit eingeschlossen, waren ermahnt, seinen Befehlen wie denen des Königs zu gehorchen. Eine derartige Vollmacht, welche die Regierung des Landes in die Hände Alva's legte, kam einer Entlassung Margarethens gleich. Der ihr noch bleibende Titel „Regentin" war leerer Schein. Auch konnte man nicht annehmen, daß sie in einem Lande, über welches sie so lange geherrscht hatte, ein machtloses Scepter zu führen sich begnügen würde.

Es ist interessant zu beobachten, wie Philipp den Alva nach und nach von dem Range eines General-Capitäns der Armee zur höchsten Autorität des Landes erhebt. Es könnte scheinen, als ob der König seine Macht zu lieb hatte, als daß er sie ohne Weiteres auf einen Anderen übertrug, und daß es erst allmäliger Anstrengungen und der mehr und mehr aus der Sachlage hervorgehenden Ueberzeugung von der Nothwendigkeit eines solchen Schrittes bedurfte, um ihn zu bewegen, die Regierung in die Hände Alva's zu legen.

Man kann unmöglich sagen, ob der Herzog den Staatsrath mit der vollen Ausdehnung seiner Gewalten bekannt machte, oder ob er, wie es wahrscheinlicher ist, diesem Körper bloß seine beiden ersten Vollmachten mittheilte. Wenigstens scheinen die Mitglieder des Raths nicht auf die Entfaltung so großer Macht, die selbst über die von Margarethen ausgeübte noch hinausging, vorbereitet gewesen zu sein. Weil Philipp dies wußte, kleidete er in mehr als einem Falle die Sprache der Schreiben in Ausdrücke, welche die Eifersucht seiner Schwester nicht verwunden sollten. Doch war dieser Kunstgriff so handgreiflich, daß er wahrscheinlich die entgegengesetzte Wirkung that. Wenigstens suchte Margaretha ihren Aerger nicht zu verbergen, sondern sprach offen von der ihr vom König angethanen Beleidigung und sagte, sie sei entschlossen, die Regierung niederzulegen.

Indem sie die meiste Zeit mit Jagen verbrachte (denn sie liebte diesen männlichen Zeitvertreib über die Maßen), kümmerte sie sich wenig um die Regierungsgeschäfte. Sie drohte sogar, daß sie zum Vergnügen im Lande herumreisen und die öffentlichen Angelegenheiten sich selbst überlassen werde, bis sie die Erlaubniß des Königs, zurückzutreten, erhielte. Von diesem Plane wurde sie von Armenteros, ihrem Sekretär, geheilt, der, indem er den Mantel nach dem Winde hing, bald nach Alva's Ankunft das Bestreben, sich bei dem neuen Gouverneur beliebt zu machen, zeigte. Andere Anhänger Margarethens waren nicht so geschmeidig. Einige hohe Angestellte gaben ihr Mißfallen über die Anwesenheit der Spanier, von denen sie nichts Gutes für das Land weissagten, unverholen zu erkennen. Margarethens Beichtvater trug kein Bedenken, in einer vor der Regentin gehaltenen Predigt die sämmtlichen Spanier „Schufte, Verräther und Jungfernräuber" zu nennen. Obwohl die Herzogin auf die Vorstellung des loyalen Armenteros hin bewogen wurde, den Ehrenmann in sein Kloster zurückzusenden; so war, weil Margaretha den Prediger in so warmen Ausdrücken empfahl, doch klar, daß sie über seine Predigt keineswegs böse war.

Der Herzog machte sich aus dem Hasse der flamändischen Herren wenig.*) Anders war es mit ihm in Bezug auf die Regentin der Fall. Gern hätte er ihren Zorn besänftigt; daher er trotz ihrer Kälte seinen Stolz beugte und in seinem Benehmen eine Unterwürfigkeit zeigte, welche seinem Charakter hart ankommen mußte. Zur Bezeigung seines Respekts schlug er vor, ihr sogleich einen zweiten Besuch, und zwar, wie ihrem Range gebührte, in großem Staate abzustatten. Allein, indem sich Margaretha zu unwohl stellte oder fühlte, um ihn zu empfangen, lehnte sie seinen Besuch einige Tage ab und gestattete ihm zuletzt, vielleicht um ihn desto mehr zu ärgern, bloß eine Privataudienz in ihrem eigenen Zimmer.

*) Doch war Gefahr vorhanden, wenn, wie Armenteros den Herzog warnte, es das Leben riskiren hieß, wofern er sein Haus verließ. „Tambien me ha dicho Tomás de Armenteros, que diga al Duque de Alba, que en ninguna manera come fuera de su casa, porque si lo hace será con notable peligro de la vida."

Doch bewies ſie bei dieſer Zuſammenkunft mehr Herablaſſung als zuvor, und ging ſogar ſo weit, daß ſie den Herzog verſicherte, daß es Niemanden gäbe, deſſen Ernennung ihr hätte angenehmer ſein können. Darauf ließ ſie die plumpe Frage fallen, warum er denn überhaupt gekommen wäre? Alva verſetzte, daß, da ſie oft ihren Wunſch nach einer genügenderen militäriſchen Macht zu erkennen gegeben hätte, er gekommen wäre, um ihr in der Ausführung ihrer Maßregeln behülflich zu ſein und vor der Ankunft Seiner Majeſtät im Lande Ruhe herzuſtellen. Da die Herzogin annahm, daß ſie dieß bereits ohne ſeine Hülfe gethan hätte, konnte ihr dieſe Antwort ſchwerlich gefallen.

Das Geſpräch kam auf die Einquartierung der Truppen. Alva ſchlug vor, eine ſpaniſche Garniſon nach Brüſſel zu legen. Margaretha widerſetzte ſich zwar dieſem Vorſchlage energiſch; aber Alva blieb unbeugſam. Brüſſel ſei die königliche Reſidenz, und die Ruhe der Stadt könne bloß durch eine Garniſon geſichert werden. „Wenn die Leute murren," ſchloß er, „ſo ſagen Sie ihnen, daß ich ein eigenſinniger Mann bin, der entſchloſſen iſt, ſeinen Willen durchzuſetzen. Ich nehme gern die ganze Gehäſſigkeit der Maßregel auf mich." Indem ihr Alva auf dieſe Weiſe opponirte und ſie, wo es ſich um die eigentliche Macht handelte, immer ihre Unterordnung fühlen ließ, empfand Margaretha die Erniedrigung ihrer Lage jetzt ſogar noch mehr als zuvor. Wie wir ſahen, war die Ernennung Alva's von vornherein für die Herzogin eine Quelle bittern Aergers geweſen. Kurz nachdem Philipp den Herzog in die Niederlande in der Eigenſchaft eines General-Capitäns zu ſenden ſich entſchloſſen hatte, machte er im Dezember 1566 ſeinen Entſchluß Margarethen bekannt. Wie ſie hätte ſehen können, ſagte er, ſei er wegen der Wahl eines Befehlshabers ſehr verlegen geweſen, und er habe die Ernennung bloß getroffen, weil ſie ihm die Nothwendigkeit, daß Jemand den militäriſchen Oberbefehl übernehmen müſſe, vorgeſtellt habe. Indeß ſollte Alva nur ihm den Weg bahnen, ein Heer an der Grenze ſammeln, Beſatzungen errichten und, bis er ſelbſt käme, den Truppen Disciplin einſchärfen. Sorgfältig vermied Philipp, um ſeine Schweſter nicht zu erſchrecken, jede Anſpielung auf die außerordentliche, dem Herzoge zu verleihende Macht, ſo daß dieſer nur auf ihr Anrathen und

als ihrer Autorität untergeordnet zu kommen schien. — Margaretha wußte recht gut, daß Alva nicht der Mann dazu war, sich Jemandem unterzuordnen. Aber, welche bösen Ahnungen sie auch haben mochte, so verrieth sie dieselben Philipp doch kaum in ihrer Antwort, als sie im folgenden Februar 1567 an den König schrieb, „sie wäre sicher, daß er nie so ungerecht sein und etwas für die Interessen des Landes Nachtheiliges thun würde, wie die Uebertragung der ihr verliehenen Macht auf einen Andern sein müßte."

Vielleicht wurde die Regentin durch die Ernennung Alva's zu den außergewöhnlichen Mitteln, welche die Wiederherstellung der Ruhe im Lande bezweckten, angetrieben. Nachdem sie hiermit fertig war, sprach sie ihre Meinung offener gegen ihren Bruder in einem vom 12. Juli 1567 datirten Briefe aus. „Der Name Alva sei in den Niederlanden so verabscheut, daß er allein hinreiche, die spanische Nation verhaßt zu machen. Sie hätte nie glauben können, daß der König eine solche Ernennung, ohne sie zuvor zu Rathe zu ziehen, treffen würde." Indem sie alsdann auf die neulich aus Madrid erhaltenen Befehle anspielt, offenbart sie ein großes Widerstreben, die strenge Politik Philipp's auszuführen. Doch muß man gestehen, daß dieses Widerstreben weniger von dem Charakter dieser Maßregeln, als von der Schwierigkeit der Ausführung derselben hergerührt zu haben scheint.

Als die Herzogin erfuhr, daß Alva in Italien war, schrieb sie an ihn ebenfalls; denn sie hoffte, daß sie noch so spät ihn durch die Versicherung zurückhalten könne, daß die Unruhen vorüber wären und daß seine Ankunft an der Spitze einer Armee bloß die Erneuerung derselben zur Folge haben müßte. Allein der Herzog machte sich marschfertig, über die Alpen zu gehen. Es wäre ebenso leicht gewesen, die herabrollende Lawine aufzuhalten, als das Herbeikommen dieses „Mannes der Bestimmung" zu hemmen.

Der kalte Empfang, welchen Margaretha dem Herzoge bei seiner Ankunft in Brüssel zu Theil werden ließ, offenbarte ihre Gefühle. Die Ausdehnung seiner Macht bis zu einem Grade, wie sie nicht erwartet hatte, trug nicht dazu bei, ihren Zorn zu besänftigen, und das Ergebniß der darauf folgenden Unterredung machte vollends das Maß

ihrer Entrüstung voll. Wenn man auch die äußere Form wahrte, war es doch klar, daß die Macht auf andere Hände übergegangen war. Sie schrieb auf der Stelle an Philipp und ersuchte ihn, oder forderte vielmehr, daß sie das Land unverzüglich möge verlassen dürfen.

„Wenn er wirklich so sehr für ihr Wohl und ihren Ruf besorgt gewesen wäre, wie er sagte, würde er ihr von der Regierung abzutreten erlaubt haben, ehe er sie in Rangstreitigkeiten mit einem Manne, wie dem Herzog von Alva, versetzt hätte. Denn dieser folgte, ohne auf sie die geringste Rücksicht zu nehmen, in jeder Sache seinem eigenen Kopfe. Daß sie vom Könige auf eine solche Weise behandelt würde, verletzte sie im Innersten der Seele."

Vielleicht gereichte es Margarethen einigermaßen zum Troste, daß sie in ihrer Abneigung gegen den Herzog die ganze Nation auf ihrer Seite hatte. Früher schon — in der Zeit Karl's des Fünften — hatte Alva einige Zeit sowohl in Deutschland, wie in den Niederlanden zugebracht; aber sein Charakter hatte daselbst keinen angenehmen Eindruck hinterlassen. Ja, sein übermüthiges Betragen hatte bei einer Etiquettenfrage seinem Herrn sogar einige Verlegenheit bereitet. Als castilischer Grande nämlich besaß Alva das Vorrecht, in der Gegenwart seines Souverains den Hut auf dem Kopfe behalten zu dürfen, und bestand hierauf. Die deutschen Fürsten dagegen, welche über eine solche Anmaßung eines Unterthans empört waren, behaupteten, daß ihre Ordnung ebenso viel als die spanische gälte. Nur mit Mühe begnügte sich der stolze Herzog, sein bestrittenes Vorrecht bis zu seiner Rückkehr nach Spanien aufzugeben.

Eine andere Anekdote hatte einen noch ungünstigeren Eindruck von seinem Charakter hinterlassen. Er hatte nämlich, als Karl in Folge des Aufstandes nach Gent kam, denselben dahin begleitet. Der Kaiser befragte den Herzog um seine Meinung, wie er mit der widerspenstigen Stadt verfahren solle. Augenblicklich antwortete Alva: „Machen Sie dieselbe der Erde gleich!" Ohne zu antworten, nahm Karl den Herzog mit sich auf den Thurm des Schlosses, und als ihre Augen über die unten liegende, weit ausgedehnte Stadt schweiften, fragte ihn der Kaiser mit einer Anspielung auf den französischen Namen Gent (Gant), wie viele spanische Felle erforderlich sein würden, um einen solchen Hand-

schuh (gant) zu machen. Als Alva das Mißfallen seines Herrn bemerkte, steckte er die Lektion stillschweigend ein. Die Erzählung dieser Geschichte — mochte sie nun wahr oder falsch sein — war unter dem flandrischen Volke verbreitet und that ihre Wirkung.

Alva war jetzt sechszig Jahre alt. Es war nicht wahrscheinlich, daß das Alter die Rauhheit seines Wesens gemildert hätte. Wie zu erwarten stand, hatte er sich immer als den unversöhnlichen Feind der Reformpartei in den Niederlanden gezeigt. Er hatte dagegen opponirt, daß der Nation die Abberufung Granvell's zugestanden werden sollte. Die alleinigen Zugeständnisse, welche er Philipp (in einem Briefe vom 21. October 1565) anempfahl, hatten zum Zweck, den Verdacht der großen Herren einzuschläfern, bis der König sie für ihre Missethaten zu blutiger Rechenschaft ziehen könne. Da die allgemeine Tendenz dieser Politik in den Niederlanden vollkommen verstanden wurde, beging die Herzogin keine Uebertreibung, als sie auf den Abscheu, worin er bei dem Volke stand, hinwies.

Sein Verfahren bei seiner Ankunft war nicht geeignet, die Befürchtungen der Nation zu vermindern. Sein erster Akt war, daß er an die Stelle der wallonischen Garnisonen, welche natürlicherweise etwas Sympathie mit ihren Landsleuten hegen konnten, in die großen Städte seine eigenen Truppen, Menschen, für die der Wille ihres Führers das einzige Gesetz war, legte. Sein nächster Schritt war die Errichtung von Festungen unter der Leitung eines der geschicktesten Ingenieurs in Europa. Die Stunde war gekommen, wo, nach dem Ausdrucke des Prinzen von Oranien, seinen Landsleuten von den Spaniern ein Zaum angelegt wurde.

Das Betragen der Soldaten Alva's erlitt eine schlimme Veränderung; denn, während sie auf dem Marsche große Disciplin beobachtet hatten, überließen sie sich jetzt der wildesten Zügellosigkeit. Ein damals lebender Flamänder schreibt: „Ueberall hört man von den Gewaltthätigkeiten der Spanier. Die Konfiskation geht in allen Richtungen vor sich. Wenn ein Mensch Etwas zu verlieren hat, wird er auf der Stelle zu einem Ketzer gemacht.“*) Wenn der

*) Der entrüstete Schreiber unterläßt nicht, der „zweitausend“ Huren, welche

Schriftſteller vielleicht etwas unter dem Einfluſſe ſeiner Furcht ſtand, läßt ſich doch nicht bezweifeln, daß der paniſche Schrecken durch's ganze Land ging.*) Die Leute wanderten zu vielen Tauſenden aus: ſie brachten in andere Länder die Künſte und Gewerbe mit, welche ſo lange der Stolz und die Quelle des Wohlſtandes der Niederlande geweſen waren.**) Die Zurückbleibenden waren mit einer düſtern Ahnung, dem Vorboten des bevorſtehenden Uebels, erfüllt, da ſie den Himmel rund herum dunkel werden und die Zeichen des Ungewitters ſo nahe ſahen.

Eine noch größere Düſterheit hatte ſich über Brüſſel gelagert, das einſt die fröhlichſte Stadt in den Niederlanden geweſen, jetzt aber die Reſidenz Alva's war. Alle Geſchäfte ſtanden ſtill. Die öffentlichen Vergnügungsorte waren leer, die Straßen einſam und verlaſſen. Einige Adelige und wohlhabendere Bürger hatten ſich auf ihre Landgüter begeben, um von dort die Geſtaltung der Ereigniſſe zu überwachen.***) Die meiſten zurückbleibenden Höflinge — die

---

in des Herzogs Gefolge kamen, Erwähnung zu thun: „ſo daß wir," ſetzte er hinzu, „bei dem Vorrath, welchen wir ſchon beſaßen, an dieſer Sorte Waaren im Lande keinen Mangel leiden werden." Lettre de Jean de Hornes, 25. Auguſt 1567.

*) Clough, der damals in den Niederlanden anweſende Agent Sir Thomas Gresham's, gedenkt der Zügelloſigkeit der Spanier. Um gerecht zu ſein, muß hinzugefügt werden, daß er ſagt, die Regierung habe ſchleunige Maßregeln, dieſelbe zu unterdrücken, ergriffen und einige Hauptverbrecher zum Galgen verurtheilt.

**) In einem Briefe an Philipp vom 8. September 1567 ſagt die Herzogin, daß bei der Ankunft des Alva hunderttauſend Leute aus den Niederlanden entflohen. (Strada, de Bello Belgico, tom. I. p. 357.) Wenn man dies für eine großartige, von der Politik oder der Furcht eingegebene Uebertreibung hält, ſo giebt es noch außerdem poſitive Beweiſe, daß die Auswanderung damals ungeheuer war. So geht aus einer Volkszählung Londons und der Vorſtädte aus dem nämlichen Jahre 1567 hervor, daß die Anzahl der Flamänder diejenige aller übrigen Fremden zuſammen überſtieg.

***) So ſchreibt Jean de Hornes, Baron de Bortel, an den Prinzen von Oranien: „J'ay prins une résolution pour mon faict et est que je fay tout effort de scavoir si l'on poulrast estre seurement en sa maison: si ainsy est, me retireray en une des miennes le plus abstractement que possible sera; sinon, regarderay de chercher quelque résidence en desoubs ung aultre Prince." Archives de la Maison d'Orange-Nassau, tome III. p. 125.

vergoldeten, des Sonnenscheines bedürftigen Insekten — hatten den Palast der Regentin verlassen, um dem Rival derselben im Lulemborg'schen Hause zu huldigen. Dort ging Alles so lustig zu, wie in der fröhlichsten Zeit Brüssels. Denn der Herzog bemühte sich, durch glänzende Unterhaltungen und Feste den Adel zu ergötzen und das Düstere der Hauptstadt zu zerstreuen*).

Bei dem Allen hatte Alva einen tieferen Beweggrund, als dem Publikum ersichtlich wurde. Er führte die von ihm Philipp angerathene Politik aus. Durch ein höfliches und versöhnliches Benehmen hoffte er den großen Adel, besonders aber diejenigen, welche sich in die letzten revolutionären Bewegungen gemischt hatten, herbeiziehen zu können. Von diesen war Egmont noch in Brüssel; aber Hoorne hatte sich auf seine Güter nach Weert zurückgezogen. Hoogstraten war in Deutschland bei dem Prinzen von Oranien. Was den letzteren anlangte, schrieb Alva an den König, so könne er sich nicht mit der Hoffnung schmeicheln, daß er zurückkehren werde.

Der Herzog und sein Sohn Ferdinand schrieben beide in den freundlichsten Ausdrücken an den Grafen Hoorne und luden ihn nach Brüssel ein. Allein der mißtrauische Edle blieb immer noch fern. Da drückte Alva in einer Unterhaltung mit dem Sekretär des Grafen seine wärmste Theilnahme für das Wohlbefinden des Herrn desselben aus. Immer, sagte er, sei er sein Freund gewesen, und mit unendlichem Bedauern habe er wahrgenommen, daß die Dienste des Grafen vom Könige nicht besser geschätzt würden. Doch Philipp sei ein guter Fürst, der, wenn er auch langsam belohne, doch sich gegen den Grafen nicht undankbar finden lassen werde. Wofern der Herzog den Grafen nur sehen könnte, würde er ihm eine Mittheilung machen, die ihn zufrieden stellen sollte. Er würde alsdann finden, daß ihn seine Freunde nicht vergessen hätten. Diese letzte Versicherung hatte eine schreckliche Bedeutung. Hoorne gab am Ende einer in so schmeichelnde Ausdrücke ge-

*) In seiner erhabenen Tragödie „Egmont", wo Göthe (Akt IV., erste Scene), um das Düster Brüssels zu malen, sagt, daß der Himmel von der Stunde an, wo Alva in die Stadt kam, in ein schwarzes Leichentuch gehüllt gewesen sei, scheint er einen Wink Shakespeare's" von dem „blanket of the dark" benutzt zu haben.

kleideten Einladung nach. Mit Hoogſtraten war Alva nicht ſo glücklich. Sein guter Genius, oder der Rath des Prinzen von Oranien ließ ihn nicht in die Falle gerathen, ſondern hielt ihn in Deutſchland zurück*).

Indem jetzt Nichts mehr mit Aufſchieben zu gewinnen war, beſchloß Alva, ſofort an die Ausführung ſeines Planes zu gehen. Auf den 9. September berief er daher den Staatsrath nach dem Lulemborg'ſchen Hauſe. Unter den Anweſenden befanden ſich Egmont und Hoorne. Zwei oder drei Offiziere, darunter Paciotti, ſollten einen Befeſtigungsplan für einige flandriſche Städte erörtern. Zu gleicher Zeit waren ſtarke Wachen vor alle Ausgangspunkte des Hauſes geſtellt, und Kavallerie war aus dem Lande herbeigezogen und nach den Vorſtädten verlegt worden.

Der Herzog zog die Verhandlungen hin, bis er insgeheim Nachricht erhalten hatte, daß Backerzele, der Sekretär Egmont's, und Van Stralen, der Bürgermeiſter von Antwerpen, feſtgenommen worden wären. Der erſtere war ein Mann von großem politiſchem Verſtande und beſaß das Zutrauen Egmont's in einem hohen Grade; der letztere ſtand noch in Briefwechſel mit dem Prinzen von Oranien, deſſen Freund er war. Die Feſtnahme des in Brüſſel wohnhaften Backerzele ging ohne Schwierigkeit von Statten; ſeine Papiere wurden weggenommen. Van Stralen wurde von einer Abtheilung Reiterei umringt, als er im Begriff ſtand, in ſeinem Wagen aus Antwerpen zu fahren. Die beiden unglücklichen Männer wurden als Gefangene nach dem Lulemborgiſchen Hauſe gebracht.

Sobald als Alva dieſe Nachricht erhalten hatte, hob er die Verſammlung des Rathes auf. Indem er ſich alsdann mit Egmont in ein Geſpräch einließ, ſpazierte er mit ihm durch die anſtoßenden Zimmer, in deren einem ſich eine kleine Abtheilung Soldaten befand. Als die beiden Adeligen in das Zimmer traten, ging Sancho Davila,

*) Zufolge Strada hatte ſich Hoogſtraten wirklich aufgemacht, um nach Brüſſel zurückzukehren. Allein, da ihn Krankheit oder ein anderer Grund unterwegs aufhielt, erfuhr er glücklicherweiſe das Schickſal ſeiner Freunde noch zeitig genug, um Nutzen daraus zu ziehen und zu entſchlüpfen.

der Hauptmann von der Leibwache des Herzogs, auf Egmont zu, sagte ihm, er sei sein Gefangener, und forderte ihm im Namen des Königs das Schwert ab. Da der über den Vorgang erstaunte Graf sich von Soldaten umringt sah, versuchte er keinen Widerstand, sondern überlieferte ruhig und mit vieler Würde in seinem Benehmen das Schwert, indem er dabei die Worte sagte: „Es hat dem Könige mehr als einmal gedient." Wohl konnte er so sagen, denn mit diesem Schwerte hatte er die Schlachten bei Gravelines und St. Quentin gewonnen *).

In einem andern Theile des Palastes fiel Hoorne in einen ähnlichen Hinterhalt. Dahin gerieth er, indem er mit des Herzogs Sohne Ferdinand von Toledo, dem nach seines Vaters Bericht die Ehre, dieses kleine Drama erfunden zu haben, zukommt, im Gespräch begriffen war. Auch der Admiral versuchte keinen Widerstand. Im Gegentheil ergab er sich, als er Egmont's Schicksal vernommen hatte, indem er sagte, daß er nicht mit Recht erwarten könne, besser als sein Freund wegzukommen."

Jetzt entstand die Frage, was man mit den Gefangenen anfangen sollte. Offenbar war das Culemborg'sche Haus nicht zu ihrer Verwahrung passend. Alva ließ daher die Schlösser in der Nähe von Brüssel untersuchen; allein dieselben wurden für unsicher erachtet. Schließlich entschied er sich für Gent. Die starke Festung dieser Stadt war zwar in den Händen eines Anhängers Egmont's; aber man verschaffte sich vom Grafen den Befehl, daß die Schlüssel dem Ulloa überliefert werden sollten. Das war ein sehr vertrauter Kapitän des Alva, der an der Spitze einer Abtheilung spanischer Veteranen nach

*) Der Sekretär Sir Thomas Gresham's, Lough, erzählt in einem Briefe vom nämlichen Tage, wo das Ereigniß vorfiel, das Benehmen Egmont's bei seiner Gefangennehmung etwas anders, als wir es im Texte geschildert haben. Doch finden sich, wenn ein befremdendes Ereigniß vorgefallen ist, gewöhnlich dergleichen Unterschiede in den darüber umlaufenden Gerüchten. „And as touching the county of Egmond, he was (as the saying ys) apprehendyd by the Duke, and commyttyd to the offysers: where uppon, when the capytane that had charge (of him) demandyd hys weapon, he was in a grett rage; and took hys sword from hys syde, and cast it to the grounde." Bourgon, Life of Gresham, vol. II. p. 234.

Gent rückte und die dortige walloniſche Garniſon ablöſte. Gleich bei ſeiner Ankunft gab Ulloa einen Beweis von ſeiner Wachſamkeit, indem er einen ſchweren Wagen abfaßte, der mit Egmont zugehörigen Werthſachen gerade aus dem Schloßthore herausfuhr.

Nachdem der Herzog mit dieſen Vorbereitungen fertig war, ſandte er ohne Weiteres die beiden Herren unter einer ſtarken militäriſchen Bedeckung nach Gent. An der Spitze befanden ſich zwei Kompagnien berittener Büchſenſchützen. Ein Regiment ſpaniſcher Infanterie im Centrum bewachte die Gefangenen, von denen Egmont in einer von Maulthieren getragenen Sänfte ſaß, während ſich Hoorne in ſeinem eignen Wagen befand. Der Rücken war mit drei Kompagnien leichter Reiterei gedeckt.

Unter dieſer ſtarken Bewachung wurden die beiden unglücklichen Edlen durch die nämliche Provinz gebracht, wo, nach Alva's Sekretär, Egmont neulich noch „mit einer mehr als königlichen Macht“ geherrſcht hatte. Allein es geſchah kein Verſuch zu ſeiner Befreiung. Als der Zug durch die Thore von Gent, wo Egmont's Popularität ſeiner Macht gleichgekommen war, in die Stadt hineinkam, ſtarrte das Volk mit ſtummer Betäubung auf das finſtere Geleite, welches ſeinen Herrn in den Gewahrſam brachte.

Schon in einigen Stunden, nachdem die Feſtnahme Egmont's und Hoorne's vorgefallen war, war ſie jedem Einwohner Brüſſels bekannt, und verbreitete ſich von da ſchnell bis in die fernſten Theile des Landes. Alva ſchreibt an den König: „Die Verhaftung der Herren hat keine Störung verurſacht. Die Ruhe iſt ſo groß, wie Eure Majeſtät kaum glauben können.“ Gewiß, aber es war die Ruhe eines Menſchen, der von einem ſtarken Schlage betäubt iſt. Wenn die Unzufriedenheit nicht laut war, war ſie doch tief. Die Leute trauerten über die Leichtgläubigkeit der beiden Grafen, die ſo blind in die Falle gegangen waren. Dagegen wünſchten ſie ſich Glück wegen des Scharfblicks des Prinzen von Oranien, weil dieſer eines Tages mächtig genug ſein konnte, um Rache zu nehmen. Dies Ereigniß war eine neue Urſache zur Auswanderung. Binnen zwei Wochen ſollen zweitauſend Menſchen aus dem Lande geflohen ſein. Auch gehörten die Exilirten nicht immer den niederen Ständen an, denn Niemand — und mochte

er auch noch so hoch stehen — konnte sich noch sicher fühlen, wenn er sah, daß Männer wie Egmont und Hoorne getroffen worden waren, obschon der erstere von beiden, wenn er auch früher Ursache zu Mißtrauen gab, doch schon längst sich mit der Regierung ausgesöhnt hatte.

Der Graf Mansfeld schickte eilends seinen Sohn aus dem Lande, damit ihm nicht die einst für die Verbündeten bewiesene Sympathie, ungeachtet seines Meinungswechsels, die Rache Alva's zuziehen möge. Der alte Graf, dessen Loyalität vorwurfsfrei war, beschwerte sich kühn über die Verhaftung der Herren als einen Eingriff in die Rechte des Toison d'or, weil dieser Orden allein über Rechtsfälle, welche die Ritter betrafen, entscheiden könne. Zu gleicher Zeit gab er seine Absicht, den Orden zusammen zu rufen, zu verstehen. Allein Alva brachte ihn zum Stillschweigen, indem er ihm rund heraus sagte, daß er die Ordensritter, wofern sie sich versammelten und bloß so viel wie credo sagten, zu schwerer Rechenschaft ziehen werde. „Was aber," sagte der Herzog, „die Rechte des Toison d'or anbelangt, so hat sich Seine Majestät bereits darüber ausgesprochen, und für Sie bleibt Nichts weiter übrig, als sich zu unterwerfen."

Die Verhaftung und Gefangensetzung der höchsten Adeligen des Landes, die zugleich Mitglieder des Staatsraths waren, hatte ohne vorherige Mittheilung an die Regentin Statt gefunden. Es war das eine Beleidigung, welche sie nicht ertragen konnte. Umsonst entschuldigte sich Alva, daß es auf den Befehl des Königs, der ihr die nothwendig damit verbundene Unpopularität hätte ersparen wollen, geschehen wäre. Margarethe entgegnete Nichts. Sie beklagte sich nicht, denn dazu war sie zu tief verletzt. Aber sie schrieb an Philipp, daß er erwägen möge, „ob es für ihn vortheilhaft, oder für sie, die er seine Schwester zu nennen sich nicht scheute, ehrenhaft sein könne, wenn sie an einem Platze bliebe, dessen Macht so verkürzt, oder vielmehr vernichtet wäre." Sie schickte ihren Sekretär Machiavelli mit ihren Depeschen ab und verlangte von Philipp eine sofortige Antwort. Ja, sie fügte hinzu, wenn die Sache verschoben würde, wollte sie das Stillschweigen für Bewilligung nehmen und auf der Stelle das Land verlassen.

Der Herzog von Alva war auf die beabſichtigte Abreiſe Margarethens völlig gefaßt. So wenig ihre Anweſenheit auch ſein Handeln beſchränkte, mußte er doch den Schein wahren und mehr Unterwürfigkeit, als ihm lieb war, zeigen. Das Erſte, was er nach geſchehener Verhaftung der beiden Herren that, war die Organiſation jenes merkwürdigen Gerichtshofes, der über die Unruhen des Landes Unterſuchung anſtellen ſollte und, mit Ausnahme des revolutionären Tribunals der franzöſiſchen Republik, in der Geſchichte nicht ſeines Gleichen aufzuweiſen hat. Der Herzog trug kein Bedenken, die ganze Verantwortlichkeit ſeiner Maßregeln auf ſich zu nehmen. Er ſagte, „es ſei für den König beſſer, ſeinen Beſuch der Niederlande zu verſchieben, ſo daß ſeine Miniſter den Haß dieſer ſtrengen Handlungen allein tragen möchten. Wenn man hiermit fertig ſei, könne er wie ein gnädiger Fürſt kommen, um Verſprechungen und Gnade zu ertheilen.“

Dieſe bewundernswürdige Kaltblütigkeit muß man zum Theil dem Umſtande zuſchreiben, daß Alva wußte, daß ſein Herr ſeine Politik in allen Punkten gutheißen werde. In der That geht aus ſeiner Korreſpondenz hervor, daß Alles, was er in den Niederlanden gethan hat, nach einem mit Philipp vorher feſtgeſetzten Plane geſchah. Die Arretirung der flandriſchen Herren erregte deshalb auch eine vollkommene Zufriedenheit am Hofe zu Madrid; denn man betrachtete dieſelbe als den erſten großen Schritt in den Vergeltungsmaßregeln. Am römiſchen Hofe, wo man glaubte, daß die Wurzel der Ketzerei bloß durch das Beil des Nachrichters zerſtört werden könne, erregte der Vorgang eine gleiche Befriedigung. Doch gab es am dortigen Hofe einen Mann, der ſcharfſichtiger als ſeine Umgebung war. Das war der alte Staatsmann Granvelle, welcher auf die Nachricht, daß Egmont und Hoorne arretirt worden ſeien, fragte, ob der Herzog „denn auch den Stillen“ — wie der Prinz von Oranien in der populären Sprache hieß — „mit in ſein Netz gezogen hätte?“ Als dies verneint wurde, ſagte der Kardinal: „Wenn er dieſen nicht gefangen hat, hat er gar Nichts gefangen.“

Zweites Kapitel.

Die grausame Politik Alva's.

Das Blutgericht. — Die Organisation desselben. — Allgemeine Verfolgungen. — Der Bürgerkrieg in Frankreich. — Die Abreise Margarethens. — Rückblick auf ihre Verwaltung.

1567.

„Gott sei Dank, Alles ist in den Niederlanden ruhig," schreibt der Herzog von Alva am vierundzwanzigsten Oktober an seinen Souverain. Wirklich war Alles ruhig. Stille herrschte durch's ganze Land. Dennoch konnte diese Stille in beredtern Worten, als das Murren der Unzufriedenheit oder der wildeste Lärm des Aufruhrs, zum Herzen sprechen. In einer anderen Depesche sagte er: „Viele sollen das Land verlassen. Es ist kaum der Mühe werth, sie zu verhaften. Man stellt nicht die Ruhe einer Nation dadurch her, daß man Solchen, welche durch Andere verführt worden sind, den Kopf abschlägt."

Doch finden wir, daß nicht ganz eine Woche später eine königliche Ordonnanz vom 18. Oktober 1567 erklärt: „In Erwägung, daß Seine Majestät nicht gedenkt, Strenge gegen diejenigen, welche am letzten Aufruhr Theil genommen, obwalten zu lassen, sondern sie lieber mit Milde und Gnade behandeln will: ist es Allen und Jeden verboten, ohne vorher erlangte Erlaubniß der Obrigkeit das Land zu verlassen, oder ihre Effekten aus demselben fortzusenden. Die Uebertreter sollen angesehen werden, als ob sie an den neulichen Unruhen sich betheiligt hätten, und mit ihnen soll demgemäß verfahren werden. Alle Herren und Eigenthümer von Schiffen, welche solchen Personen auf ihrer Flucht behülflich sind, soll die nämliche Strafe treffen." Die in diesem Geiste der „Milde und Gnade" verkündete Strafe war Tod und Konfiskation des Vermögens.

Bald zeigte es sich, daß das Gesetz nicht ein todter Buchstabe war, indem man zehn angesehene Kaufleute von Tournay, die sich zur Flucht ins Ausland fertig machten, verhaftete und ihre Habe augenblicklich konfiscirte. Doch hätte Alva der Welt gern eingeredet, daß

sowohl er, wie sein Herr, nur von Gefühlen der Menschlichkeit geleitet würden. So schrieb er kurz nach der Verhaftung der flandrischen Herren an den spanischen Gesandten in Rom: „Ich hätte mehr Personen arretiren können; allein der König mag nicht gern das Blut seines Volks vergießen. Ich fühle denselben Widerwillen. Es thut mir in der Seele weh, daß die Maßregel nothwendig war."

Aber, nachdem die großen Adeligen in die Falle gegangen waren, war keine große Nothwendigkeit mehr vorhanden, noch Milde zu erheucheln. Auch warf er bald völlig die Maske ab. Offen war nun der Arm der Gerechtigkeit — der Rache — erhoben, um Alle, die sich des Verbrechens der Theilnahme an den neuerlichen Unruhen schuldig gemacht, zu Boden zu schlagen.

Zu diesem Zwecke wurden die bereits vorhandenen Gerichtshöfe nicht für kompetent erachtet; denn einestheils war das regelmäßige Prozeßverfahren zu langsam, und anderntheils würden sich die Richter selbst schwerlich dem Willen Alva's genug unterworfen haben. Deshalb schuf er einen neuen Gerichtshof mit außerordentlicher Gewalt, der allein zum Zweck hatte, Untersuchungen über die Ursachen der neuerlichen Ruhestörungen anzustellen und die Urheber zur Strafe zu ziehen. Ursprünglich hieß dieser Gerichtshof der „Rath Seiner Excellenz." Bald vertauschte er diesen Namen mit der Benennung: „Rath der Unruhen." Allein, das Tribunal ist besser unter dem ihm vom Volke gegebenen schrecklichen Namen: „Blutrath" bekannt.

Es bestand aus zwölf Richtern, die, wenn wir dem Alva Glauben schenken, „die gelehrtesten, rechtschaffensten und unbescholtensten Männer" im ganzen Lande waren. Unter ihnen waren Noircarmes und Barlaimont, beides Mitglieder des Staatsraths. Der letztere war ein stolzer Adeliger, aus einer der angesehensten Familien des Landes, von einem unbeugsamen Charakter und unerschütterlich in seiner Ergebenheit gegen die Krone. Außer ihnen waren darin die Rathspräsidenten von Artois und Flandern, der Kanzler von Geldern und mehrere berühmte Juristen des Landes. Aber die bedeutendsten Männer in diesem Gerichtshofe waren zwei in des Herzogs Gefolge aus Castilien gekommene Advokaten. Der eine von ihnen, der Doctor

Del Rio, war zwar in Brügges geboren, aber von spanischer Herkunft. Sein vorherrschendster Zug scheint unbegrenzte Unterwürfigkeit unter den Willen seines Herrn gewesen zu sein. Der andere, Juan de Vargas, sollte die hervorragendste Rolle in dem folgenden blutigen Drama spielen. Er war ein Spanier und hatte eine Anstellung bei dem westindischen Rathe gehabt. Er besaß einen bösen Leumund und sollte einen Waisenmündel um das väterliche Erbtheil betrogen haben. Als er Spanien verließ, sollen zwei peinliche Prozesse gegen ihn anhängig gewesen sein. Dies ließ ihn nur noch mehr von Alva's Protektion abhängen. Er war ein sehr entschlossener Mann, unverdrossen in seiner Geschäftsthätigkeit, unbedenklich im Dienste seines Patrons, und bereit, seinem eignen Vortheile nicht nur jeden edlen Gedanken, sondern alles menschliche Gefühl zu opfern. In solchen schwarzen Farben malen ihn wenigstens die Schriftsteller der Nation, welche ihn verabscheute. Doch eigneten ihn gerade seine Fehler so sehr für den Herzog, daß dieser ihm mehr als allen anderen Untergebenen sein Zutrauen schenkte*). Auch finden wir, wie ihn Alva fortwährend in seiner Korrespondenz der Gunst des Monarchen empfiehlt, und seine „völlig jugendfrische Thätigkeit" der Apathie der übrigen Rathsglieder entgegenstellt. Da Vargas der flamändischen Sprache unkundig war, wurden um seinetwillen die Verhandlungen lateinisch geführt. Doch war er selbst in dieser Sprache ein so großer Stümper, daß seine Schnitzer dem Volke von Flandern, welches sich an seinem Unterdrücker dadurch rächte, daß es ihn lächerlich machte, unendliches Vergnügen bereiteten.

Da dem neuen Gerichtshofe alle Fälle, sowohl in Civilsachen wie in peinlichen Angelegenheiten, zustanden, häuften sich seine Arbeiten so sehr an, daß man es für zweckdienlich hielt, die Mitglieder in verschiedene Abtheilungen zu sondern. Zwei Mitglieder wurden speziell mit den Prozessen gegen den Prinzen von Oranien und dessen Bruder

*) Viglius, welcher den Mann noch nicht gesehen hatte, erwähnte ihn in einem Briefe an seinen Freund Hopper mit folgenden Worten: „Imperium ac rigorem metuunt cujusdam Vergasi, qui apud eum multum posse, et nescio quid aliud, dicitur. Epist. ad Hopperum, p. 451.

Louis, gegen Hoogstraten, Lulembourg und die übrigen adeligen Mitexilirten Wilhelm's beauftragt. Dem Vargas und Del Rio wurde die Untersuchung gegen die Grafen Egmont und Hoorne übertragen. Noch zwei andere, Blasere und Hessels, hatten den lästigsten und wichtigsten Zweig: die Kenntnißnahme von allen Prozessen in den Provinzen.

Der letztere von diesen beiden Ehrenmännern sollte bei der blutigen Verfolgung allein dem Vargas nachstehen. Er war von Genf gebürtig und ragte unter Karl dem Fünften so sehr über seine Standesgenossen hervor, daß er in seiner Provinz zum Kronanwalt gemacht wurde. In dieser Eigenschaft schärfte er die Edikte mit aller Strenge ein: was ihm den Haß seiner Landsleute zuzog. Indem er auf der neuen, ihm nun eröffneten Laufbahn ein noch weiteres Feld zur Entfaltung seines Zerstörungstalents fand, gab er sich den Pflichten seiner Stellung mit einem solchen Eifer hin, daß er in dem Volke allgemeine Entrüstung hervorrief. Später wurde fürchterliche Rache an dem Unterdrücker genommen*).

Sobald der Rath der Unruhen organisirt war, wurden Kommissäre in die Provinzen gesandt, um auf die Verdächtigen Jagd zu machen. Wer als Prediger fungirt, oder einen Prediger beherbergt oder unterstützt hatte, wer Mitglied der Konsistorien gewesen, oder die katholischen Kirchen hatte entstellen oder einreißen, oder neue protestantische Kirchen hatte aufbauen helfen; wer den Kompromiß mitunterschrieben, oder irgendwie einen thätigen Antheil an den neulichen Unruhen genommen hatte: wurde als des Hochverraths schuldig arretirt. Bei der Jagd nach Opfern waren Angeber in jeglicher Stellung willkommen. Die Frauen wurden ermuthigt, gegen ihre Männer; die Kinder, gegen ihre Aeltern auszusagen. Bald waren die Gefängnisse übervoll, während sich die Provinzial- und Orts-Behörden emsig mit der Ausarbeitung von Berichten an den brüsseler Gerichtshof über die

*) Hessels war mit einer Nichte des Viglius verheirathet. Zufolge dem alten Rathe war sie mit ihrem Manne uneinig, weil er sein Versprechen, daß er das ihn in Flandern so unbeliebt machende Amt eines Kronanwalts aufgeben wolle, nicht einhielt. (Epist. ad Hopperum, p. 495). In einem späteren Kapitel wird der Leser Einiges von dem tragischen Ende Hessels' erwähnt finden.

bei ihnen vorliegenden Fälle beschäftigten. Wenn eine Sache bedeutend genug erschien, wurde die Weiteruntersuchung eines Falles dem Rathe selbst vorbehalten. Aber in den meisten Fällen wurden die Ortsobrigkeiten, oder eine eigens zu diesem Zwecke abgesandte Kommission ermächtigt, den Fall zu untersuchen und selbst das Endurtheil zu fällen, was dann, nebst der Begründung des Urtels, dem Rathe der Unruhen vorgelegt werden mußte. Nachdem alsdann der Prozeß von dem Komité für die Provinzen durchgesehen war, wurde das aus der Durchsicht gewonnene Resultat Vargas und Del Rio unterbreitet. Der letztere allein durfte seine Stimme in der Sache abgeben, worauf beider schriftlich abgefaßter Spruch dem Herzog vorgelegt wurde, der sich das Recht der Endentscheidung vorbehielt. Dies that er, um — wie er an Philipp schrieb — nicht zu sehr unter die Leitung des Raths zu kommen. „Eure Majestät weiß wohl," schließt er, „daß die Herren vom Gericht Etwas nicht gern anders, als durch Evidenz, aburtheilen, während die Maßregeln der Staatsklugheit sich nicht nach den Gesetzen richten dürfen."

Man hätte glauben sollen, daß die verschiedenen Richter, denen nach einander auf diese Weise der Fall des Angeklagten vorgelegt wurde, dem letztern mehr Aussicht auf Freisprechung gegeben hätten. Allein gerade das Umgekehrte war der Fall; denn es wurde nur die Aussicht auf Verurtheilung wahrscheinlicher. Das Provinzial-Komité hatte an Vargas und Del Rio — zu denen später noch ein spanischer Jurist, Namens Roda, früherer Auditor bei der Kanzlei von Valladolid, kam — seinen Bericht abzustatten. Wenn es die Todesstrafe vorschlug, erklärten diese Richter, daß das Urtel „recht wäre, und daß es nicht nöthig sei, den Prozeß nochmals durchzusehen." Wurde dagegen eine mildere Strafe empfohlen, schickten die ehrenwerthen Diener des Gesetzes den Prozeß zurück und befahlen dem Komité unter bittern Verwünschungen, ihn sorgfältiger durchzusehen!

Da die Konfiskation eine der häufigsten und wichtigsten Strafen war, welche der Blutrath zuerkannte, mußte dieselbe nothwendigerweise eine Menge Civilprozesse in ihrem Gefolge führen. Denn oft hatten andere Leute auf das so verwirkte Vermögen bedeutende Sum-

men Geld geliehen. Alle dieſe Prozeſſe kamen vor den Rath. Doch kann man leicht begreifen, wie wenig die Gerechtigkeit vor einem Gericht gelten mußte, wo der Gläubiger der Krone gegenüberſtand. Selbſt in dem Fall, daß der Prozeß zu Gunſten des Gläubigers entſchieden wurde, wurde die Sache ſo lange hingezogen und war mit ſo vielen Koſten verknüpft, daß es beſſer geweſen wäre, gar keinen Anſpruch zu erheben.

Die Jurisdiktion dieſes Gerichtshofes hob innerhalb der ihm angewieſenen Gränzen diejenige des großen Gerichtshofes zu Mecheln völlig auf, ſowie er auch unabhängig von jedem andern der ſtädtiſchen Tribunale daſtand. Seine Entſcheidungen waren endgültig. Nach dem Geſetz des Landes, wie es durch wiederholte Gnadenbriefe der Provinzen beſtätigt worden war, konnte in den Niederlanden kein Menſch von einem andern als einem einheimiſchen Richter abgeurtheilt werden. Im gegenwärtigen Gerichtshof jedoch ſaßen ein geborner Burgunder und zwei Spanier.

Auch darf man ſich nicht einbilden, daß ein mit ſo ungeheurer Macht ausgeſtattetes Tribunal, das in ſo hohem Grade die konſtitutionellen Rechte und altherkömmlichen Gebräuche der Nation verletzte, wenigſtens durch irgend eine bevollmächtigende Verordnung der Krone ſanktionirt worden wäre. Es konnte gar nichts Derartiges, ja nicht einmal eine geſchriebene Vollmacht ſeines Schöpfers Alva aufweiſen. Letzterer rief es allein durch ſein bloßes Wort ins Leben. Die Einweihungsceremonie beſtand darin, daß das neue Mitglied ſeine Hände in diejenigen des Herzogs zu legen und zu ſchwören hatte, daß es treu am Glauben halten, in allen Fällen ſeiner aufrichtigen Ueberzeugung gemäß entſcheiden, endlich alle Handlungen des Rathes geheim halten und einen Jeden, der ſie offenbar machte, denunziren wolle. Ein mit ſolcher unbegränzter Macht bekleidetes und nach einem allen Grundſätzen der Gerechtigkeit ſo ſehr widerſtrebenden Plane geleitetes Tribunal war in ſeiner Grauſamkeit von der in den Niederlanden ſo gefürchteten Inquiſition nicht ſehr verſchieden.

Damit Alva dem Rath um ſo beſſer beiwohnen konnte, räumte er ſeinen eignen Palaſt zu den Sitzungen ein. Die erſten Verſammlungen fanden des Morgens und des Nachmittags ſtatt und dauerten

bisweilen sieben Stunden des Tags. Die Mitglieder mußten alle anwesend sein; der Herzog führte in Person den Vorsitz. Als er nach einigen Monaten von dringenderen Geschäften weggerufen wurde, übertrug er seinen Platz dem Vargas. Barlaimont und Noircarmes blieben bald von selbst aus den Versammlungen weg, weil sie über das grausame Verfahren empört waren. Die ehrenwertheren Mitglieder ahmten ihr Beispiel nach. Ein Rathsmitglied, ein Burgunder und Anhänger des Granvelle, welcher das beobachtete Verfahren etwas zu freimüthig tadelte, erhielt Erlaubniß, in seine Heimath zurückzukehren *). So waren zuletzt nur noch drei oder vier Räthe übrig, nämlich: Vargas, Del Rio, Hessels und sein Kollege, auf denen völlig die Besorgung der beträchtlichen Arbeiten beruhte. Unter einigen Prozessen findet man nur drei Namen unterzeichnet. Der Herzog kümmerte sich um Formen so wenig, wie um die Rechte der Nation **).

---

*) In einem Briefe an seinen Patron, den Kardinal Granvelle, läßt Belin an „dreien oder vieren in des Herzogs Gefolge, die gern in seinem Namen Alle regieren möchten," seinen Aerger aus. „Sie bilden bloß einen Kopf unter demselben Hute." Besonders erwähnt er Vargas und Del Rio. Granvelle's Rückäußerung ist sehr charakteristisch. Weit entfernt, mit seinem ärgerlichen Anhänger zu sympathisiren, sagt er ihm voraus, daß er durch ein solches Verfahren sich ins Verderben stürzen wird. „Ein Mann, der bei Hofe aufkommen will, muß thun, wie ihm befohlen wird, ohne Frage. Anstatt sich beleidigt zu fühlen, muß er sich merken, daß man Beleidigungen wie Pillen, ohne zu kauen, verschlucken muß, damit man die Bitterkeit nicht schmeckt": gewiß eine edle Maxime, wenn das Motiv edel gewesen wäre. Siehe Levesque, Mémoires de Granvelle, tome II. p. 91—94.

**) Die damaligen Geschichtsschreiber lassen sich alle mehr oder weniger über die mit Blut geschriebenen Handlungen des Raths der Unruhen aus. Doch wir suchen vergebens nach einem Berichte über die innere Organisation dieses Tribunals und über die Weise seines gerichtlichen Verfahrens. Vielleicht kommt dies daher, weil die handelnden Personen selbst in späterer Zeit mit den Handlungen eines so verabscheuten Gerichtshofes nicht gern in Verbindung gebracht sein wollten, und deswegen, wie Gachard vermuthet, wahrscheinlich die auf das Verfahren bezüglichen Protokolle vernichteten. Glücklicherweise hat dieser eifrige und patriotische Gelehrte in dem Archive von Simancas verschiedene Briefe Alva's und seines Nachfolgers, sowie einige offizielle Protokolle des Tribunals, die in einem hohen Grade den Mangel gut machen, entdeckt. In einer für die königliche Akademie Belgiens verfaßten Schrift, die mich auf den vorhergehenden Seiten mit Materialien versehen hat, hat

Es wurde bald klar, daß auch diese Proscription, wie die meisten anderen, hauptsächlich die vermögenden Leute verfolgte. Wenigstens war der Besitz, wenn er auch nicht wirklich den Grund der Anklage bildete, ein Grund mehr für die Verurtheilung. Die in die Provinzen geschickten Kommissäre erhielten geschriebene Instruktionen, wonach sie genau den Werth des den verdächtigen Personen angehörigen Eigenthums anzugeben hatten. Da die hinzukommende Ausgabe für die Unterhaltung so vieler Angestellten, so wie einer bedeutenden Militärmacht der Regierung schwer fiel, sah sich Alva bald in die Lage versetzt, von Madrid Geldunterstützung zu fordern. Vergebens suchte er eine Anleihe bei den Kaufleuten zu machen. „Sie weigern sich," schreibt er, „einen einzigen Real auf die Sicherheit der Konfiskationen vorzustrecken, bis sie sehen, ob das Spiel, welches wir begonnen haben, gut ausgehen wird!"

In einem anderen Briefe, vom vier und zwanzigsten Oktober, bedauert Alva, daß er Gelder fordern muß, während sich die Niederlande selbst unterhalten und keine Last für Spanien sein sollten. Wenn er sich das konfiszirte Eigenthum aneignen will, tritt ihm beständig die Regentin und der Finanzrath in den Weg. Könnte er nur die Sachen nach seinem eigenen Kopfe lenken, so wollte er dafür stehen, daß die für ihr Geschick besorgten und ängstlichen flandrischen Stände gern einwilligten, die nöthigen Mittel zu einem vom Könige vorgeschlagenen Einkommen zu beschaffen. Indem der ehrgeizige General darauf bedacht ist, sich selbst die ganze Macht zu sichern, schlägt er bei seinem Herrn eine Saite an, von der er wußte, daß sie ihre Wirkung thun würde. In einer von Philipp eigenhändig zu dieser Stelle geschriebenen Anmerkung sagt derselbe, daß dies vollkommen richtig wäre; allein, da er befürchtet, daß die Staaten nie die Gelder bewilligen werden, muß Alva auf einen Ausweg denken, so daß man ihre Zustimmung dabei nicht braucht. Dies muß ihm privatim mitgetheilt werden. Kurz nachher setzt Philipp diese prägnante Idee dem Her-

---

er das Resultat seiner Forschung zusammengefaßt. Siehe Bulletins de l'Académie Royale des Sciences, des Lettres, et des Beaux Arts de Belgique, tome XVI. pars II. p. 50—78.

zoge ausführlicher auseinander. — Es ist wirklich erbaulich, zu sehen, wie trocken der König und sein General mit einander die besten Mittel berathschlagen, um den guten Leuten in den Niederlanden ein Einkommen aus der Tasche zu stehlen.

Da Margaretha, deren Name jetzt selten zum Vorschein kommt, über den offen eingestandenen Plan einer Verfolgung im Großen empört war, weil sie glaubte, daß schon genug Blut geflossen sei: hätte sie ihren Bruder gern dazu vermocht, eine allgemeine Amnestie zu bewilligen. Aber hiergegen trat der Herzog entschieden auf. Er schrieb an Philipp: „Er wollte Jedermann fühlen lassen, daß sein Haus ihm jeden Tag über dem Kopfe zusammenbrechen könne. Auf diese Weise würden die Privatleute bewogen werden, zur Sühnung ihrer Verbrechen größere Summen zu zahlen."

Wegen der oben angedeuteten Abzüge erwies sich das Resultat der Konfiskation geringer, als der Herzog erwartet hatte. Deßhalb schlug er etwas später dem Könige die Erhebung einer einprocentigen Steuer von allem unbeweglichen und beweglichen Vermögen vor. Allein einige Räthe hatten den Muth, diesen Vorschlag zu bekämpfen, weil es nicht wahrscheinlich sei, daß die Staaten hierzu ihre Zustimmung geben würden. „Das hängt von der Weise ab, wie man sie angeht," antwortete Alva. Er liebte die Generalstaaten so wenig, wie sein Herr, und betrachtete ein Angehen derselben um Geld als etwas der Krone Nachtheiliges. „Ich würde Sorge tragen, solches nicht anders zu fordern," sagte er, „als ich die vierhundert tausend Gulden zum Bau der Citadelle in Antwerpen forderte: — in einer solchen Weise, daß sie nicht daran denken sollten, es zu verweigern."

Der König scheint mit Alva über die Operationen zur Vernichtung der Freiheiten der Nation ganz einig gewesen zu sein, und zwischen ihnen scheint eine so große Harmonie bestanden zu haben, daß man voraussetzen muß, der Herzog habe, als er noch in Castilien war, mit dem Könige zusammen den allgemeinen Plan entworfen. Die Ausführung im Einzelnen mußte jedenfalls der Klugheit Alva's überlassen bleiben, da man die eintretenden Umstände nicht vorhersehen konnte. Indeß erhielt der Herzog auch hierin, wie aus der Korrespondenz zur Genüge hervorgeht, so vollständig die königliche Ge-

nehmigung, daß man ſagen kann, Philipp habe jede Handlung ſeines Generals gemacht. Ja, wir finden nicht ſelten, daß Philipp die Bemerkungen ſeines Generals erweitert und verbeſſert*). Was für Uebel daher auch aus der ſchlechten Verwaltung des Alva entſpringen mochten, ſo liegt doch in letzter Inſtanz die Verantwortlichkeit der Maßregeln auf dem Haupte Philipp's.

Eine der erſten Handlungen des neuen Rathes war eine Vorladung des Prinzen von Oranien und jedes adeligen Exilirten mit ihm nach Brüſſel, um ſich dort wegen der gegen ihn vorgebrachten Anſchuldigungen zu verantworten. In der an ihn gerichteten Vorladung war Wilhelm beſchuldigt, ſchon frühzeitig den Geiſt der Unzufriedenheit in der Nation ermuthigt, die Inquiſition in Verachtung gebracht, den Bund des Adels befördert und ſeinen Palaſt in Breda zu den Verhandlungen hergegeben zu haben. Dann hätte er die Ausübung der reformirten Religion zu Antwerpen autoriſirt, und wäre mit einem Worte der eigentliche Urheber aller religiöſen und politiſchen Unruhen, welche ſo lange ſchon das Land zerriſſen. Deßhalb wurde er, unter Androhung der Konfiskation ſeines Eigenthums und ewiger Verbannung, aufgefordert, ſich innerhalb ſechs Wochen vor dem Rathe zu Brüſſel zu ſtellen. Dieſe Vorladung wurde ſowohl in Brüſſel, wie auch in Wilhelm's eigener Stadt Breda von dem öffentlichen Ausrufer verkündet, und ein ſie enthaltender Anſchlag an die Thüren der Hauptkirchen dieſer Städte angeheftet.

Auf dieſen Akt folgte ein zweiter, welcher durchs ganze Land allgemeine Entrüſtung erregte. Alva ließ nämlich Wilhelm's älteſten Sohn, den Grafen von Büren, einen Jüngling, welcher zu Löwen ſtudirte, von der Univerſität wegnehmen und nach Spanien ſchaffen. Sein Hauslehrer und einige Diener durften ihn begleiten. Allein

*) So z. B., als Alva bemerkt hat, daß alle Unterzeichner des Kompromiſſes vom Rathe für Hochverräther erklärt worden ſind, fügt Philipp eigenhändig am Rande des Briefes hinzu: „Daſſelbe ſollte mit Allen, welche ſie unterſtützten und ermuthigten, gethan werden, weil dieſe in der That die ſchuldigeren Theile ſind.“ (Correspondance de Philippe II. tome I. p. 590). Dieſe Privatbemerkungen Philipp's ſind für den Geſchichtsſchreiber von großem Werthe, da ſie ihn hinter den Vorhang blicken laſſen, wohin die Miniſter des Königs nicht immer gelangen konnten.

der Herzog rieth dem Könige an, diese Dienerschaft zu entfernen und sie durch Spanier zu ersetzen. Diese unverantwortliche Handlung scheint von Granvelle, der sie in einem Brief aus Rom empfiehlt, ausgegangen zu sein. Ohne Zweifel hegte man dabei die Absicht, sich eine Bürgschaft für des Vaters Gehorsam zu verschaffen, sich der Loyalität des Erben vom Hause Nassau zu versichern und ihn im katholischen Glauben zu erhalten. Hinsichtlich des letzten Punktes gelang der Plan. Der Jüngling wurde von Philipp huldreich behandelt, und sein langer Aufenthalt in Spanien erzeugte in ihm eine so starke Anhänglichkeit sowohl an die Kirche, wie an die Krone, daß er für immer der großen Sache, für welche sein Vater und seine Landsleute kämpften, fremd blieb.

Der Prinz von Oranien veröffentlichte der Welt seine Ansicht über die ihm durch dieses eigenmächtige Verfahren des Herzogs von Alva angethane Beleidigung, während die Universität Löwen so kühn war, eine Deputation an den Rath abzuschicken, um gegen die Verletzung ihrer Privilegien Protest einzulegen. Nachdem Vargas die Deputation mit spöttischem Lächeln angehört hatte, entließ er sie mit den Worten: „Non curamus vestros privilegios," ein Ausruf, an den man sich sowohl wegen des schlechten Latein wie wegen seiner Unverschämtheit lange erinnerte.

Man wird wohl glauben, daß weder Wilhelm noch seine Freunde der Vorladung des Blutraths Folge leisteten. Der Prinz schrieb eine im Auslande gedruckte und verbreitete Entgegnung, worin er die Kompetenz Alva's in Abrede stellte. Als ein Ritter des Goldenen Vließes habe er ein Recht, von seines Gleichen, den Rittern des Ordens, gerichtet zu werden, während er als Bürger von Brabant von seinen Landsleuten gerichtet werden müßte. Er sei nicht verpflichtet, sich vor einem inkompetenten Gerichte zu stellen, an dessen Spitze obendrein sein erklärter persönlicher Feind stände.

Während seines Aufenthalts in Deutschland wurde dem Prinzen in seinem Unglück alle jene Erleichterung zu Theil, welche ihm die Sympathie und Unterstützung mächtiger Freunde gewähren konnten. Unter den letzteren war der bemerkenswertheste Wilhelm der Weise, ein würdiger Sohn des berühmten alten Landgrafen von Hessen, welcher

Katharina von Medicis zeigte keinen solchen unversöhnlichen Geist. Schon vorher hatte sie ihrem königlichen Schwiegersohn Aerger verursacht, weil sie in ihre Religion politische Pläne mischte. Jetzt aber benutzte sie nicht das ihr von Alva gemachte glänzende Anerbieten, wonach dieser in Person an der Spitze seiner Armee kommen wollte. Vielleicht befürchtete sie, daß die Anwesenheit eines so fürchterlichen Mannes der Unabhängigkeit der Regierung nachtheilig sein möchte. Obschon sie eine aufrichtige Katholikin war, zog sie es doch, der ächten italienischen Politik gemäß, vor, die entgegengesetzten Parteien gegen einander zu balanciren, um sie beide gänzlich zu vertilgen. Der Herzog sah seinerseits ein, daß Katharina nicht die Art an die Wurzel des Uebels legen wollte, und daß die aus einem Erfolge der Waffen hervorgehenden Vortheile bloß vorübergehend sein würden. Er begnügte sich daher damit, ein kleineres, hauptsächlich aus Flamändern bestehendes Heer unter Aremberg abzusenden. Doch ehe der Graf noch Paris erreichte, war die Schlacht bei St. Denis geschlagen. Montmorency fiel; aber die königliche Partei hatte den Sieg. Katharina machte mit den geschlagenen Hugenotten einen Vertrag, der für dieselben so vortheilhaft war, als wenn nicht die Königin, sondern sie selbst die Sieger gewesen wären. Da Alva über diesen Ausgang ärgerlich war, befahl er dem Aremberg, schnell zurückzukehren. Zudem war die Anwesenheit desselben auf einem thätigeren Kriegsschauplatze nothwendig.

Während dieser ganzen Zeit hatte Margarethens Lage einen beklagenswerthen Gegensatz zu ihrer früheren, so viele Jahre hindurch an der Spitze der Regierung eingenommenen hohen Stellung gebildet. Nicht nur war die wirkliche Macht in andere Hände übergegangen, sondern sie fühlte auch, daß dadurch ihr ganzer Einfluß geschwunden war. Kaum besaß sie noch das Recht, Vorstellungen zu machen.

---

zösische König und seine Brüder ohne Erben mit Tod abgehen sollten, würde der König von Spanien als der nächste Blutsverwandte durch seine Gemahlin Ansprüche auf die Krone Frankreichs machen können. „Das salische Gesetz," fügt der Herzog hinzu, „ist ein bloßer Scherz. Mit Hülfe einer Armee würden leicht alle Schwierigkeiten beseitigt werden." Philipp gibt in einer Randnote zu diesem Briefe zu verstehen, daß ihm der Vorschlag angenehm ist.

Doch konnte ſie in dieſer Stellung leichter, als früher, wo ſie noch ſelbſt an der Spitze der Angelegenheiten geweſen war, die Verwaltungsmaßregeln beurtheilen. Jetzt, wo ſie nicht mehr ſelbſt die Rechte des Volkes verletzte, empfand ſie lebhafter das demſelben angethane Unrecht. Auch lehnte ſie nicht ab, ſich für das Volk zu verwenden. So ſuchte ſie zu verhindern, daß eine Beſatzung in die gute Stadt Brüſſel gelegt würde. Wenn dies jedoch nöthig wäre, bat ſie den Herzog, daß die Einwohner nicht mit den Unterhaltungskoſten der Soldaten belaſtet werden möchten*). Aber er war taub gegen ihre Bitte. Sie machte geltend, daß nach der der Nation bereits ertheilten Züchtigung der einzige Weg zur Herſtellung der Ruhe eine allgemeine Amneſtie wäre. Der Herzog erwiderte, keine Amneſtie könne ſo allgemein ſein, daß es nicht einige Ausnahmen geben müſſe. Es würde aber einige Zeit dauern, ehe er dieſe Ausnahmen herausfände. Sie empfahl ihm die Zuſammenberufung der Staaten an, damit dieſelben Gelder bewilligten. Er antwortete ebenfalls ausweichend, indem er ſagte, daß es zuerſt nothwendig ſein würde, den Betrag der zu erhebenden Summe zu beſtimmen. Die Regentin fühlte, daß ſie in allen wirklich wichtigen Sachen ſo wenig wie die geringſte Privatperſon im Lande zu ſagen hatte.

Aus dieſer erniedrigenden Stellung wurde ſie endlich durch die Rückkehr ihres Sekretärs Machiavelli, der für ſie Depeſchen von Philipp's Lieblingsminiſter Ruy Gomez mitbrachte, erlöſt. Er theilte der Herzogin mit, daß der König, wiewohl ungern, zuletzt ihrem Geſuche gewillfahrt und ihr den Rücktritt von der Regierung der Provinzen erlaubt habe. Zum Zeichen ſeiner Zufriedenheit mit ihrem Verhalten habe Seine Majeſtät ihre bisherige jährliche Penſion von acht tauſend auf vierzehntauſend Gulden auf Lebenszeit erhöht. Dieſer Brief war vom ſechſten Oktober datirt. Bald nachher (vier Tage ſpäter) erhielt

*) Indem die Munizipalität von Brüſſel befürchtete, daß der Herzog nach Margarethens Abreiſe einige zweideutige Vorfälle aus der neuern Zeit nicht günſtig auslegen werde, ließ ſie Margarethen einen Brief ſchreiben, worin die guten Brüſſeler als eifrige Katholiken, als gute Unterthanen des Königs und bei allen Gelegenheiten als gewiſſenhafte Freunde der Ordnung empfohlen werden.

Margaretha einen Brief von Philipp selbst. Der Inhalt war fast übereinstimmend mit dem Briefe des Ministers. In wenigen Worten sprach der König sein Bedauern aus, daß seine Schwester von ihrer Stellung abtrete, und gab ihr seine Zufriedenheit mit ihren, während einer langen und treuen Verwaltung geleisteten Diensten zu erkennen*).

Die Pensionserhöhung zeigte keine allzuhohe Veranschlagung dieser Dienste, und das spärliche Lob, welches er jetzt nach einem langen Stillschweigen in wenigen kurzen Sätzen ihren Verdiensten zollte, zeigte zu deutlich an, daß Alles, was sie gethan hatte, nicht hinreichend gewesen war, um in dem Herzen ihres Bruders ein Dankgefühl zu erwecken. Zu gleicher Zeit mit Margarethens Briefe traf eine königliche Verordnung ein, wodurch Alva den Titel Regent und Generalgouverneur nebst allen von seiner Vorgängerin besessenen Gewalten erhielt.

Ehe Margaretha abreiste, richtete sie an Philipp bloß noch eine Bitte. Diese wurde ihr jedoch abgeschlagen. Ihr Vater, Karl der Fünfte, hatte bei seiner Abdankung die Generalstaaten zusammenberufen und vor seiner Trennung von ihnen eine Abschiedsrede, die noch jetzt von seinen Unterthanen als ein theures Vermächtniß betrachtet wurde, gehalten. Margaretha hätte gern sein Beispiel nachgeahmt. Die Größe des Schauspiels schmeichelte ihrer Einbildungskraft, und ohne Zweifel hegte sie den ehrenhaften Wunsch, in der Scheidestunde dem Volke, über welches sie so viele Jahre geherrscht hatte, Gefühle der Freundschaft zu offenbaren.

Allein Philipp fand, wie wir sahen, keinen Gefallen an diesen Versammlungen der Staaten. Ihm kam es nicht in den Sinn, bei einer nicht dringenderen Gelegenheit, als der gegenwärtigen, in die Berufung zu willigen. Deßhalb mußte Margaretha den Gedanken an das Schaufest aufgeben und sich damit begnügen, von dem Volke in

*) Der König hat die Erklärung seiner Zufriedenheit mit der Verwaltung seiner Schwester in den Satz zusammengedrängt, womit er seinen Brief, oder besser, sein Billet schließt. Dasselbe trägt das Datum des 13. Oktober 1568 und ist von Gachard in der Correspondance de Philippe II., tome II., Appendice Nro. 119. veröffentlicht worden.

Briefen an die vornehmſten Städte der Provinzen Abſchied zu nehmen. Hierin berührte ſie kurz die Schwierigkeiten, welche ſie zu überwinden gehabt, und ſprach ihre Genugthuung darüber aus, daß ſie endlich das Land in den Zuſtand der Ruhe und Ordnung zurückgeführt hätte. Sie bat die Flandrer, feſt an dem Glauben, worin ſie auferzogen worden wären, und an der Treue gegen einen ſo gütigen und huldreichen Fürſten, wie es der König, ihr Bruder, ſei, zu halten. Wenn ſie die dies thäten, würde der Segen des Himmels auf ihnen ruhen. Was aber ſie ſelbſt anbelange, ſo würde ſie ſtets bereit ſein, ſich für ſie zu verwenden.

Daß dies aufrichtig gemeint war, bewies ſie durch einen Brief, den ſie, ehe ſie abreiſte, an Philipp ſchrieb. Sie flehte ihn darin um Gnade für ſeine flandriſchen Unterthanen an. „Gnade," ſagte ſie, „ſei eine göttliche Eigenſchaft. Eine je größere Macht ein Monarch beſäße, um ſo mehr nähere er ſich der Gottheit, und um ſo mehr ſollte er ſich beſtreben, die göttliche Milde und Barmherzigkeit nachzuahmen. Indem ſeine Vorgänger ſich damit begnügt hätten, die Leiter eines Aufruhrs zu beſtrafen, hätten ſie die Maſſen geſchont. Jede andere Verfahrungsweiſe würde den Guten mit dem Schlechten zuſammenwerfen und ſo großes Unheil über das Land bringen, wie Seine Majeſtät wohl abſchätzen könne." — Es hätte gut um den Ruhm Margarethens geſtanden, wenn ihre Rathſchläge immer von ſo weiſen und großherzigen Geſinnungen geleitet worden wären.

Die Nachricht von der Abdankung der Regentin wirkte entmuthigend auf alle Provinzen. Bei dem Bedauern über ihre Abreiſe vergaß man alle Irrthümer ihrer Regierung, ihre hinterliſtigen Handlungen und die ausnehmende Strenge, womit ſie neulich die Vergehen beſtraft hatte. Man erinnerte ſich nur an den Wohlſtand, welchen das Land unter ihrer Regierung genoſſen, an das in früheren Tagen von ihr den Freunden des Volkes geſchenkte Zutrauen, und an die edelmüthige Weiſe, mit der ſie mehrmals ſich ins Mittel gelegt hatte, um die harte Politik des Madrider Hofes zu mildern. Und wenn ſie ſich nun von den glänzenderen Stellen ihrer Geſchichte der trüben Zukunft zuwandten, erfüllten ſich ihre Herzen mit Niedergeſchlagenheit.

Aus allen Gegenden des Landes empfing sie Adressen. Während die verschiedenen Städte den Segen des Himmels auf die ihr noch übrigen Tage herabflehten, suchten sie einander in Ausdrücken des Bedauerns über Margarethens Abreise zu überbieten. Mehrere Provinzen gaben durch freigebige Donationen einen sprechenden Beweis ihrer guten Gesinnung. Brabant setzte ihr die Summe von fünf und zwanzig tausend, und Flandern die von dreißig tausend Gulden aus. Die Fürsten der benachbarten Länder, darunter die Königin Elisabeth von England, gesellten sich dem Volke der Niederlande in diesen Kundgebungen bei, indem sie ihre Hochachtung vor der Regentin und ihr Bedauern über den Rücktritt derselben von der Regierung ausdrückten.

Nachdem Margaretha also durch die Versicherungen der Achtung, worin sie sowohl im In-, wie im Auslande stand, erfreut worden war, reiste sie Ende Dezember 1567 von Brüssel ab. Alva gab ihr das Geleit bis an die brabanter Gränze, und von da brachte sie der Graf Mansfeld und eine Anzahl flamändische Adelige nach Deutschland. Nachdem sie daselbst von Allen, die noch von ihrem frühern Staate ihr verblieben waren, Abschied genommen, setzte sie ruhig ihre Reise nach Italien fort. Einige Zeit blieb sie bei ihrem Gemahl in seiner herzoglichen Residenz zu Parma. Woran aber auch die Schuld liegen mochte: Margaretha genoß nur wenig von den Süßigkeiten des häuslichen Glücks. Von Parma begab sie sich bald darauf nach den ihr von der Krone geschenkten Gütern in Neapel, wo sie ihren dauernden Aufenthalt nahm. Als viele Jahre hernach ihr Sohn Alexander Farnese zur Regierung der Niederlande berufen wurde, kam sie aus ihrer Abgeschiedenheit hervor, um an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten Antheil zu nehmen. Doch war das nur von sehr kurzer Dauer. Deßhalb kann ihre gegenwärtige Abreise aus den Niederlanden als das Ende ihrer politischen Laufbahn betrachtet werden.

Die Regierung Margarethens dauerte vom Herbst 1559 bis Ende 1567, eine Zeit von acht Jahren. Es war eine stürmische und sehr ereignißreiche Periode. Denn damals gerade wurden die Gemüther der Menschen durch die neuen Lehren, welche die Revolution erzeugten, bis in die innersten Tiefen bewegt. In der That kann man annehmen,

daß unter der Regentschaft Margarethens die eröffnenden Scenen dieses großen Schauspiels statt fanden. Die Einwohner der Niederlande waren an das Scepter einer Frau gewöhnt. Wahrscheinlich stand sie ihren Vorgängerinnen in den erforderlichen Fähigkeiten für ein solches Amt nicht nach. In Italien, einem Lande, wo die politische Wissenschaft sorgfältiger als in einem jeden andern Theile Europa's studirt wurde, war sie durch einen langen Aufenthalt mit den Regierungsgrundsätzen bekannt geworden. Sie hatte sich an Thätigkeit gewöhnt, und ihr kräftiger Körperbau konnte jede Anstrengung ertragen. Wenn ihr zu männliches Wesen die sanfteren Eigenschaften ihres Geschlechts ausschloß, war sie auf der andern Seite auch von jener Vergnügungssucht und den meisten Frivolitäten frei, denen die Frauen ihres wollüstigen Klimas huldigten. Dem katholischen Glauben war sie fest ergeben, und ihre Loyalität war so groß, daß sie von dem Augenblicke ihres Regierungsantritts an sich ganz dem Willen ihres Souverains anzubequemen suchte. Sie war herrschsüchtig und wußte wohl, daß sie bei einem Manne wie Philipp ihre Macht nur behaupten konnte, indem sie sich unbedingt seinem Willen unterordnete.

Wären die Zeiten noch wie früher gewesen, so würde sie mit ihrem gesunden Verstande und der allgemeinen Mäßigung in ihren Ansichten über das Land so glücklich, wie ihre Vorgängerinnen, geherrscht haben. Aber leider hatten sich die Zeiten sehr geändert. Doch würde Margaretha, da sie auf der Bühne der Handlung anwesend war und den Druck der Umstände fühlte, sich in hohem Grade den veränderten Zuständen anbequemt haben. Aber unglücklicherweise vertrat sie einen Fürsten, der weit entfernt lebte, keinen Wechsel kannte, Anderen keine Zugeständnisse erlaubte, und dessen konservative Politik ganz auf der Vergangenheit beruhte.

Margaretha hatte das Unglück, daß sie niemals das völlige Zutrauen Philipp's besaß. Schon gleich von vorn herein schenkte er — sei es aus Mißtrauen gegen ihre Nachgiebigkeit, oder weil er sie nicht für fähig genug hielt, — dem Granvelle mehr Zutrauen als ihr. Hätte dies die Regentin auch nicht selbst bemerkt, so würden ihr doch von den den Minister hassenden Rivalen schon bald darüber die Augen geöffnet worden sein. Nach nicht sehr langer Zeit haßte sie

ihn ebenfalls. Allein die Entfernung Granvelle's brachte ihr nicht das Zutrauen ihres Bruders ein. Im Gegentheil vermehrte sich eher noch das Mißtrauen desselben, weil sie sich in ihrer neuen Lage der entgegengesetzten Partei, den Freunden des Volkes, in die Arme werfen mußte. Von diesem Augenblicke an war Philipp vertraulicher mit dem Herzog von Alva und sogar mit Granvelle, als gegen die Regentin. Oft blieben ihre Briefe unbeantwortet. Wenn jedoch Antworten ankamen, enthielten sie dunkle und geheimnißvolle Andeutungen über die zu befolgende Politik. Während sie sicher sein konnte, daß sie für jeden Fehler zu strenger Rechenschaft gezogen werden würde, blieb ihr die Lösung des Regierungsproblems allein überlassen. Die Gerüchte von der baldigen Ankunft des Königs erinnerten sie fortwährend, daß ihre Herrschaft nur vorübergehend sei und daß sie bald von einer höheren Macht ihrer Stellung enthoben werden würde.

In einer so unvortheilhaften Lage mußte sie alles Selbstvertrauen verlieren. Sie erhielt nicht einmal die zur Ausführung ihrer eigenen Pläne nöthigen Mittel. Sie bekam weder Geld noch Waffen. Auch stand ihr nicht das Begnadigungsrecht zu, das, wenn man es mit einem tapfern und hochherzigen Volke zu thun hat, wichtiger als das Recht zum Strafen ist. Indem sie so aller Hülfsquellen bar war und nicht das Zutrauen ihres Herrn besaß, indem von der einen Seite das Volk nachdrücklich Zugeständnisse verlangte, während der Souverain auf der andern Seite dieselben streng verweigerte: ist es noch mild, wenn man sagt, daß sich Margarethe in einer falschen Stellung befand. Ihre Lage war beklagenswerth. Nachdem sie gefunden hatte, daß sie ihren Platz nicht mit Ehren behaupten konnte, hätte sie nicht einen einzigen Tag länger auf demselben bleiben sollen. Allein Margaretha war zu herrschsüchtig, als daß sie gern abgetreten wäre. Dann auch machte sie ihr Mißverständniß mit ihrem Gatten etwas von ihrem Bruder abhängig.

Endlich kamen der Kompromiß und die Ligue. Jetzt schienen Margarethen erst über die von ihr eingehaltene Richtung die Augen aufzugehen. Darauf folgte der Ausbruch der Bilderstürmer. Der Stoß rüttelte sie völlig aus ihrer Täuschung auf. Sie war für die In-

tereſſen der katholiſchen Kirche ſo eifrig, wie Philipp ſelbſt. Mit Schrecken ſah ſie daher dieſelbe bis in ihre Grundlagen erzittern. In ihren Ueberzeugungen, in ihrem Weſen ſelbſt ſchien eine vollſtändige Veränderung vor ſich zu gehen. Sie ſtieß Alle, mit denen ſie bisher zuſammen gegangen war, zurück. Sie gab ſich der ſtrengen Politik Philipp's ſo unbedingt hin, wie er es nur wünſchen konnte. Sie proſkribirte, verfolgte und beſtrafte mit einer ſolchen übermäßigen Härte, daß ihrem Andenken wenig Ehre daraus hervorgeht. Es war zu ſpät. Das Mißtrauen Philipp's konnte nicht durch dieſe ſpät eintretende Willfährigkeit gegen ſeine Wünſche beſeitigt werden. Schon war ihr Nachfolger ernannt worden, und im nämlichen Augenblicke, wo ſie ſich ſchmeichelte, daß ſie die Ruhe des Landes und ihre eigene Autorität auf einer dauernden Grundlage wieder hergeſtellt habe, war bereits der Herzog auf ſeinem Marſche über die Alpen.

Doch war es für den Ruf Margarethens vortheilhaft, daß ihr in der Regierung ein Mann wie Alva folgte. Die dunkelſten Stellen in ihrer Regierung erſchienen hell, wenn ſie in Vergleich mit ſeiner Schreckensregierung gebracht wurden. Von dieſem Geſichtspunkte aus iſt ihre Verwaltung von den damaligen und ſpäteren Geſchichtsſchreibern beurtheilt worden. Und auf dieſe Weiſe wird wahrſcheinlich der Forſcher, der die verſchiedenen Ereigniſſe ihrer Geſchichte abwiegt, annehmen, daß ihre Handlungen eine günſtigere Beurtheilung gefunden haben, als aus einer kalten und bedächtigen Unterſuchung hervorgehen würde.

Drittes Kapitel.

Die Schreckensregierung.

Zahlreiche Verhaftungen. — Die Untersuchungen und Hinrichtungen. — Die Confiskationen. — Oranien sammelt ein Heer. — Die Schlacht bei Heyligerlee. — Die Schritte Alva's.

1568.

Wenn wir den Geschichtsschreibern glauben dürfen, griff Philipp im Anfange des Jahres 1568 zu einem sehr außergewöhnlichen Mittel, um vor der Welt sein strenges Verfahren gegen die Niederlande zu rechtfertigen. Er legte nämlich die Sache der Madrider Inquisition vor, und dieses geistliche Gericht kam, nachdem es gehörig die vom Könige und den Inquisitoren aus den Niederlanden erhaltene Evidenz erwogen, zu folgender Entscheidung: daß Alle, welche sich der Ketzerei, des Abfalls vom Glauben oder des Aufruhrs schuldig gemacht, oder, wenn sie auch sich für gute Katholiken ausgäben, doch den Andern keinen Widerstand geleistet hätten, dadurch, mit Ausnahme weniger beschriebener Individuen, des Hochverraths im höchsten Grade überführt wären.

Auf dieses zusammenfassende Urtheil folgte bald ein königliches Edikt, das vom nämlichen Tage, dem sechszehnten Februar datirt war. Nachdem in demselben die Worte der Inquisition angeführt waren, wurde die ganze Nation mit der oben gemachten Ausnahme und ohne Rücksicht auf Geschlecht oder Alter — zu den Strafen des Hochverraths: Tod und Confiskation des Eigenthums, verurtheilt. Und zwar geschah dies, wie es im Dekrete weiter hieß, „ohne Aussicht auf irgend eine Begnadigung, sodaß es allen künftigen Zeiten als Beispiel und Warnung dienen sollte!"

Es ist schwer, diese so monströse Geschichte zu glauben, obschon sie von einem Schriftsteller nach dem andern ohne den geringsten Zweifel wiederholt worden ist. Nicht daß man von der Inquisition nicht alles Monströse glauben könnte; aber man kann nicht leicht annehmen, daß ein kluger Fürst wie Philipp der Zweite, so gern er sich auch

unter den Mantel des heiligen Amtes steckte, einen Akt, der vom politischen Gesichtspunkte aus so absurd erscheint, begangen habe. Denn indem dieser Akt den Schuldigen mit dem Unschuldigen zusammen warf, mußte er beide zur Verzweiflung treiben, und der letztere mußte zum Aufruhr schreiten, weil ihn das Gefühl erlittenen Unrechts dazu trieb, während der erstere, da gar keine Hoffnung mehr vorhanden war, darin verharrte*).

Der nämliche Bote, welcher Margarethen die königliche Erlaubniß von der Regentschaft abzutreten überbrachte, übergab dem Alva auch seine Ernennung zum General-Capitän der Niederlande. Dies sollte den Herzog, wie ihm Philipp schrieb, in der wichtigen Confiskationsangelegenheit von dem Finanzrathe unabhängig machen. Und in der That stand er hierdurch nicht nur über diesem, sondern auch über jedem andern Rath des Landes. Die neue Würde verlieh ihm nicht geringere Autorität, als der Souverain selbst besaß, und Alva gedachte dieselbe so weit auszudehnen, wie es vorher kein Souverain der Niederlande gewagt hatte. Die Zeit war gekommen, in welcher er seine fürchterliche Maschinerie in Bewegung setzen konnte. Die Regentin, welche seine Handlungen nicht bestimmen, aber doch kritisiren konnte, war fort. Die Gefängnisse waren voll, die Prozesse geschlossen. Es war blos noch übrig, die Urtel zu fällen und zu vollstrecken.

Den vierten Januar 1568 finden wir zu Valenciennes vierundachtzig Personen zum Tode verurtheilt, weil sie sich an den neulichen religiösen oder politischen Bewegungen betheiligt hatten. Am zwanzigsten Februar wurden fünfundneunzig Individuen vor den Blutrath gebracht und davon siebenunddreißig des Todes schuldig befunden. Den zwanzigsten März wurden noch fünfunddreißig verurtheilt. Die Emissäre des Gouverneurs hatten sich nach allen Richtungen vertheilt.

*) Unter den damaligen Schriftstellern, welche ich nachgeschlagen habe, finde ich diese merkwürdige Angabe blos von Meteren und De Thou bestätigt. Dies kann denjenigen, welcher die Geschichte glaubt, in Verwunderung setzen; allein es ist noch mehr zu verwundern, daß ein so außerordentlicher Vorgang dem Llorente, dem Sekretär des heiligen Amtes, dem alle Urkunden der Inquisition zu Gebote standen, entging. In seiner Darstellung habe ich nicht die geringste Anspielung darauf gefunden.

„Ich hörte," schreibt er an Philipp, „daß man zu Antwerpen predigte. Da ich den obrigkeitlichen Personen daselbst nicht trauen konnte, sandte ich meinen eignen Profoß dahin ab. Er arretirte eine große Anzahl Ketzer. Sicherlich werden sie nicht wieder eine zweite solche Versammlung abhalten. Die Obrigkeiten beschweren sich, daß das Einschreiten des Profoßes eine Verletzung ihrer Privilegien sei. Sie thun wohl daran, wenn sie es ruhig hinnehmen." Der aufgeweckte Ton, in welchem der Herzog sich mit seinem Herrn über das Schicksal seiner Opfer unterhält, kann uns an ein ähnliches Zwiegespräch zwischen Petit André und Ludwig dem Elften in „Quentin Durward" erinnern.

Die Vorgänge in Gent könnten uns das anderwärts befolgte Verfahren zeigen. In diese Hauptstadt wurden Commissäre gesandt, um die Verdächtigen aus dem Versteck herauszustöbern. Nicht weniger als ein hundert vierundsiebenzig wurden vor den Rath in Brüssel vorgeladen. Ihre Namen wurden sowohl in den Straßen ausgerufen, als auch in Anschlägen an den öffentlichen Gebäuden bekannt gemacht. Obschon die Flucht sicher die Verbannung und die Confiskation des Eigenthums in sich schloß, zogen sie doch die Flucht der Möglichkeit einer Freisprechung vor dem blutigen Gerichtshofe vor. Blos achtzehn leisteten der Vorladung Folge und begaben sich nach Brüssel. Sie wurden alle an einem und demselben Tage in ihren Wohnungen verhaftet und ohne Ausnahme zum Tode verurtheilt! Fünf oder sechs von den hervorragenden unter ihnen wurden enthauptet. Die übrigen endeten am Galgen.

Indem die gegenwärtige Methode, seinem Wilde nachzugehn, dem Herzog zu langsam vorkam, entschloß er sich für eine kühnere Verfahrungsweise und machte sich Pläne, wie er wohl eine beträchtliche Anzahl Opfer auf einmal in die Garne treiben könnte. Er setzte daher die Aschermittwoch, den 3. März 1568, als die geeignetste Zeit fest. Das war der Anfang der Fastenzeit, wo die Leute, nachdem der Karneval vorüber war, sich nüchtern in ihren eigenen Behausungen zusammenfinden würden. In der Todesstille der Nacht drangen die Diener der Gerechtigkeit in das Innere der Häuser ein, rissen nicht weniger als fünfhundert Bürger aus ihren Betten und schafften sie ins Ge-

fängniß. Sie alle wurden zum Tode verurtheilt! Alva schreibt an Philipp: „Ich habe immer wieder die nämliche Strafe wiederholt, denn man quält mich mit Anfragen, ob sie nicht in diesem oder jenem Falle in Verbannung verwandelt werden könne. Man macht mir mit diesen Belästigungen das Leben sauer.“ Doch war er es noch nicht überdrüssig, seine blutige Arbeit fortzusetzen, denn wir finden, daß er in dem nämlichen Briefe berechnet, daß, ehe man von einer allgemeinen Begnadigung sprechen kann, noch dreihundert Köpfe fallen müssen.

Dreißig bis vierzig Personen auf einmal arretirt zu sehen, sagt ein alter Chronikschreiber, war etwas ganz Gewöhnliches. Man konnte die reicheren Bürger, indem ihnen ihr Familienwappen hinten angebunden war, an einem Roßschweife zum Hinrichtungsplatze schleppen sehen. Die ärmeren wurden nicht einmal aufgefordert, sich zur Untersuchung in Brüssel zu stellen. Ihr Prozeß wurde auf der Stelle abgemacht. Dann wurden sie ohne weiteren Aufschub in der inneren Stadt oder in der Vorstadt aufgeknüpft.

Brandt hat in seiner Geschichte der Reformation aus jener „Schreckensregierung“ viele Einzelheiten in Bezug auf die Verfolgung, besonders aber in Bezug auf seine Heimathsprovinz Holland gesammelt. Leute aus niederem Stande wurden ins Gefängniß geschleppt und mußten oft auf der Folterbank die Tortur erleiden, damit sie gegen sich selbst oder ihre Freunde aussagten. Die von dem Blutgericht verhängten Todesstrafen waren verschieden. Die Einen wurden mit dem Schwerte hingerichtet: eine Auszeichnung, die, wie es scheint, nur Personen von Stande vorbehalten war. Andere wurden zum Galgen, und noch Andere zum Pfahl des Scheiterhaufens verurtheilt. Die letztere Strafe, die fürchterlichste unter allen, beschränkte sich auf die größeren religiösen Verbrecher. Aber oft scheint die Strafweise der Laune der Richter, ja sogar manchmal der Willkür der rohen Soldateska, die der Hinrichtung beiwohnte, anheimgestellt gewesen sein. Wenigstens finden wir, daß die spanischen Soldaten bei einer Gelegenheit in ihrer gerechten Entrüstung einen unglücklichen protestantischen Prediger, den der Gerichtshof zum Galgen verurtheilt hat, in die Flammen werfen.

Viele von den Soldaten Alva's waren Veteranen, die ſchon unter Karl dem Fünften gegen die Proteſtanten gekämpft hatten; ſie waren Kameraden jener Leute, die gerade damals auf die Eingebornen der Neuen Welt Jagd machten und dieſelben zu Tauſenden im Namen der Religion hinſchlachteten. Für ſie war die Summa und der Kern aller Religion ein blinder Glaube an die römiſche Kirche und eine unverſöhnliche Feindſchaft gegen die Ketzer. Das Leben des Ketzers war das angenehmſte Opfer, welches man dem Jehova darbringen konnte. Indem ihre Herzen ſo vom Fanatismus verhärtet und durch lange Bekanntſchaft mit menſchlichen Leiden unempfindlich gemacht waren, waren ſie gerade die erforderlichen Diener für die Befehle eines Herrn wie der Herzog von Alva.

Die Verfolgten ſetzten der Grauſamkeit der Verfolger einen unbezwinglichen Muth entgegen. Die meiſten Vergehen waren auf die eine oder andere Weiſe mit der Religion verknüpft. Die Angeklagten waren Prediger, hatten Prediger unterſtützt und erleichtert, hatten dem Gottesdienſte derſelben beigewohnt, waren in den Konſiſtorien geweſen, oder hatten auf irgend eine Weiſe den Beweis geliefert, daß ſie die verdammungswürdigen Lehren der Ketzerei angenommen hatten. Aber gerade in ſolch einem Falle, wo die Menſchen um des Gewiſſens willen leiden müſſen, ſind ſie alles zu ertragen bereit, um mit dem Tode ihre Meinungen zu beſiegeln. Der Verfolgungsſturm traf Perſonen jeglichen Standes: Männer und Frauen, Junge und Alte, Gebrechliche und Hülfloſe. Aber je ſchwächer die Betroffenen waren, um ſo ſtärker hob ſich ihr Muth im Ertragen der Leiden. Es ſind viele rührende Fälle von Perſonen erwähnt, welche, ohne alle andere Stütze als ihr Vertrauen auf den Himmel, vor den Richtern den ſtandhafteſten Heldenmuth zeigten und durch die Kühnheit, womit ſie ihre Meinungen bekannten, die Märtyrerkrone zu ſuchen ſchienen. Dieſer unerſchrockene Muth verließ ſie nicht auf dem Schaffotte und auf dem Scheiterhaufen, ſodaß das Zeugniß, welches ſie für die Wahrheit ihrer Sache, wofür ſie litten, ablegten, auf die Zuſchauer eine ſolche Wirkung ausübte, daß man ſie zum Stillſchweigen bringen mußte. Die Büttel wandten, um dies zu bewirken, eine grauſame Methode an. Die Zungenſpitze wurde mit einem glühenden Eiſen gebrannt und das geſchwollene Glied

dann zwischen zwei fest zusammengeschraubte Metallplatten geklemmt. Das Stöhnen des so geknebelten, bejammernswürdigen Dulders brach in eigenthümlichen Tönen aus, die zur rohen Belustigung seiner Peiniger dienten *).

Aber es ist unnöthig, länger bei den vom Volke der Niederlande in dieser Probezeit ausgestandenen Leiden zu verweilen. Doch, wenn die im Namen der Religion verübten Grausamkeiten für die Menschheit sehr niederschlagend sind, kann man auf der andern Seite nicht läugnen, daß sie in dem Märtyrer, welcher sein Leben auf dem Altar des Prinzips opferte, das erhabenste Schauspiel, welches die Menschheit aufzuweisen hat, hervorriefen.

Es ist schwer, ja, nach den in meiner Hand befindlichen Daten unmöglich, die Zahl der durch den Arm des Nachrichters in dieser traurigen Verfolgung Gefallenen zu berechnen *). Ohne Zweifel war die Zahl im Vergleich mit der Bevölkerung des Landes nicht groß; nicht so

---

*) „Horcht, wie sie singen! Sollte man sie nicht auch tanzen machen?" rief ein Mönch in der Volksmenge. Brandt, Reformation in den Niederlanden, Band 1, Seite 275.

*) Natürlich spreche ich bloß von der in diesem Geschichtsabschnitte begriffenen Zeitperiode, die mit Anfang Juni 1568 abschließt, wo, nachdem der Blutrath gegen vier Monate in Thätigkeit gewesen war, das Schwert der gesetzlichen Verfolgung am schmerzlichsten zu fühlen war. In einem oben angezogenen Briefe von Philipp räumt Alva achthundert — mit Einschluß von dreihundert Andern, die nach Ostern vorgenommen werden sollen — als die Zahl der Opfer ein. (Documentos Inéditos, tom. IV. p. 489.) In einem Briefe vom neunundzwanzigsten März sagt Viglius, daß schon funfzehnhundert vor das Tribunal gefordert worden seien; allein die meisten davon — weil sie vermuthlich aus dem Lande geflohen waren — wären in contumaciam verurtheilt worden. (Epist. ad Hopperum p. 415.) Indem Grotius diese Periode berührt, spricht er von der Zahl der Opfer, die er unzählig nennt, noch unbestimmter. „Stipatae reis custodiae, innumeri mortales necati: ubique una species ut captae civitatis." (Annales, p. 29.) So auch Hooft bei Brandt: „Die Galgen, Räder, Scheiterhaufen und die Bäume an den Landstraßen waren mit den Leichnamen oder Gliedern der Gehängten, Enthaupteten oder Gebratenen beladen, so daß die Luft, welche Gott zum Athmen für die Lebenden schuf, nun das gemeinschaftliche Grab, oder die Wohnung der Todten wurde." (Reformation in den Niederlanden, Band 1, S. 261.) So ausdrucksvoll eine derartige Darstellung auch sein mag, ist sie doch für die Statistik von geringem Nutzen.

groß, wie die Zahl der Todten, welche fast jedes Jahr unseres Lebens auf einem einzigen Schlachtfelde gelassen wird. Wenn die Formen des gesetzlichen Verfahrens gewahrt werden, sind die Vollstreckungen der Gerechtigkeit — wenn man diesen Namen so entweihen darf — verhältnißmäßig langsam. Bloß wenn, wie in der französischen Revolution, Tausende von den Kanonen niedergeschmettert oder ganze Schiffsladungen elender Opfer auf einmal in den Gewässern ersäuft werden, schreitet der Tod mit der riesigen Gewalt der Seuche und des Krieges einher.

Allein wenn die Furcht des Todes wie ein gezücktes Schwert über Jedermanns Haupte hing, läßt sich die Größe des Leidens in einer solchen Verfolgung nicht einzig nach der Zahl derer, welche wirklich den Tod erlitten, berechnen. Alva hatte dem Philipp seinen Wunsch ausgedrückt, daß Jedermann, wenn er sich des Abends schlafen legte oder des Morgens aufstände, „empfinden möge, daß dieses Haus jede Stunde einfallen und ihn zerschmettern könne!“ Dieser menschenfreundliche Wunsch ging in Erfüllung. Wer dem Tode entging, mußte in der Verbannung und der Konfiskation des Eigenthums ein nicht minder schreckliches Geschick befürchten. Schon sehr bald schlug die Verfolgung diese Richtung ein. Eine Verfolgung aber, die von der Habgier beschleunigt wird, ist sogar gehässiger, als eine aus bloßem Fanatismus entspringende. Denn, obschon der Fanatismus an sich selbst entehrend ist, ist er doch bloß die Verkehrung des religiösen Prinzips.

Lebenslängliche Verbannung und die Konfiskation wurden zumal über alle aus dem Lande Geflohene verhängt*). Selbst die Todten wurden nicht verschont, wie sich aus dem gegen den Marquis von

*) In einem kleinen Bande (Sententien en Indagingen van Alba, erschienen zu Amsterdam 1735) sind eine große Anzahl — zweitausend oder mehr — vom Blutrathe gefällte Urtel gesammelt worden. Die verurtheilten Personen waren meistens von Holland, Seeland und Utrecht gebürtig. Mit wenigen Ausnahmen scheinen sie alle flüchtig gewesen und in contumaciam verurtheilt worden zu sein. Ihr Urtheil lautet auf Verbannung und Konfiskation des Eigenthums. Das Bändchen liefert einen sprechenderen Kommentar zu dem Verfahren des Alva, als irgend ein anderes, aus der Feder des Geschichtsschreibers geflossenes Erzeugniß.

Bergen eingeleiteten Prozesse ergiebt. Die Landgüter dieses Adeligen wurden auf die Anklage des Hochverraths hin eingezogen. Er war, wie sich der Leser erinnern wird, zusammen mit Montigny nach Madrid gesandt worden, und daselbst unlängst gestorben. Sein Loos war glücklicher als das seines Begleiters, welcher ihn überlebte, um ein schlimmeres Geschick zu finden. Die Emissäre des Herzogs waren überall damit beschäftigt, Verzeichnisse von dem Eigenthume der Verdächtigen anzufertigen. „Ich will so eben," schreibt Alva an seinen Herrn, „einige von den reichsten und schlimmsten Verbrechern verhaften und sie eine Geldbuße entrichten lassen." Das Nächste wird sein, sagt er, daß er gegen die schuldigen Städte einschreitet. Auf diese Weise wird eine runde Summe in die Koffer Seiner Majestät fließen. Die dieser Abtheilung angehörigen Opfer waren so zahlreich, daß wir bisweilen in einem einzigen Spruche des Rathes achtzig bis hundert Individuen auf einmal abgeurtheilt finden. Ein mir vorliegendes Urtel erkennt in kürzeren Worten, als die Namen der Betreffenden ausmachen, nicht weniger als ein hundert und fünf und dreißig Einwohnern von Amsterdam Konfiskation und Verbannung zu.

Man kann sich denken, welches Unheil durch diese im Großen betriebene Proskription über das einst so blühende Land gebracht wurde. Denn außer den unmittelbar betroffenen Individuen gab es eine große Anzahl mittelbar Berührter, Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten, Wittwen und hülflose Waisen, die jetzt darbten, weil die zu ihrer gewöhnlichen Unterhaltung beitragenden Mittel ausblieben. Wie langsam und spärlich muß solchen ohnmächtigen Gläubigern Recht geschafft worden sein, wenn sie es vorzogen, ihre Ansprüche vor ein Tribunal wie den Blutrath zu bringen! Bald war die Folge davon an dem Verfall des Handels und der reißend schnellen Entvölkerung der Städte ersichtlich. Ungeachtet der den Fliehenden angedrohten schrecklichen Strafen, versuchte, besonders an der Gränze, eine große Anzahl zu flüchten. Die benachbarten Gegenden Deutschlands nahmen freudig die heimathlosen Wanderer auf, sodaß viele elende Verbannte aus den nördlichen Provinzen, die über die gefrorne Zuyder Zee geflohen waren, eine Zuflucht innerhalb der gastfreundlichen Mauern Emden's fanden. Sogar in Gent, das doch im Innern des Landes liegt, war nach dem

Berichte Vandervynckt's die eine Hälfte der Häuser leer. Es gab daſelbſt, ſagt er, nicht eine einzige Familie, von der nicht einige Glieder die Bitterkeit der Verbannung oder des Todes gekoſtet hatten. „Die Verfolgungswuth," ſchreibt der Prinz von Oranien, „verbreitet durch die ganze Nation einen ſolchen Schrecken, daß Tauſende, darunter hervorragende Papiſten, ein Land geflohen haben, wo ohne Unterſchied des Glaubens die Tyrannei ſich gegen Alle zu kehren ſcheint."

Doch entſprachen in finanzieller Hinſicht die Reſultate den Erwartungen Alva's nicht. Trotz der zahlreichen Konfiskationen wurden, wie er Philipp klagt, ſo viele Einkünfte auf verſchiedene Weiſe, vorzüglich aber durch die Unterſchleiſe ſeiner Agenten aufgezehrt, daß er im Zweifel war, ob ſich die Ausgaben nicht höher, als die Einnahmen belaufen würden. Ebenſo war er mit dem Betragen anderer Angeſtellten unzufrieden. Anſtatt daß die in die Provinzen geſchickten Kommiſſäre die Schuldigen auszufinden ſich angeſtrengt hätten, ſchienen ſie eher dazu geneigt, dieſelben zu verheimlichen. Sogar die Mitglieder des Raths der Unruhen zeigten in ihrem Berufe eine ſo große Gleichgültigkeit, daß ſie ihn mehr ärgerten, als die Delinquenten ſelbſt! Der einzige Mann, welcher in ſeinem Dienſte einigen Eifer bewies, war Vargas. Er war ſo viel werth, als alle übrigen Räthe zuſammengenommen*). Der Herzog hätte von dieſer Verdammung in Bauſch und Bogen Heſſels, den Genter Rechtsgelehrten, ausnehmen können, wofern die über den letzteren umlaufenden Gerüchte wahr waren. Aus Müdigkeit von den vielen abgeurtheilten Fällen und von der Unterzeichnung der Bluturtheile ſoll dieſer ehrenwerthe Rath bisweilen auf ſeinem Stuhle eingeſchlafen ſein. Wenn er dann in dieſem Zuſtande aufgerufen wurde, den Spruch des Angeklagten zu verkünden, ſoll er ſich halbwach die Augen gerieben und ausgerufen haben: „Ad patibulum! Ad patibulum!" (An den Galgen! An den Galgen!)

Aber Vargas war ganz ein Mann, wie ihn der Herzog wünſchte.

*) Ein eben ſo ſummariſches Urtheil, wie das über die Inquiſition ausgeſprochene, ſprach Vargas über das Volk der Niederlande aus, indem er daſſelbe in einen merkwürdigen, wegen ſeines Lateins ſehr bewunderten Satz zuſammenfaßte. „Haeretici fraxerunt templa, boni nihil fexerunt contra, ergo debent omnes patibulare." Reidanus, Annales, p. 5.

Alva wurde nicht müde, diesen seinen Anhänger dem Könige zu empfehlen. Er bat Philipp, sich für denselben ins Mittel zu legen und drei gegen diesen Angestellten während seiner Abwesenheit von Spanien anhängig gemachten Prozesse suspendiren zu lassen. Demzufolge wandte sich Philipp auch an den Richter. Allein der letztere (dessen Namen hätte aufbewahrt werden sollen) erwiderte unabhängig, daß „die Gerechtigkeit ihren Lauf haben müsse und zu Niemandes Gunsten suspendirt werden dürfe." „Auch wollte ich das nicht haben," antwortete Philipp, welcher es selbst erzählt; „ich wollte bloß das Möglichste thun, um zu verhindern, daß die Interessen des Vargas durch die Abwesenheit desselben Schaden erleiden." Schließlich sagt er dem Herzoge, daß Vargas nicht auf das, was von den Prozessen verlautete, achten dürfe, weil er sich durch den vom Könige selber geschriebenen Brief ja versichert halten müsse, daß sein Souverain völlig mit seinem Betragen zufrieden sei. Wenn jedoch Vargas durch seine unbedenkliche Hingabe an die Sache das Vertrauen seiner Herren gewann, zog er sich auf der andern Seite den unversöhnlichen Haß des Volks zu. Ja, dieser Haß scheint beinahe gegen ihn tiefer, als gegen Alva selbst gewesen zu sein: was vielleicht dem Umstande zuzuschreiben ist, daß Vargas als das vollziehende Instrument der Maßregeln des Herzogs, mit dem Volke mehr als der Herzog selbst in unmittelbare Berührung kam.

Wie wir schon sahen, entgingen Viele, namentlich solche aus den Gränzprovinzen, dem Verfolgungsungewitter durch freiwilliges Exil. Die verdächtigen Personen scheinen nicht selten von den Ortsobrigkeiten freundliche Winke wegen des ihnen drohenden Geschicks erhalten zu haben. Andere, welche im Innern des Landes wohnten, sahen sich zu verzweifelteren Schritten getrieben. Sie rotteten sich unter dem Namen „wilde Geusen" — „Gueux sauvages" — in beträchtlicher Anzahl zusammen und suchten besonders im westlichen Flandern ihre Zuflucht in den Wäldern. Von da brachen sie hervor, fielen über die nichts Arges ahnenden Reisenden, namentlich über die Mönche und Geistlichen, her, beraubten sie und tödteten sie zuweilen. Manchmal besaßen sie die Kühnheit, in die Klöster und Kirchen einzubrechen, und nachdem sie daselbst die reichen Schmucksachen, das Geschirr und andere Gegenstände von Werth geraubt hatten, eilten sie, mit Beute beladen, in

ihre Verstecke zurück. Der Uebelstand nahm in solchem Maße zu, daß der Generalgouverneur eine starke Macht zur Ausrottung der Banditen aussenden mußte, während er zu gleicher Zeit eine Verordnung ausgab, wonach jeder Kreis für den von diesen Plünderern innerhalb seiner Gränzen gethanen Schaden verantwortlich gehalten werden sollte.

Man sollte vermuthen, daß bei der von Alva's grausamer Politik erzeugten Erbitterung sein Leben fortwährend von der Hand des Meuchelmörders bedroht gewesen sein müsse. Wirklich wäre er einmal beinahe das Opfer einer Verschwörung geworden, an deren Spitze zwei Brüder aus einer guten Familie in Flandern standen. Diese hatten den Plan entworfen, ihn während der Messe in einer Abtei bei Brüssel zu tödten. Doch Alva sollte keinen gewaltsamen Tod finden.

Wohl mögen wir glauben, daß weise und gemäßigte Männer, wie Viglius, das Verfahren des Herzogs als ebenso unpolitisch wie grausam verworfen. Daß aber der alte Rath dies that, erhellt aus seinen vertraulichen Briefen, wenn er auch klug genug war, nicht durch ein offenes Bekenntniß sich der Feindschaft Alva's auszusetzen. Andere dagegen — namentlich die deutschen Fürsten — hatten keinen derartigen Grund, ihre Meinungen zu verbergen; dieselben richteten ihre Beschwerden an ein höheres Gericht, als das des Alva war.

Den zweiten März 1568 verwendete sich der Kaiser Maximilian im Namen der Kurfürsten brieflich bei Philipp für die unterdrückten Unterthanen in den Niederlanden. Er erinnert den König daran, daß er schon zum Oefteren und in den freundlichsten Ausdrücken ihn um eine mildere und barmherzigere Politik gegen seine flamändischen Unterthanen angegangen habe. Er bat seinen königlichen Vetter, zu bedenken, ob es nicht besser wäre, die Ruhe des Staates dadurch zu sichern, daß er sich die Herzen des Volks gewönne, als durch übermäßige Strenge die Leute zum Aeußersten zu treiben. Zum Schluß bemerkte er, daß die Niederlande, als ein Glied des deutschen Reiches, ein Recht darauf haben, daß man mit ihnen in jenem Geiste der Milde verfahre, welcher mit den Konstitutionen des Reiches im Einklang stände.

Wenngleich weder die Gründe noch das dringende Ersuchen Maximilian's im Stande waren, die Festigkeit Philipp's zu erschüttern, so verschmähte er es doch nicht, sich auf eine Erklärung, wo nicht

Rechtfertigung seines Betragens einzulassen. Er erwiderte: „Was ich gethan habe, ist für die Ruhe der Provinzen und für die Vertheidigung des katholischen Glaubens geschehen. Hätte ich die Gerechtigkeit weniger respektirt, würde ich die ganze Sache in einem einzigen Tage abgemacht haben. Wer mit dem Stande der Angelegenheiten bekannt ist, wird keinen Grund mich wegen Strenge zu tadeln finden. Auch würde ich nicht anders handeln, als ich gethan habe, sollte ich auch dabei die Souverainetät der Niederlande riskiren; ich würde nicht anders handeln, wenngleich die Welt rund um mich in Trümmer fiele!" Eine solche Erwiderung war hinreichend, um die Korrespondenz zu schließen.

Mittlerweile hatte das unglückliche Volk der Niederlande jetzt in der ganzen weiten Welt keine andere Hoffnung mehr, als den Prinzen von Oranien. Die aus dem Lande Geflohenen, besonders aber die vornehmen Leute, schaarten sich um seinen kleinen Hof zu Dillenburg. Hier berathschlagten sie eifrig die Mittel zur Wiederherstellung der Freiheit ihres Landes. Von ihren Landsleuten brachten sie wiederholte Aufforderungen an Wilhelm mit, daß er, um sie zu vertheidigen, zu den Waffen greifen solle. Namentlich versprachen die Protestanten Antwerpens, daß, wenn er, um seine Gelder zu vermehren, sein Gold- und Silbergeschirr einschmelzen wollte, sie ihm gern den doppelten Werth dafür bezahlen würden.

Es war der innigste Wunsch Wilhelm's, die Unternehmung zu wagen. Allein er kannte die im Wege stehenden Hindernisse und wollte sich als weiser Mann nicht eher darauf einlassen, als bis er die Mittel zur erfolgreichen Durchführung sah. Den Bürgern von Antwerpen antwortete er, daß er nicht allein sein Tafelzeug, sondern sich selbst und seine ganze Habe herzlich gern für die Freiheit der Religion und seines Landes opfern werde. Allein die Kosten zum Aufbringen eines Heeres seien sehr groß und betrügen zum Wenigsten sechshunderttausend Gulden; auch könne er nicht daran denken, diese Summe zu beschaffen, wofern nicht einige der hervorragendsten Kaufleute, die er nannte, mit ihm die Sicherheit dafür leisten wollten.

Zugleich führte er einen ausgedehnten Briefwechsel mit den deutschen Fürsten, mit den Führern der hugenottischen Partei in Frankreich und

ſogar mit der engliſchen Regierung. Sein Zweck dabei war, ſie für die Sache, an welcher jeder Proteſtant ein Intereſſe nehmen mußte, zu gewinnen. Von dem Kurfürſten von Sachſen und dem Landgrafen von Heſſen erhielt er das Verſprechen, daß ſie ihn unterſtützen wollten. Beträchtliche Summen ſcheinen ihm inzwiſchen aus den bedeutendſten Städten der Niederlande übermacht worden zu ſein, während Culemborg, Hoogſtraaten, Louis von Naſſau und die andern großen Herren, welche mit ihm im Exil waren, ſo viel beitrugen, wie ihre geſchwächten Vermögensumſtände geſtatteten *). Der Prinz ſelbſt veräußerte ſeine werthvollſten Sachen, verſetzte ſeine Juwelen und ſchickte ſein Gold- und Silbergeſchirr nach der Münze. „Sie waren der Schmuck eines Palaſtes geweſen, doch waren ſie wenig im Vergleich mit den Erforderniſſen des Krieges," ſagt ein alter Schriftſteller.

Vermittelſt dieſer Opfer wurde vor Ende April eine aus den unregelmäßigſten und zuſammengewürfeltſten Beſtandtheilen beſtehende Armee zuſammengebracht. Darunter waren deutſche Söldlinge, die außer ihrer Zahlung weiter kein Intereſſe bei der Sache hatten; Hugenotten von Frankreich, die einen ſo großen Haß gegen die römiſchen Katholiken mit ſich auf das Feld brachten, daß ſie ſelbſt als Alliirte einem großen Theile der Niederlande nicht ſehr willkommen ſein konnten; und endlich Verbannte aus den Niederlanden, die einzigen, des Kampfes würdigen Männer, die ihr Leben im Vergleich mit der großen Sache, wofür ſie es einſetzten, gering anſchlugen. Aber ſo groß ihr Patriotismus auch ſein mochte, waren ſie doch meiſtens bloß ſchlichte, der Waffen ungewohnte Bürger, die es nicht gut mit den unerſchrockenen Veteranen Caſtiliens aufnehmen konnten.

Ehe der Prinz ſeine Truppen vollſtändig machte, ſchrieb und ver-

*) Dieſe Gelder ſcheinen hauptſächlich aus Antwerpen und den großen Städten Hollands, Seelands, Friedlands und Groningens, derjenigen Landſtriche, wo das Unabhängigkeitsgefühl ſtets groß geweſen war, gekommen zu ſein. Die adeligen Miterlitten Wilhelm's ſteuerten die Hälfte des zuſammengebrachten Geldes. Alva wurde hiervon durch Villers, einen verbannten Herrn, benachrichtigt. Dieſer war in einer unglücklichen Unternehmung, welche wir im gegenwärtigen Kapitel mittheilen, dem Herzog in die Hände gefallen. Correspondance de Philippe II., tome II, pag. 27.

öffentlichte er auf den Rath des Landgrafen von Heſſen eine Schrift, die unter dem Namen „Rechtfertigung“ bekannt iſt, und worin er ſich und ſeine Sachen von den Beſchuldigungen Alva's reinigte. Er ſchob die urſprüngliche Schuld der Unruhen auf Granvelle; ſtellte in Abrede, daß er den Bund des Adels entworfen oder befördert habe; die Anklage aber, daß er aus Ehrgeiz in einem Lande, wo für ihn mehr als beinahe alle andern Einwohner auf dem Spiele ſtand, den Aufruhr geſchürt habe, behandelte er mit Verachtung. Er berührte ſeine und ſeiner Ahnen Dienſte, ſowie die Undankbarkeit, mit welcher dieſelben vom Throne vergolten worden wären. Zum Schluß wünſchte er, daß Seine Majeſtät endlich die Unſchuld ſeiner verfolgten Unterthanen erkennen, und daß es der Welt bekannt werden möge, daß das dieſen zugefügte Unrecht vielmehr von ſchlimmen Rathgebern, als von dem Könige ſelber komme*).

Der Plan für den Feldzug war, zu gleicher Zeit an drei verſchiedenen Stellen in das Land einzubrechen, um die Aufmerkſamkeit des Herzogs irre zu führen und womöglich einen allgemeinen Aufſtand

*) Die „Justification“ iſt ſehr häufig der Feder des gelehrten Languet, der mit Wilhelm ſehr vertraut und bekanntlich damals bei ihm war, zugeſchrieben worden. Aber, wie Groen vermuthet, macht Wilhelm's Uebung im Schreiben es wahrſcheinlich, daß er die Ausarbeitung eines ſolchen Schriftſtücks keinem Andern anvertraute, ſondern ſelbſt Hand an's Werk legte. Höchſt wahrſcheinlich unterbreitete er ſeine eigne Arbeit dem Languet zur Durchſicht, weil ihm der politiſche Scharfſinn deſſelben wohl bekannt war. Und höchſtens läßt ſich dies billigermaßen aus der Nachricht des Languet ſelbſt ſchließen: „Fui Dillemburgi per duodecim et tredicim dies, ubi Princeps Orangiae mihi et aliquot aliis curavit prolixe explicari causas et initia tumultuum in inferiore Germania et suam responsionem ad accusationes Albani.“ Es ging mit der „Justification“ des Prinzen, wie mit Waſhington's „Farewell Address,“ die zwar ſo oft Andern zugeſchrieben worden iſt, aber — wie viel auch Andere durch guten Rath und durch Verbeſſerungen dazu beigetragen haben mögen — doch auf jeder Seite die unzweideutigſten Kennzeichen ſeiner Echtheit trägt.

Die „Justification“ rief von der Gegenpartei mehrere Entgegnungen hervor. Darunter waren zwei von Vargas und Del Rio. Allein nach der Meinung des Viglius, der ſicherlich nicht parteiiſch für Wilhelm war, waren dieſe Antworten verfehlt. Siehe ſeinen Brief an Hopper (Epist. ad Hopperum, p. 458). Eine vollſtändige Erörterung des Gegenſtandes wird der Leſer bei Groen in dem Archiv des Hauſes Oranien-Naſſau, Band 3, S. 187 finden.

hervorzurufen. Ein hugenottiſches Korps ſollte unter der Leitung eines Abenteurers Namens Cocqueville gegen Artois operiren. Hoogſtraten ſollte mit dem Herrn von Villers und andern verbannten Adeligen durch Brabant in einer mittlern Richtung in das Innere des Landes eindringen. Unterdeſſen hatten Wilhelm's Brüder, die Grafen Louis und Adolph, die ein theils aus Flamändern, theils aus Deutſchen zuſammengeſetztes Heer befehligten, den Krieg über die nördlichen Provinzen nach Gröningen zu tragen. Der Prinz ſelbſt ſchlug ſein Hauptquartier in der Nähe von Cleve auf; er ſuchte ein neues Heer aufzubringen, um nöthigenfalls die eine oder andere der drei Heeresabtheilungen zu unterſtützen.

Erſt Ende April rückten Hoogſtraten und Louis in's Feld. Die Hugenotten kamen noch ſpäter, während Wilhelm auf Hinderniſſe ſtieß, die die Bildung ſeines eignen Korps beträchtlich verzögerten. Das Haupthinderniß, welches von vornherein die Unternehmung ſcheitern zu machen drohte, war der Geldmangel. Dieſer machte ſich ebenſo fühlbar bei der Werbung von Truppen, wie bei der Einſchärfung der Disciplin nach erfolgter Werbung. In dieſer Beziehung ſchreibt Wilhelm an ſeinen Freund, den „weiſen" Landgrafen von Heſſen: „Wenn Sie irgend welche Freundſchaft gegen mich hegen, bitte ich Sie, mir privatim eine genügende Summe vorzuſtrecken, damit ich den erſten Monat den Truppen ihren Sold bezahlen kann. Außerdem bin ich in Gefahr, meine Verpflichtungen nicht einzuhalten, was für mich ſchlimmer als der Tod iſt, ganz abgeſehen von dem Nachtheile, den ein ſolcher Bankrott unſerer Ehre und unſerer Sache bringen muß." In der Laufbahn des Prinzen von Oranien werden wir fortwährend an die Verlegenheiten unſeres Waſhington's während der Revolutionszeit, und an die Geduld und Ausdauer, womit er dieſelben überwand, erinnert.

Von zweien der Unternehmungen brauche ich wenig zu ſagen, denn ſie ſcheiterten. Hoogſtraten hatte kaum gegen das Ende April die Gränze überſchritten, als Alva's zuverläſſiger Lieutenant Sancho Davila auf ihn ſtieß und ihn mit beträchtlichem Verluſte ſchlug. Villers und einige andere aufrühreriſche Herrn wurden zu Gefangenen gemacht. Sie entgingen bloß dem Schwerte des Feindes im Felde, um

durch dasjenige des Scharfrichters in Brüssel zu fallen. Hoogstraten suchte mit dem Ueberreste des Heeres sein Heil in der Flucht und bewerkstelligte seine Vereinigung mit dem Prinzen von Oranien.

Noch übler erging es dem Cocqueville. Gegen ihn wurde von Karl dem Neunten, der auf diese Weise den ihm unlängst vom Herzog Alva geleisteten gleichen Dienst vergalt, eine Abtheilung französischer Truppen geschickt. Bei der Annäherung ihrer Landsleute streckten die Hugenotten feig die Waffen. Cocqueville und seine vornehmsten Offiziere wurden umringt, zu Gefangenen gemacht und endeten schimpflich auf dem Schaffot.

Die Unternehmung Ludwig's von Nassau hatte einen besseren Erfolg. Doch gerieth er, nachdem er in Gröningen eingedrungen war, in die peinlichste Verlegenheit wegen des meuterischen Geistes seiner deutschen Söldlinge. Die Provinz wurde von ihrem Gouverneur, dem Grafen Aremberg, vertheidigt. Derselbe war ein alter Offizier und hatte die Kriegskunst unter Karl dem Fünften studirt; er zählte zu jenen musterhaften Kavalieren, an denen sich eine jüngere Generation eifrig zu bilden pflegt. Er hatte verschiedene ausgezeichnete Stellen bekleidet, und es gab am brüsseler Hofe nur wenige Männer, die sowohl unter Philipp als unter seinem Vater eine größere Achtung genossen. Die Hauptstärke seines Heeres lag in der spanischen Infanterie. Seine Kavallerie war zwar ungenügend, doch sollte sie nächstens durch eine Abtheilung Reiterei unter dem Grafen Megen, der bloß noch einen Tagmarsch von ihm entfernt war, verstärkt werden.

Als Aremberg schon nach Kurzem Louis' ansichtig wurde, war dieser nicht sowohl wegen der Nähe des Feindes, als wegen des unordentlichen Betragens seiner deutschen, ihren Sold verlangenden Soldaten bange. Indem Louis seiner Leute nicht sicher war, lehnte er es ab, sich mit einem Feinde, der ihm, mit Ausnahme der Zahl, sonst in jeder Hinsicht überlegen war, in eine Schlacht einzulassen. Deßhalb nahm er eine ungewöhnlich starke Stellung ein, die ihm die Beschaffenheit des Bodens glücklicherweise an die Hand gab. Geschützt von einem dicken Walde, lag in seinem Rücken das Kloster Heyligerlee, welches der Schlacht den Namen gab. Vor ihm lief der Boden abschüssig einem ausgedehnten Moraste zu. Seine Infanterie war auf

der Linken vor dem feindlichen Feuer theilweise durch einen Berg geborgen. Auf die Rechte stellte er unter seinem Bruder Adolph die Kavallerie, die dem Feinde, falls er so kühn wäre, sich auf eine Schlacht einzulassen, in die Flanke fallen sollte.

Allein Graf Aremberg kannte die Hindernisse des Bodens zu gut, als daß er ein Treffen gewagt hätte. Wenigstens wollte er erst die Verstärkung unter Graf Megen abwarten. Aber unglücklicherweise verachtete die an Siege gewöhnte spanische Infanterie die ihr gegenüberstehenden undisciplinirten Rekruten und verlangte laut, gegen die Ketzer geführt zu werden. Vergebens bestand ihr klügerer General auf seinem Plane. Sie schalt über das Verschieben und verweigerte einem flamändischen Befehlshaber den Respekt, den sie wahrscheinlich einem ihrer eigenen Landsleute bewiesen haben würde. Sie klagte ihn offen der Verrätherei und des Einverständnisses mit seinen Landsleuten im feindlichen Lager an.

Da Aremberg sich von ihren Vorwürfen verletzt fühlte, that er, was mehr denn *ein* tapferer Mann zuvor und seitdem gethan haben: er opferte sein eigenes Urtheil dem stürmischen Verlangen seiner Soldaten. Indem er ausrief, daß sie bald sehen sollten, ob er ein Verräther wäre, stellte er sich an die Spitze seines kleinen Heeres und marschirte gegen den Feind. Unterdessen eröffnete seine auf der rechten Seite stehende Artillerie ein lebhaftes Feuer auf Louis' linken Flügel, ohne jedoch — wegen der Beschaffenheit des Bodens — viel Schaden anzurichten.

Gedeckt durch dieses Feuer, rückte der Hauptkörper der spanischen Infanterie vorwärts. Allein schon bald blieben, wie der Befehlshaber vorhergesehen hatte, die Leute im Moraste stecken; ihre Reihen geriethen in Unordnung, und als sie endlich nach langen peinlichen Anstrengungen wieder festen Grund unter die Füße bekamen, waren sie ermüdeter, als nach einem starken Tagemarsch. Also ermattet und in so traurigem Aufzuge wurden sie plötzlich vorn von einem Feinde angegriffen, der im Bewußtsein seines Vortheils noch ganz frisch war und vor Kampflust brannte. Ungeachtet ihrer üblen Lage hielten die Soldaten Aremberg's doch auf einige Zeit Stand, gleich Männern, die nicht gewohnt sind, geschlagen zu werden. Da beorderte Louis endlich die Kavallerie, auf der Rechten in Aremberg's Flanke einzuhauen. Diese unerwartete

Bewegung in einem kritischen Augenblicke entschied den Tag. In der Fronte und auf der Flanke angegriffen und von dem im Rücken befindlichen Moraste eingeschlossen, geriethen die Spanier in die äußerste Verwirrung. Ihr tapferer Führer, der in Gefahr Stich hielt, obschon er nicht gegen die Vorwürfe seiner Leute Stand gehalten hatte, suchte sie vergebens wieder zu sammeln. Unter ihm wurde das Pferd getödtet, und als er ein anderes besteigen wollte, erhielt er von einem Fußgänger einen Schuß, so daß er tödtlich verwundet aus dem Sattel fiel*). Jetzt wurde das Flüchten allgemein. Einige eilten dem Moraste zu und fielen den Siegern in die Hände. Andern gelang es, nachdem die größere Anzahl ihren Kameraden das Leben bei diesem Versuche verloren hatte, sich einen Weg durch die Feinde zu bahnen. Der Boden war mit Verwundeten und Todten bedeckt. Der Sieg war vollständig.

Sechzehnhundert Feinde blieben todt auf diesem unheilvollen Felde Der Phantasie der rachedurstigen Verbannten konnte dies gewissermaßen die blutige Liste der von dem erbarmungslosen Herzoge zur Rechenschaft geforderten Schlachtopfer aufzuwiegen scheinen. Neun Stücke Artillerie nebst einer großen Menge Munitions- und sonstiger Kriegsvorräthe, ein dem Aremberg angehöriges reiches Tafelgedeck und eine bedeutende Summe Geldes, die er neulich zur Bezahlung der Rückstände der Soldaten erhalten hatte, fielen in die Hände der Patrioten. Doch der schmerzlichste Verlust, der den Spaniern zugefügt wurde, war der Tod ihres tapfern Befehlshabers. Sein von Wunden entstellter Leichnam wurde unter einem Haufen Gefallener an den ihm um den Hals hängenden Insignien des goldenen Vließes, die Louis

*) Brantôme hat uns das Portrait dieses flamändischen Edelmannes geliefert. Er lernte ihn zu Paris kennen, als derselbe dahin zur Unterstützung des französischen Monarchen von Alva abgeschickt worden war. Der ritterliche alte Schriftsteller hebt die persönliche Erscheinung Aremberg's, seine edlen Züge und hochgebildete Höflichkeit, die ihn zu einem Liebling der Hofdamen machte, hervor. „Un très beau et très agréable seigneur, surtout de fort grande et haute taille et de très belle apparence.“ (Oeuvres, tome I, p. 383.) Auch vergißt er nicht, unter andern Vorzügen die Geläufigkeit, womit Aremberg französisch und einige andere Sprachen sprach, zu erwähnen. Ebend., S. 384.

seinem Bruder als ein stolzes Siegeszeichen übersandte, erkannt. Doch ein trauriges Ereigniß trübte die Freude der Sieger: der Tod des Grafen Adolph von Nassau. Letzterer fiel tapfer fechtend an der Spitze seiner Truppen als eines der ersten Opfer in dem Revolutionskriege. Er war ein jüngerer Bruder Wilhelm's, und erst siebenundzwanzig Jahre alt. Aber er hatte schon jene heldenmüthigen Eigenschaften bewiesen, welche zeigten, daß er des edlen Geschlechtes, aus dem er stammte, würdig sei*).

Die Schlacht fiel am dreiundzwanzigsten Mai 1568 vor. Am folgenden Tage langte Graf Megen mit einer Verstärkung an. Er kam zwar zu spät, um den Sieg sicher zu stellen, aber nicht, um die Früchte desselben den Siegern zu entreißen. Durch eine reißend schnelle Bewegung gelang es ihm, sich in die Stadt Gröningen zu werfen und auf diese Weise zu verhüten, daß dieser wichtige Platz in die Hände der Patrioten fiel.

Die Nachricht von der Schlacht bei Heyligerlee rief im ganzen Lande eine große Aufregung hervor. Während sie die Hoffnung der Unzufriedenen erstarkte, erfüllte sie den Herzog von Alva mit Entrüstung. Derselbe war um so ärgerlicher, weil er sah, daß der Verlust der Schlacht hauptsächlich dem üblen Betragen seiner eigenen Soldaten zugeschrieben werden mußte. Er erkannte mit Schrecken, welche unheilvolle Wirkung ein so glänzender Sieg der Rebellen gleich im Anfange ihres Kampfes wahrscheinlich hervorbringen werde. Die kühnen Männer Frieslands würden sich zur Erringung ihrer Unabhängigkeit erheben, und wahrscheinlich würde der Prinz von Oranien mit seinen deutschen Angeworbenen nun zu seinem siegreichen Bruder stoßen, so daß er mit Hülfe der Einwohner im Stande sein werde, irgend einer Macht, die Alva aufbringen konnte, wirksam die Spitze zu bieten. Das war eine wichtige Krisis, die ein schnelles, entschiedenes Handeln erforderte. Deßhalb beschloß der Herzog mit seiner gewöhnlichen

*) Gewöhnlich berichten die Geschichtsschreiber, daß Adolph und Aremberg im dichten Handgemenge auf einander stießen, und daß einer den andern tödtete. Siehe Cornejo, Disension de Flandes, Fol. 63; Strada, De Bello Belgico, tom. I, p. 282; et al. Ein so romantisches Zusammentreffen fand in einem so romantischen Zeitalter leicht Glauben.

Energie, hier keinen Vertreter zu gebrauchen, sondern die Sachen selbst in die Hand zu nehmen, seine Macht zu konzentriren und in eigner Person gegen den Feind zu marschiren.

Doch hielt er, ehe er den Feldzug begann, für nothwendig, erst einige Sachen auszumachen, und wäre es auch nur wegen des Einflusses, den dies auf die öffentliche Stimmung ausüben würde. Den achtundzwanzigsten Mai wurde über den Prinzen von Oranien, seinen Bruder Louis und ihre adeligen Begleiter das Urtel gesprochen. Sie wurden in contumaciam für schuldig erklärt, der Vorladung des Rathes nicht Folge geleistet und gegen den König Krieg erregt zu haben. Deshalb wurden sie zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt und ihre Güter als der Krone verfallen erklärt. Das Urtel war vom Herzog Alva unterzeichnet. Wilhelm's Güter waren bereits sequestrirt worden, und in seiner Stadt Breda lag eine Abtheilung spanischer Truppen.

Eine andere Handlung ganz eigenthümlicher Art verrieth ziemlich klar die Gesinnungen der Regierung. Der Herzog ließ nämlich das Culemborg'sche Hôtel, wo seit der Abreise der Regentin seine beständige Wohnung gewesen war, und wo die Geusen bei ihrer Ankunft in Brüssel ihre Versammlungen gehalten hatten, der Erde gleich machen. Auf dem Platze wurde eine Marmorsäule errichtet, die an jeder Seite ihrer Basis die folgende Inschrift enthielt: „Hier stand einst der Palast Florence Pallant" (Name des Grafen Culemborg); „er ist jetzt der Erde gleich gemacht wegen der darin gegen die Religion, die römisch-katholische Kirche, des Königs Majestät und das Land angezettelten Verschwörung*)." Jedenfalls wollte Alva durch diese Handlung der Welt nicht sowohl seinen Abscheu vor der Verschwörung — denn dies wäre überflüssig gewesen — als vielmehr seinen Entschluß, daß er den dabei Betheiligten keine Gnade erweisen wollte, zeigen. Auch spricht er mehr als einmal in seinen Briefen von den Unterzeichnern des Kompromisses als von Menschen, die sich selbst außerhalb des Bereichs der Gnade gestellt hätten.

*) Das wegen seines Zusammenhanges mit den ersten Versammlungen der Geusen so merkwürdige Hôtel Culemborg war nicht lange im Besitze des Grafen Culemborg gewesen, sondern erst von ihm 1555 gekauft worden. Es stand auf dem Place du Petit Sablon.

Aber alle dieſe Akte waren nur das Vorſpiel zu dem betrübenden Trauerſpiele, welches ſchon bald vor ſich gehen ſollte. Seit der Verhaftung der Grafen Egmont und Hoorne waren beinahe neun Monate verfloſſen. Während dieſer ganzen Zeit waren ſie unter einer ſtarken Bewachung in dem Genter Schloſſe als Staatsgefangene gehalten worden. Ihre Unterſuchung war in einer bedächtigen, ja verſchleppenden Weiſe geführt worden, ſo daß dadurch bei ihren Freunden die Hoffnung auf einen günſtigen Ausgang genährt worden war. Alva beſchloß jetzt, die Unterſuchung zu ſchließen, das Todesurtheil über die beiden Herren auszuſprechen und daſſelbe vor ſeiner Abreiſe zum Feldzuge vollſtrecken zu laſſen.

Umſonſt ſtellten ihm einige ſeiner Rathgeber das Unkluge eines ſolchen Schrittes vor, wenn er in einer Kriſis, wie der gegenwärtigen, die Gefühle der Nation, bei welcher namentlich Egmont ſo beliebt war, verletzte. Vergeblich machten ſie geltend, daß die beiden Edlen als Geiſeln für das gute Betragen des Volkes während ſeiner Abweſenheit dienen würden, weil jeder Tumult nur zur Beſchleunigung des Geſchicks der Gefangenen beitragen müßte. Sei es, daß Alva befürchtete, daß die von verſchiedenen Seiten einlaufenden Bittgeſuche bei ſeinem Herrn Wirkung haben könnten; oder ſei es, daß er, was wahrſcheinlicher iſt, beſorgte, ein Tumult möge während ſeiner Abweſenheit den Gefangenen die Kerker öffnen: — er war entſchloſſen, auf der Stelle zu ihrer Hinrichtung zu ſchreiten. Sein Rachedurſt vermehrte ſich vielleicht noch durch den Aerger über das unlängſt erlittene Waffenunglück, und er fühlte, daß ein Streich, wie der gegenwärtige, am wirkſamſten ſein würde, um die Arroganz der Nation herabzuſtimmen.

Es gab noch einige andere Gefangene von geringerem Range, aber von nicht geringem Anſehn, über die noch zu verfügen war. Ihre Hinrichtung ſollte die öffentliche Meinung auf die letzte Scene des Drama's vorbereiten. Neunzehn Männer nämlich ſaßen damals im Schloſſe Vilvoorde, einer ſehr ſtarken Feſtung, zwei Stunden von Brüſſel, gefangen. Sie waren meiſtens vornehme Leute und größtentheils Mitglieder der Union. Für dieſe letzteren war keine Gnade vorhanden. Ihre Unterſuchungen waren jetzt geſchloſſen und ſie warteten auf ihr Urtel. Am neunundzwanzigſten Mai, einem Tage, wo das

Blutgericht ungemein thätig gewesen zu sein scheint, wurden sie ohne Ausnahme zum Tode durch's Schwert verurtheilt, während ihre Güter von Staatswegen eingezogen werden sollten.

Den ersten Juni langten sie in Brüssel an, wohin sie unter der Bedeckung von neun Kohpagnien spanischer Infanterie gebracht worden waren. Sie wurden hier auf den großen freien Platz dem Rathhause gegenüber geführt, und während die Trommeln die Herumstehenden daran verhinderten, ihre letzten Worte zu hören, schlug ihnen das Schwert des Scharfrichters die Köpfe ab. Achten, die im römisch-katholischen Glauben gestorben waren, wurde gnädig ein christliches Begräbniß nach katholischem Ritus zugestanden. Die Köpfe der übrigen elf wurden auf Pfähle gesteckt, und ihre Körper blieben, wie diejenigen der niedrigsten Verbrecher, am Galgen hängen, um dort zu verfaulen *).

Den zweiten Juni endeten noch zehn bis zwölf andere, darunter angesehene Leute, am nämlichen Platze in Brüssel auf dem Schaffot. Unter ihnen war Villers, der Begleiter Hoogstraten's auf der unglücklichen Expedition nach Brabant, bei welcher derselbe gefangen genommen worden war. Während seiner Gefangenschaft hatte er dem Alva einige Aufschlüsse über die Maßregeln Oranien's und der Partei desselben gegeben, so daß er hätte Nachsicht erwarten dürfen. Allein er hatte den Kompromiß unterzeichnet.

Den folgenden Tag wurden fünf andere Schlachtopfer innerhalb

---

*) Der dritte Band der Archives de la maison d'Orange-Nassau enthält die Erzählung dieser Hinrichtung von einem Augenzeugen, einem Kuriere Alva's, der Brüssel einen Tag nach dem Ereigniß verließ und unterwegs von den Patrioten abgefangen wurde. Man kann sich das Interesse denken, womit Wilhelm und seine Freunde die Erzählung der Tragödie anhörten, und darf sich vorstellen, welche Angst sie um das Schicksal ihrer übrigen Freunde — namentlich um Egmont und Hoorne —, über welchen das Schwert des Nachrichters an einem Faden hing, empfunden haben müssen. Wir dürfen wohl die Nachricht von der Niedergeschlagenheit in Brüssel glauben. Il affirme que c'éstoit une chose de l'autre monde, le crys, lamentation et juste compassion qu'avoient tous ceux de la ville du dit Bruxelles, nobles et ignobles, pour ceste barbare tyrannie, mais que nonobstant, ce cestay Nero d'Alve se vante en ferat le semblable de tous ceulx quy potra avoir en mains." S. 241.

der Mauern von Vilvoorde, wo sie lange gefangen gesessen hatten, zur Hinrichtung geführt. Einer von ihnen, Casembrot, Herr von Backerzeele, Egmont's vertrauter Sekretär, kann von Interesse für uns sein. Dieser unglückliche Herr war mehrmals, damit er dem Egmont nachtheilige Enthüllungen machen sollte, auf die Folter gespannt worden. Aber seine Festigkeit erwies sich als stärker, denn die Grausamkeit seiner Peiniger. Er sollte jetzt seine Leiden mit einem schimpflichen Tode beschließen; doch war derselbe insofern glücklich für ihn, als er es ihm ersparte, Zeuge von dem Geschicke seines geliebten Herrn zu sein*). So beschaffen waren die düstern Scenen, welche die große Katastrophe am fünften Juni einleiteten.

---

*) Wenn wir Bentivoglio glauben dürfen, ward Backerzeele von Pferden zerrissen. „Da quattro cavalli fu smembrato vivo in Brusselles il Casembrot già segretario dell'Agamonte.“ (Guerra di Fiandra, p. 200.) Aber so hart und unbedenklich Alva auch bei der Ausführung seiner Pläne gewesen sein mag, so rechtfertigt sein Charakter doch noch nicht die Anschuldigung eines Aktes so unnützer Grausamkeit, wie dieser gewesen sein würde. Glücklicherweise steht diese Handlung durch kein geschichtliches Zeugniß fest. Denn man findet keine Erwähnung davon in Strada, oder Meteren, oder dem Verfasser der Guerres Civiles des Pays-Bas; von den übrigen damaligen Geschichtsschreibern, denen man keine allzu große Parteilichkeit für die Spanier Schuld geben kann, ganz zu schweigen. Wäre eine so unmenschliche Handlung vorgefallen, so müßte es in der That für sonderbar angesehen werden, daß sie in dem Verzeichnisse der von dem Prinzen von Oranien dem Alva Schuld gegebenen Verbrechen weggeblieben wäre. Siehe besonders seinen in einem Anfall von Kummer und Entrüstung an Schwendi gerichteten Brief, den er, kurz nachdem er die Hinrichtung seiner Freunde erfahren hatte, schrieb. Archives de la maison d'Orange-Nassau, tome III, p. 244.

Viertes Kapitel.

Die Prozesse Egmont's und Hoorne's.

Das Verhör. — Verwendungen für sie. — Die Spezifizirung der Anschuldigungen. — Das Todesurtheil. — Uebersicht der Prozesse.

1568.

Seitdem die Grafen Egmont und Hoorne in die starke Citadelle von Gent eingekerkert wurden, waren jetzt neun Monate verflossen. Während ihrer Haftzeit wurde ihnen nicht einmal eine so gute Behandlung zu Theil, wie gewöhnlichen Staatsgefangenen. Sie durften im Schlosse nicht freie Luft schöpfen und waren an allem Verkehr mit den Gliedern ihrer Familie verhindert. Ferner hatte sie die Sequestration ihres Eigenthums gleich nach ihrer Verhaftung in eine so große Armuth versetzt, daß sie ohne die Unterstützung ihrer Freunde die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens nicht würden haben befriedigen können*).

Während dieser Zeit hatten ihre Feinde nicht die Hände in den Schooß gelegt. Wir sahen, daß bei der Verhaftung der beiden Edlen auch ihre Sekretäre verhaftet und ihre Papiere in Beschlag genommen wurden. „Backerzeele," schreibt der Herzog von Alva an Philipp „macht in Bezug auf seinen Herrn, den Grafen Egmont, täglich Enthüllungen. Wenn er erst auf die Tortur gebracht werden wird, kann man von ihm in dieser Beziehung Wunder erwarten!" Aber Alles, was man aus dem unglücklichen Manne herauspreßte, war die dunkle Angabe eines Platzes, wo Egmont einen Theil seiner Habseligkeiten verborgen hatte. Nachdem die Spanier den Boden um das Genter Schloß herum nach jeder Richtung hin durchwühlt hatten, gelang es ihnen, elf Koffer mit Tafelgeschirr, einige Fässer Juwelen und andere kostbare

*) Der alte holländische Geschichtsschreiber Bor, der diese Ereignisse erlebte, sagt, daß „Hoorne im Gefängnisse aus Mangel an Geld Hungers gestorben sein würde, wofern ihn nicht seine Schwiegermutter, die Gräfin Wittwe, unterstützt hätte."

direkt deßwegen an Philipp und datum ihn, er möge mit den beiden Edelleuten gemäß der Statuten des Ordens verfahren. Maximilian schrieb zwei Briefe gleichen Inhalts, und suchte, indem er die glänzenden Dienste Egmont's erwähnte, zugleich des Königs Mitleiden für die verlassene Lage der Gräfin und ihrer Kinder zu erregen.

Aber nicht allein Ausländer verwandten sich für die gefangenen Herren. Auch Mansfeld, der treueste Unterthan Philipp's in den Niederlanden, flehte seinen Souverain an: rechts- und vernunftgemäß in der Sache zu verfahren. Der Graf Barlaimont, der sich bei allen Gelegenheiten als nicht minder treugesinnt erwiesen hatte, befand sich jetzt, indem er sowohl ein Ritter des Ordens als ein Mitglied des Raths der Unruhen war, in einer großen Verlegenheit. Er schrieb deßwegen an Philipp, indem er Seine Majestät ersuchte, ihn der Nothwendigkeit zu entheben, daß er entweder als ein ungehorsamer Unterthan handeln oder sich die Vorwürfe seiner Ordensbrüder zuziehen müßte.

Noch bemerkenswerther ist die Verwendung Granvelle's. Derselbe vergaß seine Abberufung als Minister, woran Egmont vielleicht ebenso viel wie jeder Andere Schuld gewesen war, und kam edelmüthig mit einem Bittgesuche für seinen alten Feind ein. Er flehte Philipp um Milde an, weil diese sich für einen großen Fürsten besser gezieme, als Strenge. Er erinnerte an die guten Handlungen des Grafen und erklärte, wenn derselbe später auf Abwege geführt worden sei, so wäre dies eher Andern, als ihm selbst zur Last zu legen. Allein, wenngleich der Kardinal mehrmals in diesem Sinne an den König schrieb, so war es doch nun schon zu spät: denn er konnte den Eindruck seiner frühern Briefe, worin er Egmont angeklagt hatte, daß er an den hochverrätherischen Plänen des Prinzen von Oranien Antheil habe, nicht mehr verwischen. Wie wir sahen, hatte die Regentin dem Egmont einmal völlig ihr Zutrauen entzogen, und die von ihr hin und wieder an Philipp geschickten Berichte hatten den Eindruck der Granvelle'schen Briefe noch erhöht. Also war die Schuld Egmont's in der Meinung des Königs eine so ausgemachte Sache, daß zur Zeit, wo Alva die Regierung in den Niederlanden erhielt, Egmont höchst wahrscheinlich schon zum Sühnopfer für die Sünden der Nation bezeichnet war.

Deßhalb hatten die gegenwärtig angewandten Argumente und Bittgesuche, die Philipp von seinem Vorhaben abbringen sollten, keine andere Wirkung, als daß sie ihn zum schnelleren Handeln antrieben. Indem er sich von unbequemen Bestürmungen zu befreien wünschte, befahl er dem Alva, die Untersuchung zu beschleunigen, und fügte hinzu, daß Alles so klar gemacht werden würde, daß die Welt, deren Blicke jetzt auf diesen Prozeß gelenkt wären, von der Gerechtigkeit desselben überzeugt werden sollte.

Noch vor Ende Dezember hatte der Kronanwalt Du Bois die Anklageartikel gegen Egmont ausgearbeitet. Sie beliefen sich auf nicht weniger als neunzig, und einige davon waren sehr lang. Sie gründeten sich hauptsächlich auf die aus dem persönlichen Verhör gewonnene Evidenz, die durch die anderwärts erhaltene Information noch gestützt wurde. Der erste Artikel, welchen man in der That als den Schlüssel zu allen übrigen ansehen kann, beschuldigte Egmont, daß er mit Wilhelm von Oranien und den andern verbannten Herren konspirirt habe, um die spanische Herrschaft abzuschütteln und die Regierung unter sich zu theilen. Aus diesem Grunde habe er den treuen Granvelle bekämpft, die Gewalten der verschiedenen Räthe in eine einzige zu konzentriren gesucht, der Inquisition Widerstand geleistet, die Versammlung der Generalstaaten betrieben, kurz, er habe, so viel als möglich in jedem einzelnen Fall, die Absichten des Königs zu vereiteln gesucht. Ferner wurde er angeklagt, daß er die Sektirer ermuthigt habe. Er habe sich nicht nur geweigert, die zur Unterdrückung ihrer Gewaltthätigkeiten geforderte Hülfe zu leisten, sondern auch wiederholt ihren Versammlungen beigewohnt und ihnen die Ausübung ihrer religiösen Gebräuche erlaubt. Egmont war ein zu guter Katholik, als daß man seinen eignen Glauben hätte in Zweifel ziehen können. Man nahm bloß an, daß er die Partei der religiösen Reform wegen ihrer Verbindung mit den politischen Bewegungen des Landes begünstigt habe. Zuletzt ward ihm Schuld gegeben, daß er die Verbindungen des Adels nicht allein befördert, sondern nebst dem Prinzen von Oranien und Genossen den ursprünglichen Plan dazu entworfen habe. Es bewies seine Geneigtheit für die Ligue, daß er mehrere Mitglieder seines Haushalts in seinem Dienste behalten habe, nach-

seinem Bruder als ein stolzes Siegeszeichen übersandte, erkannt. Doch ein trauriges Ereigniß trübte die Freude der Sieger: der Tod des Grafen Adolph von Nassau. Letzterer fiel tapfer fechtend an der Spitze seiner Truppen als eines der ersten Opfer in dem Revolutionskriege. Er war ein jüngerer Bruder Wilhelm's, und erst siebenundzwanzig Jahre alt. Aber er hatte schon jene heldenmüthigen Eigenschaften bewiesen, welche zeigten, daß er des edlen Geschlechtes, aus dem er stammte, würdig sei*).

Die Schlacht fiel am dreiundzwanzigsten Mai 1568 vor. Am folgenden Tage langte Graf Megen mit einer Verstärkung an. Er kam zwar zu spät, um den Sieg sicher zu stellen, aber nicht, um die Früchte desselben den Siegern zu entreißen. Durch eine reißend schnelle Bewegung gelang es ihm, sich in die Stadt Gröningen zu werfen und auf diese Weise zu verhüten, daß dieser wichtige Platz in die Hände der Patrioten fiel.

Die Nachricht von der Schlacht bei Heyligerlee rief im ganzen Lande eine große Aufregung hervor. Während sie die Hoffnung der Unzufriedenen erstarkte, erfüllte sie den Herzog von Alva mit Entrüstung. Derselbe war um so ärgerlicher, weil er sah, daß der Verlust der Schlacht hauptsächlich dem üblen Betragen seiner eigenen Soldaten zugeschrieben werden mußte. Er erkannte mit Schrecken, welche unheilvolle Wirkung ein so glänzender Sieg der Rebellen gleich im Anfange ihres Kampfes wahrscheinlich hervorbringen werde. Die kühnen Männer Frieslands würden sich zur Erringung ihrer Unabhängigkeit erheben, und wahrscheinlich würde der Prinz von Oranien mit seinen deutschen Angeworbenen nun zu seinem siegreichen Bruder stoßen, so daß er mit Hülfe der Einwohner im Stande sein werde, irgend einer Macht, die Alva aufbringen konnte, wirksam die Spitze zu bieten. Das war eine wichtige Krisis, die ein schnelles, entschiedenes Handeln erforderte. Deßhalb beschloß der Herzog mit seiner gewöhnlichen

*) Gewöhnlich berichten die Geschichtsschreiber, daß Adolph und Aremberg im dichten Handgemenge auf einander stießen, und daß einer den andern tödtete. Siehe Cornejo, Dissension de Flandes, Fol. 63; Strada, De Bello Belgico, tom. I, p. 282; et al. Ein so romantisches Zusammentreffen fand in einem so romantischen Zeitalter leicht Glauben.

Energie, hier keinen Vertreter zu gebrauchen, sondern die Sachen selbst in die Hand zu nehmen, seine Macht zu konzentriren und in eigner Person gegen den Feind zu marschiren.

Doch hielt er, ehe er den Feldzug begann, für nothwendig, erst einige Sachen auszumachen, und wäre es auch nur wegen des Einflusses, den dies auf die öffentliche Stimmung ausüben würde. Den achtundzwanzigsten Mai wurde über den Prinzen von Oranien, seinen Bruder Louis und ihre adeligen Begleiter das Urtel gesprochen. Sie wurden in contumaciam für schuldig erklärt, der Vorladung des Rathes nicht Folge geleistet und gegen den König Krieg erregt zu haben. Deshalb wurden sie zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt und ihre Güter als der Krone verfallen erklärt. Das Urtel war vom Herzog Alva unterzeichnet. Wilhelm's Güter waren bereits sequestrirt worden, und in seiner Stadt Breda lag eine Abtheilung spanischer Truppen.

Eine andere Handlung ganz eigenthümlicher Art verrieth ziemlich klar die Gesinnungen der Regierung. Der Herzog ließ nämlich das Culemborg'sche Hôtel, wo seit der Abreise der Regentin seine beständige Wohnung gewesen war, und wo die Geusen bei ihrer Ankunft in Brüssel ihre Versammlungen gehalten hatten, der Erde gleich machen. Auf dem Platze wurde eine Marmorsäule errichtet, die an jeder Seite ihrer Basis die folgende Inschrift enthielt: „Hier stand einst der Palast Florence Pallant" (Name des Grafen Culemborg); „er ist jetzt der Erde gleich gemacht wegen der darin gegen die Religion, die römisch-katholische Kirche, des Königs Majestät und das Land angezettelten Verschwörung*)." Jedenfalls wollte Alva durch diese Handlung der Welt nicht sowohl seinen Abscheu vor der Verschwörung — denn dies wäre überflüssig gewesen — als vielmehr seinen Entschluß, daß er den dabei Betheiligten keine Gnade erweisen wollte, zeigen. Auch spricht er mehr als einmal in seinen Briefen von den Unterzeichnern des Kompromisses als von Menschen, die sich selbst außerhalb des Bereichs der Gnade gestellt hätten.

*) Das wegen seines Zusammenhanges mit den ersten Versammlungen der Geusen so merkwürdige Hôtel Culemborg war nicht lange im Besitze des Grafen Culemborg gewesen, sondern erst von ihm 1558 gekauft worden. Es stand auf dem Place du Petit Sablon.

Aber alle diese Akte waren nur das Vorspiel zu dem betrübenden Trauerspiele, welches schon bald vor sich gehen sollte. Seit der Verhaftung der Grafen Egmont und Hoorne waren beinahe neun Monate verflossen. Während dieser ganzen Zeit waren sie unter einer starken Bewachung in dem Genter Schlosse als Staatsgefangene gehalten worden. Ihre Untersuchung war in einer bedächtigen, ja verschleppenden Weise geführt worden, so daß dadurch bei ihren Freunden die Hoffnung auf einen günstigen Ausgang genährt worden war. Alva beschloß jetzt, die Untersuchung zu schließen, das Todesurtheil über die beiden Herren auszusprechen und dasselbe vor seiner Abreise zum Feldzuge vollstrecken zu lassen.

Umsonst stellten ihm einige seiner Rathgeber das Unkluge eines solchen Schrittes vor, wenn er in einer Krisis, wie der gegenwärtigen, die Gefühle der Nation, bei welcher namentlich Egmont so beliebt war, verletzte. Vergeblich machten sie geltend, daß die beiden Edlen als Geiseln für das gute Betragen des Volkes während seiner Abwesenheit dienen würden, weil jeder Tumult nur zur Beschleunigung des Geschicks der Gefangenen beitragen müßte. Sei es, daß Alva befürchtete, daß die von verschiedenen Seiten einlaufenden Bittgesuche bei seinem Herrn Wirkung haben könnten; oder sei es, daß er, was wahrscheinlicher ist, besorgte, ein Tumult möge während seiner Abwesenheit den Gefangenen die Kerker öffnen: — er war entschlossen, auf der Stelle zu ihrer Hinrichtung zu schreiten. Sein Rachedurst vermehrte sich vielleicht noch durch den Aerger über das unlängst erlittene Waffenunglück, und er fühlte, daß ein Streich, wie der gegenwärtige, am wirksamsten sein würde, um die Arroganz der Nation herabzustimmen.

Es gab noch einige andere Gefangene von geringerem Range, aber von nicht geringem Ansehn, über die noch zu verfügen war. Ihre Hinrichtung sollte die öffentliche Meinung auf die letzte Scene des Drama's vorbereiten. Neunzehn Männer nämlich saßen damals im Schlosse Vilvoorde, einer sehr starken Festung, zwei Stunden von Brüssel, gefangen. Sie waren meistens vornehme Leute und größtentheils Mitglieder der Union. Für diese letzteren war keine Gnade vorhanden. Ihre Untersuchungen waren jetzt geschlossen und sie warteten auf ihr Urtel. Am neunundzwanzigsten Mai, einem Tage, wo das

Blutgericht ungemein thätig gewesen zu sein scheint, wurden sie ohne Ausnahme zum Tode durch's Schwert verurtheilt, während ihre Güter von Staatswegen eingezogen werden sollten.

Den ersten Juni langten sie in Brüssel an, wohin sie unter der Bedeckung von neun Kothpagnien spanischer Infanterie gebracht worden waren. Sie wurden hier auf den großen freien Platz dem Rathhause gegenüber geführt, und während die Trommeln die Herumstehenden daran verhinderten, ihre letzten Worte zu hören, schlug ihnen das Schwert des Scharfrichters die Köpfe ab. Achten, die im römisch-katholischen Glauben gestorben waren, wurde gnädig ein christliches Begräbniß nach katholischem Ritus zugestanden. Die Köpfe der übrigen elf wurden auf Pfähle gesteckt, und ihre Körper blieben, wie diejenigen der niedrigsten Verbrecher, am Galgen hängen, um dort zu verfaulen *).

Den zweiten Juni endeten noch zehn bis zwölf andere, darunter angesehene Leute, am nämlichen Platze in Brüssel auf dem Schaffot. Unter ihnen war Villers, der Begleiter Hoogstraten's auf der unglücklichen Expedition nach Brabant, bei welcher derselbe gefangen genommen worden war. Während seiner Gefangenschaft hatte er dem Alva einige Aufschlüsse über die Maßregeln Oranien's und der Partei desselben gegeben, so daß er hätte Nachsicht erwarten dürfen. Allein er hatte den Kompromiß unterzeichnet.

Den folgenden Tag wurden fünf andere Schlachtopfer innerhalb

---

*) Der dritte Band der Archives de la maison d'Orange-Nassau enthält die Erzählung dieser Hinrichtung von einem Augenzeugen, einem Kuriere Alva's, der Brüssel einen Tag nach dem Ereigniß verließ und unterwegs von den Patrioten abgefangen wurde. Man kann sich das Interesse denken, womit Wilhelm und seine Freunde die Erzählung der Tragödie anhörten, und darf sich vorstellen, welche Angst sie um das Schicksal ihrer übrigen Freunde — namentlich um Egmont und Hoorne —, über welchen das Schwert des Nachrichters an einem Faden hing, empfunden haben müssen. Wir dürfen wohl die Nachricht von der Niedergeschlagenheit in Brüssel glauben. Il affirme que c'éstoit une chose de l'autre monde, le crys, lamentation et juste compassion qu'avoient tous ceux de la ville du dit Bruxelles, nobles et ignobles, pour ceste barbare tyrannie, mais que nonobstant, ce cestay Nero d'Alve se vante en ferat le semblable de tous ceulx quy potra avoir en mains." S. 241.

der Mauern von Vilvoorde, wo sie lange gefangen gesessen hatten, zur Hinrichtung geführt. Einer von ihnen, Casembrot, Herr von Backerzeele, Egmont's vertrauter Sekretär, kann von Interesse für uns sein. Dieser unglückliche Herr war mehrmals, damit er dem Egmont nachtheilige Enthüllungen machen sollte, auf die Folter gespannt worden. Aber seine Festigkeit erwies sich als stärker, denn die Grausamkeit seiner Peiniger. Er sollte jetzt seine Leiden mit einem schimpflichen Tode beschließen; doch war derselbe insofern glücklich für ihn, als er es ihm ersparte, Zeuge von dem Geschicke seines geliebten Herrn zu sein*). So beschaffen waren die düstern Scenen, welche die große Katastrophe am fünften Juni einleiteten.

---

*) Wenn wir Bentivoglio glauben dürfen, ward Backerzeele von Pferden zerrissen. „Da quattro cavalli fu smembrato vivo in Brusselles il Casembrot già segretario dell'Agamonte.“ (Guerra di Fiandra, p. 200.) Aber so hart und unbedenklich Alva auch bei der Ausführung seiner Pläne gewesen sein mag, so rechtfertigt sein Charakter doch noch nicht die Anschuldigung eines Aktes so unnützer Grausamkeit, wie dieser gewesen sein würde. Glücklicherweise steht diese Handlung durch kein geschichtliches Zeugniß fest. Denn man findet keine Erwähnung davon in Strada, oder Meteren, oder dem Verfasser der Guerres Civiles des Pays-Bas; von den übrigen damaligen Geschichtsschreibern, denen man keine allzu große Parteilichkeit für die Spanier Schuld geben kann, ganz zu schweigen. Wäre eine so unmenschliche Handlung vorgefallen, so müßte es in der That für sonderbar angesehen werden, daß sie in dem Verzeichnisse der von dem Prinzen von Oranien dem Alva Schuld gegebenen Verbrechen weggeblieben wäre. Siehe besonders seinen in einem Anfall von Kummer und Entrüstung an Schwendi gerichteten Brief, den er, kurz nachdem er die Hinrichtung seiner Freunde erfahren hatte, schrieb. Archives de la maison d'Orange-Nassau, tome III, p. 244.

Viertes Kapitel.

Die Prozesse Egmont's und Hoorne's.

Das Verhör. — Verwendungen für sie. — Die Spezifizirung der Anschuldigungen. — Das Todesurtheil. — Uebersicht der Prozesse.

1568.

Seitdem die Grafen Egmont und Hoorne in die starke Citadelle von Gent eingekerkert wurden, waren jetzt neun Monate verflossen. Während ihrer Haftzeit wurde ihnen nicht einmal eine so gute Behandlung zu Theil, wie gewöhnlichen Staatsgefangenen. Sie durften im Schlosse nicht freie Luft schöpfen und waren an allem Verkehr mit den Gliedern ihrer Familie verhindert. Ferner hatte sie die Sequestration ihres Eigenthums gleich nach ihrer Verhaftung in eine so große Armuth versetzt, daß sie ohne die Unterstützung ihrer Freunde die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens nicht würden haben befriedigen können*).

Während dieser Zeit hatten ihre Feinde nicht die Hände in den Schooß gelegt. Wir sahen, daß bei der Verhaftung der beiden Edlen auch ihre Sekretäre verhaftet und ihre Papiere in Beschlag genommen wurden. „Backerzeele," schreibt der Herzog von Alva an Philipp „macht in Bezug auf seinen Herrn, den Grafen Egmont, täglich Enthüllungen. Wenn er erst auf die Tortur gebracht werden wird, kann man von ihm in dieser Beziehung Wunder erwarten!" Aber Alles, was man aus dem unglücklichen Manne herauspreßte, war die dunkle Angabe eines Platzes, wo Egmont einen Theil seiner Habseligkeiten verborgen hatte. Nachdem die Spanier den Boden um das Genter Schloß herum nach jeder Richtung hin durchwühlt hatten, gelang es ihnen, elf Koffer mit Tafelgeschirr, einige Fässer Juwelen und andere kostbare

*) Der alte holländische Geschichtsschreiber Bor, der diese Ereignisse erlebte, sagt, daß „Hoorne im Gefängnisse aus Mangel an Geld Hungers gestorben sein würde, wofern ihn nicht seine Schwiegermutter, die Gräfin Wittwe, unterstützt hätte."

Artikel herauszugraben. Das war Alles, was noch von dem einst ſo glänzenden Vermögen Egmont's übrig geblieben war.

Unterdeſſen gingen Kommiſſäre in die früher von den beiden Adeligen regierten Provinzen ab, um Auskünfte über ihre Regierung zu ſammeln. Die Bürgermeiſter der Städte wurden einem ſtrengen Verhör unterzogen, und, wenn ſie zu antworten zögerten, durch Drohungen eingeſchüchtert. Am meiſten jedoch rechnete Alva auf das Verhör der Gefangenen ſelbſt.

Den zwölften November 1567 begab ſich eine Kommiſſion, beſtehend aus Vargas, Del Rio und dem Sekretär Praß, nach Gent, um dort das perſönliche Verhör Egmont's zu beginnen. Die geſtellten Fragen ſchloſſen die ſämmtlichen neulichen Unruhen in ſich. Man ſuchte beſonders Egmont's Verhältniß zu der reformirten Partei, vor Allem aber ſeine Beziehung zu den Verbündeten, was in den Augen der Kommiſſäre das gravirendſte Verbrechen war, herauszuſtellen. Das Verhör dauerte fünf Tage, und von den Betreffenden wurde ein Protokoll, welches die Grundlage zu dem künftigen Verfahren gegen den Angeklagten abgab, unterzeichnet und beſchworen. Aehnlich verfuhr man dann mit Hoorne*).

Unterdeſſen waren die Freunde der beiden Adeligen eifrig für ſie bemüht. Wir wir bereits ſahen, war Egmont mit einer deutſchen Prinzeſſin, Sabina, der Schweſter des Kurfürſten von Baiern, vermählt. Dieſe Dame war wegen ihres Ranges, ihres anmuthigen

*) Die Interrogatoires, die beinahe fünfzig Oktavſeiten einnehmen, wurden von dem verſtorbenen Baron Reiffenberg, am Schluſſe ſeiner werthvollen Sammlung der Korreſpondenz Margarethens, der Oeffentlichkeit übergeben. Was uns verwundern kann, iſt, daß ſowohl die Fragen wie die Antworten urſprünglich in der caſtiliſchen Sprache abgefaßt waren. Gleich darauf wurde — wahrſcheinlich für die flamändiſchen Mitglieder des Blutgerichts — davon von dem Sekretär Praß eine franzöſiſche Ueberſetzung gemacht. Sowohl das caſtiliſche wie das franzöſiſche Manuſcript wurden bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo ein unwürdiger Erbe der alten Linie beide in fremde Hände kommen ließ, in dem Archiv des Hauſes Egmont aufgehoben. Später wurden ſie von der Krone gekauft und befinden ſich jetzt in dem Archiv des Königreichs Holland, einem paſſenden Aufbewahrungsorte. Das von Reiffenberg veröffentlichte Manuſcript iſt franzöſiſch.

Benehmens und ihres vorwurfsfreien Charakters die schönste Zierde des brüsseler Hofes. Sie war die Mutter von elf Kindern, von denen das älteste noch sehr jung war. Indem nun die Gräfin diese zahlreiche hülflose Familie um sich hatte und so plötzlich aus einem Zustande des Ueberflusses einem drückenden Mangel anheimgefallen war, wurde sie der Gegenstand allgemeiner Bemitleidung. Sogar das harte Herz Alva's scheint, da derselbe in einem Briefe an Philipp ihre „beklagenswerthe Lage" erwähnt, gerührt gewesen zu sein.

Erfreulicherweise gewann die unglückliche Dame die Hülfeleistung eines der hervorragendsten Juristen des Landes, des Nikolaus de Landas, eines persönliches Freundes ihres Gatten. Dieser schrieb in ihrem Namen Briefe an mehrere deutsche Fürsten und an den Kaiser Maximilian und ersuchte dieselben darin, daß sie sich für Egmont verwenden möchten. Auch schrieb er an den König und an Alva, weniger um die Freilassung Egmont's zu erbitten — weil diese nicht zu erwarten war —, als vielmehr, um die Verweisung des Prozesses von dem Blutrathe an ein aus den Rittern des Goldenen Vließes bestehendes Gericht zu erlangen. Hierauf hatten sowohl Egmont wie Hoorne einen guten Anspruch, denn sie gehörten diesem Orden an, und die von Philipp feierlich bestätigten Statuten desselben verbürgten seinen Mitgliedern das Recht, daß sie nur von den Rittern des Ordens gerichtet werden konnten. Der freie, unabhängige Ton, worin der dem Orden selbst angehörige und gesetzkundige flamändische Jurist dieses Recht bei dem spanischen Monarchen geltend machte, gereicht seinem Andenken sehr zur Ehre.

Ebenso waren die Gattin Hoorne's, die gleichfalls aus Deutschland stammte und dort hochstehende Verwandte hatte, so wie seine Stiefmutter, die Gräfin Wittwe, unermüdlich in ihren Verwendungen für ihn. Diese Damen schrieben an die Ritter des Goldenen Vließes in allen Ländern und erhielten von ihnen die schriftliche Bestätigung, daß die Angeklagten das unveräußerliche Recht, nur von ihren Ordensbrüdern gerichtet zu werden, besäßen. Offenbar war dieser Punkt von der größten Bedeutung, weil eine vom Blutgerichte geführte Untersuchung einer Verurtheilung gleichkam.

Mehrere Kurfürsten und andere Fürsten des Reiches schrieben

direkt deßwegen an Philipp und baten ihn, er möge mit den beiden Adeligen gemäß der Statuten des Ordens verfahren. Maximilian schrieb zwei Briefe gleichen Inhalts, und suchte, indem er die glänzenden Dienste Egmont's erwähnte, zugleich des Königs Mitleiden für die verlassene Lage der Gräfin und ihrer Kinder zu erregen.

Aber nicht allein Ausländer verwandten sich für die gefangenen Herren. Auch Mansfeld, der treueste Unterthan Philipp's in den Niederlanden, flehte seinen Souverain an: rechts- und vernunftgemäß in der Sache zu verfahren. Der Graf Barlaimont, der sich bei allen Gelegenheiten als nicht minder treugesinnt erwiesen hatte, befand sich jetzt, indem er sowohl ein Ritter des Ordens als ein Mitglied des Raths der Unruhen war, in einer großen Verlegenheit. Er schrieb deßwegen an Philipp, indem er Seine Majestät ersuchte, ihn der Nothwendigkeit zu entheben, daß er entweder als ein ungehorsamer Unterthan handeln oder sich die Vorwürfe seiner Ordensbrüder zuziehen müßte.

Noch bemerkenswerther ist die Verwendung Granvelle's. Derselbe vergaß seine Abberufung als Minister, woran Egmont vielleicht ebenso viel wie jeder Andere Schuld gewesen war, und kam edelmüthig mit einem Bittgesuche für seinen alten Feind ein. Er flehte Philipp um Milde an, weil diese sich für einen großen Fürsten besser gezieme, als Strenge. Er erinnerte an die guten Handlungen des Grafen und erklärte, wenn derselbe später auf Abwege geführt worden sei, so wäre dies eher Andern, als ihm selbst zur Last zu legen. Allein, wenngleich der Kardinal mehrmals in diesem Sinne an den König schrieb, so war es doch nun schon zu spät: denn er konnte den Eindruck seiner frühern Briefe, worin er Egmont angeklagt hatte, daß er an den hochverrätherischen Plänen des Prinzen von Oranien Antheil habe, nicht mehr verwischen. Wie wir sahen, hatte die Regentin dem Egmont einmal völlig ihr Zutrauen entzogen, und die von ihr hin und wieder an Philipp geschickten Berichte hatten den Eindruck der Granvelle'schen Briefe noch erhöht. Also war die Schuld Egmont's in der Meinung des Königs eine so ausgemachte Sache, daß zur Zeit, wo Alva die Regierung in den Niederlanden erhielt, Egmont höchst wahrscheinlich schon zum Sühnopfer für die Sünden der Nation bezeichnet war.

Deßhalb hatten die gegenwärtig angewandten Argumente und Bittgesuche, die Philipp von seinem Vorhaben abbringen sollten, keine andere Wirkung, als daß sie ihn zum schnelleren Handeln antrieben. Indem er sich von unbequemen Bestürmungen zu befreien wünschte, befahl er dem Alva, die Untersuchung zu beschleunigen, und fügte hinzu, daß Alles so klar gemacht werden würde, daß die Welt, deren Blicke jetzt auf diesen Prozeß gelenkt wären, von der Gerechtigkeit desselben überzeugt werden sollte.

Noch vor Ende Dezember hatte der Kronanwalt Du Bois die Anklageartikel gegen Egmont ausgearbeitet. Sie beliefen sich auf nicht weniger als neunzig, und einige davon waren sehr lang. Sie gründeten sich hauptsächlich auf die aus dem persönlichen Verhör gewonnene Evidenz, die durch die anderwärts erhaltene Information noch gestützt wurde. Der erste Artikel, welchen man in der That als den Schlüssel zu allen übrigen ansehen kann, beschuldigte Egmont, daß er mit Wilhelm von Oranien und den andern verbannten Herren konspirirt habe, um die spanische Herrschaft abzuschütteln und die Regierung unter sich zu theilen. Aus diesem Grunde habe er den treuen Granvelle bekämpft, die Gewalten der verschiedenen Räthe in eine einzige zu konzentriren gesucht, der Inquisition Widerstand geleistet, die Versammlung der Generalstaaten betrieben, kurz, er habe, so viel als möglich in jedem einzelnen Fall, die Absichten des Königs zu vereiteln gesucht. Ferner wurde er angeklagt, daß er die Sektirer ermuthigt habe. Er habe sich nicht nur geweigert, die zur Unterdrückung ihrer Gewaltthätigkeiten geforderte Hülfe zu leisten, sondern auch wiederholt ihren Versammlungen beigewohnt und ihnen die Ausübung ihrer religiösen Gebräuche erlaubt. Egmont war ein zu guter Katholik, als daß man seinen eignen Glauben hätte in Zweifel ziehen können. Man nahm bloß an, daß er die Partei der religiösen Reform wegen ihrer Verbindung mit den politischen Bewegungen des Landes begünstigt habe. Zuletzt ward ihm Schuld gegeben, daß er die Verbindungen des Adels nicht allein befördert, sondern nebst dem Prinzen von Oranien und Genossen den ursprünglichen Plan dazu entworfen habe. Es bewies seine Geneigtheit für die Ligue, daß er mehrere Mitglieder seines Haushalts in seinem Dienste behalten habe, nach-

dem dieſelben den Kompromiß unterzeichnet gehabt hätten. Aus dieſen verſchiedenen Gründen wurde Egmont als des Hochverraths ſchuldig erklärt.

Bei dem erſten Anblick könnte es ſcheinen, als ob dieſe Anſchuldigungen, die ſehr lang ſind, unbedeutende und gar nicht zur Sache gehörige Dinge mit andern, wirklich wichtigen Anklagen zuſammenwürfen*). Indeß muß man zugeſtehen, daß ſie ſo liſtig zuſammengeſtellt wurden, daß ſie einen der Unſchuld des Angeklagten höchſt nachtheiligen Eindruck hinterlaſſen. Indem der Kronanwalt manchmal kühn die Antworten Egmont's verdrehte**), und in andern Fällen den Einräumungen deſſelben ein übertriebenes Gewicht beilegte, gelang es ihm, ſeine Fallſtricke ſo künſtlich anzubringen, daß man, ſelbſt wenn man unparteiiſch war, keinen geringen Grad von Kaltblütigkeit und Vorſicht bedurfte, um ihnen zu entgehen.

Die Anklageakte wurde Egmont den neun und zwanzigſten Dezember eingehändigt. Bloß fünf Tage waren ihm zur Ausarbeitung ſeiner Vertheidigung geſtattet, und zwar wurde ihm dabei die Hülfe eines Freundes oder der Rath eines Advokaten vorenthalten. Zuerſt weigerte er ſich entſchloſſen, überhaupt eine Vertheidigung zu machen; ſondern erklärte, daß kein anderes Tribunal, als die Glieder ſeines Ordens, ein Recht über ihn habe. Als man ihm jedoch mittheilte, daß er, wenn er hierbei verharrte, in contumaciam verurtheilt werden würde, ließ er ſich zwar zu einer Vertheidigung herbei, proteſtirte aber förmlich gegen dieſes ungeſetzliche Verfahren.

---

*) Das ſcheint in der That die Anſicht der Anhänger der Regierung geweſen zu ſein. Der Rath Velin ſchreibt den 14. Dezember 1567 an Granvelle: „Man hat Hoorne und Egmont verhaftet, doch hat man ſich bei ihren Anklagen nicht allein auf perſönliche Belaſtungen beſchränkt, ſondern eine konfuſe Maſſe Dinge zuſammengeworfen.“

**) Siehe zum Beiſpiel den acht und dreißigſten Artikel, worin der Kronanwalt Egmont beſchuldigt, bei ſeinem Verhör eingeräumt zu haben, daß er mit einem ſeiner Anhänger, der ketzeriſcher Meinungen verdächtig geweſen wäre, nur auf eine kurze Zeit gebrochen hätte, während er ausdrücklich geſagt habe, daß der Bruch dauernd geweſen ſei, und daß er den Menſchen nie wieder geſehen hätte.

Entrüstet wies er jeden Gedanken an einen beabsichtigten Sturz der Regierung von sich. Die Anklagen in Bezug auf sein Verhalten zu Granvelle räumte er ein, doch vertheidigte er sein Betragen als den damaligen Umständen angemessen und vom öffentlichen Interesse erheischt. Denselben Grund führte er für sein Verfahren in Bezug auf einige andere ihm zur Last gelegte Sachen, besonders aber hinsichtlich der Sektirer an, indem er geltend machte, daß man diesen nicht offen habe widerstehen können, weil sie zu zahlreich gewesen seien. Das ihm Schuld gegebene Verhältniß zu den Verbündeten stellte er auf das Entschiedenste in Abrede, und erklärte, daß er, weit entfernt, es mit der Ligue gehalten zu haben, vielmehr ihr Vorhandensein immer beklagt und Allen, auf die er hätte wirken können, von dem Beitritt abgerathen habe. Wenn er aber Backerzeele, nachdem sein Eintritt in den Bund bekannt geworden sei, nicht entlassen habe, so rühre dies daher, weil sein Sekretär der Regierung mehrfach, besonders aber durch die Unterdrückung der Unruhen der Bilderstürmer, gute Dienste geleistet habe. Im Ganzen scheint seine Erwiderung aus seiner Ueberzeugung hervorgegangen zu sein, und sie hinterläßt den Eindruck, daß sie von einem Manne ausging, welcher zwar die Politik der Krone nicht billigte und einige Regierungsmaßregeln für unpraktisch hielt, der aber nicht die Absicht hegte, die Regierung zu stürzen.

Gleich darauf setzte der Kronanwalt die Anklageakte des Grafen Hoorne auf. Dieselbe bestand aus drei und sechzig einzelnen Anschuldigungen ziemlich des gleichen Inhalts wie die gegen Egmont vorgebrachten. Das kühne, ungeduldige Wesen des Admirals stellte ihn ganz besonders den Angriffen seiner Feinde bloß. Er weigerte sich noch entschiedener, als sein Freund, seine Rechte als Ritter des Goldenen Vließes aufzugeben und vor dem Tribunal des Alva zu erscheinen. Nachdem er dahin vermocht worden war, seine Bedenken fahren zu lassen, kleidete er seine Vertheidigung in so treffende, männliche Worte, daß er dadurch augenblicklich unser Zutrauen gewinnt. Er bemerkt: „Da ich in derartigen Sachen unbewandert bin und nicht die Hülfe Jemandes, der mir zur Hand geht, besitze, so müssen die Irrthümer, wenn ich in solche verfalle, nicht einer bösen Absicht von meiner Seite, sondern nur dem Mangel an Erfahrung zugeschrieben

werden..... Deßhalb kann ich Diejenigen, welche meine Vertheidigung lesen, bloß bitten, zu glauben, daß sie aufrichtig und wahrheitsgemäß, wie es sich für einen Herrn von ehrenwerther Abkunft geziemt, gemacht worden ist."

Endlich wurde der Herzog durch die Vorstellungen der Angeklagten und ihrer Freunde dahin gebracht, den Beistand von Sachwaltern zuzulassen. Jeder der beiden Herren erhielt den Beistand von fünf der hervorragendsten Juristen des Landes. Diese schienen ehrenhaft genug gewesen zu sein, um nicht vor der Erfüllung einer Pflicht zurückzuschaudern, die, wenn auch nicht mit wirklicher Gefahr verknüpft, doch jedenfalls nicht lockend war.

Die Anwälte der beiden Herren setzten ohne Verzug die Vertheidigung ihrer Klienten auf, indem sie eine jede von dem Kronanwalt vorgebrachte Beschuldigung einzeln vornahmen und ausführlich darauf erwiderten. Ihre Vertheidigung war wesentlich dieselbe, wie die von den Angeklagten selbst aufgesetzte, nur daß sie besser ausgearbeitet war und sowohl mehr Thatsachen, als mehr Gründe aufführte. Unterdessen ließen sie nicht ab, sich dafür zu bemühen, damit die Prozesse vor das Tribunal des Toison d'Or gebracht würden. Denn sie wußten, daß, wofern dies nicht bewerkstelligt werden konnte, alle ihre Versuche, die Unschuld ihrer Klienten zu beweisen, ohne Erfolg bleiben würden.

Alva hatte die Verlegenheit, der er in dieser Beziehung ausgesetzt sein mußte, vorhergesehen. Deßhalb hatte er Philipp gebeten, dadurch, daß er seinen eigenen Willen hierin bekannt machte, allen weiteren Gesuchen Einhalt zu thun. In seiner Rückäußerung versicherte der König den Herzog, daß maßgebende und gelehrte Männer, welchen der Gegenstand vorgelegt worden wäre, die vor Alva's Abreise gemachte Entscheidung völlig bestätigt hätten, indem nach ihnen ein Fall des Hochverraths außerhalb der Kompetenz des Toison d'Or läge. Diesem Briefe war eine Vollmacht beigefügt, welche den Herzog autorisirte, den Fall zu richten*). Mit dieser Vollmacht suchte nun

*) Diese Vollmacht war früher datirt, als sie ausgestellt wurde; denn sie trug das Datum des 15. April 1567. Wahrscheinlich sollte es nicht aussehen, als ob sie für die jetzige Gelegenheit gemacht worden wäre.

Alva die Anwaltschaft der Angeklagten, wenn er sie nicht überzeugen konnte, wenigstens zu beschwichtigen. Durch ein förmliches Dekret wurde jetzt die fernere Einreichung von Gesuchen, welche die Uebertragung der Sache von Alva's Gerichtsbarkeit auf diejenige des Goldenen Vließes bezweckten, ein für allemal verboten.

Jedoch wurden nicht Alle auf diese Weise zum Schweigen gebracht. Die Gemahlin Egmont's fuhr unermüdet in ihren Bemühungen fort, Sympathie für ihren Gatten bei Allen, welche einigen Einfluß auf die Regierung ausüben zu können schienen, zu erwecken. Im Anfange des Jahres 1568 schrieb sie von Neuem an Philipp, indem sie sich beschwerte, daß sie ihren Gatten nicht einmal habe besuchen dürfen. Sie flehte den König an, sie und ihre Kinder als Geiseln zu nehmen und Egmont zu erlauben, daß er in eines seiner Häuser gebracht würde. Wenn dies jedoch nicht sein könnte, bat sie, daß er wenigstens im Schlosse möge frische Luft schöpfen dürfen, damit ihm die Haft, obschon er unschuldig wäre, nicht das Leben kosten möge. Sie berührte ihre elende Lage mit ihrer jungen, hülflosen Familie und vertraut der Güte und Gerechtigkeit des Königs, daß sie nicht gezwungen sein werde, in Deutschland, aus welchem Lande sie von ihrem Vater, dem Kaiser, nach Flandern gebracht worden sei, einen Lebensunterhalt zu suchen. — Der Brief, sagt ein damaliger Chronikschreiber, konnte von Niemandem ohne ein Gefühl innigen Bedauerns für die Schreiberin gelesen werden*).

Zu gleicher Zeit fuhren die deutschen Fürsten fort, sich bei dem Könige für die beiden Edelleute zu verwenden. Namentlich flehten ihn der Herzog von Baiern und der Herzog und die Herzogin von Lothringen um Milde für sie an. Da Philipp, ohne in seinem Entschlusse

*) Dem Offorio, Alva's Biographen, zufolge würde das Gesuch der Gräfin wahrscheinlich Philipp's Herz erweicht und ihn einer „unzeitigen Milde" geneigt gemacht haben, hätte nicht der damals im Kabinette vorwiegende Kardinal Espinosa, welcher den König daran erinnerte, daß „Milde eine Sünde sei, wenn das Vergehen gegen die Religion gerichtet wäre," dagegen Einwände erhoben. (Albae Vita, p. 282). Wer mit dem Charakter Philipp's bekannt ist, mag die „Wahrscheinlichkeit" des Geschichtsschreibers etwas weniger wahrscheinlich finden.

wankend zu werden, dieſer Beſtürmungen überdrüſſig war, forderte er Alva nochmals auf, dem Prozeß zu Ende zu bringen.

Gegen Ende April 1568 erfolgte der im vorhergehenden Kapitel beſchriebene Gränzeinfall von Seiten Hoogſtraten's und Genoſſen. Indem Alva wahrſcheinlich ahnte, daß ſeine eigne Gegenwart, um die Eindringlinge zurückzutreiben, erfordert werden würde, erhielt er dadurch noch einen Grund mehr, die Prozeſſe zu einer Entſcheidung zu bringen.

Den ſechsten Mai reichte der Kronanwalt eine Beſchwerde gegen das verſchleppende Verfahren der Anwaltſchaft Egmont's ein, indem er ſagte, daß ſelbige, obſchon viele Monate verfloſſen wären, es verſäumt habe, ihre Entlaſtungszeugen vorzuführen. Er bat, daß ein Tag für den Abſchluß des Prozeſſes angeſetzt werden möge.

Ende Mai traf die Nachricht von der durch Louis von Naſſau im Norden gewonnenen Schlacht ein. Eines, was vorher blos wahrſcheinlich geweſen war, wurde jetzt gewiß, nämlich: — daß Alva perſönlich auf den Kriegsſchauplatz abgehen und den Oberbefehl über das Heer ſelbſt übernehmen würde. Jetzt konnte kein weiterer Aufſchub ſtattfinden. Den erſten Juni erſchien ein Dekret, welches erklärte, daß, da die den Angeklagten zur Vertheidigung anberaumte Zeit abgelaufen ſei, von nun an keine weitere Evidenz zugelaſſen werden könne*). Die Anwälte der Angeklagten proteſtirten laut gegen eine ſolche Entſcheidung, die ihnen alle Mittel, die Unſchuld ihrer Klienten darzuthun, abſchnitt. Sie hätten, ſagten ſie, überflüſſiges Zeugniß vorräthig; allein ſie hätten bloß warten wollen, bis die Regierung ihre Zeugen vorgeführt haben würde. Das war plauſibel, weil nach dem gewöhnlichen Verfahren der Kläger die Vorhand hatte. Allein man kann ſchwerlich daran zweifeln, daß die pfiffigen Advokaten merkten, wie wenig von einem Tribunal wie dem Blutgerichte zu erwarten ſtände, und daß ſie deswegen den Fall nicht zu einer Entſcheidung treiben wollten. Wenn man die Sache hinzog, konnte ſich irgend Etwas ereignen — (vielleicht konnte ſich die öffentliche Meinung ſtärker

*) Durch ein am achten Mai erlaſſenes Dekret war Egmont ſchon von dem Rechte, Entlaſtungszeugen vorzuführen, ausgeſchloſſen worden.

aussprechen) —, was den König zum Bessern stimmen konnte. Dies war zwar eine spärliche, aber doch die einzige Aussicht für die Angeklagten; daher war jeder verschobene Tag ein gewonnener Tag für die Klienten.

Aber man erhielt keine Zeit zur Verständigung. Den nämlichen Tag, an welchem Alva's Dekret erschien, wurde die Sache dem Blutrathe zur Entscheidung vorgelegt, und am folgenden Morgen erklärte dieser Körper — oder besser Vargas und Del Rio, als die einzigen, welche eine Stimme hierbei abzugeben hatten — beide Angeklagten für des Hochverraths schuldig und verurtheilte sie zum Tode. Das Urtel erhielt die Bestätigung des Alva.

Am Abende des vierten ging Alva selbst in die Sitzung des Rathes. Die Urtheilssprüche der beiden Herren wurden ein jeder unter einem versiegelten Couvert vorgelegt und von dem Sekretär laut verlesen. Beide waren genau des nämlichen Inhalts. Sie erklärten nach der gewöhnlichen Einleitung, daß die Grafen Egmont und Hoorne an der abscheulichen Ligue und Verschwörung des Prinzen von Oranien und dessen Genossen Theil genommen und zum Schaden des katholischen Glaubens in ihren bezüglichen Regierungen sich sonderlicher übler Praktiken mit Bezug auf die Ketzer schuldig gemacht hätten. Auf diese Gründe hin würden sie für des Hochverraths und Aufruhrs schuldig befunden und demgemäß zum Tode durch's Schwert verurtheilt. Ihre Köpfe aber sollten auf Pfähle gesteckt werden und darauf so lange bleiben, als dem Herzoge gefiele. Ihre Besitzungen, Lehen und Rechte jeglicher Art seien zum Besten der Krone einzuziehen.*) Diese Urtel waren blos von Alva unterzeichnet und von dem Sekretär Praz gegengezeichnet.

*) Unter den von Gachard analysirten Dokumenten gibt eines die Einkünfte derjenigen niederländischen großen Herren, deren Güter konfiszirt wurden, an. Mit Ausnahme des Prinzen von Oranien besaß keiner auch nur annähernd ein so großes Einkommen, wie Egmont. Dasselbe belief sich auf 63,000 Gulden. Er besaß einen Palast zu Brüssel, und hatte andere Residenzen zu Mecheln, Gent, Bruges, Arras und im Haag.

Die Einkünfte des Grafen Hoorne beliefen sich auf ungefähr 8,500 Gulden. Graf Lalemborg, dessen Hôtel zum Zusammenkunftsorte für die Geusen diente, hatte

Dergestalt war das Resultat dieser berühmten Prozesse, welche wegen der sie begleitenden besonderen Umstände, besonders wegen ihrer außergewöhnlichen Länge und des erlauchten Charakters und Ranges der Angeklagten allgemeines Interesse in ganz Europa erregten. Indem wir sie überblicken, ist die erste Frage, welche uns aufstößt, ob die Gründe, weswegen sie der Jurisdiktion des Toison d'Or entzogen wurden, stichhaltig sind. Die Entscheidung der „maßgebenden und gelehrten Männer", worauf sich der König bezieht, ist von geringem Gewicht, wenn man die Einflüsse bedenkt, unter welchen am Madrider Hofe nothwendiger Weise eine solche Entscheidung gegeben wurde. Die einzige einigermaßen gewichtige Autorität zu Gunsten dieser Deutung ist diejenige des Präsidenten Viglius gewesen, da derselbe ein rechtskundiger Mann war, die Statuten des Ordens vor sich hatte und ihm alles Erforderliche zu Gebote stand, um in der Sache ein wohlerwogenes Urtheil abzugeben.

Seine Ansicht scheint sich hauptsächlich auf das Faktum gestützt zu haben, daß sich im Jahre 1473 ein mit einem Kapitalverbrechen belasteter Ordensritter den gewöhnlichen Gerichtshöfen unterwarf. Aber dagegen wurden einige Jahre später (1490) vier Ritter, die geradeso, wie Egmont und Hoorne, des Hochverraths angeklagt waren, vor den Toison gestellt und von den Gliedern desselben gerichtet. Ein noch schlagenderer Beweis gegen Viglius wurde durch das Faktum geliefert, daß 1531 unter Kaiser Karl dem Fünften ein Gesetz erschien, wonach kein Ritter des goldenen Vließes wegen irgend eines Vergehens anders, als von den Mitgliedern seines eigenen Ordens verhaftet oder gerichtet werden konnte. Dieses Statut wurde 1550 von Philipp selbst feierlich bestätigt, und sicherlich wäre kein Gesetz aufzufinden gewesen, welches vollständiger den fraglichen Punkt in sich begriff. Doch Viglius besaß die Unverschämtheit, dies als außer Kraft bei Seite zu schieben, weil es mit Präcedenzfällen und mit den Statuten im Widerspruch stehe. Ein solcher Winkelzug, wie dieser, hätte die Mißachtung eines jeden anderen Gesetzes rechtfertigen können;

---

ein jährliches Einkommen von mehr als 31,000 Gulden. Die Einkünfte Wilhelm's waren weit größer, und betrugen über 152,000 Gulden.

daher ihm auch die Ordensglieder durchaus nicht beistimmten. Arschot und Barlaimont insbesondere, welche die eifrigsten Anhänger der Krone waren und sich unter den wenigen in Brüssel damals anwesenden Gliedern des Toison befanden, gaben offen ihre Meinungsverschiedenheit kund. Indessen war für den Herzog, der nicht unterließ damit Parade zu machen, die Autorität eines Juristen wie Viglius von hoher Bedeutung.*) Aber es gereichte diesem furchtsamen und wetterwendischen Rathe zu arger Schande, daß er sich in solch' einer Sache zum Werkzeuge willkürlicher Gewalt hergab. Dies kann uns veranlassen, leichter, als wir sonst gethan haben würden, jenen Beschuldigungen des Unterschleifs und der Gemeinheit, womit ihn die Regentin in der Hitze des Parteikampfes so freigebig bedachte, Glauben zu schenken.

Was man aber auch von den dem Toison d'Or hierin zustehenden Rechten halten mag, so kann über die Ungesetzmäßigkeit des Gerichtshofes, vor welchen die Sache gebracht wurde, kein Zweifel herrschen. Denn dieser Gerichtshof hatte für sein Bestehen Nichts, als den Willen des Alva, aufzuweisen; seine Richter waren, den Gesetzen des Landes entgegen, Ausländer, und der vorsitzende Beamte mußte sogar nicht nothwendig bei dem Aburtheilen der Fälle, deren Richtspruch er allein zu bestätigen hatte, anwesend sein.

Während man bei der Errichtung dieses Gerichtshofes die Gesetze so wenig beachtete, zeigte man auch kaum mehr Gesetzesachtung in den Formen des Verfahrens. Im gegenwärtigen Falle scheint von den Angeklagten gar keine Evidenz beschafft worden zu sein. Da wir nun blos einen kleinen Theil dessen, was die Anklage aufstellte, besitzen, so können wir nicht leicht entscheiden, in wie fern die Betreffenden des ihnen zur Last gelegten Verbrechens schuldig oder nicht schuldig waren; noch weniger aber, ob dieses Verbrechen nach den Gesetzen des Landes bis zum Hochverrath wirklich reichte. Die schwerste, mit einigem anscheinenden Grunde vorgebrachte Beschuldigung war die

*) In einem Briefe vom 6. Januar 1568 erzählt Alva dem Könige, daß Viglius, nachdem er die Sache geprüft hat, die Evidenz in diesem Punkte so klar findet, daß gar Nichts zu wünschen übrig bleibt.

eines geheimen Einverständnisses mit den Verbündeten. Die zugestandene Absicht der Verbündeten war, in gewissen Fällen der Ausführung einer besonderen Ordonnanz zu widerstehen,*) aber ohne den Plan, die Regierung umzustoßen. Dies würde nach unseren Gesetzen schwerlich als Hochverrath ausgelegt werden können. Allein in den Niederlanden mag unter der spanischen Herrschaft der gesetzliche Begriff des Hochverraths weiter gefaßt worden sein; auch ist es nicht wahrscheinlich, daß das Wort „Verrath" so genau bestimmt war, wie es im englischen Gesetzbuche unter den Plantagenets der Fall ist**).

Wir besitzen aus jener Zeit ein interessantes Dokument, welches die Sache aufhellen kann. Peter d'Arset, der Präsident von Artois, war ursprünglich ein Mitglied des Rathes der Unruhen, hatte sich jedoch schon vor der Untersuchung gegen die beiden Herren daraus zurückgezogen. Wahrscheinlich weil er in der Provinz Egmont's eine so hohe juristische Stellung einnahm, befragte man ihn um seine Ansicht über diesen Prozeß. Nachdem er die Akten durchgegangen, gab er eine lateinisch geschriebene, sehr lange Antwort, die durch die Reinheit der Sprache beweist, daß er ein gelehrter Mann war. Hierin geht er das ganze Gebiet der Anklage, Artikel für Artikel durch, und indem er die Unzulänglichkeit des Beweises des Klägers zeigt, beweist er vollständig durch Argumente und durch Berufung auf Gesetze die Unschuld des Angeklagten. Wir können wohl glauben, daß die so unparteiisch dargelegte Ansicht des Präsidenten keine große Gunst in den Augen Alva's fand, und daß sich der letztere wohl hütete, dieselbe Autorität anzuführen.

Aber selbst wenn es wahr wäre, daß die beiden Herren während der allgemeinen Aufregung auf einige Zeit sich verleiten ließen, ihrer

*) Der Widerstand, wozu sich die Unterzeichner des Kompromisses verpflichteten, ging gegen die Inquisition, falls diese ein Mitglied des Bundes zu verhaften suchen sollte. Vergl. oben im zweiten Theile.

**) Besonders in dem berühmten Statute Eduard's des Dritten, der Grundlage der ganzen späteren hierauf bezüglichen Gesetzgebung. Im funfzehnten Kapitel von Hallam's konstitutioneller Geschichte Englands kann man sowohl über dieses Gesetz, wie über die späteren, dasselbe modifizirenden Gesetze einige Bemerkungen finden, die mit dem gewöhnlichen Scharfsinn des bekannten Verfassers gemacht sind.

Pflicht als Unterthanen untreu zu werden, ſo durfte man ihnen doch wohl Nachſicht zu Theil werden laſſen, weil ſie in der Folge mit ihren früheren Freunden brachen und bei der Ausführung der Regierungsmaßregeln den größten Eifer zeigten. Wenigſtens war der Eifer Egmont's ſo groß, daß er der Regentin das unbedingteſte Lob entlockte. Dem Manne, welcher ſeinem Souverain die herrlichſten Trophäen ſeiner Regierung gewann, hätte man doch wohl etwas mehr nachſehen können. Aber leider war, wie ich ſchon zu bemerken Gelegenheit hatte, Philipp's Natur von der Art, daß ſie die Beleidigungen mehr, als die Wohlthaten fühlte.

Unter den Umſtänden, welche dieſe Unterſuchung begleiteten, kann es als Zeitverſchwendung angeſehen werden, wenn man die Geſetzlichkeit des Gerichtshofes, welcher die Sache aburtheilte, oder die Regelmäßigkeit der Formen ſeines Verfahrens prüfen will. Der eigentliche Prozeß fand nicht in Flandern, ſondern in Caſtilien ſtatt. Wer könnte wohl zweifeln, daß lange vorher, ehe der Herzog von Alva ſeinen Marſch antrat, das Urtel der beiden Edelleute in dem Madrider Kabinet gefällt worden war?

Fünftes Kapitel.

Die Hinrichtung Egmont's und Hoorne's.

Die Grafen werden nach Brüſſel gebracht. — Sie werden mit dem Urtel bekannt gemacht. — Der Weg zum Blutgerüſte. — Die Hinrichtung. — Der Charakter Egmont's. — Das Schickſal ſeiner Familie. — Die Stimmung des Volkes.

1568.

Den zweiten Juni 1568 wurde eine Abtheilung von dreitauſend Mann nach Gent beordert, um die Grafen Egmont und Hoorne nach Brüſſel abzuholen. Obſchon die Einwohner von Gent das Geſchick ihres geliebten Herrn ahnten und wegen der Anweſenheit der Spanier

in große Aufregung geriethen, setzten sie ihnen doch keinen Widerstand entgegen.

Die beiden Edelleute wurden in getrennte Wagen gebracht; einen jeden begleiteten zwei Offiziere. Sie wurden von zwanzig Kompagnieen Lanzenmännern und Büchsenschützen bewacht, und eine Abtheilung Reisige, darunter ein Theil von des Herzogs Leibgarde, ritt voraus, während eine Abtheilung von gleicher Stärke den Rücken deckte. Unter dieser starken Bewachung rückten sie langsam Brüssel zu. Eine Nacht brachten sie in Dendermonde zu, und gegen Abend am vierten des Monats kamen sie in die Hauptstadt. Als sich der kriegerische Aufzug, sagt ein Augenzeuge, die Straßen entlang bewegte, konnten selbst die festesten Männer nicht ohne das Gefühl der Wehmuth das traurige Schauspiel sehen und die Klagetöne der Musik hören.

Die Gefangenen wurden nach dem Brodhuys oder „Brothaus" gebracht. Dasselbe heißt gewöhnlich Maison du Roi und ist das ehrwürdige Gebäude auf dem Brüsseler Marktplatze, welches noch jetzt seiner zierlichen Bauart wegen, besonders aber, weil es für die flamändischen Herren zur letzten Wohnung diente, von jedem Reisenden besucht wird. Hier wurden sie in getrennten, kleinen, dunklen, unbequemen und mit dürftigen Meublen versehenen Zimmern untergebracht. Beinahe die ganze Nacht, welche sie nach Brüssel escortirt hatte, wurde auf den großen freien Platz gelegt, um Befreiungsversuche zu verhindern. Allein nichts Derartiges fiel vor, und die Nacht verstrich still. Den einzigen Lärm machten fleißige Arbeiter, die mit der Errichtung eines Schaffots für die Hinrichtungsscene des folgenden Tages beschäftigt waren.

Den vierten Juni Nachmittags ließ der Herzog von Alva den Bischof von Ypern, Martin Rithovius, holen. Nachdem er dem Prälaten den Urtheilsspruch der Angeklagten mitgetheilt hatte, ersuchte er ihn, dieselben mit ihrem Geschick bekannt zu machen und sie für die Hinrichtung des nächsten Tages vorzubereiten. Der Bischof, ein ausgezeichneter Mann und persönlicher Freund Egmont's, war über diese Mittheilung erstaunt. Er warf sich Alva zu Füßen, flehte ihn um Gnade für die Verurtheilten an, und bat ihn, wofern er ihnen nicht

das Leben ſchenken könnte, denſelben wenigſtens eine längere Vorbereitungszeit zu geſtatten. Allein Alva ſah den Prälaten finſter an und ſagte, daß er nicht gefordert worden ſei, um die Ausführung des Geſetzes zu hemmen, ſondern die Verurtheilten zu tröſten und ſie in den Stand zu ſetzen, als Chriſten zu ſterben. Da der Biſchof ſah, daß ſeine Bitten vergebens waren, ſtand er auf und ging an ſein trauriges Geſchäft.

Als er in das Zimmer Egmont's trat, war es beinahe Mitternacht. Er fand den armen, durch ſeine Haft geſchwächten und von der Anſtrengung der Reiſe erſchöpften Edelmann in tiefem Schlafe. Bei ihrer Abholung nach Brüſſel ſollen ſich die beiden Herren der eitlen Hoffnung hingegeben haben, daß ſie dort mit dem Schluſſe ihrer Unterſuchung und mit ihrer Freilaſſung bekannt gemacht werden ſollten! Wie ſich das aber auch verhalten mag, ſo ſcheint Egmont auf die ihm überbrachte Nachricht nur ſehr wenig vorbereitet geweſen zu ſein. Als er den Biſchof anhörte, wurde er todtenbleich und rief tiefbewegt aus: „Es iſt ein ſchreckliches Urtheil. Ich glaube nicht, daß irgend ein Vergehen, welches ich gegen Gott oder den König beging, eine ſolche Strafe verdient. Den Tod ſelbſt fürchte ich nicht. Der Tod iſt unſer Aller Loos. Aber ich entſetze mich vor der Schande. Doch darf ich hoffen, daß mein Leiden meine Schuld hinlänglich ſühnen wird, damit meine unſchuldige Familie nicht durch die Konfiskation meines Eigenthums mit in meinen Ruin gezogen wird. So viel wenigſtens, glaube ich, darf ich für meine geleiſteten Dienſte verlangen.“ Dann ſetzte er nach einer Pauſe hinzu: „Weil ich denn einmal nach dem Willen Gottes und Seiner Majeſtät ſterben muß, will ich verſuchen, es mit Faſſung zu thun.“ Er fragte den Biſchof, ob denn gar keine Hoffnung ſei, und als er die Antwort erhielt: „durchaus keine,“ beſchloß er, ſich ſogleich der Vorbereitung auf den feierlichen Wechſel zu widmen.

Er ſtand von ſeinem Lager auf und kleidete ſich haſtig an. Alsdann beichtete er dem Prälaten, wünſchte, daß Meſſe für ihn geleſen würde, und bat um das Abendmahl. Dies geſchah mit großer Feierlichkeit. Egmont empfing das Sakrament in der andächtigſten Weiſe und zeigte die größte Reue über ſeine Sünden. Hierauf fragte er den

Bischof, welches Gebet er am besten zur Stärkung in dieser Stunde der Versuchung gebrauchen könne. Der Prälat rieth ihm das Gebet an, welches der Heiland seinen Jüngern anempfahl. Der Graf fand den Rath gut und vertiefte sich in ernste Andacht. Aber eine Masse zärtlicher Erinnerungen tauchte in ihm auf, und die Bilder seiner Frau und seiner Kinder lenkten seine Gedanken nach einer anderen Richtung, bis ihn die freundlichen Ermahnungen des Prälaten wieder zu sich selbst brachten.

Egmont fragte, ob es gut sein würde, vom Schaffot aus Etwas zur Tröstung des Volks zu sagen. Allein der Bischof rieth ihm davon ab, indem er sagte, daß Egmont nur unvollkommen verstanden werden würde, und daß das Volk bei der gegenwärtigen Aufregung das Gehörte wahrscheinlich mißdeuten werde, was nur Schaden bringen könnte.

Nachdem Egmont für das Heil seiner Seele gesorgt hatte, verlangte er Schreibmaterialien, um von seiner Gemahlin, welche er während der ganzen Haft nicht gesehen hatte, schriftlich einen zärtlichen Abschied zu nehmen. Dann richtete er einen französischen, kurzen, aber rührenden Brief an den König. Glücklicherweise ist derselbe uns aufbehalten worden. Egmont schreibt: „Heute Morgen hat man mich mit dem Urtheile bekannt gemacht, welches Eure Majestät über mich zu fällen geruht hat. Obschon es nun nie meine Absicht gewesen ist, Etwas gegen die Person oder die Regierung Eurer Majestät, oder gegen unseren wahren, alten katholischen Glauben zu unternehmen, füge ich mich doch geduldig in den Willen Gottes. Wenn ich während dieser Unruhen etwas Anderesscheinendes gerathen oder erlaubt habe, so geschah es nur aus einem aufrichtigen Bestreben für den Dienst Gottes und Eurer Majestät, und weil ich es von der Nothwendigkeit der Umstände für geboten hielt. Deshalb bitte ich Eure Majestät, es zu verzeihen, und um meiner geleisteten Dienste willen gegen mein Weib, meine Kinder und meine Dienerschaft barmherzig zu sein. In diesem Vertrauen empfehle ich mich selber der Gnade Gottes." Der Brief ist datirt: Brüssel, „an der Schwelle des Todes," den 5. Juni 1568.

Weil noch Zeit übrig war, schrieb Egmont die beiden Briefe ins

Feine und übergab ſie dem Biſchof mit der Bitte, dieſelben an die Adreſſaten gelangen zu laſſen. Demjenigen an Philipp fügte er einen Ring bei, welcher dem Monarchen zugleich mit dem Briefe übergeben werden ſollte. Dieſer Ring war von hohem Werthe. Da derſelbe ein Geſchenk Philipp's war, welches Egmont bei ſeiner letzten Anweſenheit in Madrid empfangen hatte, konnte er den König verſöhnen, indem er ihn an die glücklicheren Tage, wo Philipp ſeinen unglücklichen Vaſallen noch mit Gunſt behandelt hatte, erinnerte.

Nachdem Egmont mit allen ſeinen Anordnungen fertig war, ſehnte er ſich nach der Stunde des Abgangs zum Richtplatze und ſprach den Wunſch aus, daß man keinen unnöthigen Aufſchub machen möge. Früh zehn Uhr erſchienen die Soldaten, welche ihn nach dem Schaffot führen ſollten. Wie gewöhnlich, brachten ſie Stricke mit, um dem Verurtheilten die Hände zu feſſeln. Allein Egmont erhob hiergegen Einwand, und zeigte, daß er ſelbſt, um den Streich des Scharfrichters zu erleichtern, von ſeinem Wams und Hemd den Kragen abgeſchnitten hatte. Dies that er, um ſie zu überzeugen, daß er auf keinen Widerſtand dachte, und da er verſprach, daß er nichts Derartiges verſuchen wolle, ließen ſie ſeine Hände ungefeſſelt.

Egmont hatte ein Gewand von rothem Damaſt an; darüber hing ein goldverbrämter ſpaniſcher Mantel. Seine bis zum Knie reichenden Hoſen waren von ſchwarzer Seide, und auf ſeinem aus demſelben Stoffe beſtehenden Hute ſtaken weiße und ſchwarze Federn. In ſeinen Händen, welche, wie wir ſahen, frei blieben, hielt er ein weißes Taſchentuch. Auf ſeinem Wege zum Richtplatze begleiteten ihn Julian de Romero, maître de camp; der Kapitän Salinas, welchem die Feſtung Gent übertragen war, und der Biſchof von Ypern. Als ſich der Zug langſam vorwärts bewegte, betete der Graf einen Theil des einundfunfzigſten Pſalms: „Sei mir gnädig, o Gott!“ —, wobei ihn der gute Prälat begleitete. In der Mitte des großen freien Platzes, auf der Stelle, wo ſo viel des beſten Blutes der Niederlande vergoſſen worden iſt, ſtand das ſchwarz ausgelegte Blutgerüſte. Darauf befanden ſich zwei Sammetkiſſen und ein kleiner, ebenfalls ſchwarz gedeckter Tiſch, mit einem ſilbernen Kruzifix. An den Ecken des Ge-

Dergestalt war das Resultat dieser berühmten Prozesse, welche wegen der sie begleitenden besonderen Umstände, besonders wegen ihrer außergewöhnlichen Länge und des erlauchten Charakters und Ranges der Angeklagten allgemeines Interesse in ganz Europa erregten. Indem wir sie überblicken, ist die erste Frage, welche uns aufstößt, ob die Gründe, weswegen sie der Jurisdiktion des Toison d'Or entzogen wurden, stichhaltig sind. Die Entscheidung der „maßgebenden und gelehrten Männer", worauf sich der König bezieht, ist von geringem Gewicht, wenn man die Einflüsse bedenkt, unter welchen am Madrider Hofe nothwendiger Weise eine solche Entscheidung gegeben wurde. Die einzige einigermaßen gewichtige Autorität zu Gunsten dieser Deutung ist diejenige des Präsidenten Viglius gewesen, da derselbe ein rechtskundiger Mann war, die Statuten des Ordens vor sich hatte und ihm alles Erforderliche zu Gebote stand, um in der Sache ein wohlerwogenes Urtheil abzugeben.

Seine Ansicht scheint sich hauptsächlich auf das Faktum gestützt zu haben, daß sich im Jahre 1473 ein mit einem Kapitalverbrechen belasteter Ordensritter den gewöhnlichen Gerichtshöfen unterwarf. Aber dagegen wurden einige Jahre später (1490) vier Ritter, die geradeso, wie Egmont und Hoorne, des Hochverraths angeklagt waren, vor den Toison gestellt und von den Gliedern desselben gerichtet. Ein noch schlagenderer Beweis gegen Viglius wurde durch das Faktum geliefert, daß 1531 unter Kaiser Karl dem Fünften ein Gesetz erschien, wonach kein Ritter des goldenen Vließes wegen irgend eines Vergehens anders, als von den Mitgliedern seines eigenen Ordens verhaftet oder gerichtet werden konnte. Dieses Statut wurde 1550 von Philipp selbst feierlich bestätigt, und sicherlich wäre kein Gesetz aufzufinden gewesen, welches vollständiger den fraglichen Punkt in sich begriff. Doch Viglius besaß die Unverschämtheit, dies als außer Kraft bei Seite zu schieben, weil es mit Präcedenzfällen und mit den Statuten im Widerspruch stehe. Ein solcher Winkelzug, wie dieser, hätte die Mißachtung eines jeden anderen Gesetzes rechtfertigen können;

---

ein jährliches Einkommen von mehr als 31,000 Gulden. Die Einkünfte Wilhelm's waren weit größer, und betrugen über 132,000 Gulden.

daher ihm auch die Ordensglieder durchaus nicht beistimmten. Arschot und Barlaimont insbesondere, welche die eifrigsten Anhänger der Krone waren und sich unter den wenigen in Brüssel damals anwesenden Gliedern des Toison befanden, gaben offen ihre Meinungsverschiedenheit kund. Indessen war für den Herzog, der nicht unterließ damit Parade zu machen, die Autorität eines Juristen wie Viglius von hoher Bedeutung.*) Aber es gereichte diesem furchtsamen und wetterwendischen Rathe zu arger Schande, daß er sich in solch' einer Sache zum Werkzeuge willkürlicher Gewalt hergab. Dies kann uns veranlassen, leichter, als wir sonst gethan haben würden, jenen Beschuldigungen des Unterschleifs und der Gemeinheit, womit ihn die Regentin in der Hitze des Parteikampfes so freigebig bedachte, Glauben zu schenken.

Was man aber auch von den dem Toison d'Or hierin zustehenden Rechten halten mag, so kann über die Ungesetzmäßigkeit des Gerichtshofes, vor welchen die Sache gebracht wurde, kein Zweifel herrschen. Denn dieser Gerichtshof hatte für sein Bestehen Nichts, als den Willen des Alva, aufzuweisen; seine Richter waren, den Gesetzen des Landes entgegen, Ausländer, und der vorsitzende Beamte mußte sogar nicht nothwendig bei dem Aburtheilen der Fälle, deren Richtspruch er allein zu bestätigen hatte, anwesend sein.

Während man bei der Errichtung dieses Gerichtshofes die Gesetze so wenig beachtete, zeigte man auch kaum mehr Gesetzesachtung in den Formen des Verfahrens. Im gegenwärtigen Falle scheint von den Angeklagten gar keine Evidenz beschafft worden zu sein. Da wir nun blos einen kleinen Theil dessen, was die Anklage aufstellte, besitzen, so können wir nicht leicht entscheiden, in wie fern die Betreffenden des ihnen zur Last gelegten Verbrechens schuldig oder nicht schuldig waren; noch weniger aber, ob dieses Verbrechen nach den Gesetzen des Landes bis zum Hochverrath wirklich reichte. Die schwerste, mit einigem anscheinenden Grunde vorgebrachte Beschuldigung war die

*) In einem Briefe vom 6. Januar 1568 erzählt Alva dem Könige, daß Viglius, nachdem er die Sache geprüft hat, die Evidenz in diesem Punkte so klar findet, daß gar Nichts zu wünschen übrig bleibt.

eines geheimen Einverständnisses mit den Verbündeten. Die zugestandene Absicht der Verbündeten war, in gewissen Fällen der Ausführung einer besonderen Ordonnanz zu widerstehen,*) aber ohne den Plan, die Regierung umzustoßen. Dies würde nach unseren Gesetzen schwerlich als Hochverrath ausgelegt werden können. Allein in den Niederlanden mag unter der spanischen Herrschaft der gesetzliche Begriff des Hochverraths weiter gefaßt worden sein; auch ist es nicht wahrscheinlich, daß das Wort „Verrath" so genau bestimmt war, wie es im englischen Gesetzbuche unter den Plantagenets der Fall ist**).

Wir besitzen aus jener Zeit ein interessantes Dokument, welches die Sache aufhellen kann. Peter d'Arset, der Präsident von Artois, war ursprünglich ein Mitglied des Rathes der Unruhen, hatte sich jedoch schon vor der Untersuchung gegen die beiden Herren daraus zurückgezogen. Wahrscheinlich weil er in der Provinz Egmont's eine so hohe juristische Stellung einnahm, befragte man ihn um seine Ansicht über diesen Prozeß. Nachdem er die Akten durchgegangen, gab er eine lateinisch geschriebene, sehr lange Antwort, die durch die Reinheit der Sprache beweist, daß er ein gelehrter Mann war. Hierin geht er das ganze Gebiet der Anklage, Artikel für Artikel durch, und indem er die Unzulänglichkeit des Beweises des Klägers zeigt, beweist er vollständig durch Argumente und durch Berufung auf Gesetze die Unschuld des Angeklagten. Wir können wohl glauben, daß die so unparteiisch dargelegte Ansicht des Präsidenten keine große Gunst in den Augen Alva's fand, und daß sich der letztere wohl hütete, dieselbe Autorität anzuführen.

Aber selbst wenn es wahr wäre, daß die beiden Herren während der allgemeinen Aufregung auf einige Zeit sich verleiten ließen, ihrer

*) Der Widerstand, wozu sich die Unterzeichner des Kompromisses verpflichteten, ging gegen die Inquisition, falls diese ein Mitglied des Bundes zu verhaften suchen sollte. Vergl. oben im zweiten Theile.

**) Besonders in dem berühmten Statute Eduard's des Dritten, der Grundlage der ganzen späteren hierauf bezüglichen Gesetzgebung. Im funfzehnten Kapitel von Hallam's konstitutioneller Geschichte Englands kann man sowohl über dieses Gesetz, wie über die späteren, dasselbe modifizirenden Gesetze einige Bemerkungen finden, die mit dem gewöhnlichen Scharfsinn des bekannten Verfassers gemacht sind.

Pflicht als Unterthanen untreu zu werden, so durfte man ihnen doch wohl Nachsicht zu Theil werden lassen, weil sie in der Folge mit ihren früheren Freunden brachen und bei der Ausführung der Regierungsmaßregeln den größten Eifer zeigten. Wenigstens war der Eifer Egmont's so groß, daß er der Regentin das unbedingteste Lob entlockte. Dem Manne, welcher seinem Souverain die herrlichsten Trophäen seiner Regierung gewann, hätte man doch wohl etwas mehr nachsehen können. Aber leider war, wie ich schon zu bemerken Gelegenheit hatte, Philipp's Natur von der Art, daß sie die Beleidigungen mehr, als die Wohlthaten fühlte.

Unter den Umständen, welche diese Untersuchung begleiteten, kann es als Zeitverschwendung angesehen werden, wenn man die Gesetzlichkeit des Gerichtshofes, welcher die Sache aburtheilte, oder die Regelmäßigkeit der Formen seines Verfahrens prüfen will. Der eigentliche Prozeß fand nicht in Flandern, sondern in Castilien statt. Wer könnte wohl zweifeln, daß lange vorher, ehe der Herzog von Alva seinen Marsch antrat, das Urtel der beiden Edelleute in dem Madrider Kabinet gefällt worden war?

Fünftes Kapitel.

Die Hinrichtung Egmont's und Hoorne's.

Die Grafen werden nach Brüssel gebracht. — Sie werden mit dem Urtel bekannt gemacht. — Der Weg zum Blutgerüste. — Die Hinrichtung. — Der Charakter Egmont's. — Das Schicksal seiner Familie. — Die Stimmung des Volkes.

1568.

Den zweiten Juni 1568 wurde eine Abtheilung von dreitausend Mann nach Gent beordert, um die Grafen Egmont und Hoorne nach Brüssel abzuholen. Obschon die Einwohner von Gent das Geschick ihres geliebten Herrn ahnten und wegen der Anwesenheit der Spanier

in große Aufregung geriethen, setzten sie ihnen doch keinen Widerstand entgegen.

Die beiden Edelleute wurden in getrennte Wagen gebracht; einem jeden begleiteten zwei Offiziere. Sie wurden von zwanzig Kompagnieen Lanzenmännern und Büchsenschützen bewacht, und eine Abtheilung Reisige, darunter ein Theil von des Herzogs Leibgarde, ritt voraus, während eine Abtheilung von gleicher Stärke den Rücken deckte. Unter dieser starken Bewachung rückten sie langsam Brüssel zu. Eine Nacht brachten sie in Dendermonde zu, und gegen Abend am vierten des Monats kamen sie in die Hauptstadt. Als sich der kriegerische Aufzug, sagt ein Augenzeuge, die Straßen entlang bewegte, konnten selbst die festesten Männer nicht ohne das Gefühl der Wehmuth das traurige Schauspiel sehen und die Klagetöne der Musik hören.

Die Gefangenen wurden nach dem Brodhuys oder „Brothaus" gebracht. Dasselbe heißt gewöhnlich Maison du Roi und ist das ehrwürdige Gebäude auf dem Brüsseler Marktplatze, welches noch jetzt seiner zierlichen Bauart wegen, besonders aber, weil es für die flamändischen Herren zur letzten Wohnung diente, von jedem Reisenden besucht wird. Hier wurden sie in getrennten, kleinen, dunklen, unbequemen und mit dürftigen Meublen versehenen Zimmern untergebracht. Beinahe die ganze Nacht, welche sie nach Brüssel escortirt hatte, wurde auf den großen freien Platz gelegt, um Befreiungsversuche zu verhindern. Allein nichts Derartiges fiel vor, und die Nacht verstrich still. Den einzigen Lärm machten fleißige Arbeiter, die mit der Errichtung eines Schaffots für die Hinrichtungsscene des folgenden Tages beschäftigt waren.

Den vierten Juni Nachmittags ließ der Herzog von Alva den Bischof von Ypern, Martin Rithovius, holen. Nachdem er dem Prälaten den Urtheilsspruch der Angeklagten mitgetheilt hatte, ersuchte er ihn, dieselben mit ihrem Geschick bekannt zu machen und sie für die Hinrichtung des nächsten Tages vorzubereiten. Der Bischof, ein ausgezeichneter Mann und persönlicher Freund Egmont's, war über diese Mittheilung erstaunt. Er warf sich Alva zu Füßen, flehte ihn um Gnade für die Verurtheilten an, und bat ihn, wofern er ihnen nicht

das Leben ſchenken könnte, denſelben wenigſtens eine längere Vorbereitungszeit zu geſtatten. Allein Alva ſah den Prälaten finſter an und ſagte, daß er nicht gefordert worden ſei, um die Ausführung des Geſetzes zu hemmen, ſondern die Verurtheilten zu tröſten und ſie in den Stand zu ſetzen, als Chriſten zu ſterben. Da der Biſchof ſah, daß ſeine Bitten vergebens waren, ſtand er auf und ging an ſein trauriges Geſchäft.

Als er in das Zimmer Egmont's trat, war es beinahe Mitternacht. Er fand den armen, durch ſeine Haft geſchwächten und von der Anſtrengung der Reiſe erſchöpften Edelmann in tiefem Schlafe. Bei ihrer Abholung nach Brüſſel ſollen ſich die beiden Herren der eiteln Hoffnung hingegeben haben, daß ſie dort mit dem Schluſſe ihrer Unterſuchung und mit ihrer Freilaſſung bekannt gemacht werden ſollten! Wie ſich das aber auch verhalten mag, ſo ſcheint Egmont auf die ihm überbrachte Nachricht nur ſehr wenig vorbereitet geweſen zu ſein. Als er den Biſchof anhörte, wurde er todtenbleich und rief tiefbewegt aus: „Es iſt ein ſchreckliches Urtheil. Ich glaube nicht, daß irgend ein Vergehen, welches ich gegen Gott oder den König beging, eine ſolche Strafe verdient. Den Tod ſelbſt fürchte ich nicht. Der Tod iſt unſer Aller Loos. Aber ich entſetze mich vor der Schande. Doch darf ich hoffen, daß mein Leiden meine Schuld hinlänglich ſühnen wird, damit meine unſchuldige Familie nicht durch die Konfiskation meines Eigenthums mit in meinen Ruin gezogen wird. So viel wenigſtens, glaube ich, darf ich für meine geleiſteten Dienſte verlangen.“ Dann ſetzte er nach einer Pauſe hinzu: „Weil ich denn einmal nach dem Willen Gottes und Seiner Majeſtät ſterben muß, will ich verſuchen, es mit Faſſung zu thun.“ Er fragte den Biſchof, ob denn gar keine Hoffnung ſei, und als er die Antwort erhielt: „durchaus keine,“ beſchloß er, ſich ſogleich der Vorbereitung auf den feierlichen Wechſel zu widmen.

Er ſtand von ſeinem Lager auf und kleidete ſich haſtig an. Alsdann beichtete er dem Prälaten, wünſchte, daß Meſſe für ihn geleſen würde, und bat um das Abendmahl. Dies geſchah mit großer Feierlichkeit. Egmont empfing das Sakrament in der andächtigſten Weiſe und zeigte die größte Reue über ſeine Sünden. Hierauf fragte er den

Bischof, welches Gebet er am besten zur Stärkung in dieser Stunde der Versuchung gebrauchen könne. Der Prälat rieth ihm das Gebet an, welches der Heiland seinen Jüngern anempfahl. Der Graf fand den Rath gut und vertiefte sich in ernste Andacht. Aber eine Masse zärtlicher Erinnerungen tauchte in ihm auf, und die Bilder seiner Frau und seiner Kinder lenkten seine Gedanken nach einer anderen Richtung, bis ihn die freundlichen Ermahnungen des Prälaten wieder zu sich selbst brachten.

Egmont fragte, ob es gut sein würde, vom Schaffot aus Etwas zur Tröstung des Volks zu sagen. Allein der Bischof rieth ihm davon ab, indem er sagte, daß Egmont nur unvollkommen verstanden werden würde, und daß das Volk bei der gegenwärtigen Aufregung das Gehörte wahrscheinlich mißdeuten werde, was nur Schaden bringen könnte.

Nachdem Egmont für das Heil seiner Seele gesorgt hatte, verlangte er Schreibmaterialien, um von seiner Gemahlin, welche er während der ganzen Haft nicht gesehen hatte, schriftlich einen zärtlichen Abschied zu nehmen. Dann richtete er einen französischen, kurzen, aber rührenden Brief an den König. Glücklicherweise ist derselbe uns aufbehalten worden. Egmont schreibt: „Heute Morgen hat man mich mit dem Urtheile bekannt gemacht, welches Eure Majestät über mich zu fällen geruht hat. Obschon es nun nie meine Absicht gewesen ist, Etwas gegen die Person oder die Regierung Eurer Majestät, oder gegen unseren wahren, alten katholischen Glauben zu unternehmen, füge ich mich doch geduldig in den Willen Gottes. Wenn ich während dieser Unruhen etwas Anderesscheinendes gerathen oder erlaubt habe, so geschah es nur aus einem aufrichtigen Bestreben für den Dienst Gottes und Eurer Majestät, und weil ich es von der Nothwendigkeit der Umstände für geboten hielt. Deshalb bitte ich Eure Majestät, es zu verzeihen, und um meiner geleisteten Dienste willen gegen mein Weib, meine Kinder und meine Dienerschaft barmherzig zu sein. In diesem Vertrauen empfehle ich mich selber der Gnade Gottes." Der Brief ist datirt: Brüssel, „an der Schwelle des Todes," den 5. Juni 1568.

Weil noch Zeit übrig war, schrieb Egmont die beiden Briefe ins

Reine und übergab sie dem Bischof mit der Bitte, dieselben an die Adressaten gelangen zu lassen. Demjenigen an Philipp fügte er einen Ring bei, welcher dem Monarchen zugleich mit dem Briefe übergeben werden sollte. Dieser Ring war von hohem Werthe. Da derselbe ein Geschenk Philipp's war, welches Egmont bei seiner letzten Anwesenheit in Madrid empfangen hatte, konnte er den König versöhnen, indem er ihn an die glücklicheren Tage, wo Philipp seinen unglücklichen Vasallen noch mit Gunst behandelt hatte, erinnerte.

Nachdem Egmont mit allen seinen Anordnungen fertig war, sehnte er sich nach der Stunde des Abgangs zum Richtplatze und sprach den Wunsch aus, daß man keinen unnöthigen Aufschub machen möge. Früh zehn Uhr erschienen die Soldaten, welche ihn nach dem Schaffot führen sollten. Wie gewöhnlich, brachten sie Stricke mit, um dem Verurtheilten die Hände zu fesseln. Allein Egmont erhob hiergegen Einwand, und zeigte, daß er selbst, um den Streich des Scharfrichters zu erleichtern, von seinem Wams und Hemd den Kragen abgeschnitten hatte. Dies that er, um sie zu überzeugen, daß er auf keinen Widerstand dachte, und da er versprach, daß er nichts Derartiges versuchen wolle, ließen sie seine Hände ungefesselt.

Egmont hatte ein Gewand von rothem Damast an; darüber hing ein goldverbrämter spanischer Mantel. Seine bis zum Knie reichenden Hosen waren von schwarzer Seide, und auf seinem aus demselben Stoffe bestehenden Hute staken weiße und schwarze Federn. In seinen Händen, welche, wie wir sahen, frei blieben, hielt er ein weißes Taschentuch. Auf seinem Wege zum Richtplatze begleiteten ihn Julian de Romero, maître de camp; der Kapitän Salinas, welchem die Festung Gent übertragen war, und der Bischof von Ypern. Als sich der Zug langsam vorwärts bewegte, betete der Graf einen Theil des einundfunfzigsten Psalms: „Sei mir gnädig, o Gott!“ —, wobei ihn der gute Prälat begleitete. In der Mitte des großen freien Platzes, auf der Stelle, wo so viel des besten Blutes der Niederlande vergossen worden ist, stand das schwarz ausgelegte Blutgerüste. Darauf befanden sich zwei Sammetkissen und ein kleiner, ebenfalls schwarz gedeckter Tisch, mit einem silbernen Kruzifix. An den Ecken des Ge-

rüstes standen zwei mit Stahlspitzen versehene Pfähle, deren Zweck klar war.

Dem Schaffot gegenüber saß der Profoß des Gerichtshofes zu Pferde und hielt in seiner Hand den rothen Amtsstab*). Wie gewöhnlich, blieb der Scharfrichter ungesehen unter dem Gerüste, damit er nicht, ehe es nöthig wäre, durch seine Gegenwart das Gefühl der Verurtheilten verletzte**). Die Truppen, welche die ganze Nacht hindurch unter Waffen gestanden hatten, waren rund herum in Schlachtordnung aufgestellt, und starke Abtheilungen Büchsenschützen waren vor die Ausmündungen der zum Platze leitenden Straßen postirt. Der von den Soldaten freigelassene Raum wurde schnell von einem Haufen neugieriger Zuschauer besetzt. Andere drängten sich auf den Dächern und in den Fenstern der den Marktplatz umgebenden Gebäude. Von den letzteren stehen einige noch heutzutage; sie zeigen durch ihre künstliche und ehrwürdige Bauart, daß sie die tragische Szene, welche wir jetzt darstellen, mit angesehen haben.

Für Brüssel war es ein in der That trauriger Tag, denn es war so lange der Aufenthaltsort der beiden Edelleute gewesen und man kannte sie daselbst so gut und sie waren so beliebt, wie in ihren eigenen Provinzen. Alle Geschäfte standen still. Die Läden waren geschlossen. Von allen Kirchen läuteten die Glocken. Ein düsteres Aussehen

---

*) Dieses Individuum, Namens Spel, hatte kein besseres Geschick, als die Opfer, deren Hinrichtung er jetzt vorstand. Wie uns Strade berichtet, wurde er, zur großen Genugthuung des Volkes, kurz darauf für seine vielen Verbrechen vom Herzoge zum Galgen verurtheilt.

**) Der Scharfrichter soll früher ein Bedienter Egmont's gewesen sein. „El verdugo, que hasta aquel tiempo no se havia dejado ver, por que en la forma de morir se le tuvo este respeto, hizo su oficio con gran presteza, al qual havia hecho dar aquel maldito oficio il decho Conde, y dicen aver sido lacayo suyo." Relacion de la Justicia, MS. — Diese Relacion findet sich in einer interessanten handschriftlichen Zusammentragung unter dem Titel: „Cartas y Papeles varios" im britischen Museum. Der Verfasser davon soll Pedro de Gante, der Sekretär des Herzogs von Narera, gewesen sein, der ein Vergnügen daran fand, verschiedene interessante „Berichte" aus der Zeit Karl's des Fünften und Philipp des Zweiten abzuschreiben.

lag, als ob irgend ein Unglück bevorstände, über der Stadt. „Es schien", sagt ein Augenzeuge, „als ob das jüngste Gericht angehen sollte."

Wie sich der Zug langsam durch die Reihen der Soldaten bewegte, grüßte Egmont die Offiziere, unter welchen es alte Waffengefährten von ihm gab, auf eine so anmuthige und würdige Weise, daß sich die Zuschauer lange daran erinnerten. Selbst von den Spaniern konnten sich nur wenige, als sie zum letzten Male den tapferen Edlen, der so schmählich enden sollte, sahen, der Thränen enthalten.

Mit festem Tritte bestieg er das Schaffot. Als er darüber hinschritt, sprach er den eitlen Wunsch aus, daß er, anstatt ein solches Geschick zu finden, gern im Dienste seines Königs und seines Landes gestorben wäre. Indem er sich jedoch bald anderen Gedanken zuwandte, kniete er auf eines der Kissen nieder und vertiefte sich in ernstes Gebet, während zu seiner Seite der Bischof auf dem andern Kissen kniete. Mit zum Himmel gerichteten Augen und einem unaussprechlich traurigen Blicke betete er so inbrünstig und laut, daß er von den Zuschauern deutlich gehört werden konnte. Der tiefgerührte Prälat gab ihm das silberne Kruzifix in die Hände; Egmont küßte es zu wiederholten Malen, empfing darauf zum letzten Male die Absolution und winkte, indem er aufstand, dem Bischof, sich zurückzuziehen. Alsdann warf er seinen Mantel und sein Gewand ab, kniete wiederum nieder und zog sich eine zu dem Zweck mitgebrachte sammtne Kappe über die Augen. Indem er nun die Worte hersagte: „Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist," erwartete er ruhig den Streich des Scharfrichters.

Als dieser oben auf dem Schaffot erschien, verstummten die dumpfen Klagen, welche von Zeit zu Zeit aus der Menge gehört wurden. Er näherte sich seinem Opfer und trennte mit einem einzigen Streiche das Haupt vom Rumpfe. Da erschallte aus der Menge ein Schrei des Entsetzens. Einige, außer sich vor Kummer, durchbrachen die Reihen der Soldaten, tauchten rasend ihre Taschentücher in das vom Schaffot fließende Blut und, sagt die Chronik, bewahrten sie auf als kostbare Liebesandenken und Mahner der Rache. — Alsdann wurde der Kopf auf einen der Pfähle an den Ecken des Gerüstes

gesteckt, während ein über den Rumpf geworfener Mantel diesen den Blicken des Publikums entzog.

Es war Mittag, als der Befehl ertheilt wurde, den andern Verurtheilten zur Richtstätte zu führen. Der Geistliche von La Chapelle hatte den Grafen Hoorne mit seinem Schicksale bekannt gemacht. Letzterer empfing die Nachricht noch mit weniger Fassung, als sein Freund. Er brach in Zorn über die Grausamkeit und Ungerechtigkeit des Urtels aus. Das wäre, sagte er, eine kümmerliche Belohnung für die acht und zwanzigjährigen, seinem Souverain geleisteten treuen Dienste. Doch sei er, setzte er hinzu, nicht ärgerlich darüber, daß er endlich von einem so unaufhörlich mühevollen Leben erlöst würde. Er weigerte sich eine Zeit lang, zu beichten, indem er sagte, er hätte schon genug gebeichtet. Als er jedoch ermahnt wurde, daß er nicht die wenigen kostbaren, ihm übrig gelassenen Augenblicke ungenützt verstreichen lassen möge, gab er endlich nach.

Der Graf war in einen schwarzen Anzug gekleidet und trug eine milanesische Feder auf seinem Hute. Er war gegenwärtig gegen funfzig Jahre alt. Er besaß einen hohen Wuchs, schöne Züge und machte einen durchaus gebieterischen Eindruck. Er hatte eine gerade Haltung, und als er auf seinem Gange zur Richtstätte mit einem sichern Tritte durch die Reihen der Soldaten ging, grüßte er ungezwungen unter den Zuschauern seine Bekannten. Sein Blick verrieth nicht sowohl Kummer, als Entrüstung, wie derjenige eines Mannes, der weiß, daß er Unrecht leidet. Eine Sorge, die Egmont's Schicksal verbittert hatte, war ihm in seiner letzten Stunde erspart; denn, obschon er, wie Egmont, verheirathet war, hinterließ er doch keine vaterlose Familie.

Als er das Schaffot betrat, schien auf ihn der Todesapparat keinen Eindruck zu machen. Er wiederholte die Erklärung, daß „so oft er auch gegen seinen Schöpfer gefehlt, er doch nach seinem Wissen kein Verbrechen gegen den König begangen habe." Indem seine Augen auf das blutige Gewand, welches Egmont's Ueberbleibsel verhüllte, streiften, fragte er, ob das der Körper seines Freundes sei. Nachdem man ihm dies bejaht hatte, machte er eine unverständene

Bemerkung auf Castilisch. Einige Augenblicke betete er aldann, aber so leise, daß die Worte von den Beistehenden nicht gehört werden konnten. Hierauf erhob er sich, bat diejenigen, welche er beleidigt haben könnte, um Verzeihung und ersuchte sie ernstlich, für ihn zu beten. Nachher kniete er ohne weiteren Verzug nieder und unterzog sich seinem Geschick, indem er die Worte „In manus tuas, Domine" hersagte*).

Sein blutiges Haupt wurde demjenigen seines Leidensgefährten gegenüber aufgepflanzt. Drei Stunden blieben diese Schreckenstrophäen den Blicken der Menge ausgesetzt. Dann wurden sie abgenommen und zusammen mit den Körpern in bleierne Särge gelegt. Den Sarg mit den Ueberresten Egmont's schaffte man in das Kloster St. Clara und denjenigen Hoorne's in die alte St. Guduliskirche. Nach diesen Plätzen, besonders aber nach St. Clara strömte nun das Volk wie nach dem Schreine eines Märtyrers. Man warf sich auf den Sarg, küßte ihn und bethaute ihn mit Thränen, gleich als wenn er die Reliquien irgend eines ermordeten Heiligen enthielte, während Andere, ohne sich viel um etwaige Angeber zu kümmern, Rache gelobten; ja, Manche schworen, daß sie, bis sie ihr Gelübde erfüllt hätten, sich weder Haar noch Bart scheeren wollten. Die Regierung scheint es für klug gehalten zu haben, diese Gefühlausbrüche nicht zu beachten. Allein ein Todtenschild mit Egmont's Wappen, den die Bedienten, wie nach dem Tode des Herrn gewöhnlich war, an die Thore seines Palastes befestigt hatten, mußte auf der Stelle entfernt werden; wahrscheinlich geschah dieses Verbot, damit die Volksaufregung nicht wach erhalten würde. Die Leichen durften nicht lange in ihren zeitweiligen Ruhestätten bleiben, sondern wurden auf das Land nach den Familiensitzen der beiden Herren geschafft und dort in den Grüften ihrer Ahnen beigesetzt**).

*) „Wenn nicht schon alle Thränen," sagt Strade, „für Egmont verweint gewesen wären, würde der Tod dieses Mannes über die Maßen betrauert worden sein."

**) Mondoucet, der französische Gesandte am brüsseler Hofe, war unter den Zuschauern, welche der Hinrichtung der beiden Edeln beiwohnten. Er sandte seinem Herrn einen vollständigen Bericht der tragischen Scene: den ausführlichsten und vielleicht glaubwürdigsten unter allen, die wir besitzen. Dieser Bericht fiel glück-

Also fielen durch den Arm des gemeinen Scharfrichters diese beiden unglücklichen Edelleute, welche durch ihren Rang, durch ihre Besitzungen und persönlichen Eigenschaften die vornehmsten Opfer waren, die man in den Niederlanden auswählen konnte. Beide hatten schon früh bei Karl dem Fünften in Gunst gestanden, und beide waren von Philipp mit den höchsten Stellen im Staate betraut worden. Philipp de Montmorency, Graf Hoorne, der ältere von den beiden, stammte aus dem alten Hause der Montmorencys in Frankreich. Außer daß er den hohen Posten eines Admirals der Niederlande bekleidete, war er noch Gouverneur der Provinz Geldern und Zütphen, versah die Stelle eines Staatsraths und war vom Kaiser zum Ritter des Goldenen Vließes ernannt worden. Zwar war sein Vermögen geringer, als dasjenige Egmont's; aber die Konfiskation desselben war für die bedürftige Kasse des Herzogs von Alva keineswegs eine unwillkommene Hülfe.

Auf wie gleicher Stufe sie auch beide in vieler Hinsicht zu stehen schienen, so wurde Hoorne doch von seinem Freunde durch dessen militärischen Ruhm verdunkelt. Lamoral, Graf Egmont erbte von seiner Mutter, der schönsten Frau ihrer Zeit, den Titel: Fürst von Gavre, — einem Orte an der Schelde unweit Gent. Indessen zog er den durch seinen Vater von Ahnen, welche das Herzogthum Geldern regiert hatten, ererbten bescheidenen Titel: Graf Egmont — vor. Der Umstand, daß er schon frühzeitig zu ungewöhnlichen Hoffnungen berechtigte, lenkte zusammen mit seiner hohen Abkunft die Aufmerksamkeit des Kaisers Karl des Fünften auf ihn. Auch beehrte der Kaiser 1544 Egmont's Vermählung mit Sabina, Pfalzgräfin von Baiern, durch seine Gegenwart. Im Jahre 1546 wurde der kaum vier und zwanzig Jahre alte Egmont in den Orden des Goldenen Vließes aufgenommen, und zwar geschah dies durch ein sonderbares Zusammentreffen am nämlichen Tage, an welchem die gleiche Würde auf den Herzog von Alva, der später sein tödtlicher Feind werden sollte, übertragen wurde. Bei der Thronbesteigung erhob ihn Philipp zu der

---

licher Weise dem Brantôme in die Hände, der ihn in seine Nachricht über Egmont einschaltete.

Würde eines Staatsrathes und machte ihn zum Gouverneur der wichtigen Provinzen Artois und Flandern.

Aber jede andere Auszeichnung verschwand vor dem Ruhme jener beiden Siege, welche seit der Niederlage bei Pavia den tiefsten Makel auf dem französischen Namen hinterließen. „Ich habe," schrieb der französische Gesandte, welcher Egmont's Hinrichtung mit ansah, — „ich habe das Haupt des Mannes, der zweimal Frankreich zittern machte, fallen sehen."

Jedoch schlug der von diesem Erfolg geärntete Ruhm wahrscheinlich zu Egmont's Verderben aus. Denn derselbe, als die bloße Folge ungestümer Tapferkeit und eines glänzenden coup de main, war sehr verschieden von einem glücklichen langen Feldzuge, der bei einem Befehlshaber Genie und große militärische Wissenschaft voraussetzt. Indeß hätte der daraus entspringende Eclat wohl einem weniger stolzen Mann, als Egmont, den Kopf verdrehen können. Er erhob ihn mit einem Male auf die hervorragendste Stellung im Lande und zwang ihn gewissermaßen einen Platz einzunehmen, dem seine Fähigkeiten nicht gewachsen waren. Als die Unruhen begannen, ging er an der Spitze der Unzufriedenen Hand in Hand mit dem Prinzen von Oranien. Hierzu wurde er mehr durch eine edle Entrüstung über das seinen Landsleuten angethane Unrecht, als durch feste Lebensgrundsätze bewogen. Indem er also einem augenblicklichen Gefühle folgte, sah er nicht, wie Wilhelm, die Konsequenzen seines Handelns voraus. Als nun diese Konsequenzen kamen, war er nicht auf sie gefaßt: er glich einem ungeschickten Beschwörer, der weder den von ihm herbeigeführten Sturm zu legen versteht, noch die Kühnheit, demselben zu begegnen, besitzt. Er stand unter widerspruchsvollen Einflüssen. Der Volksbewegung trat sein starkes Gefühl der Gesetzlichkeit und seine noch stärkere Anhänglichkeit an den katholischen Glauben entgegen. Hierzu gesellte sich noch seine persönliche Eitelkeit; denn Egmont besaß viel zu viel von einem Hofmann, als daß er gern dem huldvollen Lächeln des Monarchen entsagt hätte. So hoben denn die ihn bestimmenden entgegengesetzten Kräfte einander auf. Anstatt wie sein Freund Wilhelm von Oranien konsequent vorzugehen, erschien er schwach und schwankend. Wo er hätte handeln sollen, da zauderte er. Und als

der Sturm ſtark wurde, trat er ſogar auf die Hinterfüße und ſtellte ſich der Gnade des Monarchen, den er beleidigt hatte, anheim. Wilhelm kannte den Charakter ſeines Herrn, wie denjenigen des zur Ausführung ſeiner Befehle geſchickten Dieners beſſer*).

Doch gab es, trotz aller ſeiner Mängel, ſowohl in Egmont's perſönlichen Eigenſchaften, als in ſeinen Thaten genug Bewundernswerthes. Brantôme ſagt: „Ich war ſowohl in Frankreich wie in Spanien mit ihm bekannt, und niemals traf ich einen Edelmann von einer beſſern Erziehung oder von anmuthigeren Sitten“ **). Bei einem ſo einnehmenden Aeußeren, einem ſo edelmüthigen Herzen und ſo glänzenden Ruhme iſt es nicht zu verwundern, wenn Egmont der Stolz des Hofes und der Abgott ſeiner Landsleute war. In ihrer Verehrung für ihn konnten letztere nicht begreifen, daß Alva blos aus Pflichtgefühl und Gehorſam gegen den Monarchen angetrieben worden ſein ſollte. Sie ſuchten in der früheren Geſchichte des Rivals fleißig nach einem Grunde perſönlichen Haſſes. Bei Alva's erſter Anweſenheit in den Niederlanden ſollte der damals noch junge Egmont ihm eine beträchtliche Summe im Spiele abgewonnen haben. Die Ab-

*) Bloß einige wenige Wochen vor Egmont's Gefangennahme entwirft Morillon in einem Briefe vom 3. Auguſt 1567 dem Granvelle von dieſem Edelmanne eine kurze Beſchreibung, welche, wenn ſie auch von keiner freundlichen Hand herrührt, doch nicht von der Wahrheit weit entfernt zu ſein ſcheint. „Ce seigneur, y est-il dit, et haut et présumant de soy, jusques à vouloir embrasser le faict de la république et le redressement d 'icelle et de la religion, que ne sont pas de son gibier, et est plus propre pour conduire une chasse ou volerie, et, pour dire tout, une bataille, s' il fut esté si bien advisé que de se cognoistre et se mesurer de son pied; mais les flatteries perdent les gens, et on leur fait accroire qu' ilz sont plus saiges qu' ilz ne sont, et ils le croient et se bouttent sy avant, que aprèz ilz ne se peuvent ravoir, et il est force qu' ilz facent le sault.“ Archives de la Maison d'Orange-Nassau, tome I. p. LXIX.

**) Eine alte Dame am franzöſiſchen Hofe, welche in ihrer Jugend die Niederlande beſucht hatte, verſicherte Brantôme, daß ſie Egmont, der damals noch nicht über das Jünglingsalter hinaus war, oft geſehen hätte, und daß er damals ſo ausnehmend furchtſam und linkiſch geweſen wäre, daß er dadurch am Hofe ſowohl bei Männern wie bei Frauen zur Zielſcheibe des Witzes wurde. So beſchaffen war der Rohſtoff, aus welchem ſpäter die Blüthe des Ritterthums ſproſſen ſollte!

neigung Alva's wurde durch Egmont's Ueberlegenheit bei einer Schießpartie vermehrt: denn das Volk, welches diese Ueberlegenheit als einen nationalen Triumph feierte, steigerte des Herzogs Unwillen noch höher. Was jedoch das Maß der Eifersucht des Herzogs voll machte, war Egmont's militärischer Ruhm. Denn die fabiusgleiche, die Feldzüge des Herzogs bestimmende Politik konnte ihm wohl Ansprüche auf den Namen eines großen Feldherrn geben; allein sie begünstigt keineswegs jene glänzenden Waffenthaten, welche für die Menge so viel Anziehendes haben. Das Gefühl des Hasses war, wie man sagte, in Alva's Brust in der That so stark, daß er sich am Tage der Hinrichtung seines Nebenbuhlers in dem nämlichen Hause, wo Egmont in Haft gewesen war, hinter ein Eisengitter stellte, damit sich seine Augen an dem Todeskampfe seines Opfers weiden könnten. *).

Alva's Freunde erzählen die Sache ganz anders. Nach ihnen war eine Krankheit, an welcher Alva am Schlusse der Egmont'schen Untersuchung litt, von seinem geistigen Kummer über den ihm vom König ertheilten Auftrag verursacht worden. Er hatte mehrmals an den castilischen Hof geschrieben, mit der Bitte um eine Milderung des Egmont'schen Urtels, erhielt jedoch die Antwort: „daß dies ohne Weiteres geschehen sein würde, wäre die Beleidigung gegen den König gerichtet; da es jedoch ein Verbrechen gegen die Kirche sei, sei eine Milderung unmöglich." Der Herzog soll sogar am Tage der Hinrichtung so bewegt gewesen sein, daß man ihn Thränen so groß wie Erbsen weinen sah!

Ich muß gestehen, daß ich niemals einen Bericht gesehen habe, der das Gerücht von Alva's persönlicher Anwesenheit bei der Hinrichtung verbürgen könnte. Aber dagegen ist mir auch kein Brief aufgestoßen, worin Alva von dem strengen Urtel ab- und eine mildere

*) Schiller erzählt uns in seinem Berichte von der Hinrichtung der beiden Edlen, daß Alva den Todeskampf seiner Opfer von einem Fenster des Rathhauses, des schönen alten, dem Marktplatze gegenüberstehenden Gebäudes, zusah. Der Cicerone dagegen, welcher dem gläubigen Reisenden die Merkwürdigkeiten der Hauptstadt zeigt, gibt das Zimmer der Gefangenen in dem Maison du Roi als dasjenige an, wo sich der Herzog verborgen hielt. — Valeat quantum.

Strafe anräth. Dies würde in der That seiner offen eingestandenen Politik geradezu entgegen gewesen sein. Vielleicht erinnert sich der Leser an den derben Vergleich, in welchem er der Königin Mutter zu Bayonne anempfahl, lieber den großen Adel, als die Gemeinen, zu züchtigen. „Ein einziger Lachs," sagt er, „ist zehn tausend Frösche werth." Kurz nach Egmont's Verhaftung kamen einige brüsseler Bürger zu ihm und fragten ihn, warum dieselbe geschehen wäre. Der Herzog gab ihnen die derbe Antwort: „wenn er erst sein Heer beisammen habe, wollte er es ihnen wissen lassen." Alles beweist, daß seine Verfahrungsweise gegen die beiden Herren auf einem vorher abgemachten Plane, an welchem er seinen vollen Antheil hatte, beruhte. In einem kurz nach der Hinrichtung geschriebenen Briefe an Philipp spricht er mit Freude davon, daß er den königlichen Willen in Bezug auf die großen Verbrecher ausgeführt hat. In einem anderen Briefe erwähnt er die durch den Tod Egmont's verursachte Aufregung und setzt hinzu: „Je größer die Aufregung, um so größeren Nutzen werden wir daraus ziehen." — In Alledem ist wenig Reue über die Handlung und wenig Mitleid für die Opfer zu finden.

Das Wahre scheint zu sein, daß Alva ein Mann von einem arroganten Wesen, einem unbeugsamen Willen und von den befangensten, beschränktesten Ansichten war. Seine Lehre vom unbedingten Gehorsam ging so weit als diejenige Philipp's selbst. Indem er dieselbe einschärfte, wies er eine mildere Verfahrungsweise, wie die Ueberzeugung durch Gründe und die Aussöhnung, von sich. Auf Gewalt, brutale Gewalt allein vertraute er. Er war als Soldat erzogen und frühzeitig an die strenge Disciplin des Lagers gewöhnt worden. Das einzige von ihm anerkannte Gesetz war das Kriegsgesetz, sein einziges Argument das Schwert. Ein despotischer Fürst hätte keinen besseren Vertreter zur Ausführung seiner Pläne finden können. Sein hartes, unzugängliches Wesen war jenen Gefühlen verschlossen, welche bisweilen die unempfindlichsten Menschen von ihren Vorsätzen abbringen. Ebenso wenig kannte er Furcht; auch konnte ihn keine Gefahr von der Ausführung des Unternommenen abschrecken. Sein Haß in den Niederlanden war so groß, daß es für ihn, wie man ihn warnte, nicht sicher war, nach eingebrochener Dunkelheit auszugehen. Man

hatte in Brüssel Anschläge angeheftet, welche ihn mit dem Tode bedrohten, wofern er nicht von der Verfolgung Egmont's abstehen würde. Diese Drohungen schlug er ebenso gering an, wie die Bitten der Gräfin oder die Argumente ihres Anwaltes. Weit entfernt, von persönlichen Rücksichten geleitet zu werden, konnte ihn Nichts von dem engen Pfade, den er den Pfad der Pflicht nannte, ablenken. Sicher, wenn auch langsam, bewegte er sich dem Ziele zu und zertrümmerte mit seinem eisernen Willen jedes im Wege stehende Hinderniß. Wir schaudern, wenn wir einen solchen Charakter, welcher kaum durch einen menschenfreundlichen Zug gehoben wird, sehen. Doch müssen wir zugeben, daß in der starren, schroffen Weise ohne Furcht und Liebe, womit ein Mensch von diesem unbeugsamen Temperament seine Pläne ausführt, Etwas liegt, was unsere Bewunderung erregt.

Es würde unbillig sein, wollte ich aus dem gegenwärtigen Zusammenhange einige Stellen aus Alva's Korrespondenz unerwähnt lassen, weil dieselben zur Vermuthung leiten, daß er nicht gänzlich des Gefühls des Mitleids bar war, sobald dasselbe ihm nicht bei der Verrichtung seiner Aufgabe hinderlich war. In einem Briefe an den König vom neunten Juni, also bloß vier Tage nach dem Tode der beiden Edlen, schreibt der Herzog: „Eure Majestät wird sich das Bedauern vorstellen können, womit ich diese armen Herren ein solches Ende finden und mich selbst sie dazu zu bringen gezwungen sah. Aber ich bin nicht von dem, was den Interessen Eurer Majestät dient, zurückgeschreckt. In der That haben sie und ihre Mitschuldigen ein großes Uebel der Gegenwart, welches noch auf viele künftige Jahre die Seelen Vieler in Gefahr bringen wird, verursacht. Die Lage der Gräfin Egmont erfüllt mich mit dem tiefsten Mitleiden, denn diese Frau ist mit einer Familie von elf Kindern belastet, wovon keines alt genug ist, um für sich selbst zu sorgen. Dazu ist sie eine Dame aus so hohem Stande, eine Schwester des Pfalzgrafen, und ihr Lebenswandel ist so tugendhaft, ächt katholisch und exemplarisch. Es gibt im ganzen Lande nicht einen Menschen, der sie nicht bemitleidet!" Alva schließt: „Ich kann, wie ich hiermit unterthänigst thue, sie bloß der Gnade Eurer Majestät anempfehlen, indem ich Sie bitte, Sich zu errinnern, daß der Graf, ihr Gemahl, wenn er am Ende seiner Tage sich in Unruhen ein-

ließ, früher dem Staate große Dienste leistete." Freilich kam diese Betrachtung etwas spät.

In einem anderen Briefe an Philipp vom nämlichen Datum empfiehlt Alva dem Könige an, die Gräfin und ihre Kinder nach Spanien kommen zu lassen, damit die Töchter daselbst den Schleier nehmen, während die Söhne passend erzogen werden. „Ich glaube nicht," fügt er hinzu, „daß es noch eine so unglückliche Familie in der ganzen Welt gibt. Ich bin nicht einmal gewiß, ob die Gräfin die Mittel besitzt, sich heute Nacht ein Abendessen zu beschaffen."

Philipp bewies in seiner Antwort auf diese Briefe, daß er sich nicht von seinem Theile Verantwortlichkeit für die Maßregeln seines Generals losmachen wollte. Der Herzog, sagte er, habe nur gethan, was seine Pflicht und die Gerechtigkeit forderten. Er hätte gewünscht, daß die Lage der Dinge zu einem anderen Resultate hätte führen mögen, und er könne nicht umhin, es schmerzlich zu empfinden, daß Maßregeln wie diejenigen, zu welchen er gezwungen worden, unter seiner Regierung nothwendig gewesen seien. „Aber," fährt der König fort, „Niemand hat das Recht, vor seiner Pflicht zurückzuschrecken. — Mit großem Vergnügen," schließt er, „habe ich gehört, daß die beiden Herren so gut katholisch gestorben sind. Was Sie mir in Anbetracht der Gräfin Egmont und ihrer elf Kinder anempfehlen, werde ich ganz gebührendermaßen beachten."

Die Lage der Gräfin hätte das härteste Herz zu Mitleid rühren können. Indem ihr aller Zutritt zu ihrem Gemahl versagt war, konnte sie ihm nicht jenen Trost leihen, dessen er während seiner langen und einsamen Haft so sehr bedurfte. Indessen war sie nicht unthätig, sondern strengte, wie wir sahen, alle ihre Kräfte an, um für ihn Sympathie zu erwecken. Auch vertraute sie nicht allein auf irdische Hülfe, sondern wallfahrtete beinahe alle Nächte mit ihren Töchtern barfuß nach den verschiedenen Kirchen Brüssels, um dort den Himmel um Segen für ihr Bemühen anzuflehen. Sie war in dieser Prüfungszeit immer durch die feste Hoffnung auf das Gelingen ihrer Anstrengungen aufrecht erhalten worden, und hierin wurde sie durch die Ermuthigung, welche sie aus den höchsten Kreisen erhielt, noch bestärkt.

Man hat keinen Grund, der Erzählung eines rohen Scherzes des Alva zu glauben, wonach derselbe zur Gräfin am Tage vor der Hinrichtung gesagt haben soll, „sie möge guten Muthes sein; denn ihr Gemahl werde den folgenden Tag das Gefängniß verlassen!“ Mehr Grund hat man jedoch, zu glauben, daß der Kaiser Maximilian kurz vor dem Ende der Untersuchung an die Gräfin einen Herrn mit einem freundlichen Briefe schickte, worin er seine Theilnahme an ihrer Lage aussprach und sie versicherte, daß sie für ihren Gemahl Nichts zu befürchten habe. An dem Morgen von Egmont's Hinrichtung soll sie sogar der Gräfin Aremberg, deren Gatte neulich in der Schlacht bei Heyligerlee gefallen war, einen Kondolenzbesuch abgestattet haben; und dort im Hause ihrer Freundin, heißt es, erfuhr sie die erste Nachricht von dem Schicksale ihres Mannes.

Sie fühlte den Schlag um so stärker, je unerwarteter er kam. Den nämlichen Tag wurde sie nicht nur eine Wittwe, sondern auch eine Bettlerin — mit einer Familie von elf Kindern, die von ihr vergebens die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse erwarteten*). In ihrer Noth beschloß sie, sich an den König selbst zu wenden. Hierfür fand sie einen Vorwand in dem Umstande, daß sie Philipp ihres Mannes Brief, der, scheint es, ihr anvertraut worden war, überschicken mußte**). Sie entschuldigt sich, wenn sie diese letzte und unterthänigste Bitte ihres todten Gemahls nicht eher sendet, mit dem äußersten Elend ihrer Lage, indem sie von Allen verlassen und fern von ihrer Verwandtschaft und Heimath ist. Sie vertraut in die Güte und das Mitleid Seiner Majestät, daß er ihre Söhne, wenn dieselben das vorgeschriebene Alter erreicht haben werden, in seinen Dienst nehmen wird. Dies wird sie selbst während des Ueberrestes ihrer traurigen Tage und ihre Kinder

*) Eine Tochter von ihr suchte sich das Leben zu nehmen, indem sie sich aus einem Fenster hinunterstürzte. Die Ursache davon war ein Anfall von Wahnsinn, herbeigeführt durch maßlosen Kummer. Relation de la Justicia, SM.

**) Das war ohne Zweifel das Duplikat des dem Bischofe von Ypern gegebenen Briefes. Dem Bischofe gab Egmont wahrscheinlich den einen Brief, weil er glaubte, letzterer würde auf diese Weise sicherer, als durch die Vermittlung seiner Frau in die Hände des Königs gelangen.

nach ihr verpflichten, zu Gott um ein langes Leben Seiner Majestät zu beten. — Es muß dem Gefühle der verwittweten Gräfin einen neuen Schmerz zugefügt haben, daß sie sich also gezwungen sah, Hülfe von der nämlichen Hand, die sie geschlagen hatte, zu erflehen. Aber sie handelte hier als eine Mutter, die sich für ihre Kinder verwendete.

Indeß zeigte Philipp, trotz der dem Herzog Alva gegebenen Versicherungen, keinen großen Eifer, die Dürftigkeit der Gräfin zu erleichtern. Den ersten September schrieb der Herzog nochmals, und stellte die Nothwendigkeit ihres Falles als dringend dar, indem er erklärte, daß „sie sammt ihren Kindern Hungers gestorben sein würde, wenn er ihr nicht selbst eine kleine Summe geschickt hätte!"

Das Unglück dieser Edeldame erregte nicht nur in Holland, sondern in ganz Europa, besonders aber in Deutschland, ihrer Heimath, allgemeines Mitleiden*). Der Kurfürst von Baiern, ihr Bruder, schrieb an Philipp, und forderte dringend die Restitution der Güter ihres Gatten an dessen Familie. Andere deutsche Fürsten schlugen denselben Weg ein. Ferner forderte der Kaiser förmlich dasselbe durch seinen Madrider Gesandten. Philipp versetzte trocken, „daß die Zeit hierzu noch nicht gekommen sei." Unterdessen wurde der Gräfin Egmont jährlich eine mäßige Pension ausgezahlt. Sie lebte noch zehn Jahre nach dem Tode ihres Mannes, eine Zeit, die nicht lang genug war, um sie die Einsetzung ihrer Kinder in das väterliche Erbtheil sehen zu lassen**). Kurz vor ihrem Tode nahm ihr unterdessen zu einem Manne herangewachsener ältester Sohn, der über die ihm und seiner

*) Es erscheint als sonderbar, daß Göthe in seiner Tragödie „Egmont" in der Brust der Zuschauer ein Interesse zu erwecken suchte, das man wirklich ein Metzeninteresse nennen kann: indem er, anstatt des edeldenkenden Weibes, welches viel besser das Unglück ihres Gemahls theilen und seinen Leiden Würde verleihen konnte, eine erfundene Geliebte, Namens Clara, einführte. Abgesehen von anderen Gründen, kann diese Abweichung von historischer Wahrheit auch nicht durch einen Grund dramatischen Effekts vertheidigt werden.

**) Nach einer jährlichen Bewilligung von acht bis zwölf tausend Franken, setzte ihr der Herzog eine feste Pension von zwei tausend Gulden aus, die bis zu seinem Tode im Jahre 1778 fortdauerte. Der Gulden oder Gülden heutzutage gilt ohngefähr einen Schilling und neun Pence, oder neun und dreißig Cents.

Familie angethane Ungerechtigkeit erbittert sein mochte, an dem Kriege gegen die Spanier Theil. Da Philipp jetzt vielleicht einige Reue über die unedelmüthige Belohnung, womit er die Dienste des Vaters desselben vergolten hatte, fühlte, vergab er dem Sohne nicht nur diesen Akt des Treubruchs, sondern erlaubte dem jungen Manne auch drei Jahre später, wieder in sein Lehnsverhältniß einzutreten, und setzte ihn in den vollen Besitz der Ehren und Güter seiner Ahnen ein*).

Wie wir sahen, hatte Alva in seinen Briefen an Philipp die wichtigen Folgen der Hinrichtung Egmont's hervorgehoben. Er übertrieb diese Folgen nicht; aber er mißverstand ihre Bedeutung. Im Auslande warf der Kurfürst von Baiern auf der Stelle sein ganzes Gewicht in die Wagschale Oraniens und der Reformpartei. Andere deutsche Fürsten folgten seinem Beispiele, und der Gesandte Maximilian's zu Madrid theilte Philipp mit, daß die Hinrichtung der beiden Edelleute durch die in ganz Deutschland verursachte Entrüstung den Zwecken des Prinzen von Oranien wunderbar gedient hätte.

Im Inlande traten diese Folgen nicht minder hervor. Der Tod dieser beiden berühmten Männer, welcher so schnell auf die vorhergegangenen Hinrichtungen folgte, verbreitete durch das ganze Land eine düstere Stimmung. In den Leuten setzte sich die Vorstellung fest, daß die Blutregierung dauernd werden sollte. Alles Zutrauen, selbst dasjenige, was von Natur zwischen dem Vater und dem Kinde, zwischen dem Bruder und dem Bruder herrscht, war zerstört. Auch dem fremden Kaufmann theilte sich etwas von diesem allgemeinen Mißtrauen mit, weßhalb er seine Waaren nicht mehr nach einem Lande, wo sie der Konfiskation ausgesetzt waren, schicken wollte. Doch war der Zorn unter den Einwohnern stärker, als selbst die Furcht oder der Gram; daher zitterten diejenigen Flamänder, welche sich an der Ver-

*) Philipp, Graf Egmont war im Genusse der Ehren seiner Vorfahren bis 1590, wo er im Kampfe gegen Heinrich den Vierten und die Protestanten in Frankreich bei Ivry umkam. Da er ohne Nachkommenschaft starb, folgte ihm sein Bruder Lamoral; doch war derselbe ein leichtsinniger Verschwender, welcher mit dem Namen seines berühmten Vaters wenige Tugenden desselben geerbt zu haben scheint.

folgung Egmont's betheiligt hatten, vor der Rachewuth des Volkes *). Das war die Wirkung der Hinrichtung von Männern, welche die Nation als Märtyrer für die Sache der Freiheit verehrte. Alva spricht von diesen Folgen in seinen Briefen an den König; aber, obschon er die Zeichen der Zeit entdeckte, dachte er doch nicht im Geringsten an die Größe der Unruhen, deren Vorläufer sie waren. „Die Leute dieses Landes," schreibt er, „besitzen einen solchen leichten Sinn, daß, wenn Eure Majestät ihnen eine allgemeine Amnestie zu bewilligen für gut findet, diese Milde sie sicherlich so schnell zum Gehorchen machen wird, wie sie jetzt langsam sind." — Der stolze Soldat konnte bei seiner Verachtung der friedlichen Gewohnheiten eines Bürgervolkes so wenig wie sein Herr den wahren Charakter der Leute in den Niederlanden verstehen.

---

*) Wie man sich erinnern wird, war der flamändische Rath Hessels mit den Prozessen der Provinzen beauftragt. Gegenwärtig zog er sich einen noch größeren Haß zu, weil verlautete, daß er die Urtheilsprüche der beiden Herren ins Reine geschrieben habe. Er zog sich in der Folge von dem Blutgerichte zurück und ging wieder in seine Heimathsprovinz, wo er Vicepräsident des Rathes von Flandern wurde. Dieses neue Amt setzte ihn nur noch mehr dem öffentlichen Hasse aus. Als 1577 in Gent ein Volksaufstand die Regierung stürzte, wurde Hessels aus seinem Hause fort ins Gefängniß geschleppt. Nachdem er daselbst beinahe ein Jahr gesessen hatte, brach ein Haufen gemeiner Kerle ein, setzte ihn gewaltsam in einen Wagen und fuhr ihn eine kurze Strecke vor die Stadt, wo sie die die summarische Gerechtigkeit des Lynchgesetzes an ihrem Opfer vollzogen, indem sie es an einem Baume aufknüpften. Einige, die mit dabei gewesen waren, hatten die Keckheit, nach Gent zurückzukehren, während sie auf ihren Hüten zu einem Zeichen des Triumphes graue Haarlocken des Getödteten aufgesteckt trugen.

Als nach einigen Jahren die früheren Obrigkeiten wieder eingesetzt wurden, holte man die Gebeine Hessels' aus ihrem unheiligen Begräbnißplatze hervor und legte sie mit großer Feierlichkeit und Pracht in die St. Michaelskirche. In Prosa und in Versen verkündete man sein Lob. Sein Andenken wurde wie das eines Märtyrers verehrt; auf seinem Grabe geschahen Wunder, und die Leichtgläubigkeit des Volkes ging so weit, daß man sich in Gent vielfach erzählte, Philipp habe den Papst gebeten, Hessels zu kanonisiren!

Sechſtes Kapitel.

Die geheime Hinrichtung des Montigny.

Bergen und Montigny. — Ihre Lage in Spanien. — Der Tod Bergen's. — Die Verhaftung Montigny's. — Das Komplott zu ſeiner Befreiung. — Sein Prozeß. — Er wird nach Simancas gebracht. — Die ſtrengere Haft. — Die Hinrichtung mitten in der Nacht.

1567—1570.

Ehe ich auf eine lange Zeit von den Niederlanden Abſchied nehme, wird es gut ſein, den Leſer mit einem Vorgange bekannt zu machen, welcher die Geſchichtsforſcher viel beſchäftigt hat, aber bis jetzt in undurchdringliches Dunkel gehüllt geblieben iſt.

Man wird ſich erinnern, daß im Jahre 1566 zwei adelige Flamänder, der Marquis von Bergen und der Baron von Montigny, an den Madrider Hof abgeſandt wurden, um dem Könige den bedenklichen Stand der Angelegenheiten, welcher gebieteriſch in der Regierungspolitik eine Veränderung erheiſchte, auseinanderzuſetzen. Die beiden Herren unterzogen ſich der Miſſion, kehrten jedoch nie zurück. Ueber ihr Schickſal hat man viele Vermuthungen aufgeſtellt, und die Geſchichtsſchreiber ſind der Meinung geweſen, daß Bergen möglicherweiſe, Montigny aber gewiß einen gewaltſamen Tod fand*). Allein bei dem Mangel an Evidenz war das eine bloße Vermuthung; zudem herrſchte in den Einzelheiten die größte Abweichung. Erſt neulich, als das Archiv von Simancas, jenes ſchreckliche Depoſitorium, worin die Geheimniſſe der caſtiliſchen Könige viele Geſchlechter hindurch begraben lagen, dem Publikum geöffnet wurde, iſt der Schleier gelüftet worden. Abgeſehen von dem Intereſſe, welches die gegenwärtige Erzählung an ſich ſelbſt bietet, iſt ſie beſonders wichtig, weil ſie die dunkle, gewiſſen-

*) Meteren erzählt uns, daß Montigny an Gift ſtarb, welches ihm ſein Diener, der ſpäter das Verbrechen bekannte, in die Fleiſchbrühe miſchte. — Nachdem Vandervynckt verſchiedene Gerüchte erwähnt hat, läßt er ſie auf ſich beruhen, mit der Bemerkung: „On n'a pu savoir ce qu'il était devenu.“

loſe Politik Philipp's des Zweiten aufhellt. Ferner beſitzt ſie das Verdienſt, daß ſie ſich auf die authentiſchen Quellen — den Briefwechſel des Königs mit ſeinen Miniſtern — ſtützt.

Beide Geſandte waren ſehr angeſehene Männer. Der Marquis von Bergen gehörte durch ſeinen Stand und ſein Vermögen zu der Klaſſe der flamändiſchen Ariſtokratie*). Montigny war aus dem alten Hauſe der Montmorencys und ein jüngerer Bruder des unglücklichen Grafen Hoorne. Karl der Fünfte that ihm bei ſeiner Abdankung die Ehre an, daß er ihn mit unter die Zahl der flamändiſchen Adeligen, welche ihn in's Kloſter nach Spanien begleiteten, aufnahm. Er bekleidete mehrere wichtige Poſten, unter andern denjenigen eines Gouverneurs von Tournay, — und war, wie Bergen, ein Ritter des Goldenen Vließes. Wenn die beiden Adeligen während der politiſchen Unruhen auch nicht mit an der Spitze der Unzufriedenen ſtanden, waren ſie doch der Partei der Mißvergnügten beigetreten, hatten am Kriege gegen Granvelle Theil genommen und in ſehr vieler Hinſicht die Politik der Krone gemißbilligt. Namentlich hatten ſie ihre Stimme gegen das Syſtem der Religionsverfolgung mit einem männlichen Freimuthe erhoben, was ihnen — wie es ſcheint, mit Unrecht — den Ruf zuzog, daß ſie die religiöſe Reform befürwortet hätten. Beſonders war dies mit Bergen der Fall, weil derſelbe auf die Frage, wie man die Ketzer behandeln ſollte, antwortete: „Wenn ſie ſich bekehren wollten, würde ich ſie ungeſchoren laſſen; wenn ſie ſich der Bekehrung weigerten, würde ich ſie auch nicht um's Leben bringen, weil ſie ſpäter immer noch bekehrt werden können.“ Dieſer Ausſpruch, den man pflichtgemäß dem Philipp zu Ohren brachte, wurde ohne Zweifel gegen den Mann, welcher den Muth, ihn zu thun, beſaß, aufbewahrt**).

Ihre Geſandtſchaft hatte den Zweck, daß ſie dem Könige die Nothwendigkeit einer freiſinnigeren und milderen Politik vorſtellen

*) Mit Ausnahme der Einkünfte Egmont's und Oranien's ſcheinen die ſeinigen diejenigen jedes andern flamändiſchen Herrn übertroffen und ſich auf etwas mehr als funfzigtauſend Gulden das Jahr belaufen zu haben.

**) Er wurde Philipp's Sekretär Graſſo von jenem gefährlichen Bigotten Fray Lorenzo Villacencio hinterbracht, und zwar nicht, wie man glauben könnte, um ſeinem Autor eine Ehre anzuthun, ſondern um ihn zu verderben.

ſollten. Margaretha ſelbſt war einer ſolchen Politik zugeneigt, denn ſie hatte damals noch nicht mit dem Adel gebrochen. Es kann nicht verwundern, wenn die beiden Herren den Auftrag nur höchſt ungern übernahmen; denn derſelbe brachte ſie unmittelbar in die Gewalt des Monarchen, welchen ſie, wie ſie wußten, beleidigt hatten, und der, wie ſie gleichfalls wußten, nicht Beleidigungen zu verzeihen fähig war. Zwar war Egmont in einer ähnlichen Miſſion nach Madrid gegangen und heil von dort zurückgekehrt; allein es war in einer früheren Periode geweſen, wo die Sachen noch nicht ſo gefährlich ausſahen. Seine Zeit war damals noch nicht gekommen.

Erſt nach vielem Zögern übernahmen die beiden Adeligen den Auftrag. Sie wurden hierzu von der Regentin und von den übrigen Adeligen vermocht, indem dieſelben ihnen dringend vorſtellten, daß die Miſſion von der höchſten Wichtigkeit für die Ruhe des Landes ſei. Doch ſelbſt dann noch lieferte eine Verletzung, welche den Marquis einige Wochen am Ausgehen verhinderte, ihm eine plauſible Entſchuldigung für die Nichtvollziehung des angenommenen Auftrags. Wirklich wollte der Marquis dieſe Entſchuldigung weiter benutzen. Aber ſeine Bedenken wurden wiederum durch die Gründe und Bitten ſeiner Freunde beſeitigt, und ſo ließ er ſich endlich bewegen, dem Montigny, welcher ſchon fort war, nachzureiſen.

Der letztere erreichte Madrid gegen Mitte Juni 1566. Er wurde vom Könige gnädig aufgenommen und zu verſchiedenen Audienzen zugelaſſen. Hierbei unterließ er nicht, die von Margaretha befürworteten Heilmittel als nothwendig darzuſtellen. Philipp ſchien ihn mit Wohlgefallen anzuhören; allein da der andere Geſandte, welcher zwar die Reiſe ſchon angetreten hatte, aber auf ſeinem Wege durch Frankreich von einem Fieberanfalle ereilt wurde, noch nicht angekommen war, lehnte der König die Antwort ab. Bergen blieb in Frankreich halten und dachte wieder an das Aufgeben der Reiſe. Sein guter Genius ſchien immer eingreifen zu wollen, um ihn zu retten. Allein ſein böſer Genius in der Geſtalt Philipp's ſchrieb an ihn in den huldvollſten Ausdrücken, er möge ſeine Reiſe beſchleunigen, und lud ihn nach Madrid ein.

Außer den beiden Geſandten verweilte damals noch ein dritter

vornehmer Mann aus den Niederlanden in der Hauptstadt. Das war Simon Renard, der einstige Gesandte am englischen Hofe und der unerbittliche Feind Granvelle's. Obschon derselbe wußte, daß er, wenn er nach Spanien ginge, sich selbst der Untersuchung wegen vielfältiger Beleidigungen der Regierung überlieferte, ließ er sich dennoch von Philipp überreden. Er ward verhaftet; ein Prozeß wurde gegen ihn anhängig gemacht, und bloß eine mit dem Tode endigende Krankheit befreite ihn. Philipp scheint einen geheimnißvollen Zauber besessen zu haben, weil er auf diese Weise gerade die Männer, welche alle Gründe der Selbsterhaltung hätten in einer unermeßlichen Ferne halten sollen, in seinen Kreis ziehen konnte.

Die Ankunft des Marquis beschleunigte das Geschäft der Sendung nicht. Unglücklicherweise gelangte um diese Zeit die Nachricht von dem Ausbruch des Bilderſturms, welcher nicht allein in Spanien, sondern in der ganzen Christenheit Abscheu und Entrüstung erregte, nach Madrid. Von einer gemäßigteren Politik war nun nicht mehr die Rede. Der einzige Gedanke war Rache. Vergebens suchten die flamändischen Gesandten den Zorn des Königs zu besänftigen und ihn von den gewaltsamen Maßregeln, welche das Land verderben mußten, abzubringen. Ihre Vorstellungen blieben unbeachtet. Sie fanden jetzt keineswegs mehr so leicht wie früher bei ihm Zutritt. Sie empfanden, daß sie selbst ein Theil des Hasses wegen der neulichen Vorgänge traf. Selbst die Höflinge, deren Instinkt leicht den Grimm des Königs entdeckte, wurden in ihrem Benehmen kälter. Die Lage der Gesandten wurde mit jedem Tage unangenehmer. Ihre Mission war augenscheinlich zu Ende, und Alles, warum sie jetzt noch baten, war die Erlaubniß, in die Niederlande zurückkehren zu dürfen.

Allein der König hegte keine Luſt, diese Erlaubniß zu ertheilen. Durch Granvelle und Andere, in welche er Vertrauen setzte, war er auf die entschiedene Rolle, welche beide Edle bei der Beförderung der Unruhen des Landes gespielt hatten, aufmerksam gemacht worden. Daher sollten sie nie in dieses Land zurückkehren. Philipp sagte ihnen, daß er ihrer Gegenwart etwas länger benöthigt sei, damit sie mit ihm den kritischen Zustand der flandrischen Angelegenheiten beriethen. Ein so dünner Schleier konnte ihnen den wahren Beweggrund nicht ver-

hüllen, weshalb sie mit den ernstesten Befürchtungen erfüllt wurden. Sie schrieben an Margarethen und baten sie, daß sie den König um ihre (der Adeligen) Entlassung ersuchen möge, sonst würden sie guten Grund haben, sowohl sich über sie, wie über die Adeligen, welche sie in einer von ihnen nur ungern angenommenen Mission hierher geschickt hätten, zu beschweren. Aber Margaretha hatte ihrem Bruder schon geschrieben, er möge beide so lange in Spanien zurückhalten, bis die Unruhen in Flandern vorüber wären*). Dennoch schrieb sie den Gesandten darauf als Antwort zurück, daß sie den König schon um die Erlaubniß zu ihrer Rückkehr brieflich angegangen habe**). Ich habe nirgends einen solchen Brief erwähnt gefunden.

Im Frühjahre 1567 ward der Herzog von Alva in die Niederlande gesandt, um dort den Oberbefehl zu übernehmen. Eine solche Ernennung während einer solchen Krisis zeigte deutlich, welchen Weg der Hof einschlagen wollte, und welche Uebel für das ausersehene Land daraus entspringen mußten. Die Ueberzeugung hiervon drückte Bergen zu schwer darnieder, zumal da sein Kummer durch seine Trennung in einem solchen Zeitpunkte von Allem, was ihm auf Erden am theuersten war, noch erhöht wurde. Ihn befiel ein Fieber, und es ging schnell mit ihm immer schlimmer, bis endlich dem Philipp mitgetheilt wurde, daß, wofern Bergen keine Erlaubniß zur Rückkehr in seine Heimath erhielte, nicht an seine Genesung zu denken sei.

Dies brachte den König in ein großes Dilemma. Er war nicht gewillt, den Marquis — und sei es auch durch einen natürlichen Tod — entschlüpfen zu lassen. Noch weniger war er geneigt, die Zustimmung zu seiner Rückkehr nach Flandern zu geben. In dieser Klemme befahl er Ruy Gomez, den Fürsten von Eboli, den kranken Edlen, der dessen persönlicher Feind war, zu besuchen. Im Fall daß Gomez den Marquis so krank fände, daß seine Wiedergenesung beinahe unmöglich sei, sollte er ihm des Königs Erlaubniß zur Heimkehr ertheilen. Wäre jedoch eine Aussicht auf seine Wiedergenesung vorhanden, so sollte er

*) Dieser Brief ist vom 18. November 1566 datirt. Der Brief der beiden Herren war den letzten Dezember desselben Jahres geschrieben.

**) Ihr Brief ist vom 5. März 1567 datirt.

ihm bloß auf eine solche Rückkehr Hoffnung machen. Falls der Kranke sterben sollte, hatte Gomez das Leichenbegängniß so würdig zu feiern, daß das Bedauern des Königs und seiner Minister über den Tod Bergen's, und ihre Hochachtung vor den Herren der Niederlande daraus ersichtlich würde! Ferner sollte er in diesem Falle Mittel ergreifen, damit das Eigenthum des Marquis in den Niederlanden sequestrirt werde, da dasselbe, wofern dem Bergen seine Betheiligung an Aufruhr nachgewiesen werden könne, der Krone verfallen sei. — Dieser interessante und jedenfalls äußerst vertraute Brief war vom König eigenhändig geschrieben. Die Adresse lautete: „Ruy Gomez — ihm selbst einzuhändigen. Nicht in der Gegenwart des Ueberbringers zu öffnen oder zu lesen."

Es wird uns nicht berichtet, welchen Theil der königlichen Instruktion zu befolgen der Minister für gut hielt, und ob er dem Marquis die wirkliche Erlaubniß zur Rückkehr ertheilte, oder ihm bloß dazu Hoffnung machte. Indeß ist es von geringer Bedeutung. Wahrscheinlich hatte der Marquis schon gelernt, daß er sein Vertrauen nicht auf Fürsten setzen dürfe. Jedenfalls besserten die Versprechen des Königs ebenso wenig wie die Recepte des Arztes die Lage des Patienten. Den einundzwanzigsten Mai starb er und rechtfertigte dadurch die düstere Ahnung, womit er sich der Mission unterzogen hatte.

Jetzt war Montigny das einzige dem Philipp übrig gebliebene Opfer. Ihn ließ er nun mit verdoppelter Sorgfalt bewachen. Er wies den Ruy Gomez an, auf alle Bewegungen desselben ein wachsames Auge zu richten und den Gouverneuren von Navarra, Catalonien und anderen Gränzplätzen zu schreiben, daß sie Vorsichtsmaßregeln treffen möchten, um den flamändischen Herrn, falls er aus dem Lande zu fliehen suchen sollte, aufzufangen. Montigny war faktisch ein Gefangener und Madrid sein Gefängniß. Doch konnte ihm die Regentin noch nachher von Brüssel schreiben, sie habe mit Vergnügen von ihrem Bruder erfahren, daß er ihm bald seinen Abschied (congé) geben würde. — Wenn der König dies sagte, so hatten seine Worte eine bittere, der Königin unverständliche Bedeutung.

Indessen wurde dieser Grad Freiheit dem Montigny nicht lange gelassen. Im September gelangte die Nachricht von der Verhaftung

der Grafen Egmont und Hoorne an. Augenblicklich wurde der Befehl zur Verhaftung des Montigny ertheilt. Er wurde von einer Abtheilung der königlichen Garde aufgegriffen und in den Alcazar von Segovia gebracht. Hier durfte er die Festung weder bei Tage noch bei Nacht verlassen; aber außerdem bewies man ihm so viel Nachsicht, wie sich mit dieser strengen Haft vertrug. So ward ihm gestattet, die verschiedenen zu seinem Haushalt gehörigen Diener mit sich zu nehmen und sich häuslich im Gefängniß einzurichten. Aber welche Nachsicht hätte vermocht, die Bitterkeit einer Gefangenschaft fern von den Verwandten und von der Heimath zu versüßen, zumal da man wissen konnte, daß der einzige Weg aus dem Gefängnisse nach dem Schaffot führte!

In dieser großen Noth war Montigny auf Mittel zur Bewerkstelligung seiner Flucht bedacht. Auch wäre dieselbe ihm beinahe gelungen. Einer oder mehrere wachhabende Spanier zusammt seinen Dienern waren im Komplott. Man verabredete, daß der Gefangene durch die Eisenstäbe seines Fensters durchbrechen und sich vermittelst einer Strickleiter auf den Boden hinablassen sollte. Von Station zu Station standen Pferde bereit, um ihn schnell nach dem nördlichen Seehafen Santander zu bringen, von wo ihn eine Schaluppe nach St. Jean de Luz fahren sollte. Die Materialien, welche Montigny zur Entweichung aus dem Gefängniß brauchte, wurden ihm täglich durch seinen Bäcker in Brotlaiben geschickt. Alles schien den besten Erfolg zu versprechen. Schon waren die Eisenstäbe vom Fenster entfernt, und man wartete nur noch auf einen Tag, an welchem der Alcayde des Schlosses dieses wahrscheinlich nicht besuchen würde. Da wurde das Komplott durch den Leichtsinn des Maître d'hôtel entdeckt.

Dieser Mensch unterließ, seinem Herrn einen Laib zu schicken, welcher einen Zettel mit unterschiedlichen Rathschlägen hinsichtlich der Art und Weise der Flucht und mit den Namen mehrerer Betheiligten enthielt. Der Laib fiel einem Soldaten in die Hände. Als ihn dieser voneinander brach, entdeckte er das Papier und brachte dasselbe dem wachhabenden Hauptmann. Das Komplott war an den Tag gebracht; die Betheiligten wurden arretirt und zum Tode oder zu den Galeeren verurtheilt. An den Spaniern ließ der König das Urtel vollstrecken. Doch den Flamändern gestattete er einen Aufschub, indem er

sagte, daß das, was sie gethan hätten, gewissermaßen zu entschuldigen sei, weil es im Dienste ihres Herrn geschehen wäre. Außerdem könnten sie später noch von Nutzen sein, indem sie im Prozesse des Montigny Zeugniß ablegten. Aus diesem doppelten Grunde blieb ihr Leben verschont. Nachdem sie eine lange Zeit im Gefängniß geschmachtet hatten, durften sie nach den Niederlanden zurückkehren. Sie hatten Briefe des Montigny an seine Freunde mit sich, worin er diese bat, für seine Diener in Anbetracht der ihm von ihnen gebrachten Opfer zu sorgen. Aber für sie sorgte Alva in einer viel durchgreifenderen Weise; denn er ließ sie sogleich bei ihrer Landung verhaften und unter Androhung der Todesstrafe für den Fall der Rückkehr aus dem Lande verbannen.

In den Niederlanden hegte man die größte Sympathie für Montigny. Die Adeligen waren über die unwürdige Behandlung, welche Philipp ihrem Gesandten hatte zu Theil werden lassen, empört. Seine Stiefmutter, die Gräfin Witwe von Hoorne, war in ihren Anstrengungen für ihn unermüdlich, wie sie es für seinen unglücklichen Bruder gewesen war. Hierin wurde sie eifrig von seiner Frau, einer Tochter des Fürsten von Epinoy, unterstützt, mit welcher sich Montigny nur kurz vor seiner Sendung nach Spanien verheirathet hatte. Diese Dame richtete in den unterthänigsten Ausdrücken an Philipp ein Bittgesuch. Sie schilderte das über ihr häusliches Glück gebrachte Verderben, sprach ihre feste Ueberzeugung von der Unschuld des Montigny aus, und flehete den König unter Thränen und Wehklagen, in Anbetracht der ihm geleisteten Dienste und bei dem Leiden des heiligen Erlösers um Gnade für ihren Gemahl an.

Ehe der Herzog gegen Montigny einen Prozeß einleitete, verstrichen nach der Hinrichtung der Grafen Egmont und Hoorne mehrere Monate. Erst im Februar 1569 wurde der Licentiat Salazar, ein Mitglied des königlichen Rathes, nach Segovia geschickt, um den Gefangenen zu verhören. Die Anklagen waren von der nämlichen Art, wie die gegen Egmont und Hoorne vorgebrachten. Zuerst weigerte sich Montigny, indem er sich auf sein Recht als Ritter des goldenen Vließes berief, darauf zu erwidern. Indeß brachte man ihn dahin, daß er, nachdem er einen förmlichen Protest eingelegt hatte, dieses Vorrecht aufgab. Das Verhör dauerte mehrere Tage. Die verschiedenen,

hierauf bezüglichen Aktenstücke werden noch in dem Archiv von Simancas aufbewahrt. Herr Gachard hat zwar keinen Auszug davon gegeben; allein dieser scharfsinnige Forscher nennt die Antworten Montigny's, nachdem er sorgfältig die Akten durchgegangen hat, „eine schlagende Widerlegung der Anklagen des Kronanwalts."

Indessen war es nicht eine Widerlegung, was Philipp und sein Vicekönig brauchten. Montigny wurde aufgefordert, augenblicklich einen Anwalt zu wählen. Aber Niemand wollte dieses Geschäft über sich nehmen, bis endlich eine ziemlich unbekannte Persönlichkeit durch die Drohungen Alva's sich dazu hergab. Wohl mochte Jedermann einem Amte abgeneigt sein, das ihm das Uebelwollen der Regierung zuziehen mußte, während dasselbe wenig Aussicht auf Nutzen für den Klienten bot.

Selbst hierauf mußte Montigny, ehe seine Richter über ihn das Urtel sprachen, noch ein ganzes Jahr im Gefängniß schmachten. Das hierbei beobachtete Verfahren des Blutraths war wo möglich noch eine schreiendere Verletzung der Gerechtigkeit, als das gewöhnliche Verfahren desselben. Der Herzog theilte in einem Briefe vom 18. März 1570 dem Könige die Einzelheiten des Prozesses mit. Er habe den Fall nicht dem ganzen Gerichtshofe, sondern einer gewissen Anzahl zu dem Zwecke von ihm ausgewählter Räthe vorgelegt. Er berichtet nicht, nach welchem Prinzip die Auswählung vor sich ging. Doch konnte Philipp das leicht errathen. Nach dem Urtheile der Mehrheit wurde Montigny für des Hochverraths schuldig befunden. Demzufolge sprach der Herzog die Todesstrafe über ihn aus. Der Richtspruch war vom 4. März 1570 datirt. Er war genau von dem nämlichen Wortlaut, wie die Urtel Egmont's und Hoorne's. Er verordnete, daß Montigny aus dem Gefängniß genommen und öffentlich mit dem Schwerte enthauptet werden sollte. Sein Haupt war auf einen Pfahl zu pflanzen und sollte darauf stecken bleiben, so lange es Seiner Majestät gefiele. Seine Güter und Besitzungen waren zum Besten der Krone einzuziehen.

Der Richtspruch wurde nicht einmal dem Blutrathe mitgetheilt. Die einzigen Personen, welche um seine Existenz wußten, waren des Herzogs Sekretär und seine beiden vertrauten Räthe Vargas und Del

Rio. Alva hielt ihn so geheim, weil er noch nicht den Willen seines Herrn kannte. Zu gleicher Zeit bemerkte er, daß es Philipp für besser halten könne, wenn unter den gegenwärtigen Umständen die Hinrichtung, anstatt in den Niederlanden vor sich zu gehen, in Castilien stattfände.

Als die Depeschen des Vicekönigs bei Philipp eintrafen, durchreiste der letztere gerade die südlichen Provinzen und befand sich in Andalusien. Er war nicht völlig mit ihrem Inhalte einverstanden. Nicht daß er etwas am Urtel auszusetzen gehabt hätte; im Gegentheil war er, wie er dem Alva schrieb, von Montigny's Schuld überzeugt. Aber er war nicht für eine öffentliche Hinrichtung. Man konnte in den Niederlanden denken, daß schon genug Blut vergossen worden sei, und die Leute daselbst konnten einwenden, daß dem während seines Prozesses in ein ausländisches Gefängniß eingeschlossenen Montigny nicht Recht geworden sei. Sicherlich war für eine solche Einwendung Grund vorhanden.

Philipp beschloß, bis er nach dem Norden zurückgekehrt wäre, keinen entscheidenden Schritt in der Sache zu thun. Unterdessen empfahl er dem Alva an, über das Urtel das strengste Geheimniß zu beobachten, und gebot ihm, es unter keiner Bedingung selbst den Gliedern des Gerichtshofes wissen zu lassen.

Ehe der König zu einer Entscheidung kam, vergingen nach seiner Rückkunft noch mehrere Monate. Er bewies dadurch, daß das Hinausschieben ein hervortretender Zug seines Charakters war, und zwar selbst hervortretend unter einem Volke, bei dem das Hinausschieben kein Wunder ist. Vielleicht beschäftigte ihn diesen Augenblick gerade eine dringende interessante Angelegenheit. Nämlich zwei Jahre zuvor war Philipp so unglücklich gewesen, seine junge schöne Königin, Isabella des Friedens, zu verlieren: ihre Stelle wurde jetzt durch eine deutsche Prinzessin, Anna von Oesterreich, seine vierte Gemahlin, die noch jünger als die verstorbene war, ersetzt. Sie war schon nach Castilien unterwegs. Deshalb mochte der König viel zu sehr mit den Hochzeitsfeierlichkeiten beschäftigt sein, als daß er sich um das Loos seines elenden Gefangenen viel hätte bekümmern können.

Es handelte sich jetzt darum, wie man das Urtel vollstrecken und

doch dabei auf das Publikum den Eindruck, daß Montigny eines natürlichen Todes gestorben sei, machen könne. Fast alle unter den wenigen Ministern, welche der König ins Geheimniß zog, waren der Meinung, daß es das Räthlichste sein würde, wenn man den Tod des Gefangenen durch ein langsames, in sein Trinken oder seine tägliche Speise gethanes Gift herbeiführe. Dies würde ihm obendrein Zeit lassen, für das Heil seiner Seele zu sorgen. Allein Philipp hatte dagegen einzuwenden, daß eine solche Todesart nicht dem, was er den Lauf der Gerechtigkeit nannte, genüge. Zuletzt entschied er sich für den Garrotte, die noch jetzt bei niedrigen Verbrechern in Spanien übliche Todesstrafe, welche den Tod durch Erstickung herbeiführt, aber nicht viel Spuren am Körper hinterläßt*).

Um dies zu bewirken, mußte Montigny von der Stadt Segovia, der lustigen Residenz des Hofes, wo schon bald die Vermählungsfeierlichkeiten aufgeführt werden sollten, nach einem entlegneren und weniger besuchten Orte geschafft werden. Hierzu wurde Simancas ausersehen, dessen finstere, abgesperrte Festung für die Verrichtung einer solchen That der geeignete Platz zu sein schien. Die Festung war sehr stark; es umgaben sie massive Mauern und ein breiter Wassergraben, über welche zwei Brücken in das Innere führten. Sie hatte vor Alters zum Gefängniß für Staatsverbrecher gedient. Kardinal Ximenes kam zuerst auf den Gedanken, sie zu einem edleren Zwecke, zur Aufbewahrung der Staatsurkunden, zu verwenden**). Karl der Fünfte brachte

*) Die Garrotte wird noch jetzt in Spanien bei Kapitalverbrechen angewandt. Es mag einigen meiner Leser erwünscht sein, zu erfahren, daß man hierbei dem Verbrecher einen Strick so fest um den Hals schlingt, daß er davon erstickt. Dies geschieht, indem man im Nacken einen Stock in den Strick hineinsteckt und denselben umdreht. Anstatt dessen wendet man bei den modernen Hinrichtungen häufiger ein eisernes Halsband an.

**) Dies geht aus einem Briefe des Kardinals selbst hervor. Darin ersucht er den König, allen Staatsdienern zu befehlen, daß sie ihm ihre Register, Aktenstücke und die öffentlichen Dokumente jeder Art einsenden, damit sie in diesem Archiv aufbewahrt und von nun an vor jedem Schaden aufbehalten werden. Sein Biograph fügt hinzu, daß von diesen Dokumenten, die man durch des Kardinals Bemühung zusammenbringen konnte, nur wenige bis auf die Regierung Ferdinand's und Isabellens zurückreichen.

dieſen aufgeklärten Gedanken zur Ausführung; allein man wurde erſt in der Zeit Philipp's des Zweiten hiermit völlig fertig. Philipp ſchrieb die Regulation vor und traf alle nöthigen Einrichtungen, um die Anſtalt auf eine dauernde Grundlage zu ſtellen. Auf dieſe Weiſe verſah er den zukünftigen Geſchichtsſchreiber mit den beſten Mitteln, damit dieſer durch die dunkeln und gewundenen Stellen von Philipp's Regierung den Weg finden könne. Aber ſelbſt nachdem die Beſtimmung der Feſtung dieſen Wechſel erlitten hatte, fuhr man noch hin und wieder fort, Simancas als Gefängniß für Staatsgefangene zu gebrauchen. Der berühmte Biſchof von Zamora, welcher ſich ſo thätig am Kriege der Communidades betheiligte, wurde hier auf Befehl Karl's des Fünften erdroſſelt. Der Theil des Gebäudes, wo er umkam, iſt noch jetzt unter dem Namen El cubo del obispo (der Biſchofsthurm) bekannt.

Nach dieſem ſtarken Platze ward Montigny am 19. Auguſt 1570 unter einer zahlreichen Bedeckung Algualzils und Büchſenſchützen von Segovia abgeführt. Um größerer Sicherheit willen hatte man ihn in Eiſen gelegt: eine überflüſſige Grauſamkeit, von der ſich zu entſchuldigen Philipp in einem Briefe an Alva nöthig hielt, indem er ſagt, es ſei dies ohne ſeinen Willen geſchehen. Wir können uns wohl einbilden, daß, als Montigny durch die düſteren Portale in ſeinen neuen Aufenthaltsort einzog, vollends die letzten Hoffnungsſtrahlen in ſeiner Bruſt erlöſchen mußten. Dennoch wird uns verſichert, daß ihn die Hoffnung nicht gänzlich verließ. Er hatte erfahren, daß Anna von Oeſterreich viel Sympathie mit ſeinen Leiden zu erkennen gegeben hatte. Auch war es ganz natürlich, wenn die Tochter des Kaiſers Maximilian einen Antheil an dem verfolgten Volke der Niederlande nahm. Sie ſollte ſogar der Gattin und der Stiefmutter des Montigny verſprochen haben, daß die Freilaſſung des letzteren das erſte Geſchenk ſein ſollte, um welches ſie ihren Gemahl nach ihrer Ankunft in Caſtilien bitten würde. Montigny hegte daher die freudige Hoffnung, daß der Einfluß der jungen Braut den König von ſeiner Abſicht abbringen und daß ihre Ankunft in Caſtilien das Signal zu ſeiner Befreiung ſein würde. Wenn Anna von Oeſterreich ſich wirklich einer ſolchen Täuſchung hingab, ſo kann das, weil ſie Philipp nie geſehen hatte, nicht

verwundern; allein es ist schwerer zu begreifen, wie sich Montigny in einem solchen Wahne wiegen konnte.

In seiner neuen Wohnung wurde er äußerlich mit Respekt, um nicht zu sagen, mit Nachsicht, behandelt. Es wurden ihm sogar einige Vorrechte bewilligt. Wenngleich seine Wachen verdoppelt wurden, durfte er doch seine eigenen Diener haben und, wenn es ihm beliebte, in dem Korridor die frische Luft und den Sonnenschein genießen.

In den ersten Tagen des Oktobers landete die junge österreichische Prinzessin zu Santander, an der nördlichen Küste des Königreichs. Wahrscheinlich bewog die Nachricht hiervon den König, mit seinem Gefangenen schneller vorzugehen. Denn, indem er dies that, schnitt er seiner jungen Braut alle Gelegenheit, sich für denselben zu verwenden, ab und befreite sich zu gleicher Zeit von dem unangenehmen Falle, ihr die erste Bitte abschlagen zu müssen. Vorläufig mußte also dem Montigny die bisher genossene Freiheit verkürzt werden; er war auf sein Zimmer zu beschränken, und sodann hatte man, indem man ihm alle Verbindung, selbst mit den Schloßbewohnern abschnitt, das Gerücht von seiner Krankheit, welches die öffentliche Meinung auf seinen Tod vorbereiten sollte, zu verbreiten.

Um für seine strenge Haft einen Vorwand zu haben, tischte man eine Erzählung auf, daß er einen ähnlichen Fluchtversuch wie zu Segovia gemacht hätte. Veralte, der Alcayde der Festung, ein zuverlässiger Vasall, der die ganze Angelegenheit in die Hand zu nehmen hatte, schrieb an den König einen Brief und legte einen lateinisch beschriebenen Zettel bei, von welch letzterem er sagte, daß er ihn unter dem Fenster Montigny's gefunden habe. Auf demselben standen unterschiedliche Rathschläge für die Flucht Montigny's. Daß ein solcher Anschlag, sagte der Schreiber, wirklich noch im Gange war, wurde noch durch das Erscheinen gewisser als Mönche verkleideten Personen in der Nähe des Schlosses bestärkt. Demnach sah sich der Gouverneur genöthigt, seinen Gefangenen in eine andere, sicherere Gegend des Schlosses zu verlegen. Derselbe wurde daher in den Bischofsthurm — einen ominösen Theil des Gebäudes! — gebracht, wo ihm nicht länger seine eigenen Bedienten aufwarten durften, weil er nun in strenger Haft war. Montigny erzürnte sich so sehr über dieses Verfahren und

beklagte ſich ſo heftig über die Ungerechtigkeit deſſelben, daß er ſich dadurch ein Fieber zuzog, an welchem er noch jetzt darnieder lag. Schließlich drückte Peralta ſein Bedauern darüber aus, daß er durch Montigny's eigenes Betragen zu einem für ihn ſelber ſo unangenehmen Verfahren genöthigt worden ſei, da er ihm von Herzen gern alle mit ſeiner eigenen Ehre verträgliche Nachſicht würde haben zu Gute kommen laſſen. — Dieſer Brief, welcher von Anfang bis zu Ende im Madrider Kabinet geſchmiedet worden war, wurde bei Hofe öffentlich gezeigt. Montigny's früherer Fluchtverſuch bewirkte, daß man demſelben leichter glaubte, und es verbreitete ſich nach Außen das Gerücht, daß Montigny gefährlich krank liege.

In den erſten Tagen des Oktobers war der Licentiat Alonzo de Arellano von Sevilla berufen und als Alcalde in die Kanzlei von Valladolid, das bloß zwei Stunden von Simancas liegt, eingeſetzt worden. Da Arellano ein Mann war, deſſen Verſchwiegenheit und Ergebenheit Philipp vertrauen durfte, ſo übertrug er ihm jetzt die Hinrichtung des Montigny. In den königlichen Inſtruktionen wurde er mit der größten Genauigkeit angewieſen, wie er ſich benehmen und welche Vorſichtsmaßregeln er zur Vermeidung alles Verdachtes anwenden ſollte. Jedenfalls bilden dieſe Inſtruktionen ein ſo merkwürdiges Dokument, wie nur ſelten eines aus einer königlichen Feder floß. Der Alcalde ſollte, wenn er nach Simancas abging, einen Notar, einen Scharfrichter und einen Prieſter mit ſich nehmen. Der letztere mußte ein Mann von unzweifelhafter Frömmigkeit und Gelehrſamkeit ſein, und die Fähigkeit beſitzen, alle Zweifel oder Irrthümer, die unglücklicherweiſe in der Bruſt Montigny's hinſichtlich des Glaubens aufgetaucht ſein konnten, zu beſeitigen. Ein ſolcher Mann ſchien Fray Hernando del Caſtillo aus dem Orden des heiligen Dominicus in Valladolid zu ſein. Einen beſſeren Mann als ihn hätte man nicht wählen können, zumal er jenen menſchlichen Gefühlen, welche nicht immer unter der Mönchskutte gefunden werden, zugänglich war.

In Begleitung dieſer drei Perſonen verließ der Alcalde am Abende des vierzehnten Oktobers kurz nach dem Anbruch der Dunkelheit Valladolid. Peralta war ſchon von ihrer Ankunft benachrichtigt worden: daher wurde die kleine Geſellſchaft mit ſolcher Vorſicht in's Schloß

eingelaſſen, daß man ſie nicht bemerkte. Der Gouverneur und der Richter begaben ſich ſogleich in das Zimmer des Montigny. Hier lag der unglückliche Mann auf ſeinem Lager, nicht ſowohl krank an dem vielbeſprochenen Fieber, als vielmehr unter dem Einfluſſe jener Krankheit des Herzens, welche aus verſchobener Hoffnung entſpringt. Nachdem er in ſo freundlichen Worten, wie mit einer ſo grauſamen Mittheilung verträglich waren, von Arellano mit ſeinem Urtel bekannt gemacht worden war, war er ganz davon überwältigt und lag einige Zeit in einer bedauernswürdigen Verzuckung da. Indeß hätte man glauben ſollen, daß ihn die zu Theil gewordenen Warnungen ſchon bis zu einem gewiſſen Grade auf den Schlag hätten gefaßt machen müſſen. Denn er ſcheint ſich in der Lage des Bewohners jener venetianiſchen Inquiſitionsgerichtszellen (deren Wände ſich jeden Tag, bis ſie zuletzt den unglücklichen Bewohner zerquetſchten, immer näher rückten) befunden zu haben. Nachdem Montigny von ſeiner Aufregung wieder ſo viel zu ſich gekommen war, daß er das Urtel hören konnte, wurde ihm daſſelbe vom Notar vorgeleſen. Man ſchenkte ihm vor der Hinrichtung noch einen Tag Friſt, damit er Zeit gewönne, um, wie Philipp ſagte, ſeine Angelegenheiten mit dem Himmel abzumachen. Und obſchon, wie der Alcalde hinzuſetzte, das über ihn ausgeſprochene Urtel von dem Könige als ein gerechter Spruch angeſehen würde, wäre Seine Majeſtät rein aus Güte und Barmherzigkeit und in Anbetracht ſeines Standes gewillt, daſſelbe hinſichtlich der Form inſofern zu mildern, daß er ihm geſtatten wollte, nicht öffentlich, ſondern insgeheim hingerichtet zu werden, um auf dieſe Weiſe ſeine Ehre zu retten und zu der Vorſtellung zu führen, daß er eines natürlichen Todes geſtorben ſei. Für dieſen Gnadenact ſcheint Montigny gebührend dankbar geweſen zu ſein. Der Leſer vermag zu entſcheiden, wie wahr die vorgegebenen Motive waren.

Nachdem ſich Arellano und der Gouverneur ihres peinlichen Auftrages entledigt hatten, zogen ſie ſich zurück und überließen den Verurtheilten den geiſtlichen Troſtesgründen des Mönches, welche er ſo nothwendig brauchte. Was jetzt folgte, wiſſen wir von Caſtillo ſelbſt. Als die Aufregung Montigny's nachgelaſſen hatte, hörte er aufmerkſam die Ermahnungen des guten Vaters an, und nachdem er endlich ziemlich ſich wieder erholt hatte, beteten beide ernſtlich zuſammen. Alsdann

beichtete er, empfing das Sakrament und schien in jeder Beziehung die kurze ihm übrig bleibende Spanne Zeit zur Vorbereitung für das Jenseits benutzen zu wollen. In den Zwischenräumen, wo er nicht mit Andachtsübungen beschäftigt war, las er die Werke des Pater Luis de Granada, dessen geistreiche Gedanken ihn während der Stunden seiner Gefangenschaft oft getröstet hatten.

Ueber das von ihm verbreitete Gerücht, daß er in seinen religiösen Grundsätzen wankend geworden sei und die Irrthümer der Reformatoren angenommen habe, zeigte sich Montigny sehr beunruhigt. Um diesen Eindruck zu verwischen, setzte er eigenhändig ein kurzes Glaubensbekenntniß auf. Darin bekennt er einen unbedingten Glauben an alle von der römisch-katholischen Kirche sanktionirten Artikel und an das Haupt derselben, den Stellvertreter Christi, sowie es Pius der Fünfte selber nur hätte wünschen können. Nachdem Montigny auf diese Weise sein Gewissen erleichtert hatte, wandte er sich einigen irdischen Angelegenheiten, die er noch ordnen wollte, zu. Dieselben nahmen nicht viel Zeit weg. Denn er hatte, wie Philipp richtig bemerkte, keine Ursache, ein Testament zu machen, weil er nichts hinterließ, indem sein ganzes Eigenthum zum Besten der Krone konfiszirt worden war. Sollte jedoch sein Gewissen eine schwere Schuld drücken, so durfte er dieselbe anzeigen. Ebenso war ihm erlaubt, irgend eine besonders von ihm gewünschte Bestimmung für einen speciellen Zweck zu treffen. Indeß geschah dies unter der Bedingung, daß er darin eine Anspielung auf seinen Tod als einen natürlichen machte.

Montigny benutzte dies, um den Wunsch auszudrücken, daß siebenhundert Seelenmessen für ihn gelesen, daß unterschiedliche Summen zu Privatzwecken verwendet und daß seinen treuen Dienern einige Geschenke gemacht werden sollten. Vielleicht erfährt der Leser gern, daß die Messen pünktlich gelesen wurden. In Hinsicht auf die frommen Vermächtnisse schrieb der König an Alva, daß derselbe erst zusehen müsse, ob Montigny's Besitzungen einen solchen Abzug erlaubten; was jedoch die Geschenke für die Diener anbelange, so könne von diesen nicht die Rede sein.

Ein Andenken, welches er den Händen des Castillo anvertraute, erreichte ohne Zweifel seine Bestimmung. Es war dies eine fein ge-

arbeitete goldene Kette, an welcher ein Siegel oder Siegelring mit seinem Wappen hing. Er bat, daß dieses kleine Andenken seiner Gemahlin eingehändigt werde. Seit seiner Verheirathung sei es sein beständiger Begleiter gewesen, und er wünsche, daß jene es als eine Erinnerung an ihn tragen sollte. Zu gleicher Zeit sprach er sein Bedauern darüber aus, daß ihm kein längeres Leben geschenkt sei, um ihr zu zu dienen und sie zu ehren. Als das Vermächtniß eines Sterbenden richtete er an sie die Bitte, sie möge sich nicht in die neuen Lehren verstricken lassen oder von dem Glauben ihrer Ahnen abfallen. — Wenn Montigny sich wirklich jemals den Lehren der Reformation zugeneigt hatte, so konnten dieselben bei ihm schwerlich tiefe Wurzel geschlagen haben; denn die frühzeitige Gewohnheit und Erziehung gewannen jetzt in diesem feierlichen Augenblicke dergestalt wieder über ihn die Oberhand, daß der Dominicaner an seiner Seite erklärte, er bezeigte sich als einen so guten katholischen Christen, wie er nur wünschen konnte selbst zu sein. Die wenigen Stunden, während deren Montigny also die Bitterkeit des Todes kostete, schienen ihn mehr als die ganzen Jahre einsamer Haft innerhalb der Mauern von Segovia und Simancas den Eitelkeiten des Lebens entwöhnt zu haben. Doch werden wir schwerlich der Versicherung des Mönches glauben, daß Montigny seine Resignation so weit trieb, daß er, wenn er auch auf seiner eigenen Unschuld beharrte, doch den Spruch seiner Richter als einen gerechten anerkannte.

Ungefähr um zwei Uhr am Morgen des sechszehnten Oktobers, nachdem die zu dieser feierlichen Vorbereitung zugestandene Frist abgelaufen war, ging der Pater Castillo zu dem Gouverneur und dem Alcalden und benachrichtigte sie, daß die Stunde gekommen und der Gefangene auf sie vorbereitet sei. Ohne weiteren Aufschub begaben sie sich also zusammt dem Notar und dem Scharfrichter in das Zimmer des Todes. Während alsdann der Notar in ihrem Beisein über den Vorgang ein Protokoll aufnahm, verrichtete der Büttel des Gesetzes an dem widerstandslosen Opfer seine Arbeit.

Sobald dem Montigny der letzte Hauch entschwunden war, machten sich der Alcalde, der Priester und ihre beiden Begleiter wieder auf den Weg nach Valladolid auf. Sie erreichten die Stadt noch vor

Tagesgrauen, sodaß sie von den Einwohnern nicht bemerkt wurden. Alle vier waren verpflichtet, über die finstere That, zu welcher sie verwandt worden waren, Stillschweigen zu beobachten. Der Notar und der Scharfrichter wurden noch obendrein mit dem Tode bedroht, wofern sie sich merken ließen, daß sie um die Sache wüßten, und sie waren vollkommen überzeugt, daß Philipp auch der Mann dazu war, seine Drohungen auszuführen.

Der Leichnam wurde in eine Franziskanerkutte gesteckt, welche, da sie bis an die Gurgel hinauf reichte, blos das Gesicht frei ließ. So wurde er von Montigny's Dienern gesehen, welche die Züge ihres Herrn erkannten und an denselben fast keine größere Veränderung bemerkten, als manchmal ersichtlich ist, wenn der Todeskampf seine Spuren zurückläßt. Nun verbreitete sich das Gerücht, daß ihr Herr an einem heftigen Fieberanfalle gestorben sei.

Dem königlichen Willen gemäß wurde das Leichenbegängniß mit allen schicklichen Ehren gefeiert. Der Vikar und die Pfründner der Erlöserskirche fungirten bei der Gelegenheit. Die Bedienten des Verblichenen erhielten Trauerkleider als Zeichen des Respekts, ebenfalls Philipp's Verordnung gemäß. Der Bedienten, bemerkte Philipp, seien so wenige, daß man sie wohl in Trauer kleiden könne. Auch wollte er, in Anbetracht, daß Montigny nicht genug Geld hierfür hinterlassen habe, diese und andere Kosten des Leichenbegängnisses selber bestreiten. Der zu seinem Begräbnißplatze erwählte Ort war ein Gewölbe unter einer Kapelle der Kirche. Auch zeigte ein bescheidenes Denkmal den Raum an, wo die Asche des aus den Niederlanden in der unglücklichen Mission nach Madrid gekommenen letzten Gesandten ruhte.

So beschaffen ist die wahrhaftige, aus des Königs eigenen Briefen und denjenigen seiner Agenten geschöpfte Darstellung dieses tragischen Vorganges. Eine bei weitem verschiedene Geschichte war damals im Umlauf. Am siebzehnten Oktober, dem nächsten Tage nach dem Tode Montigny's, langten bei Hofe von Peralta, dem Alcayden der Festung, Depeschen an. Sie berichteten, daß nach der Absendung seines früheren Briefes das Fieber seines Gefangenen so sehr zugenommen habe, daß er einen Arzt zu Hülfe rufen mußte. Da jedoch

die Symptome beunruhigender geworden wären, habe sich der letztere mit dem Leibarzte der früheren Regentin Joanna benommen, damit seinem Patienten Nichts an dem, was menschliche Hülfe leisten könnte, abgehen sollte. Dessen ungeachtet nahm die Krankheit zu, und da glücklicherweise damals gerade der Pater Hernando del Castillo von Valladolid in Simancas anwesend war, kam er herbei und gab dem sterbenden Manne die letzten religiösen Tröstungen. Nachdem Montigny Alles, was ein guter Christ zu einer solchen Zeit thun sollte, gethan hatte, starb er früh am Morgen des sechszehnten und bewies sich zuletzt als einen so guten Katholiken, daß man hinsichtlich der Rettung seiner Seele gute Hoffnung hegen könne.

Es ist wohl kaum nöthig zu bemerken, daß diese heuchlerische Epistel, gleich ihrer Vorgängerin, in Madrid fertig gemacht worden war. Auch war sie nicht völlig grundlos. Der Arzt des Platzes, Namens Viana, war zugezogen worden, und man hatte für nothwendig gefunden, ihn in das Geheimniß einzuweihen. Jeden Tag stattete er im Schlosse einen Besuch ab, und stets kehrte er mit schlimmeren Erzählungen von dem Zustande des Patienten zurück. Auf diese Weise waren die Gemüther der Einwohner auf den tödtlichen Ausgang der Krankheit vorbereitet. Freilich hegte man trotzdem, wenn man bedachte, wie gelegen ein solches Ereigniß kam, den Verdacht, daß es um die Sache nicht ganz richtig stände. Allein der Verdacht war kein Beweis. Das Geheimniß wurde zu gut bewahrt, als daß Jemand hinter den Schleier desselben hätte blicken können, und die Wenigen, welche hinter diesem Schleier staken, hatten ihr Leben zu lieb, als daß sie denselben gelüftet hätten.

Mit Ziffern geschriebene Depeschen, die einen vollständigen und wahren Bericht von der Sache gaben, wurden an den Herzog von Alva abgeschickt. Ihnen waren die beiden Briefe des Peralta, welche ja vielmehr für den brüsseler Horizont, als für den Madrids berechnet waren, beigefügt. Der Herzog sollte dieselben anscheinend zufällig zeigen, ohne Jemanden auf sie aufmerksam zu machen, so daß die Freunde Montigny's in den Niederlanden an ihre Wahrheit glauben möchten.

In seiner Privatmittheilung an Alva erwähnt Philipp den ortho-

boren Glauben, welchen sein Opfer in den letzten Augenblicken bewiesen hatte; zeigt jedoch dabei, daß mit der von ihm bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich ausgedrückten Genugthuung etwas Zweifel vermischt war. „Wenn sein Inneres," schreibt er von Montigny, „von einem so christlichen Geiste, wie sein Aeußeres, und wie der Mönch, sein Beichtiger, berichtet hat, durchdrungen war, so dürfen wir wohl annehmen, daß Gott seiner Seele gnädig sein wird." In dem ursprünglichen, von des Königs Sekretär geschriebenen Entwurfe dieses Briefes finden sich noch die Worte: „Doch, wer kann nach Alledem wissen, ob das nicht ein Gaukelspiel des Satans war, der ja den Ketzer in der letzten Stunde nie verläßt." — Diesen Satz — wie man auf dem in Simancas aufbewahrten Manuscripte sehen kann, — strich Philipp aus und schrieb dazu die eigenhändige Bemerkung: „Dies ist wegzulassen, da wir von den Todten nichts Uebles denken sollen."

Ungeachtet dieses edlen Gedankens that Philipp alles Mögliche, um der Welt den Montigny als einen Verräther darzustellen und die Konfiskation seiner Besitzungen zu fordern. Von der heiligen Inquisition erhielt der Blutrath eine gute Lehre; denn sie sorgte dafür, daß selbst der Tod sie nicht um ihre Opfer bringen sollte. Wie es zuvor in Bezug auf Bergen geschehen war, wurde nun ein Verfahren gegen das Gedächtniß des Montigny eingeleitet*).

Den zweiundzwanzigsten März 1571 sprach der Herzog von Alva den verstorbenen Florence de Montmorency, Herrn von Montigny, des Hochverraths schuldig und konfiscirte sein bewegliches und unbewegliches Vermögen zum Besten der Krone, „indem ihm," fuhr das Aktenstück fort, „zu wissen gethan worden, daß der besagte Montigny in der Festung Simancas, wo er unlängst gefangen gesessen habe, eines natürlichen Todes gestorben sei!"

Wie ich schon sagte, wurde das Verfahren des Blutraths gegen Montigny sogar noch durch eine größere Frechheit und eine schreiendere

*) Die konfiscirten Besitzungen des Marquis von Bergen wurden dessen Erben von Philipp 1577 zurückgegeben.

Verletzung der gebräuchlichen juristischen Formen, als bei diesem Gerichtshofe sonst schon gewöhnlich war, charakterisirt. Eine nackte Aufzählung der Thatsachen genügte. Gegen das angeklagte Individuum wurde eine Untersuchung, — wenn man das Untersuchung nennen darf, — in dem einen Lande eingeleitet, während es in dem andern in strenger Haft gehalten wurde. Der Hof, vor welchem der Angeklagte abgeurtheilt wurde — oder besser die Jury, denn der Rath scheint mehr die Macht von Geschwornen, als von Richtern ausgeübt zu haben, — war bei dieser Gelegenheit eine für den Zweck des Anklägers auserlesene, einverstandene Gesellschaft. Anstatt daß der Richtspruch öffentlich verkündet wurde, wurde er bloß dem Könige, als demjenigen Theile, der ein Interesse ihn zu erhalten hatte, anvertraut. Sogar dieser Richtspruch wurde nicht vollzogen, sondern ihm wurde ein anderer substituirt, und die öffentliche Hinrichtung ward durch einen mitternächtlichen Meuchelmord ersetzt. Man würde die Sprache mißbrauchen, wenn man ein solches Verfahren Justizmord betiteln wollte.

Indeß hielt Philipp den von ihm eingeschlagenen Weg für ganz richtig. In ihm hatte sich die Vorstellung von der Schuld des Montigny festgesetzt. Letzterer war seinem Könige, war seiner Religion untreu geworden: zwei Verbrechen, die der Tod allein sühnen konnte. Dennoch sehen wir Philipp zu einer geheimen Hinrichtung seine Zuflucht nehmen, obschon Alva, wie wir wissen, vorausgesetzt hatte, daß diese Strafe an Montigny eben so öffentlich wie an den übrigen Opfern des Bluttribunals vollzogen werden müßte. Aber der König scheute sich, vor der Oeffentlichkeit eine That zu begehen, welche, abgesehen von ihrer Grausamkeit in anderer Hinsicht, eine so schreiende Hinterlist gegen den auf den Wunsch seines Souverains und in einer öffentlichen Mission nach Madrid gekommenen Gesandten in sich schloß. Indem Philipp auf diese Weise die öffentliche Meinung seiner Zeit scheute, kann man sich wundern, daß er nicht versucht hat, jede Spur seiner Verbindung mit der betreffenden Handlung durch Zerstörung des sie enthaltenden Protokolls zu verwischen. Aber er trug im Gegentheil nicht nur Sorge, daß ein solches Protokoll aufgenommen wurde, sondern ließ dasselbe auch nebst aller anderen hierauf be-

züglichen Evidenz für immer in dem Nationalarchiv aufbewahren. Dort liegt es der Nachwelt, die eines Tages über Philipp's Verfahren zu Gericht sitzen sollte, zur Ansicht offen.

Siebentes Kapitel.

Das ottomannische Reich.

Die Lage der Türkei. — Die afrikanischen Korsaren. — Die Unternehmung gegen Tripolis. — Der Krieg an der Barbareiküste.

1559 — 1563.

Es giebt zwei Arten der Geschichtsschreibung: die eine folgt dem Strome der Zeit und stellt die Ereignisse in ihrer chronologischen Ordnung dar; die andere dagegen theilt diese Ereignisse nach ihrem Inhalte ein. Die erstere ist am selbstverständlichsten und kann vielleicht als die bessere angesehen werden, sobald die Handlung wenigstens in Biographien oder in einem großen, das ganze Interesse auf sich lenkenden historischen Ereignisse einfach und zusammenhängend ist. Allein wenn die Geschichte verwickelter wird, ein weites Feld in sich begreift und eine große Verschiedenheit von Zufällen darbietet, wird das chronologische System, so leicht es auch für den Schriftsteller ist, für seinen Leser langweilig und nutzlos. Der letztere wird von einer Scene zur anderen gehetzt, ohne daß er sie vollständig begreift, und da der Faden der Erzählung durch die plötzlichen Uebergänge beständig unterbrochen wird, nimmt er in seinem Gedächtnisse nur unzusammenhängende Stücke auf, welche er schwerlich zu einem verbundenen und dauerhaften Ganzen bringen kann. Doch ist diese Methode als die einfachste und natürlichste bei den älteren Schriftstellern am häufigsten zu finden; ganz besonders aber trifft man sie bei den alten castilischen Chronikschreibern, welche für das gegenwärtige Werk die Hauptautoritäten bilden. Ihre ermüdenden Seiten umfassen, ohne sich an eine andere Ordnung als diejenige der Zeit zu kehren,

eine in sich unzusammenhängende Reihe von Vorfällen und stehen so wenig in Beziehung zu einander, wie die Kolumnen einer Zeitung.

Um diesen Uebelstand zu vermeiden, haben die Geschichtsschreiber einer späteren Periode es vorgezogen, ihre Darstellung nach philosophischeren Grundsätzen zu ordnen, und sich mehr an die Art der beschriebenen Ereignisse, als an die Zeit ihres Vorfalls zu halten, so daß der Leser, ehe er auf etwas Anderes übergeht, erst mit der einen Handlung, ihren Ursachen und ihren Folgen bekannt gemacht und dadurch in den Stand gesetzt wird, in seinem Gedächtnisse getrennte und deutliche Eindrücke des Ganzen aufzunehmen.

In Uebereinstimmung mit dieser Methode habe ich den Leser in den Niederlanden zurückgehalten, bis er das Ende der Verwaltung Margarethens und die charakteristische Politik der ersten Zeit ihres Nachfolgers gesehen hatte. Während dieser Periode hatte Spanien mit seinen europäischen Nachbarn Frieden; denn die meisten von ihnen waren zu sehr mit inneren Zwisten beschäftigt, als daß sie Muße zum Kriege mit dem Auslande gehabt hätten. Besonders war Frankreich von religiösen Kämpfen zerrissen, an welchen Philipp als der Vorkämpfer des Glaubens nicht allein das tiefste Interesse, sondern einen thätigen Antheil nahm. Hierauf werde ich später zurückkommen.

Aber während Spanien mit seinen christlichen Brüdern in friedlichen Beziehungen stand, lag es in fortwährendem Streite mit den Muselmännern Afrika's wie Asien's. Im sechszehnten Jahrhunderte war das Verhältniß Europa's zum Osten ganz verschieden von dem, was es heutzutage ist. Die türkische Macht lag wie eine dunkle Wolke, nach welcher ein jedes Auge mit Schrecken sah, am östlichen Horizonte; weßhalb dasselbe Volk, zu dessen Schutze die europäischen Staaten jetzt gemeinschaftliche Sache machen, von ihnen im sechszehnten Jahrhunderte als ein gemeinschaftlicher Feind betrachtet wurde.

Als das Banner des Propheten der schwachen Hand der Araber entsank, wurde dasselbe zum Glück für den Islam von einer Nation wie die Türken ergriffen; denn diese trieb ein Feuereifer, dasselbe im Siegesschritte vorwärts zu tragen. Die Türken waren für die Araber, was die Römer für die Griechen. Bei ihrem kühnen, krie-

gerischen und ehrgeizigen Wesen besaßen sie wenig von jener Kunstliebe, welche die vorherrschende Leidenschaft ihrer Vorgänger gewesen war; noch weniger aber machten sie sich jene Verfeinerung, die bei den Arabern in Weichlichkeit und Trägheit ausgeartet war, zu eigen. Ihre Regierungsform paßte wunderbar zu ihrem Charakter. Es war ein reiner Despotismus. Wenn auch der Souverain nicht ganz mit dem theokratischen Charakter der Kalifen bekleidet war, war er doch rund herum mit so viel Heiligkeit verschanzt, daß ein Widerstand gegen seine Autorität zugleich eine Beleidigung der Religion wie des Gesetzes war. Er stand in unermeßlicher Ferne hoch oben über seinen Unterthanen. Keiner erblichen Aristokratie war es gestattet, die Kluft zwischen beiden zu versöhnen und als Schutzmauer des Volkes sich in die Mitte zu stellen. Alle Gewalt ging vom Souverain aus und kehrte beim Tode des Eigenthümers zu ihm zurück. In den Augen des Sultans waren seine Vasallen alle gleich, das heißt: alle auf gleiche Weise seine Sklaven.

Es möchte scheinen, als wenn die Theorie des absoluten Regimentes die Vollkommenheit des Oberhauptes voraussetzte. Allein da bei den Sterblichen keine Vollkommenheit zu finden ist, war von der türkischen Staatseinrichtung klugerweise dafür gesorgt, daß der Sultan sich eines ihn mit Rathschlägen unterstützenden Körpers bediente. Dieser bestand aus drei oder vier, vom Sultan selbst ernannten großen Beamten mit einem Großvezier an ihrer Spitze. Der letztere Würdenträger besaß bei weitem eine größere Autorität, als irgend ein erster Minister in einem europäischen Staate. Man könnte sagen, daß alle Staatsangelegenheiten ihm durch die Hände gingen. Die zu diesem Amte auserlesenen Personen waren gewöhnlich fähige, erfahrene Männer; weßhalb sie unter schwachen Regierungen, während sie den Staat vor Schaden behüteten, zugleich durch ihre große Autorität die Unfähigkeit des Souverains den Blicken seiner Unterthanen entzogen. Man könnte glauben, daß eine Gewalt wie die des Veziers diesen für seinen Herrn fürchterlich, wo nicht gefährlich gemacht hätte. Allein sein Herr stand eben so hoch über ihn erhaben, wie über den geringsten Unterthan. Denn der Sultan besaß Gewalt über Tod und Leben, eine Gewalt, welche er, wie die Geschichte im Ueberfluß beweist,

ohne viel Bedenken gebrauchte. Nur allzu oft war die Bogenſehne der einzige Befehl zur Abſetzung eines Miniſters.

Aber die merkwürdigſte türkiſche Staatseinrichtung, welche man den Eckſtein des ganzen Gebäudes nennen kann, war diejenige bezüglich der chriſtlichen Bevölkerung des Reiches. Alle fünf Jahre nämlich geſchah eine allgemeine Konſkription, vermittelſt deren alle ſiebenjährigen Chriſtenknaben, welche zur Hoffnung berechtigten, daß ſie ſich geiſtig oder körperlich auszeichnen würden, aus ihrer Heimath fortgenommen und in die Hauptſtadt gebracht wurden. Man vertheilte ſie ſodann in verſchiedene Gegenden und that ſie in Seminare, wo ſie für die Pflichten des Lebens erzogen wurden. Diejenigen, welche in Zukunft die kräftigſten und ausdauerndſten Männer werden zu wollen ſchienen, ſandte man nach eigens dazu errichteten Plätzen in Kleinaſien. Hier erhielten ſie eine ſtrenge Erziehung in der Enthaltſamkeit, in Entbehrungen jeder Art und in der pünktlichen, ſie für den Soldatenſtand eignenden Disciplin. Aus ihnen wurde die berühmte Truppenabtheilung, die unter dem Namen Janitſcharen bekannt iſt, gebildet.

Ein anderer Theil Knaben kam in die Schulen der Hauptſtadt oder der benachbarten Städte, wo ſie gleichſam unter den Augen des Sultans in verſchiedenen männlichen Fertigkeiten unterrichtet und mit ſo viel Wiſſenſchaft, als die türkiſche oder vielmehr arabiſche Gelehrſamkeit bieten konnte, ausgerüſtet wurden. Nachdem ihre Erziehung zu Ende war, traten die Einen in des Sultans Leibgarde ein, wo ihnen ein glänzender Unterhalt gewährt wurde. Die Anderen dagegen, welche für das bürgerliche Leben beſtimmt waren, betraten eine Laufbahn, die ſie zu den höchſten Staatsämtern führen konnte.

Da man alle dieſe Klaſſen Chriſtenknaben von ihren Aeltern in einem Alter fortnahm, in welchem die Lehren ihres eigenen Glaubens in ihrer Seele noch nicht leicht Wurzel geſchlagen haben konnten, wurden ſie ohne Schwierigkeit zu dem Glauben des Koran bekehrt. Zudem lag ja auch dieſer Uebertritt zu der Staatsreligion in ihrem Intereſſe, weil ſie hierdurch nur zu ſteigen hoffen konnten. Indem ſie auf dieſe Weiſe von der Gemeinſchaft der übrigen Staatsangehörigen ausgeſchieden und von dem Sultan begünſtigt wurden, ſchaarten

ſich die Neubekehrten um den Thron des Souverains und wurden hier für ihn durch ihre Hingabe an ſein Intereſſe, wie an das Intereſſe der adoptirten Religion eine feſtere Stütze als die Türken ſelbſt.

Zwar ertrug die chriſtliche Bevölkerung, welche dieſe ſchwere Steuer in ihrer eigenen Nachkommenſchaft zu entrichten hatte, dieſe eigenthümliche Staatseinrichtung nur ſehr ungern; allein die letztere war für die Monarchie von großem Nutzen. Denn indem auf dieſe Weiſe beſtändig neues Blut in die Adern des Staates floß, erhielt derſelbe immer wieder friſche Stärke und offenbarte lange Zeit keine Anzeichen der Altersſchwäche oder des Verfalls.

Die wichtigſte jener verſchiedenen Klaſſen waren die Janitſcharen, deren Disciplin mit der Entlaſſung aus der Schule keineswegs ſchon zu Ende war. Ja man könnte ſagen, daß ihr ganzes Leben im Kriege, oder in der Vorbereitung zum Kriege aufgegangen ſei. Weil ihnen das Heirathen verboten war, wurde ihre Neigung nicht auf die Familie abgezogen, ſondern heftete ſich, wie es in chriſtlichen Ländern bei den Prieſtern und Mönchen der Fall iſt, völlig an ihren Stand, deſſen Wohl unzertrennlich mit dem Staatswohle zuſammenhing. Im Stolze auf die, ſie von der übrigen Armee trennenden Vorrechte ſchienen ſie durch eine untadelhafte Disciplin und durch die Freudigkeit, womit ſie den gefährlichſten und ſchwerſten Dienſt verrichteten, beweiſen zu wollen, daß ſie ihren Vorzug wohl verdienten. Ihr Poſten war ſtets der Poſten der Gefahr. Stolz pflegten ſie ſich zu rühmen, daß ſie nie vor einem Feinde geflohen wären. In ihren loſen, für den Kriegsmann ſo wenig paſſenden Gewändern, bewaffnet mit der Flinte und dem Damascener, die in ihren Händen der Lanze und dem Schwerte des Europäers überlegen waren, und mit der über dem Haupte fliegenden Reiherfeder konnte man ihre dichten Reihen immer in das dichteſte Gefecht vordringen ſehen. Oefters, wenn das Geſchick des Reiches auf dem Spiele ſtand, gab dieſes unbezwingliche Korps den Ausſchlag und entſchied durch ſein unerſchrockenes Handeln das Glück des Tages. Indem ſie mit jedem Geſchlecht neuen Ruhm erwarben, waren ſie, ſo lange ihre alte Disciplin beſtand, den beſten Soldaten Europa's gewachſen. Aber mit der Zeit erlitt dieſe bewunderungswürdige Organiſation eine Veränderung. Ein Sultan

erlaubte ihnen das Heirathen; ein anderer geſtattete ihren Söhnen in das Korps einzutreten, und ein dritter öffnete ihre Reihen ſowohl den Türken, wie den Chriſten, ſodaß die Janitſcharen zuletzt, nachdem ſie ihren eigenthümlichen Charakter eingebüßt hatten, mit der Landesmiliz zuſammengeworfen wurden. Dieſe Veränderungen gingen in der Zeit Philipp's des Zweiten vor ſich; allein die Folgen derſelben entwickelten ſich erſt vollſtändig im folgenden Jahrhundert.

Wenn man die unbegrenzte Macht der Sultane bedenkt, muß man es für die Türken als ein Glück anſehen, daß ihre Herrſcher ſo häufig den Muth und die Fähigkeit beſaßen, ihre Gewalt zum Fortſchritt der Nation zu verwenden. Von Ottman dem Erſten, dem Gründer der Dynaſtie, bis auf Soliman den Prächtigen, den Zeitgenoſſen Philipp's des Zweiten, war der türkiſche Thron immer mit fähigen Fürſten beſetzt. Sie waren zum Kriege herangebildet, erweiterten jedes Jahr die Grenzen des Reiches und vergrößerten die Hülfsquellen deſſelben. Um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts beherrſchten ſie, außer ihren weiten Beſitzungen in Aſien, auch die öſtlichen Theile Afrika's. Neben denjenigen Ländern Europa's, welche noch heutzutage ihr Scepter anerkennen, beſaßen ſie auch Griechenland, und, nachdem Soliman Siebenbürgen und Ungarn unterworfen hatte, trug er zweimal ſeine ſiegreichen Banner bis unter die Mauern Wiens. Der Kampfplatz für Kreuz und Halbmond war aus dem Weſten nach dem Oſten Europa's verlegt, ſodaß Deutſchland nun im ſechszehnten Jahrhunderte das Bollwerk der Chriſtenheit wurde, wie es Spanien und die Pyrenäen im achten geweſen waren.

Die Seemacht der Türkei war nicht minder furchtbar, als ihre Landmacht. Ihre Flotte war die unbeſtrittene Herrin der Levante, denn das durch die merkwürdige Niederlage 1538 bei Preveſa und durch den Verluſt Cyperns und anderer Gebietstheile gewarnte Venedig beſaß keine große Luſt, den Kampf zu erneuern. Dieſe ſchlaue Republik hielt es, wenn ſie mit den Ottomannen zu thun hatte, für gerathener, den Verhandlungen mehr, als den Waffen zu vertrauen.

Die das Mittelmeer beherrſchende türkiſche Seemacht vereinigte ſich mit den Korſaren der Barbareiküſte, welche in einem gewiſſen Sinne die Oberhoheit der Pforte anerkannten, und beide zuſammen landeten

häufig an den Küſten Italiens und Spaniens, um daſelbſt ſchlimmere Verwüſtungen, als die dortigen Orkane anzurichten. Frankreich allein war von dieſen Verheerungen ausgenommen, weil ſeine Fürſten vermittelſt einer unbedenklichen Politik, die die Mißbilligung der ganzen Chriſtenheit erregte, ein Bündniß mit den Türken eingegangen waren und ſo ihre Gebietstheile einigermaßen zum Nachtheile der franzöſiſchen Ehre deckten.

Die Nordküſte Afrika's wurde damals von unterſchiedlichen Raçen bewohnt, welche, ſo verſchieden ſie auch in anderer Beziehung von einander ſein mochten, ſich doch alle im Gehorſam gegen den Koran glichen. Unter ihnen circulirte viel mauriſches Blut von den arabiſchen Stämmen, welche einſt den Süden Spaniens beſaßen und, als ſie von den Chriſten beſiegt wurden, lieber aus dem Lande flohen, als der Religion ihrer Väter entſagten. Sogar viele damals noch lebende Mauren waren von dieſer religiöſen Verfolgung mit betroffen worden. Mit Sehnſuchtsblicken ſahen ſie zurück nach dem ererbten Lande, und mit unausſprechlichem Haſſe betrachteten ſie die Spanier, die ſie daraus vertrieben hatten.

Die afrikaniſche Küſte war dicht mit Städten beſetzt. Einige darunter, wie Algier, Tunis, Tripolis, beherrſchten ein großes Gebiet anliegenden Landes. Alle aber ſtanden unter der Herrſchaft irgend eines muſelmänniſchen Befehlshabers, der entweder als unbeſchränkter Herrſcher regierte, oder auch wohl bisweilen um des Schutzes willen auf bedingte Weiſe die Oberherrſchaft des Sultans anerkannte. Indem nun dieſe rohen Häuptlinge die Lage am Meere benutzten, trieben ſie das ſchreckliche Korſarengewerbe. Sie tauchten aus ihren Veſten hervor und fielen über den unbeſchützten Kauffahrer her; oder ſie landeten an den gegenüberliegenden Geſtaden von Andaluſien und Valencia, verheerten die Dörfer und ſchleppten die elenden Einwohner mit ſich fort in die Sklaverei.

Die caſtiliſche Regierung that ihr Möglichſtes, um ihre Unterthanen zu ſchützen. Längs der Küſte waren befeſtigte Poſten errichtet. Auf den Anhöhen ſtanden Wachtthürme, von wo aus bei der Annäherung eines Feindes Zeichen gegeben wurden. Eine beſtändig im Dienſt gehaltene Galeerenflotte ruderte an der Küſte, um die Korſaren

aufzufangen. Hin und wieder wurde der Krieg auch in das Land des Feindes getragen. Man unternahm Expeditionen, um die Barbareiküsten zu bestreichen oder die Vesten der Seeräuber niederzuschmettern. Andere Staaten, deren Gebietstheile ebenfalls an das Mittelmeer gränzten, halfen bei diesen Expeditionen; darunter Toskana, Rom, Neapel und Sicilien, wovon die beiden letzten unter spanischer Oberhoheit standen; vor allen andern aber half Genua, dessen beherzte Seeleute in diesen Seekriegen gute Dienste leisteten. Hierzu könnte man auch die Johanniter rechnen, deren kleine Insel Malta, welche mit ihren eisernen Befestigungen dem Feinde kühn Trotz bot, der afrikanischen Küste gleichsam in den Rachen geworfen war. Diese tapfern Ritter, die durch ihr Gelübde zu ewigem Kriege mit den Ungläubigen verpflichtet waren, standen also auf dem Außenposten der Christenheit, und wie sie bei einem Einfalle zuerst die Lärmsignale gaben, waren sie auch die vordersten bei der Abwehr desselben.

Das Mittelmeer bot damals einen ganz andern Anblick als gegenwärtig dar. Denn heutzutage wimmelt es vom Handel manches entfernten Landes und auf seinen Küsten schimmern Städte und Dörfer, welche vom Geräusch einer friedlichen, geschützten Industrie wiederhallen. Aber damals erblickte man an seinen Ufern lange Strecken verödeten Landes, und die geschwärzten Trümmer manches Dörfchens verkündeten nur allzuverständlich, daß hier kürzlich der Korsar gehaust hatte. Die damalige Lage des Bauernstandes im südlichen Spanien war derjenigen unserer Vorfahren in Neuengland nicht unähnlich, wo ja auch die ländlichen Arbeiten jederzeit durch Kriegsgeschrei der über die Niederlassung hereinbrechenden Wilden, welche die nicht niedergemetzelten unglücklichen Einwohner mit sich als Gefangene in die Wildniß fortschleppten, unterbrochen werden konnten. Anstatt daß der Handelsmann hinaus in die See fuhr, schlich er sich furchtsam längs der Küste unter dem Schutze der Festungen hin; denn er befürchtete, daß der wilde Feind sich, wenn er es gar nicht erwartete, auf ihn stürzen und ihn in die Kerker Afrika's mit fortnehmen werde. Wenn er sich jedoch in die offene Tiefe hinauswagte, geschah es entweder unter dem Schutze wohlbewaffneter Galeeren, oder während er selbst bis an die Zähne bewaffnet und kriegsgerüstet war.

Selten verstrich ein Tag, ohne daß nicht irgend ein Konflikt zwischen den Christen und Moslems auf den Gewässern des Mittelmeeres vorfiel. Nicht selten führte an der Stelle eines Mauren ein Christenrenegat den Oberbefehl. Nachdem derselbe seine Heimath und seine Religion mit dem Räuberleben der Korsaren vertauscht hatte, hegte er nach Art der meisten Apostaten einen tieferen Haß, als selbst die natürlichen Feinde, gegen das Land, welchem er abgeschworen hatte*). In diesen Treffen wurden oft auf beiden Seiten so heldenmüthige Thaten verrichtet, daß sie, wären sie auf einem weiteren Felde der Handlung vorgefallen, ihren Urhebern unsterblichen Ruhm eingebracht haben würden. Durch dieses unaufhörliche Kriegführen bildete sich in den an das mittelländische Meer anstoßenden Ländern ein Schlag beherzter und erfahrener Seeleute heran und mehr als ein Name gelangte wegen nautischer Kenntniß und Tapferkeit, desgleichen in andern Theilen der Christenheit nicht häufig zu finden war, zur Berühmtheit. Hierher gehören die Dorias von Genua, eine Familie, für welche das Meer das eigentliche Element zu sein schien, und deren Thaten zur See mehrere Generationen hinter einander auf die Waffen der Republik einen unsterblichen Glanz strahlten.

Das Leben des Korsaren war voller Seeabenteuer. Von seinen Thaten gab es manche tragisch-interessante Erzählung; manche traurige Geschichte von den Leiden des christlichen Gefangenen, der an der Ruderbank arbeiten oder in den Kerkern von Tripolis und Algiers schmachten mußte. Derartige Erzählungen bildeten den Gegenstand nicht nur der damaligen Volksgesänge, sondern auch der eleganteren Literatur, wie des Drama's und der Romandichtung. Allein die Wirklichkeit ging über die Dichtung hinaus. Es wäre schwer gewesen, die Zahl der gefangenen Christen oder die Größe ihrer Leiden zu übertreiben. Es

*) Cervantes theilt uns im Don Quixote in seiner Erzählung der Abenteuer des Gefangenen mit, daß sich ein Renegat gewöhnlich von einem christlichen Gefangenen eine Bescheinigung ausstellen ließ, daß er nach Spanien zurückzukehren wünschte. Wurde er dann, indem er gegen seine Landsleute Waffen trug, ergriffen, so erschien seine Handlungsweise als Zwang, und er entging dadurch den Fangzähnen der Inquisition.

wird uns versichert, daß 1535 bei der Eroberung von Tunis durch Karl den Fünften zehn Tausend solcher unglücklicher Menschen die Kerker verließen und vor ihrem Befreier unter Thränen der Dankbarkeit und Freude auf die Kniee fielen. In Spanien bildeten sich wohlthätige Gesellschaften zu dem einzigen Zwecke, Gelder zur Loskaufung der Barbareigefangenen aufzubringen. Allein die geforderte Summe war oft so unmäßig, daß die Bemühungen der wohlthätigen Brüderschaften die Gesammtzahl der Gefangenen nur schwach verringerten.

Während also die Zeit der Kreuzzüge in den meisten Theilen der Christenheit schon vorüber war, dauerte an den Gestaden des mittelländischen Meeres der Krieg zwischen dem Kreuze und dem Halbmonde fort. Wie ich oft zu bemerken Gelegenheit hatte, war das Leben des Spaniers ein langer Kreuzzug, und er focht im sechszehnten Jahrhundert gegen die Ungläubigen noch eben so tapfer, wie in den heldenmüthigen Tagen des Cid. Ja, die wüthenden Kämpfe mit den winzigen Piraten der Barbarei erzeugten in seiner Brust sogar eine größere Feindschaft, als er in seinen Kämpfen mit den Arabern gehegt hatte. Denn damals hatte er es nicht mit einem auflauernden, plündernden Feinde zu thun, sondern es kämpfte im offenen Felde die eine Armee gegen die andere um die Oberherrschaft der Halbinsel. Der durch die afrikanischen Mauren wieder angefachte Religionshaß theilte sich bis zu einem gewissen Grade der die Gebietstheile an der südlichen Gränze bewohnenden Moriscobevölkerung mit, deren Vorfahren, die spanischen Araber, einst die Herren der Monarchie gewesen waren. Dieses feindliche Gefühl wuchs durch den nicht ganz grundlosen Verdacht, daß zwischen den Morisco's und ihren Brüdern an der Barbareiküste eine geheime Korrespondenz bestehe. Der Haß und Verdacht schärften vereint das Schwert der Verfolgung und führten zu den traurigsten Folgen, die über kurz dem Leser vorgeführt werden sollen.

Unter den afrikanischen Korsaren gab es einen, Namens Dragut, der sich durch seine Kühnheit und die verderbensschwangere Thätigkeit, womit er den spanischen Handel verfolgte, auszeichnete. In seiner Jugend war er von Andreas Doria zum Gefangenen gemacht worden; doch vermochten die vier Jahre, welche hindurch er an die Ruderbank der Galeeren Genua's geschmiedet war, nicht den gegen

die Christen gehegten Haß zu besänftigen. Denn bei seiner Befreiung ging er mit erneuter Thätigkeit an sein altes desperates Korsarengewerbe. Nachdem er sich zum Herrn von Tripolis gemacht hatte, schlüpfte er mit seinen Galeeren aus dieser Veste heraus, fiel über den ganz vertheidigungslosen Kaufmann her, verwüstete die Küsten, ließ sich kühn mit christlichen Geschwadern in Gefechte ein, und machte seinen Namen am Mittelmeere so fürchterlich, als derjenige Barbarossa's zur Zeit Karl's des Fünften gewesen war.

Die Einwohner der südlichen Provinzen wandten sich in ihrer Noth öfters an Philipp mit der Bitte, daß er eine Expedition gegen Tripolis aussenden, wo möglich diese Diebshöhle abbrechen und das Mittelmeer von den fürchterlichen Korsaren befreien möge. Allein Philipp, der gerade mit seinen siegreichen Feldzügen gegen die Franzosen beschäftigt war, besaß damals weder Muße noch Mittel, um sich auf eine solche Unternehmung einzulassen. Indeß befahl er im Frühjahre 1559 dem Herzog von Medina Celi, zu dem Zwecke eine Rüstung vorzunehmen, sich der Beihülfe der italienischen Staaten zu versichern und den Oberbefehl zu führen.

Eine schlimmere Wahl hätte nicht getroffen werden können. Indem ich diese Bemerkung mache, sehe ich ab von des Herzogs Mangel an Erfahrung; denn eine Lehrzeit auf der See wurde zu einer Zeit, in welcher Männer ohne Bedenken vom Landdienst zum Seedienst übergingen, nicht für nöthig erachtet. Aber, den persönlichen Muth abgerechnet, scheint der Herzog von Medina Celi keine von den für einen Befehlshaber zu Lande oder zur See erforderlichen Fähigkeiten besessen zu haben.

Die verschiedenen italienischen Mächte — Toskana, Rom, Neapel, Sicilien, Genua — stellten alle ihre bezüglichen Kontingente. Johann Andreas Doria, der Neffe des großen Doria und ein seines Namens würdiger Mann, befehligte die Galeeren seiner Republik. Hierzu kam noch eine vom Großmeister zu Malta gelieferte Verstärkung. Die ganze Flotte belief sich über hundert Fahrzeuge, wovon vier und fünfzig Galeeren waren. Bei weitem der größere Theil wurde von Spanien und seinen italienischen Provinzen gestellt. Das ganze Geschwader enthielt vierzehn tausend Mann Truppen. Die Rüstung nahm so viel

Zeit weg, daß man erst spät im Oktober 1559 segelfertig war. Freilich war zu einer solchen Jahreszeit das stürmische Wetter an der afrikanischen Küste einem Beginne der Feindseligkeiten nicht günstig.

Doch hielt das den Vicekönig nicht ab, im November aus dem Hafen von Syrakus an der Spitze der vereinigten Flotte auszulaufen. Aber die Elemente hatten sich gegen diese übelgewählte Expedition verschworen. Denn kaum hatte das Geschwader den Hafen verlassen, als es ein Sturm befiel, welcher die Fahrzeuge zerstreute, einige völlig unbrauchbar machte und anderen beträchtlichen Schaden zufügte. Um das Unglück noch zu erhöhen, brach unter der Mannschaft eine Seuche aus. Sie wurde von den schlechten Nahrungsmitteln, welche die genuesischen Lieferanten beschafft hatten, verursacht. In seiner Noth legte der Herzog von Medina Celi an der Insel Malta an. Ihm wurde daselbst von Seiten des Großmeisters eine gastfreundliche Aufnahme zu Theil; denn die Gastfreundschaft war eines der Gelübde des Ordens. Ehe der Herzog wieder auszulaufen im Stande war, vergingen volle zwei Monate. Seine Macht aber war durch Krankheiten und Todesfälle beinahe um ein Drittel verringert.

Unterdessen hatte Dragut, der den Zweck der Expedition kannte, Alles gethan, um Tripolis in Vertheidigungszustand zu setzen. Doch beschloß der spanische General, wegen der Abschwächung seiner Macht den Angriff auf Tripolis auf eine andere Zeit zu verschieben und vor der Hand seine Operationen gegen die Insel Jerbach oder, wie sie bei den Spaniern hieß, Gelves, zu richten. Dieser kaum eine Stunde von der afrikanischen Küste nahe bei Tripolis liegende Platz richtete auf dem Mittelmeere großes Unheil an; denn er war schon lange als ein Piratennest bekannt. Für die Spanier, deren Waffen hier unter Ferdinand dem Katholischen eine merkwürdige Niederlage erlitten, war es ein Ort von übler Vorbedeutung. Indessen landete der Herzog mit seiner ganzen Stärke und machte sich, da er von Seiten der Mauren auf geringen Widerstand stieß, zum Herrn des Platzes. Die hier befindliche Festung war sehr verfallen. Weil nun der spanische Oberbefehlshaber eine Besatzung daselbst zurücklassen wollte, mußte er die vorhandenen Befestigungen ausbessern, oder vielmehr neue Werke errichten. Obschon hierbei die ganze Armee thätig war, brachte man

doch damit beinahe zwei Monate zu. Alsdann pflanzte man Artillerie auf die Festung und versah sie mit Proviant und den nöthigen Vertheidigungsmitteln. Endlich legte der Herzog eine Besatzung hinein und übergab dem Don Alonzo de Sandé, einem tapfern Offizier, den Oberbefehl.

Kaum waren diese Anstalten fertig und die Truppen zum Wiedereinschiffen bereit, als der Herzog benachrichtigt wurde, daß eine große türkische Flotte von Konstantinopel unterwegs sei, um dem Dragut Beistand zu leisten. Der spanische Admiral hielt deßhalb auf seinem Schiffe einen Kriegsrath ab. In diesem waren die Meinungen getheilt. Einige, worunter Doria, riethen in Anbetracht des geschwächten Zustandes des Geschwaders, so schnell als möglich nach Sicilien zurückzuschiffen. Andere dagegen betrachteten eine solche Handlungsweise als eines Spaniers unwürdig; daher wollten sie, daß man hinaus in die See steche und dem Feinde eine Schlacht liefere. Durch diese entgegengesetzten Meinungen wurde der Herzog so verwirrt, daß er zu keiner Entscheidung kommen konnte. Auch war das gerade nicht nöthig, da er bald der ottomannischen Flotte, die mit vollen Segeln auf ihn zukam, ansichtig wurde. Dieselbe bestand aus sechs und achtzig Galeeren, deren eine jede hundert Janitscharen enthielt. Ihr Oberbefehlshaber war der türkische Admiral Piali, dessen Name auf dem Mittelmeere schon sein langer Zeit gefürchtet war.

Bei dem Ansichtigwerden dieser fürchterlichen Armada befiel die Christen ein panischer Schrecken. Kaum leisteten sie einigen Widerstand. Der Feind fuhr mitten unter sie, donnerte seine Kanonen an den Seiten der Schiffe nach Rechts und Links ab, versenkte einige Fahrzeuge und machte andere kampfunfähig, während diejenigen, welche sich außer der Tragweite seiner Kanonen befanden, ihr Heil in schimpflicher Flucht suchten. Siebzehn Fahrzeuge des vereinigten Geschwaders wurden versenkt; vier und zwanzig, die mehr oder weniger beschädigt waren, zogen die Segel ein; nur einigen wenigen gelang es, die Insel wieder zu erreichen und sich unter den Schutz der Kanonen der Festung zu begeben. Unter denen, welche an die Küste gelangten, befanden sich Medina Celi und Doria. Dieselben flüchteten sich in der

folgenden Nacht unter dem Schutze der Dunkelheit auf eine Fregatte, entkamen wie durch ein Wunder, ohne bemerkt zu werden, durch die feindliche Flotte und gewannen auf diese Weise die Rückkehr nach Sicilien. Niemals war eine Niederlage für die Besiegten schmachvoller und für die Sieger weniger ruhmreich.

Ehe sich der Herzog einschiffte, befahl er dem Sandé, die Festung bis zum Aeußersten zu vertheidigen, und versprach ihm baldige Hülfe. Die Garnison, welche nun den Kampf mit der ganzen türkischen Armee aufzunehmen hatte, war beträchtlich durch die Flüchtigen von der Flotte verstärkt worden, so daß sie sich jetzt auf ungefähr fünf tausend Mann belief.

Am folgenden Morgen landete Piali mit seiner sämmtlichen Macht und ging auf der Stelle daran, sich vor der Citadelle zu verschanzen. Nachdem er seine Geschützbatterien errichtet hatte, forderte er die Besatzung auf, sich zu ergeben. Sandé gab als Antwort zurück, daß „der Platz nicht, wie Piali's letzter Sieg, ohne Blutvergießen zu gewinnen sei." Der türkische Befehlshaber wartete nicht länger, sondern eröffnete auf die Wälle eine lebhafte Kanonade, die einige Tage anhielt, bis eine benutzbare Bresche geschossen war. Alsdann ordnete er einen allgemeinen Sturm an. Unter einem mörderischen Artillerie- und Kleingewehrfeuer von der Festung und von den das Feuer der Belagerten unterstützenden Schiffen, drangen die Janitscharen mit ihrer gewöhnlichen Heftigkeit vor. Ohne zu wanken, stürzten die tapfern Moslems über die Leichen ihrer gefallenen Kameraden vor, und indem sie sich durch den Graben hindurcharbeiteten, gelang es ihren leitenden Kolonnen, sich in die Bresche zu werfen. Aber hier trafen sie auf einen Widerstand, der ihrem eigenen Muthe gleichkam. Die mit Lanze und Büchse bewaffnete eiserne Mauer von Kriegern mit Sandé an ihrer Spitze stand so fest, wie die Wälle der Festung selbst. Nun kämpften Mann gegen Mann auf einem Raume, der zu eng war, um der feindlichen Ueberzahl einen Vortheil zu bieten. Unterdessen warfen die Belagerten von den Brustwerken auf die Köpfe der Angreifer Geschosse jeder Art herab. Der Kampf dauerte einige Stunden. Aber am Ende triumphirte die spanische Tapferkeit. Der Feind ward in Unordnung über den Graben zurückgetrieben, während seine

hinteren Reihen auf dem Rückzuge von dem unaufhörlichen Feuer der Festung arg mitgenommen wurden.

Piali war über das Mißlingen seines Angriffs und die Hinmetzelung seiner tapferen Leute höchst ärgerlich. Doch hielt er es für klug, zu warten, bis Dragut ankäme und ihn mit frischen Truppen und neuem Geschütz verstärkte. Die Belagerten benutzten diese Zwischenzeit, um ihre Werke auszubessern, sodaß sie, als Dragut erschien, ziemlich ebenso kampfgerüstet als zuvor waren.

Da Piali durch die Ankunft des Korsaren mit schwererem Geschütz versehen worden war, konnte er nun ein wirksameres Feuer auf die Citadelle eröffnen. Indem die Werke schnell nachgaben, sah sich der türkische Befehlshaber bald im Stande, nochmals den Sturm zu wagen. Letzterer ging mit dem nämlichen Muthe vor sich und traf auf denselben Widerstand, wie zuvor. Auch nahm er das gleiche Ende. Denn die Angreifenden zogen sich zuletzt völlig geschlagen zurück, indeß die Leichen ihrer hingeschlachteten Kameraden den Graben ausfüllten. Während der Feind zahlreich genug war, daß sich bei ihm die stürmenden Abtheilungen ablösen konnten, kehrte er immer wieder zum Angriff zurück. Dagegen hatten die Belagerten fortwährend mit der Ausbesserung der durch das unaufhörliche Feuer geöffneten Breschen zu thun. Glücklicherweise setzte sie ihre Menge in Stand, diesen beschwerlichen Dienst zu verrichten. Trotzdem daß viele von ihnen kampfunfähig und nur wenige nicht verwundet waren, hielten sie doch mit der nämlichen Unerschrockenheit wie am ersten Tage der Belagerung auf ihren Posten Stand.

Allein, wenn die Stärke der Besatzung in der einen Beziehung von Nutzen war, gereichte sie in einer anderen zum Verderben. Die Festung war nur für eine geringere Macht mit Proviant versehen worden. Die vermehrte Zahl der Mägen half daher dem Feinde. Trotz der größten Sparsamkeit litt man schon Mangel an Nahrungsmitteln, und nach sechs Wochen war die Garnison völlig ohne Speise. Das Wasser fehlte ebenfalls. Ein Soldat hatte den spanischen Oberbefehlshaber mit einer geistreichen Methode, frisches Wasser aus Salz zu bereiten, bekannt gemacht. Dieß gewährte zwar eine sehr beschränkte, aber doch wichtige Aushülfe. Allein das zum Bereiten des

Wassers erforderliche Brennholz war am Ende verbraucht, so daß sich nun zur Plage des Hungers ein unerträglicher Durst gesellte.

Obschon der tapfere Sandé auf diese Weise in die äußerste Noth gerathen war, gerieth er doch nicht in Verzweiflung. Er rief seine Leute zusammen und sagte ihnen, daß die Freiheit mehr als das Leben werth sei. Alles wäre besser, als sich einem solchen Feinde zu ergeben. Er schlüge ihnen daher vor, noch dieselbe Nacht aus der Festung auszufallen und sich wo möglich einen Weg durch die türkische Armee zu bahnen oder bei dem Versuche zu fallen. Die Spanier gaben der Aufforderung ihres heldenmüthigen Führers ihre herzliche Zustimmung. Wie er, so empfanden auch sie, daß das Loos eines Sklaven fürchterlicher denn der Tod sei.

Die nämliche Nacht, oder zwei Stunden vor Tagesanbruch am Morgen des neun und zwanzigsten Juni brach Don Alvaro mit allen Denen, welche Waffen zu tragen im Stande waren, aus der Festung heraus. Die Garnison war so sehr durch den Tod vermindert, oder durch Hunger und Krankheit abgeschwächt worden, daß sie sich auf kaum noch mehr als ein tausend Mann beliefen. Unter dem Schutze der Dunkelheit gelang es ihnen, ohne den schlafenden Feind aufzuschrecken, sich durch die dreifache Reihe Verschanzungen hindurch zu schleichen. Endlich sprangen die durch das Geschrei ihrer Schildwachen aufgeweckten Türken zu den Waffen, häuften sich in dunkeln Massen rings um die Christen an und stellten dem weiteren Vordringen derselben ein unüberwindliches Hinderniß entgegen. Jetzt wurde der Kampf ein erbitterter; doch war er kurz. Die kleine heldenmüthige Schaar war durch die langen Anstrengungen zu sehr erschöpft und durch den völligen Mangel an Speise während der zwei letzten Tage zu sehr abgemattet worden, als daß sie vermocht hätte, es mit der überwältigenden Zahl ihrer Angreifer aufzunehmen. Nachdem viele durch die türkischen Damascener umgekommen waren, wurden die übrigen nach heftigem Kampfe dahin zurückgetrieben, woher sie gekommen waren. Sie fanden eine Zuflucht in der Festung. Doch gelang es ihrem heldenmüthigen Führer, der sich zu ergeben verschmäht hatte, sich einen Weg durch den Feind zu bahnen und sich auf eines der im Hafen befindlichen Schiffe zu werfen. Hierher folgte ihm eilends eine

solche Menge, daß das Schiff zu sinken drohte und an ferneren Widerstand nicht zu denken war. Deßhalb überlieferte er sein Schwert, ließ sich gefangen nehmen und wurde im Triumphe in das Zelt des türkischen Befehlshabers geführt.

Noch den nämlichen Tag übergab sich der Ueberrest der Besatzung, weil er keinen Sturm mehr aushalten konnte, auf Gnade und Ungnade. Piali hatte jetzt den Zweck der Expedition erreicht; daher schiffte er sich, nachdem er die maurischen Autoritäten wieder in den Platz eingesetzt hatte, mit seiner ganzen Armee nach Konstantinopel ein. Die Nachricht des Sieges war ihm vorausgeeilt, weßhalb, als er den Bosporus stolz hinaufsegelte, ihn Geschützdonner vom Seraglio und von den Anhöhen rings um die Hauptstadt begrüßte. Voran fuhren in schöner Ordnung die türkischen Galeeren; hinter ihnen drein schleppten sie schimpflich die den Christen abgenommenen Banner durchs Wasser. Dann folgten ihre Prisen, die siebzehn im Kampfe genommenen Schiffe, deren durchlöchertes Aussehen zu dem Aussehen der Schiffe der Sieger einen auffallenden Gegensatz bildete. Aber die allergrößte Prise waren die Gefangenen, die sich beinahe auf vier tausend beliefen. Ihnen waren, gleich eben so vielen Verbrechern, die Hände gefesselt. Nachdem man sie schnell ans Land gesetzt hatte, trieb man sie unter den Freudenrufen und dem Hohngeschrei des Pöbels durch die Straßen von Konstantinopel auf den Sklavenmarkt. Nur einige wenige Vornehmere wurden um des erwarteten Lösegeldes willen zurückbehalten. Unter diesen waren Don Alvaro de Sandé und ein Sohn des Medina Celi. Der Letztere starb schon bald in der Gefangenschaft. Don Alvaro dagegen erlangte seine Freiheit wieder und lebte lange genug, um für alles Erlittene an den Siegern vollständige Rache zu nehmen.

Das war das Ende der unheilvollen Expedition gegen Tripolis. Sie ließ an den spanischen Waffen eine so große Scharte zurück, daß selbige sogar durch das tapfere Benehmen der Besatzung zu Gelves nicht völlig ausgewetzt wurde. Während die Mauren über die Niederlage ihrer Feinde sehr aufgebläht waren, wurden die Spanier mit einem verhältnißmäßigen Grade von Muthlosigkeit erfüllt, zumal wenn sie daran dachten, wie beträchtlich nun ihre Küste und ihr Handel den räuberischen Angriffen der Korsaren ausgesetzt sein würden. Besonders

war Philipp sehr um die Sicherheit seiner Besitzungen an der afrikanischen Küste besorgt. Die vornehmsten unter diesen Besitzungen waren Oran und Mazarquivir, beide nicht weit entfernt westlich von Algier gelegen. Sie waren die Eroberungen des Kardinals Ximenes. Der erstere Platz wurde auf einer vom Kardinal selbst ausgerüsteten Expedition genommen. Die Unternehmungen dieses merkwürdigen Mannes geschahen auf einem so großartigen Fuße, daß sie weit eher den Einkünften eines Fürsten angemessen zu sein scheinen könnten. Von den beiden Plätzen war zwar Oran der bedeutendere, doch war es kaum wichtiger als Oran, weil dieses — was an der Barbareiküste selten war — einen ausgezeichneten Hafen besaß. Von der castilischen Regierung waren beide mit Sorgfalt gepflegt worden. Kein spanischer Monarch aber begriff besser als Philipp die Wichtigkeit dieser Besitzungen, welche nicht nur wegen des bequemen Hafens von Nutzen waren, sondern ihm auch die Mittel an die Hand boten, die Kühnheit der afrikanischen Kreuzer im Zaume zu halten.

Im Jahre 1562 ließ der König in dem Hafen von Malaga ein Geschwader von vier und zwanzig Galeeren unter dem Oberbefehl des Don Juan de Mendoza ausrüsten, damit es den afrikanischen Kolonien Verstärkung zuführe. Allein die Schiffe wurden bei ihrer Ueberfahrt über das mittelländische Meer von einem so starken Sturme heimgesucht, daß sie in dem kleinen Hafen Herradura eine Zuflucht suchen mußten. Indeß nahm die Heftigkeit des Sturmes immer mehr zu. Die vor Anker liegenden Schiffe stießen mit solcher Gewalt gegen einander, daß viele von ihnen untergingen, während andere sich von den Tauen losrissen und an die Küste, die sich weit und breit mit grausigen Trümmern bedeckte, geschleudert wurden. Bloß zwei oder drei wurden glücklich gerettet, weil sie hinaus in die See fuhren und dort dem Orkane Trotz boten. Bei diesem schrecklichen Schiffbruche wurden, den Befehlshaber mit eingerechnet, vier tausend Mann von den Wogen verschlungen. Die südlichen Provinzen waren über dieses neue Unglück, welches so kurz nach der Niederlage bei Gelves hereinbrach, mit Niedergeschlagenheit erfüllt. Es schien, als ob in ihren Kriegen mit den Muselmännern der Arm Gottes gegen sie erhoben wäre.

Indem die Mauren der Barbarei durch diese Verluste der spanischen

Marine Muth bekamen, hielten sie dafür, daß das ein günstiger Zeitpunkt sei, um ihre alten Besitzungen an der Küste wieder zu gewinnen. Hassem, der Dey von Algiers, war besonders ein kriegerischer Fürst, der schon mehr als ein erfolgreiches Treffen mit den Christen bestanden hatte. Derselbe rüstete jetzt eine Expedition gegen die Gebiete Oran und Mazarquivir aus. Die Regierung dieser Plätze war damals Don Alonzo de Cordova, dem Grafen von Alcaudete, anvertraut. Er war in diesem Posten seinem Vater, einem tapfern Krieger, nachgefolgt, welcher vor fünf Jahren von dem nämlichen Hassem, Herrn von Algier, in einer Schlacht getödtet worden war. Achttausend Spanier waren mit ihm entweder auf dem Felde geblieben, oder zu Kriegsgefangenen gemacht worden*). Solchergestalt waren die traurigen Auspicien in den Kriegen mit den Moslems, womit die Regierung Philipp's begann**).

In Oran lag damals eine Besatzung von siebenhundert Mann; auf seinen Mauern waren siebenundzwanzig Geschützstücke aufgepflanzt. Seine Befestigungen waren zwar in gutem Zustande, aber es war nicht in der Lage, gegen eine so fürchterliche Macht, wie Hassem in Algier auf die Beine brachte, auszuhalten. Der Gouverneur, Graf Alcaudete, ein seiner berühmten Abkunft würdiger Krieger, setzte sogleich sowohl Oran wie Mazarquivir in den besten Vertheidigungszustand und machte Philipp mit der ihm drohenden Gefahr bekannt.

*) Die Einzelheiten der Schlacht wurden dem Könige von Don Alonzo in einem Briefe vom 5. September 1538 mitgetheilt. Es scheint, daß sein Vater fiel, als er den Versuch machte, seinen jüngeren Sohn aus den Händen der Feinde zu befreien. Der Vater starb, aber der Sohn war gerettet. Es war das der nämliche Don Martin de Cordova, welcher, wie unser Text mittheilt, später Mazarquivir so tapfer gegen Hassem vertheidigte.

**) Nach Cabrera beschleunigte die Nachricht dieses traurigen Unfalles den Tod Karl's des Fünften. Allein ein Brief des kaiserlichen Sekretärs Gaztelu meldet uns, daß man Sorge dafür trug, die Botschaft dem sterbenden Herrn nicht zu Ohren kommen zu lassen. „La mòerte del conde de Alcaudete y su desbarato se entendió aqui por carta de Don Alonso su hijo que despachó un correo desde Toledo con la nueva y por ser tan ruyn y estar S. Magd. en tal disposicion no se le dixo, y se tendra cuydado de que tampoco la sepa hasta que plazca à Dios esté libre; porque no se yo si hay ninguno en cuyo tiempo haya sucedido tan gran desgracia como esta.“

Mittlerweile ging es mit den Rüstungen des Befehlshabers von Algier lebhaft vorwärts. Außer seinen eigenen Vasallen forderte er die winzigen Fürsten des benachbarten Landes zur Hülfeleistung auf, sodaß er binnen Kurzem ein aus Mauren, Arabern und Türken buntgemischtes Heer, welches sich zufolge der verschiedenen spanischen Abschätzungen auf funfzig bis hunderttausend Mann belief, zusammenbrachte.

Auf die Zahlangaben der Spanier in ihren Kriegen mit den Ungläubigen läßt sich wenig bauen. Die krasse Uebertreibung der Anzahl der vom Feinde in's Feld gestellten Truppen und der Zahl der Todten, welche er sicher dort lassen mußte, neben der entsprechenden zu geringen Angabe ihrer eigenen Truppen in beider Hinsicht, könnte zur Vermuthung führen, daß sie in diesen Religionskriegen ein Wunder für nothwendig hielten, um zu zeigen, daß sie den Himmel auf ihrer Seite hatten. Je größer das Wunder, desto größer der Ruhm. Dieser übertreibende, den alten Spaniern charakteristische Ton, der zu ihnen vom Osten gebracht worden sein soll, ist besonders ersichtlich in den Erzählungen ihrer Kämpfe mit den spanischen Arabern, wo auf beiden Seiten große Massen in's Feld geführt wurden, und wo in der That die Schlachtberichte die Farbe eines arabischen Märchens trugen. Dieselbe übertreibende Färbung dauerte, wenn auch etwas vermindert, bis zu einer späteren Periode fort und kann noch in den Berichten der Kämpfe mit den Moslems, sei es nun mit Türken oder Mauren, im sechszehnten Jahrhunderte wahrgenommen werden.

Am funfzehnten März 1563 verließ Hassem an der Spitze seines etwas buntscheckigen Heeres Algier. Das schwere Belagerungsgeschütz sandte er zu Wasser herum nach dem Hafen von Mazarquivir, wo er es erwarten wollte. Er beschloß, diesen Platz zuerst zu belagern, indem derselbe, während er für die Flotte einen passenden Hafen darbot, auch später durch seine die Umgebung beherrschende Lage die Eroberung von Oran erleichtern mußte. Nachdem er daher eine starke Belagerungsarmee vor der letzteren Stadt zurückgelassen hatte, setzte er seinen Marsch gegen Mazarquivir, das bloß zwei Stunden entfernt lag, fort. Die Vertheidigung dieses Platzes war von Alcaudete seinem Bruder Don Martin de Cordova übertragen worden. Die dasigen Vertheidi-

gungswerke waren in gutem Stande und beinahe mit dreißig Artilleriestücken versehen. Die Besatzung, welche hinlänglichen Schießbedarf und auch auf zwei Monate Lebensmittel hatte, bestand aus fünfhundert Mann. Auch war der Platz durch ein detachirtes Fort, Namens St. Michael, gedeckt, welches vom Grafen von Alcaudete erbaut war und jetzt wegen seiner beherrschenden Lage den ersten Angriff auf sich lenkte. In demselben lagen einige hundert Spanier. Sie hatten, weil sehr viel darauf ankam, bis zur Ankunft der Hülfe aus Spanien Zeit zu gewinnen, den Befehl erhalten, es auf's Aeußerste zu vertheidigen.

Hassem ließ sogleich Verschanzungen aufwerfen. Indem er jedoch über das Ausbleiben der durch das schlechte Wetter aufgehaltenen Flotte ungeduldig wurde, beschloß er, nicht auf die Artillerie zu warten, sondern das Fort mit Sturmleitern zu nehmen. Aber obschon dieser Versuch muthig begann, wurde er doch so entschieden zurückgeschlagen, daß Hassem weitere Operationen bis zur Ankunft seiner Schiffe aufschob. Sobald diese anlangten, landete er sein schweres Geschütz, pflanzte es so schnell als möglich auf und eröffnete auf die Festungsmauern eine lebhafte Kanonade. Die Mauern waren nicht besonders stark. Schon bald war eine Bresche geöffnet. Da gab Hassem Befehl zum Sturmlaufen.

Kaum war das Signal gegeben, als auch die verschiedenen Racen, in deren Adern das heiße Blut des Südens wallte, der Maure, Türke und Araber, ungestüm fortstürzten. Umsonst wurden die leitenden Kolonnen, sowie sie ankamen, von der Artillerie der Festung weggefegt, während die Kanonen von Mazarquivir eine gleiche Verheerung auf ihrer Flanke anrichteten. Die Sturmfluth drang mit einem Enthusiasmus, der jedes Hinderniß überwand, vorwärts. Ein jeder Mann schien mit seinem Kameraden zu wetteifern, gleich als ob er die Ueberlegenheit seines Stammes oder seiner Race zeigen wollte. Der mit dem Gebröckel der Mauern und mit hineingeworfenen Faschinen ausgefüllte Festungsgraben war bald überstiegen. Während alsdann sich Einige furchtlos in die Bresche warfen, versuchten Andere die Mauern zu erklimmen. Aber überall stießen sie auf Männer, die so kampflustig und unerschrocken wie sie selbst waren. Die Schlacht tobte längs des Parapets und in der Bresche. Am letzteren Orte war der

Kampf am tödtlichsten. Es war die alte, so oft geschlagene Schlacht zwischen dem Halbmond und dem Kreuz, dem feurigen Afrikaner und dem kalten, unbezähmbaren Europäer. Die Büchse und Lanze, der Säbel und Damaszener blitzten fürchterlich gegeneinander, während über dem Getöse das Kriegsgeschrei „Allah" und „St. Jago," das den Glauben und das Land der Kämpfenden anzeigte, aufstieg.

Einmal schien es, als ob der Enthusiasmus der Moslems die Oberhand gewinnen wollte: denn zweimal war die Standarte des Halbmondes auf die Mauern gepflanzt. Aber eilends wurde sie von der Garnison herabgerissen und die kühnen Wagehälse, welche sie aufgepflanzt hatten, Hals über Kopf hinab in den Wassergraben gestürzt.

Unterdessen wurde unaufhörlich von den Wällen aus ein Kleingewehrfeuer unterhalten, und Handgranaten untermischt mit Fässern brennenden Peches sausten hinab auf die Köpfe der Angreifenden. Die Verwirrung der letzteren nahm noch zu durch die Alles in Nebel hüllenden Dampfwolken, welche von den Faschinen im Graben, die in Feuer gerathen waren, aufstiegen. Aber sowie die Stürmenden lässiger wurden, ermuthigte sie Hassem durch die Absendung frischer Abtheilungen, sodaß sich der Kampf stets mit verdoppelter Wuth erneuerte. Jedoch bewiesen sich alle diese Anstrengungen gleich unwirksam. Die Mauren wurden auf allen Punkten zurückgetrieben, und zogen sich, indem sie dem unbezwinglichen Muthe der Spanier wichen, in solcher Unordnung über den nun mit den Leichen der Getödteten angefüllten Graben zurück, daß ihnen die Besatzung, wenn sie stark genug gewesen wäre, hätte in die Schanzen nachfolgen und dort einen die ganze Belagerung auf einmal entscheidenden Schlag versetzen können. Sowie die Sache stand, war der Verlust des Feindes schrecklich, während derjenige der Spanier, die durch die Vertheidigungswerke geschirmt worden waren, verhältnißmäßig gering war. Doch der Feind war so zahlreich, daß er den Verlust von hundert Leben weniger fühlte, als die Belagerten die Einbuße eines einzigen. Es wird uns erzählt, daß die Garnison funfzig in der Bresche oder im Graben gefallenen Türken die Köpfe abschnitt und dieselben als die schrecklichen Trophäen ihres Sieges nach Oran schickte: was den bittern Haß, vielleicht aber auch die Furcht zeigte, womit die Türken von den Christen betrachtet wurden.

Der über seinen Verlust erbitterte mauriſche Anführer eröffnete nun das Feuer auf die Feſtung mit größerer Wuth, als je zuvor. Darauf erneuerte er den Sturm, aber mit ebenſowenig Erfolg. Vergebens kehrte er ein drittes und ein viertes Mal zum Angriff zurück. Auch riß Haſſem vergebens ſeinen Turban ab und trieb, unter Flüchen und indem er das Schwert ſchwang, ſeine Leute vor in's Gefecht. Der Muth fehlte ſeinen Soldaten nicht, denn ſie vergoſſen ihr Blut wie Waſſer. Allein er vermochte nicht die Standhaftigkeit der Spanier zu erſchüttern, deren Feſtigkeit in eben dem Maße zu wachſen ſchien, in welchem ihre Lage verzweifelt wurde. Dieſelben warfen ſich, wenn vor ihnen die Vertheidigungswerke eingeriſſen worden waren, auf die Kniee und ſandten noch hinter den Ruinen hervor den Hagel ihres Gewehrfeuers auf die Stürmenden hinab.

Freilich hätten ſie ihren Boden nicht ſo lange behaupten können, hätten ſie nicht eine ſehr zeitgemäße Verſtärkung von Mazarquivir erhalten. Aber wie groß auch immer ihr Muth ſein mochte, iſt doch ſtets der Ausdauer eine Gränze geſteckt. Die Kraft der Garniſon nahm ab durch die unaufhörlichen Wachen und den Mangel an Nahrung. Ferner waren ihre von den feindlichen Kugeln völlig durchlöcherten Befeſtigungen nicht länger zu halten, und eine von Haſſem jetzt unter den Wällen angelegte Mine mußte das Werk der Zerſtörung vollenden. Die Belagerten hatten den Befehlen gehorcht und bis zuletzt tapfer Stand gehalten; jetzt erhielten ſie die Erlaubniß, das Fort zu verlaſſen. Nachdem die Garniſon alſo acht Stürme und eine dreiwöchentliche Belagerung von einem ihr an Zahl ſo überlegenen Feinde ausgehalten hatte, marſchirte ſie am ſiebenten Mai aus dem Fort St. Michael heraus. Unter dem Schutze der Kanonen von Mazarquivir gelang es ihr, ſich, ohne großen Verluſt zu erleiden, mit ihren Kameraden zu vereinigen. Von ihrem Befehlshaber Don Martin de Cordova, der ihre tapfere Haltung gebührend ehrte, wurde ſie freudig bewillkommnet. Noch denſelben Tag ſetzte ſich Haſſem in den Beſitz der Feſtung. Er fand bloß einen Haufen Ruinen.

Angeſtachelt von Wuth, daß er ſeinen Sieg ſo theuer erkauft hatte, und überdies bemüht, zum Ziel zu kommen, ehe die Hülfe aus Spanien anlangte, ſchritt jetzt der mauriſche Fürſt mit der Belagerung

von Mazarquivir eifrig vorwärts. Mit Hülfe ſeines Seegeſchwaders ſchloß er den Platz eng zu Land und zu Waſſer ein. Dem Schloſſe gegenüber waren Batterien ſchweren Geſchützes errichtet und zehn Tage lang donnerten dieſelben ohne Unterbrechung gegen die auserſehenen Mauern. Als dieſe ſo ſehr erſchüttert waren, daß ſie den Belagerern eine Oeffnung darboten, ſandte Haſſem, um nicht mehr Leute zu opfern, an Don Martin die Aufforderung, er ſolle ſich ergeben, weil ja ohnehin die Werke in zu ſchlechtem Zuſtande wären, als daß ſie länger vertheidigt werden könnten. Hierauf erwiderte der Spanier trocken, daß, „wenn ſich dieſelben wirklich in einem ſolchen Zuſtande befänden, Haſſem kommen und ſie nehmen möge.“

Auf das von ihrem Anführer gegebene Zeichen drangen die Mauren raſch zum Angreifen vor. Bald ſtanden ſie im Angeſichte ihrer Feinde. In der Breſche und auf den Wällen entſpann ſich ein blutiger Kampf, der über fünf Stunden anhielt. Die Angreifenden fanden, daß ſie Männer von ihrem eigenen Guſſe vor ſich hatten, und daß die Vertheidigungen noch ſtärker, als diejenigen des Forts St. Michael waren. Hier zeigte ſich wiederum, daß der afrikaniſche Ungeſtüm dem kalten, geſetzten Muthe der Europäer nicht gewachſen war. Ja, Haſſem's auf jedem Punkte zurückgeſchlagenes Heer war bei dem Rückzuge in die Schanzen ſo übel zugerichtet, daß es mehrere Tage lang nicht im Stande war, den Sturm zu erneuern*).

Es würde langweilig ſein, wollten wir die Operationen einer Belagerung, welche derjenigen des Forts St. Michael ſo ſehr in ihren Einzelheiten gleicht, herzählen. Die hervorragendſte Geſtalt des blutigen Schauſpiels war Don Martin de Cordova, der Befehlshaber der Garniſon. Indem derſelbe ſich reichlich den Mühſalen und Gefahren ſeiner geringſten Untergebenen ausſetzte, gelang es ihm, ihnen ſeinen eigenen unbezwinglichen Muth in die Bruſt zu pflanzen. Am Vorabende eines Sturmes konnte man ſehen, wie er mit einem Kruzifix in der Hand durch ihre Reihen ſchritt, indem er ſeine Leute bei

*) Zufolge Cabrera fielen bei dieſer Gelegenheit zweitauſend Ungläubige, von den Chriſten aber bloß zehn: ein Verhältniß, das ein chriſtlicher Geſchichtsſchreiber ohne Bedenken zugeben konnte. Ex uno etc.

dem gebenedeieten Zeichen ihrer Erlösung ihre Pflicht zu thun beschwor und sie des Beistandes des Himmels versicherte. Deßhalb entbrannte jeder Soldat von dem Enthusiasmus seines Führers, betrachtete sich als einen Kämpfer des Kreuzes und fühlte sich versichert, daß der Schild des Allmächtigen über diejenigen, welche also die Schlachten des Glaubens schlugen, ausgebreitet sein müßte. Selbst die Frauen entbrannten von einer ähnlichen Kampflust; anstatt sich auf die ihrem Geschlechte zukommende Wartung der Kranken und Verwundeten zu beschränken, nahmen sie thätigen Antheil an den Verrichtungen der Soldaten und halfen diesen ihre Mühsale erleichtern.

Da jedoch die Kräfte abnahmen und die Vertheidigungswerke ringsum durch das unaufhörliche Feuer der Belagerer aufgelockert wurden, ward die Lage der Garnison mit jedem Tage bedenklicher. Vergebens suchte sie der Graf von Alcaudete zu entsetzen, oder wenigstens eine Diversion zu ihren Gunsten zu bewirken. Indem er aus Oran herausbrach, hatte er mehr als ein scharfes Treffen mit dem Feinde. Allein das Verhältniß war zu ungleich, und, wenngleich er Verderben in die moskemitischen Reihen brachte, so brachten ihm selbst doch derartige Ausfälle zu viel Verlust an Menschenleben. Zugleich wurden die beiden Garnisonen von einem inneren Feinde, der unerbittlicher als derjenige vor den Thoren war, angefallen. Die Hungersnoth fing an, sich in ihrer gehässigsten Gestalt zu zeigen. Schon sah man sich genöthigt, Pferde- und Eselsfleisch zu verzehren, und selbst diese Nahrung schrumpfte so kümmerlich zusammen, daß man nur allzudeutlich voraussehen konnte, daß auch dieser elende Unterhalt ihnen bald abgehen würde. Unter diesen Umständen würden sie den Muth verloren haben, hätte sie nicht die Hoffnung auf Hülfe von Spanien aufrecht erhalten. Daher sandten sie manchen spähenden Blick über das mittelländische Meer und strengten ihre Augen bis zu dem entferntesten Rande des Horizontes an, um zu sehen, ob sie nicht auf den Gewässern freundliche Segel entdecken könnten.

Aber Philipp war ihrer nicht uneingedenk. Abgesehen von der Wichtigkeit der belagerten Plätze, sah er es auch als einen Ehrenpunkt an, diese tapferen Leute, welche nicht allein die Sache Castiliens, sondern diejenige der Christenheit verfochten, zu schützen. Kaum war er

durch Aeaudete von der drohenden Gefahr benachrichtigt worden, als er auch schon den Befehl ertheilte, daß eine Entsetzungsflotte ausgerüstet werden sollte. Aber bei dem geschwächten Zustande der Marine wurden dergleichen Befehle leichter gegeben, als ausgeführt. Doch strengte man sich an, um eine Armada aufzubringen und sie in der möglich kürzesten Zeit auszurüsten. Selbst diejenigen Schiffe, welche zum Transport der indischen Galleonen verwandt wurden, mußten mit in den Dienst eintreten. Die jungen Kavaliere gesellten sich eifrig als Freiwillige einer Expedition bei, welche ihnen Gelegenheit bot, die den spanischen Waffen angethanen Beleidigungen zu rächen. Die übrigen, an das Mittelmeer angränzenden Staaten, welche ja bei der Sache fast ein ebenso großes Interesse, wie Spanien selbst, auf dem Spiele hatten, stellten pünktlich ihre Kontingente. Hierzu kamen noch, wie gewöhnlich, die Galeeren der Maltheserritter, welche letztere ja immer voran standen, wenn es galt, die Fahnen in einem Kriege mit den Ungläubigen zu entfalten. So sammelte sich binnen nicht ganz zwei Monaten im Hafen von Malaga eine Armada von zweihundvierzig großen Galeeren, die kleineren Fahrzeuge nicht mit eingerechnet. Sie war wohlbemannt und hinlänglich mit Proviant und Schießvorrath versehen. Ihr Befehlshaber war Don Antonio de Mendoza. Derselbe lichtete am sechsten Juni die Anker und steuerte in gerader Richtung auf die Barbareiküste los.

Kurz nach Tagesanbruch am Morgen des achten Juni entdeckte die Schildwache auf den Wällen von Mazarquivir die Flotte als einen dunklen Flecken auf den fernen Gewässern. Wie sie näher rückte und die aufgehende Sonne auf die castilische Flagge ihren Blick warf, zeigte es sich, daß die lang versprochene Hülfe nahe zur Hand war. Alsdann überließ sich die erschöpfte und beinahe am Abgrunde der Verzweiflung stehende Garnison einer rasenden Freude. Gleich Leuten, die von einem schrecklichen Geschick befreit sind, umarmten sie sich und brachten mit gehobener Brust dem Allmächtigen für ihre Rettung Dankgebete dar. Bald verkündete der Kanonendonner von Mazarquivir die frohe Nachricht der Besatzung von Oran, welche ihrerseits von ihren Brustwehren aus den Donner erwiederte und dadurch in die Herzen der Belagerer den Schrecken trug. Wenn Hassem etwa noch einigen Zweifel

über die Ursache dieser Freude hegte, so mußte ihm derselbe bald durch mehrere maurische Schiffe benommen werden; denn diese, die vor dem Feinde furchtsam herflatterten, wie kleinere Vögel vor dem Adler, brachten die Nachricht mit, daß eine spanische Flotte mit vollen Segeln gegen Mazarquivir heranrücke.

Da durfte keine Zeit verloren gehen. Er beorderte seine im Hafen liegenden Schiffe ihre Taue aufzuwinden und so schleunig als möglich nach Algier zu segeln. Dann wurde auf der Stelle der Befehl zur Aufhebung der Belagerung gegeben. Alles wurde im Stiche gelassen. Was dem Feinde von Nutzen sein konnte, ward vernichtet. Hassem ließ seine Kanonen überladen und zersprengen. Er entledigte sich eines jeden Dinges, das seine Bewegungen hindern konnte, und begann ohne Weiteres den Rückzug.

Sobald als Alcaudete die belagernde Armee auf ihrem Marsche über die Berge sah, brach er an der Spitze seiner Reiterei heraus, um sie auf dem Rückzuge zu belästigen. Zu ihm stieß gleich darauf sein Bruder aus Mazarquivir mit denen, welche von der Garnison noch Dienst verrichten konnten. Aber der Feind war ihnen zu weit voraus. Als die Spanier auf die Arrière-Garde trafen, fanden sie dieselbe aus lauter Janitscharen zusammengesetzt. Dieses tapfere Korps, das seine gewöhnliche Disciplin bewahrte, schwenkte sich und zeigte gegen die Angreifer eine so entschlossene Haltung, daß Alcaudete die schon errungenen Vortheile nicht auf's Spiel setzen wollte, sondern seine Leute zurückzog und dem Feinde einen freien Durchmarsch erlaubte. Nun mischten sich die Soldaten der beiden Garnisonen untereinander, beglückwünschten sich wegen ihrer glücklichen Befreiung und erzählten einander ihre Thaten und die ausgestandenen Gefahren und Entbehrungen. Unterdessen umarmte Alcaudete seinen Bruder und konnte sich, als er ihm auf das blasse, abgemagerte Antlitz blickte, wo die Geschichte seiner Leiden zu lesen war, kaum der Thränen enthalten.

Die Nachricht von dem Zurücktreiben der Moslems wurde in ganz Spanien mit unbegränzter Freude aufgenommen; denn man hatte für die braven Männer, welche an den Außenposten des Reiches standen und ihrem eigenen Geschick überlassen zu sein schienen, die größte Sympathie empfunden. Der König theilte dieses öffentliche Gefühl

und bewies seine Erkenntlichkeit durch die Ehren und Belohnungen, welche er dem Alcaudete und seinen Soldaten verlieh. Außer der Bewilligung eines jährlichen Einkommens erhielt Alcaudete die Würde eines Vicekönigs von Navarra. Sein Bruder Don Martin de Cordova empfing die encomienda von Hornachos nebst der Summe von sechstausend Dukaten. Die Offiziere niedrigeren Ranges bekamen eine ihren Diensten angemessene Belohnung. Selbst die gemeinen Soldaten gingen nicht leer aus, denn die Regierung setzte mit einer klugen Freigebigkeit den Weibern und Kindern der bei der Belagerung Gefallenen Pensionen aus.

Philipp beschloß nun, seinen Sieg zu verfolgen. Anstatt sich auf der Defensive zu halten, bereitete er sich vor, den Krieg in das Land des Feindes zu tragen. Seine erste Sorge jedoch war, die Befestigungen von Mazarquivir wiederherzustellen, die bald sich aus ihren Trümmern zu größerer Stärke und Dauerhaftigkeit als vorher erhoben. Alsdann projektirte er eine Expedition gegen Peñon de Velez de la Gomera, einen westlich von seinen Besitzungen an der Barbareiküste gelegenen Platz. Derselbe war eine Festung auf einer Felseninsel und galt sowohl wegen der Stärke seiner Vertheidigungswerke, wie wegen seiner natürlichen Lage für uneinnehmbar. Ein Korsar, dessen Name in diesen Gewässern lange gefürchtet gewesen war, war Meister davon. Mit Hülfe der Alliirten brachte der König im Sommer 1564 eine mächtige Armada auf und sandte sie auf der Stelle gegen Peñon de Velez. Gegen alle Erwartung leistete die Festung keinen großen Widerstand; denn schon, nachdem sie kaum eine bloß einwöchentliche Belagerung ausgehalten hatte, unterwarf sie sich der überlegenen Tapferkeit — oder Zahl — der Christen.

Auf diese Eroberung folgte im nächsten Jahre eine Expedition unter Don Alvaro Bazan, dem ersten Marquis von Santa Cruz, dessen Name in den Seeannalen Castiliens denkwürdig geworden ist. Der Zweck dieser Expedition war, den Fluß Tetuan in der Nähe der neulichen Eroberung abzusperren. Die Ufer dieses Flusses waren lange der Zufluchtsort einer Horde verderblicher Räuber gewesen, die aus seiner Mündung herausschwärmten, sich über das mittelländische Meer verbreiteten und den Handel der Christen hart bedrängten. Don

Alvaro erreichte seinen Zweck angesichts eines verzweifelten Feindes. Nachdem er ein scharfes Treffen bestanden hatte, gelang es ihm, neun Brigantinen voll Steine in die Mündung des Flusses zu versenken, wodurch er ihn für die Schifffahrt völlig unbenutzbar machte.

Diese glänzenden Erfolge verursachten durch ganz Spanien und die benachbarten Länder eine allgemeine Freude. Sie waren besonders wichtig, weil sie auf den durch eine Reihe von Seeunfällen herabgestimmten Muth der Christen einen großen Einfluß ausübten. Indem die Spanier sahen, daß das Glück wieder ihr Banner begünstigte, erhielten sie ihr altes Selbstvertrauen wieder. Nun verloren ihre Schiffe, die sich bisher gespensterhaft unter dem Schatten der Küste hingeschlichen hatten, die Furcht vor den Korsaren und fuhren wieder muthig hinaus auf das offene Meer. Die Moslems dagegen, als sie ihre Flotten geschlagen und sich einen Platz nach dem andern entrissen sahen, verloren das Selbstgefühl und wagten wenigstens eine Zeit lang keine aktive Unternehmung.

Aber während auf diese Weise die spanischen Waffen glücklich die Korsaren der Barbarei züchtigten, gelangten Gerüchte an, daß im Osten die Rüstungen vor sich gingen, welche noch fürchterlicher als irgend welche an den afrikanischen Gestaden wären. Die Bestimmung dieser Rüstungen war nicht Spanien selbst, sondern Maltha. Doch war diese kleine Insel, das Bollwerk der Christenheit, mit dem Geschick Spaniens so innig verwebt, daß eine Darstellung ihrer merkwürdigen Belagerung schwerlich als eine bloße Episode in der Geschichte Philipp's des Zweiten betrachtet werden kann.

Achtes Kapitel.

Die Hospitalritter St. Johannis.

Sie sind Herren von Rhodus. — Sie werden von Rhodus vertrieben. — Sie setzen sich auf Maltha fest. — Sie werden von Soliman bedroht. — La Valette. — Seine Vertheidigungsanstalten.

1565.

Der Ursprung des Ordens der Maltheserritter datirt von einer entfernten Zeit, dem ersten Kreuzzuge im elften Jahrhunderte. Damals bildete sich in Palästina ein religiöser Verein unter dem Namen Hospitalpfleger St. Johannis des Täufers. Wie der Name bekundet, war der Zweck dieses Vereins die Krankenpflege. Von den armen Pilgrimen, welche aus allen Theilen Europa's nach dem gelobten Lande wanderten, wurden eine große Menge krank, sodaß der Verein vollauf zu thun hatte. Doch bald schon weihete sich die Gesellschaft anderen Pflichten einer militärischen Art, indem sie sich nicht bloß der Krankenpflege, sondern auch der Vertheidigung des Pilgrims widmete. Neben den gewöhnlichen Mönchsgelübden verpflichtete sich nun der neue Verein, der den Namen Hospitalritter St. Johannis annahm, zur Vertheidigung des heiligen Grabes und zu fortwährendem Kriege gegen die Ungläubigen.

In dieser neuen, dem Geiste des Zeitalters so angemessenen Gestalt kam das Institut in gute Aufnahme bei den kühnen Kreuzfahrern, sodaß durch den Eintritt von Mitgliedern aus den verschiedenen Theilen der Christenheit die Macht und politische Bedeutung des Ordens sehr wuchsen. Bald wetteiferten die Ritter mit der Bruderschaft der Templer, und wurden, gleich diesem Vereine, eine der Hauptstützen des Thrones von Jerusalem. Nach dem Falle dieses Königreiches und der Vertreibung der Christen aus Palästina verweilten die Ritter des heiligen Johannes eine kurze Zeit auf Cypern, bis es ihnen gelang, den Türken Rhodus abzunehmen und sich auf diese Weise einen dauernden Wohnsitz zu verschaffen.

Nachdem die „Ritter von Rhodus," wie sie nun gewöhnlich hie-

ßen, sich die unbestrittene Herrschaft dieser kleinen Insel verschafft hatten, befanden sie sich auf einer neuen, unabhängigen Bühne, wo sie alle Mittel ihrer Institutionen entfalten und ihre ruhmreiche Bestimmung erreichen konnten. Indem sie an den Gränzen des ottomanischen Reiches mitten unter die Muselmänner geworfen waren, kam ihr Schwert nie in die Scheide. Ihre Galeeren breiteten sich über die ganze Levante aus. Mochten sie nun für sich allein stehen, oder mit den Venetianern, den einzigen Rivalen der Türken in diesen Meeren, verbunden sein: so erfüllten sie stets treu ihr Gelübde eines unaufhörlichen Kampfes mit den Ungläubigen. Jede Woche sah ihre siegreichen Galeeren mit den dem Feinde abgenommenen reichen Prisen zurückkehren, und jedes Jahr traten neue Fürsten und Adelige aus jedem Theile der Christenheit, die gern in einen so berühmten Orden aufgenommen sein wollten, in die Bruderschaft ein. Viele so Eintretende besaßen ausgedehnte Besitzungen, welche bei der Aufnahme zu denjenigen der ganzen Bruderschaft geschlagen wurden. Ihre über ganz Europa zerstreuten Ländereien übertrafen weit an Zahl diejenigen ihrer Rivalen, der Templer, in ihrer blühendsten Epoche*). Auch gingen bei der Unterdrückung des Ordens der Templer die großen Besitzungen derselben, welche nicht von den habgierigen Fürsten, in deren Lande sie lagen, in Beschlag genommen wurden, auf die Hände der Ritter St. Johannis über. Die Befehlshaberschaften der Johanniter, jene klösterlichen Einrichtungen, welche treu in ihrer Disciplin das väterliche Verhältniß wiederspiegelten, waren so klug verwaltet, daß jährlich von den Einkünften ein großer Ueberschuß zur Bereicherung des Ordensschatzes zurückgelegt werden konnte.

Die Regierung dieser ritterlichen Bruderschaft, wie sie in den ihre geschriebene Konstitution bildenden Statüten enthalten ist, war ihrer Art nach aristokratisch. An der Spitze stand der Großmeister. Er war, gleich dem Dogen von Venedig, auf Lebenszeit von dem ganzen Vereine erwählt und besaß fast mehr Macht, wie ein Doge. Die

*) Boisgelin, gestützt auf die Autorität des Matthäus Paris, sagt, daß im Jahre 1224 die Johanniter 19,000 Jurisdiktionen in verschiedenen Theilen Europa's hatten, während die Tempelritter bloß 9000 besaßen.

gesetzgeberischen und richterlichen Funktionen standen zwar Räthen zu, in welchen der Großmeister bloß das Vorrecht einer doppelten Stimme besaß; allein er besaß eine große Patronage, indem er sowohl daheim wie im Auslande die Ernennung zu den wichtigsten Aemtern ausübte. Die Mannichfaltigkeit und die hochklingenden Titel dieser Aemter können dem Leser ein Lächeln abnöthigen, da ihm dieselben eher auf ein großes Reich, als auf eine kleine Mönchsbrüderschaft hinzudeuten scheinen können. In der That lebte der Großmeister auf einem Fuße, wie ein großer Fürst. An die vorzüglichsten europäischen Höfe schickte er Gesandte, und man erkannte ihm einen Rang zu, der demjenigen der gekrönten Potentaten zunächst kam und den Rang aller Herzöge übertraf.

Er war im Stande, vermittelst der Reichthümer, welche aus den schon angeführten Hülfsquellen in den Schatz flossen, diese Stellung zu behaupten. Große Summen waren erfordert, um die Insel in den besten Vertheidigungszustand zu setzen, öffentliche Bauten, Paläste für den Großmeister und reichliche Wohnungen für die verschiedenen „Sprachen" — ein technischer Ausdruck, womit man die Eintheilung der Mitglieder nach ihren bezüglichen Nationen bezeichnete, — zu errichten; endlich brauchte man Geld zur Verschönerung der Hauptstadt, welche durch die Pracht ihrer Bauart es mit den schönsten Städten der Christenheit aufnehmen konnte.

Doch versanken die Ritter von Rhodus, trotz aller dieser äußeren Pracht und Herrlichkeit, nicht in den verweichlichenden Luxus, welcher den Templern Schuld gegeben wurde. Auch ließen sie sich nicht auf jene weltlichen, ehrgeizigen Entwürfe ein, welche die Eifersucht der Fürsten erregten und dem stolzen Orden der Tempelherrn Verderben brachten. Im Ueberfluß wie in der Armuth waren sie stets den Grundsätzen ihrer Gründung treu. Ihre Galeeren breiteten sich noch über die Levante aus und kamen von ihren Karavanen, wie ihr Kreuzen gegen die Moslems hieß, sieggekrönt zurück. Noch konnte man bei einer jeden, von den christlichen Mächten gegen die Feinde des Glaubens unternommenen Expedition das rothe Banner St. Johannis mit seinem achtspitzigen weißen Kreuze in der Schlacht voran schimmern sehen. Es giebt kein zweites militärisches Institut, das die Re-

ligion im Auge hatte und unter jeder veränderten Lage so viele Jahrhunderte hindurch die Reinheit seiner Grundsätze so unbeugsam aufrecht erhielt und sich so gewissenhaft dem Zwecke, um dessentwillen es geschaffen war, widmete.

Es war nicht zu erwarten, daß eine große Macht, wie die Türkei, geduldig das Vorhandensein eines winzigen Feindes an ihren Gränzen hinnehmen werde. Und wenn dieser Feind auch keine so große Bevölkerung und kein so ausgedehntes Reich wie Venedig besaß, machte er sich doch durch seine unaufhörlichen Neckereien und durch die Störung des türkischen Handels noch lästiger. Deßhalb suchten sich mehrere Sultane von dieser Belästigung zu befreien, und rüsteten, um die Hornissen in ihrem Neste zu vernichten, Expeditionen gegen die Insel aus. Aber ein jeder ihrer Versuche scheiterte an der Tapferkeit dieser kleinen Schaar christlicher Ritter. Endlich führte Soliman der Zweite im Jahre 1522 in eigener Person eine Expedition gegen Rhodus an. Sechs Monate lang widerstanden diese tapferen Ritter, mit ihren eigenen guten Schwertern und ohne die Beihülfe einer einzigen europäischen Macht, der ganzen Kriegsmacht des ottomannischen Reiches. Als sie sich aber am Ende zur Uebergabe genöthigt sahen, gestattete ihnen Soliman so ehrenhafte Bedingungen, daß er hierdurch zeigte, wie sehr er selbst bei einem christlichen Feinde die Tapferkeit zu ehren verstand. Jetzt wiederum ohne Heimath, waren die Johanniter in die Welt hineingeworfen. Indem die europäischen Fürsten sich den Anschein gaben, als ob sie den Orden jetzt als erloschen ansähen, schickten sie sich an, alle Besitzungen desselben innerhalb ihrer Gebiete einzuziehen. Von diesem Ruin wurde er jedoch durch die Bemühungen des Großmeisters L'Isle Adam gerettet, der jetzt in dieser Krisis ebensoviel diplomatische Gewandtheit bewies, als er zuvor Tapferkeit im Felde bewährt hatte. Während er die vorzüglichsten Höfe in eigener Person besuchte, brachte er die Souveraine durch seine gefällige Gewandtheit wie durch seine Argumente nicht allein von ihrem Vorhaben ab, sondern verschaffte auch seinen unglücklichen Brüdern eine wirksame Hülfe. Der Papst bot ihnen ein zeitweiliges Asyl in dem Kirchenstaate an, und der Kaiser Karl der Fünfte wurde bewogen, dem Orden die Insel

Maltha nebst Zubehörungen und der hierzu gehörigen sämmtlichen Jurisdiktion zu einem dauerhaften Wohnsitz abzutreten.

Maltha, welches von Karl's Vorfahren zu Sizilien geschlagen worden war, kam auf diesen Monarchen als ein Theil der Besitzungen der Krone Aragonien. Indem er es nun den Johannitern abtrat, sorgte der schlaue Fürst ganz ebenso für seine eigenen Interessen, wie für diejenigen des Ordens. Er bezog von der felsigen Insel keine Einkünfte; im Gegentheil lag ihm ihre Vertheidigung gegen die mauriſchen Korsaren ob, welche häufig daselbst landeten, das Land verwüsteten und die unglücklichen Einwohner mit sich fort in die Sklaverei schleppten. Durch die Uebertragung der Insel auf den kriegerischen Kreuzorden befreite er sich nicht nur von allen weiteren Ausgaben für die Insel, sondern verschaffte sich auch ein bleibendes Bollwerk zum Schutze seiner eigenen Besitzungen.

Es war weise von dem Kaiser, wenn er einwilligte, daß das Geschenk an keine anderen Bedingungen als die jährliche Lieferung eines Falkens, zum Zeichen seiner Lehnsoberhoheit, geknüpft sein sollte. Auch wurde stipulirt, daß der Orden keine Waffen gegen Sizilien tragen durfte. Diese Stipulation war nicht sehr nöthig bei Menschen, welche durch ihr Gelübde verpflichtet waren, nicht gegen die Christenheit, sondern für dieselbe zu fechten. Im Oktober 1530 nahmen L'Isle Adam und seine tapferen Genossen von der Insel Besitz. Als ihre Augen über die felsige Fläche schweiften, die mit dem vieljährigen Aufenthaltsorte, dem schönen „Lande der Rosen," einen so traurigen Gegensatz bildete, fiel ihnen der Muth in der Brust*). Aber schon binnen Kurzem blühte vor ihnen die Wildniß unter ihrer fleißigen Pflege wie eine Rose**). Mit großen Kosten und in großen Quantitäten wurde

*) „Rhodus," vom griechischen ῥόδον. Die Etymologisten leiten den Namen von der großen Menge auf der Insel wildwachsender Rosen ab. Der Name Maltha (Melita) wird dem daselbst in den Felsen gefundenen, ausgezeichnet feinen wilden Honig, μέλι, zugeschrieben.

**) Ein neuerer Reisender, welcher sowohl Rhodus als auch Maltha besucht hat, machte über den veränderten beiderseitigen Zustand dieser Inseln die folgende Bemerkung: „Es wird uns berichtet, daß, als L'Isle Adam und seine tapferen Genossen zuerst an dieser Küste landeten, ihnen der Muth fiel wegen des Kontrastes,

von Sizilien Erde herbeigeschafft. Man hieb in die steilen Seiten des Felsens Terrassen ein, welche die Erde aufnehmen sollten, und bald war der Boden, dessen Triebkraft noch durch die heiße Sonne Maltha's beschleunigt wurde, mit der prächtigen Vegetation des Südens bekleidet. Doch wurde nicht das Getreide hervorgebracht, welches zur Konsumtion auf der Insel erforderlich war. Dasselbe wurde deßhalb regelmäßig von Sizilien eingeführt. Es wurde in großen Grüften oder Höhlen aufgespeichert, welche man in die Felsen gehauen hatte, und die, da sie hermetisch verschlossen waren, ihren Inhalt Jahre lang unbeschädigt erhielten. Bald strotzte die Insel auch von Festungswerken, die, verbunden mit den von der Natur geschaffenen Befestigungen, die Besatzung in den Stand setzten, die Angriffe der Korsaren herauszufordern. Zu diesen Werken kam die Einrichtung von passenden Gebäuden zur Wohnung des Ordens hinzu. Aber es war lange nachher, und erst nachdem das Land von der Belagerung, auf welche wir nun zu sprechen kommen, verwüstet worden war, daß die Insel mit den festen Gebäuden gekrönt wurde, welche selbst diejenigen von Rhodus übertrafen und Maltha zum Stolze des Mittelmeeres machten.

Die jetzige Lage der Ritter war nicht sehr von der früheren in der Levante verschieden. Sie waren noch zwischen den Ungläubigen gelagert; die Wachtfeuer des Feindes flackerten ringsum. Ebenso segelten ihre Galeeren aus, um mit den Korsaren zu kämpfen, und kehrten mit der Siegesbeute beladen zurück. Noch war das weiße Kreuz St. Johannis auf dem Posten der Gefahr zu sehen. Auf allen Expeditionen Karl's des Fünften gegen die Mauren der Barbarei, seit der Belagerung von Tunis bis auf die Eroberung von Peñon de Velez, hatten sie einen hervorragenden Antheil genommen. Mit der Tapfer-

---

welchen die dürre, öde Oberfläche zu ihrem eingebüßten köstlichen Rhodus bildete. Ich neige mich dem Urtheil zu, daß jetzt sich das Blättchen bezüglich der beiden Inseln in vieler Beziehung gewendet hat. Sicherlich liefern sie ein sehr schlagendes Kriterion zu den Resultaten türkischer und christlicher Botmäßigkeit." The Earl of Carliste's Diary in Turkish and Greek Waters, Boston, 1855; — ein nichts beanspruchender Band, der auf jeder Seite Zeugniß ablegt von der weisen und toleranten Gesinnung, der vielseitigen Gelehrsamkeit und dem Sinne für's Schöne, welche dem edlen Verfasser so charakteristisch sind.

keit des Kriegers verbanden sie die Geschicklichkeit des Seefahrers. So hatten sich an jenem unheilvollen Tage, an welchem die christliche Flotte vor Algier auseinandergejagt wurde, die maltheſiſchen Galeeren unter den wenigen, welche den Sturm aushalten konnten, befunden*). In Kurzem war der Name der Maltheſerritter an den ſüdlichen Geſtaden des mittelländiſchen Meeres ebenſo fürchterlich geworden, wie früher im Oſten derjenige der Ritter von Rhodus geweſen war.

Indem ihre Galeeren hin und wieder durch das adriatiſche Meer fuhren, kamen ſie in die Levante und ſuchten kühn ihren alten Feind, ſelbſt wenn ihnen derſelbe ſehr an Zahl überlegen war, in ſeinen eigenen Meeren auf. Weil die Mauren der Barbareiküſte die ihnen von ihrem unermüdlichen Feinde zugefügten Verluſte ſchmerzlich empfanden, erſuchten ſie den Sultan öfters, ihnen zu Hülfe zu kommen und die ſeiner Religion angethanen Beleidigungen an den Häuptern der Beleidiger zu rächen. Unter ſo bewandten Umſtänden fiel die Wegnahme einer türkiſchen Galliote in der Levante vor. Es war ein rieſiges, reich beladenes, von zwanzig Kanonen und zweihundert Janitſcharen vertheidigtes Schiff. Nach einem verzweifelten Kampfe wurde es von den maltheſiſchen Galeeren genommen und als eine willkommene Priſe mit nach Maltha gebracht. Es gehörte dem oberſterſten Eunuchen des kaiſerlichen Harems und einige ſchöne Bewohnerinnen des Serail ſollten bei der koſtbaren Fracht des Schiffes intereſſirt ſein**). Dieſe Perſonen vereinigten ſich jetzt in dem Verlangen nach Rache mit den Mauren. Soliman theilte die allgemeine Entrüſtung über die ihm

*) „Die Galeeren des Ordens allein widerſtanden der Wuth der Wogen, und als Karl dem Fünften berichtet wurde, daß noch einige Schiffe auf der See am Leben zu ſein ſchienen, rief er aus: „„Das müſſen wahrhaftig Maltheſergaleeren ſein, die einen ſolchen Sturm aushalten können!““ Seine hohe Meinung von dieſer Flotte rechtfertigte ſich vollkommen; denn bald ſchon war die Standarte des Ordens zu ſehen.“ Boisgelin, Ancient and Modern Malta.

**) Der Werth der Fracht wurde auf mehr als achtzigtauſend Dukaten abgeſchätzt. — „Se estimo la presa mas de ochenta mil ducatos, de sedas de levante, y alombras y otras cosas, cada uno piense lo que se diria en la corte del Turco; sobre la perdida desta nave tan poderosa, y tan rica.“ La Verdadera Relacion de todo lo que el Año de MDLXV ha succedido en la Isla de Malta, por Francisco Balbi de Correggio, en todo el Sitio Soldado (Barcelona, 1568).

gleichsam unter den Mauern seiner eigenen Hauptstadt angethane Beleidigung, und er beschloß, den Schluß seiner Regierung mit der Vertreibung der Ritter von Maltha zu bezeichnen, wie er den Regierungsanfang durch die Vertreibung derselben von Rhodus bezeichnet hatte.

Da es nicht unwahrscheinlich war, daß die christlichen Fürsten sich verbünden würden, um einen Orden zu unterstützen, welcher für die Christenheit so viele Schlachten geschlagen hatte, so betrieb Soliman seine Rüstungen in einer großartigen Weise. Das Gerücht davon verbreitete sich weit und breit. Indem der Zweck dieser Rüstungen nicht bekannt war, setzten die großen Mächte des Mittelländischen Meeres, deren eine jede befürchtete, daß ihre eigenen Besitzungen der Gegenstand des Angriffs sein würden, sogleich ihre Küsten in Vertheidigungszustand. Der König von Spanien sandte seinem Vicekönig in Sizilien den Befehl, daß er eine zum Schutze der Insel hinreichende Flotte ausrüsten möge.

Mittlerweile hatte der Großmeister von Maltha durch seine in Konstantinopel angestellten geheimen Agenten den wirklichen Zweck der Expedition erfahren. Der gegenwärtige Großmeister war Jean Parisot de la Valette, ein Mann, dem sein außerordentlicher Charakter und die außergewöhnlichen Umstände, in welchen er sich befand, einen unvergänglichen Namen im Buche der Geschichte verschafft haben. Er gehörte einer alten Familie im südlichen Frankreich an und stammte aus der Provence. Er stand jetzt in seinem achtundsechszigsten Jahre. In seiner Jugend war er Zeuge der merkwürdigen Belagerung von Rhodus gewesen und hatte nach einander jeden Posten des Ordens bekleidet, sodaß er von dem niedrigsten bis zum höchsten, auf dem er jetzt stand, gestiegen war. Mit seiner großen Erfahrung verband er eine seltene Umsicht und einen unbeugsamen Willen, der auf die gänzliche Hingebung an die große Sache, welche er gegenwärtig vertrat, gegründet war. Die Ueberzeugung von dieser Hingebung hatte wenigstens theilweise dem La Valette seine große Ueberlegenheit über seine Brüder gegeben, eine Ueberlegenheit, welche in einer Krisis wie der jetzigen sehr wichtig war. Vielleicht ahnte man eine solche Krisis, als man ihn 1557 zum Großmeister wählte, und vielleicht zeigte das über die Gewässer heraufsteigende Dunkel die Nothwendigkeit, daß man

einen erfahrenen Steuermann, welcher dem Ungewitter zu begegnen verstände, besitzen müsse.

Sobald der Großmeister von der wahren Bestimmung der türkischen Rüstungen unterrichtet worden war, sandte er Emissäre an die verschiedenen christlichen Mächte und ließ diese um Beistand für den Orden in seiner Noth bitten. Er forderte die in fremden Ländern verweilenden Ritter auf, nach Maltha zurückzukehren und in dem künftigen Kampfe das Geschick ihrer Brüder zu theilen. Von Sizilien und Spanien führte er große Vorräthe an Proviant und Munition ein. Er übte die Miliz der Insel ein und formirte eine effektive Truppe von mehr als dreitausend Mann. Hierzu kamen eine große Anzahl spanischer und italienischer Truppen, welche die auswärts lebenden Ritter anwarben. Diese Macht wurde noch durch die außergewöhnliche Einreihung von fünfhundert Galeerensklaven vermehrt, denen La Valette, indem er sie von der Ruderbank nahm, die Freiheit versprach, wofern sie ihm treu dienen wollten. Endlich wurden die Befestigungen ausgebessert, mit Außenwerken versehen und in den besten Vertheidigungszustand gesetzt. Alle Klassen der Einwohnerschaft halfen hierbei. Die Ritter selbst nahmen an der harten Handarbeit Theil, und sogar der Großmeister verschmähte es nicht, mit seinen niedrigsten Leuten zu arbeiten. Er ordnete nicht nur an, sondern gab auch, wo Hände erfordert wurden, ein gutes Beispiel, wie man seine Anordnungen ausführen mußte. Wo immerhin seine Anwesenheit erfordert wurde, war er auch zu finden. Er pflegte die Kranken, ermuthigte die Niedergeschlagenen, spornte die Gleichgültigen an, schalt die Trägen, und wachte über die Interessen der kleinen, seiner Obhut anvertrauten Gemeinschaft mit väterlicher Sorgfalt.

Während La Valette auf diese Weise beschäftigt war, besuchte ihn der sizilianische Vicekönig Don Garcia de Toledo, der Eroberer von Peñon de Velez. Derselbe war von Philipp geschickt, um mit dem Großmeister die besten Vertheidigungsmaßregeln zu berathen. Er versicherte den letzteren, daß er, sobald er eine Flotte bei einander hätte, ihm zu Hülfe kommen würde, und ließ seinen natürlichen Sohn bei ihm zurück, damit derselbe die Kriegskunst unter einem so erfahrenen Oberbefehlshaber erlernte. Die Hülfsversprechungen des Vicekönigs

gereichten dem La Valette zum Troſte. Doch wußte derſelbe, daß er ſich in ſeinem gegenwärtigen Falle nicht auf die Verſprechungen Anderer, ſondern auf ſeine eigenen und ſeiner tapferen Genoſſen Kräfte verlaſſen mußte.

Die Ritter hatten dem an ſie ergangenen Rufe Gehorſam geleiſtet und waren jetzt meiſtentheils angelangt. Ein jeder von ihnen brachte eine Anzahl Diener und Untergebenen mit ſich. Nur einige wenige von den Alten und Schwachen waren noch zurück, und zwar nicht ſowohl wegen ihres Alters und ihrer Schwäche, ſondern weil es wichtig war, daß man an den fremden Höfen Vertreter hatte, welche für die Intereſſen der Gemeinſchaft thätig waren. Die Freudigkeit, womit die Brüder auf ihre Poſten eilten, um zu ihrem Orden in der Stunde der Gefahr zu ſtehen, rührte den La Valette. Er umarmte ſie zärtlich, und nachdem er ſie bald nachher zuſammenberufen hatte, ſprach er mit ihnen über ihre gefährliche Lage, indem ſie es mit der ganzen Heeresmacht des türkiſchen und der mauriſchen Reiche aufnehmen müßten. „Jetzt würde," ſagte er, „die große Schlacht zwiſchen dem Kreuze und dem Koran geſchlagen. Sie wären die auserwählten Kämpfer des Kreuzes. Wenn daher der Himmel ihr Leben zum Opfer forderte, ſo ſei hierzu keine beſſere Zeit, als bei der gegenwärtigen Gelegenheit." Darauf führte ſie der Großmeiſter in die Kapelle, wo er mit den Brüdern zuerſt andächtig beichtete, dann das Abendmahl einnahm, und wo Alle an den Stufen des Altars feierlich ihr Gelübde, die Kirche gegen die Ungläubigen zu vertheidigen, erneuten. Indem durch dieſe geiſtlichen Uebungen, ſagt ihr Geſchichtsſchreiber, ihr Geiſt gehoben wurde, ſchienen alle weltlichen Erwägungen von dieſem Augenblicke an keine Macht mehr auf ſie zu beſitzen. Sie ſtanden da, gleich einer Schaar Märtyrer, als die verlorene Hoffnung des Chriſtenthums, und bereit, wie ihr Führer ſagte, ihr Leben der großen Sache, für welche ſie kämpften, zum Opfer zu bringen. Mit ſolchen Geſinnungen erwarteten La Valette und ſeine Genoſſen, nachdem ſie ihre Rüſtungen vollendet hatten, die Ankunft des Feindes.

Neuntes Kapitel.

Die Belagerung von Maltha.

Der Zustand Maltha's. — Die Ankunft der Türken. — Sie rekognosciren die Insel. — Die Belagerung von St. Elmo. — Seine heldenmüthige Vertheidigung. — Sein Fall.

1565.

Ehe ich auf die Einzelheiten dieser merkwürdigen Belagerung eingehe, wird es nöthig sein, den Leser etwas mit dem Lande, welches die Operationsscene bildet, bekannt zu machen. Die Insel Maltha ist ungefähr siebzehn (englische) Meilen lang und neun Meilen breit*). Zur Zeit der Belagerung enthielt sie gegen zwölftausend Einwohner, die Ordensmitglieder nicht mit eingerechnet. Erstere wohnten meistentheils in ärmlichen Städten und Dörfern zusammen. Der größte dieser Orte war mit einer ziemlich starken Mauer umgeben und mit dem Namen Civita Notable (berühmte Stadt) beehrt. Da die Stadt im Inneren, ziemlich im Centrum, der Insel lag, schlugen die Ritter ihre Wohnung nicht daselbst auf, sondern zogen den nordöstlichen, nach Sizilien zu liegenden Theil, der für die Galeeren einen bedeutenden Hafen enthielt, vor.

In dieser Gegend ist die Bildung des Bodens sehr merkwürdig. Ein enges, felsiges Vorgebirge geht in das Mittelländische Meer hinein und theilt dadurch das Wasser in zwei Golfe. Von diesen heißt der westliche Marza Musiette oder Hafen Muſette, während der östlich gelegene, welcher jetzt den Namen Valettahafen führt, damals der „Große Hafen" hieß. Auf dem äußersten Punkte des Vorgebirges lag das Schloß St. Elmo, welches von dem Orden kurz nach seiner Ankunft auf der Insel an der den Eingang in beide Häfen beherrschenden Stelle erbaut war. Besonders um seiner Lage willen war es ein Ort von besonderer Stärke. Indem es nämlich auf einem Felsen gelegen und fast ringsum von dem Meere bespült war, bedurfte es nach dieser

*) Vier englische Meilen sind gleich einer geographischen Meile.

Richtung hin keine weitere Befestigung. Allein nach dem Lande zu war es für einen Feind zugänglicher; denn obschon es durch einen trocknen Graben und eine Contrescarpe gedeckt war, hielt man doch für nöthig, es noch auf der südwestlichen Seite vermittelst eines Ravelins, welches La Valette kurz vor der Ankunft der Türken fertig brachte, zu schützen.

Der westlich liegende Hafen Musiette ist derjenige, in welchem die Schiffe jetzt der Quarantaine unterworfen sind. Der Große Hafen war der wichtigste, weil rund herum die kleine Gemeinde der Ritter wohnte. Sein bloß eine Viertelmeile (= 7½ Minuten) weiter Eingang wird von zwei Landspitzen beherrscht, auf deren einer, wie schon oben erwähnt wurde, das Fort St. Elmo stand. Die Länge des Hafens mag ziemlich zwei englische Meilen betragen. Schiffe von der größten Last können hier sicher vor Anker liegen, indem einestheils hierzu das Wasser tief genug ist, und anderntheils die herumgehenden Arme der Küste den Fahrzeugen Schutz vor den Stürmen des Mittelländischen Meeres gewähren.

Von der östlichen Seite dieses Beckens laufen zwei hervorspringende Landzungen aus, die innerhalb des Großen Hafens wieder kleinere Häfen bilden. Auf dem nördlichen dieser Landstreifen lag das feste Schloß St. Angelo. Um dasselbe herum schmiegte sich eine kleine Stadt, welche wegen ihrer erhabenen Lage Il Borgo (die Burg) hieß, jetzt aber den stolzeren Namen „Die siegreiche Stadt" führt. Hier war es, wo der Orden seinen Wohnsitz aufschlug. Während die Stadt durch eine Mauer geschützt war, hatte man große Sorge getragen, das Schloß, worin die Großmeister wohnten, in guten Vertheidigungszustand zu setzen. Auf einem parallel laufenden Landstreifen, welcher von einem Großmeister dieses Namens als die Insel La Sangle bekannt ist, stand ein Fort, genannt das Fort St. Michael. Um dasselbe herum lagen zerstreute Häuser, deren Einwohner jetzt emsig mit der Verstärkung der Vertheidigungswerke beschäftigt waren. Zwischen den beiden Landzungen lag der Galeerenhafen, der, wie sein Name anzeigt, der kleinen Flotte des Ordens zum Hafen diente. Dieser Hafen war durch eine eiserne Kette, welche auerüber vor seinem Eingange

von der Spitze der einen Landzunge nach der andern ging, sicherer gemacht worden.

Das waren die von den Rittern binnen dem kurzen Zeitraume, während dessen sie die Insel besaßen, errichteten Befestigungswerke. Sie waren insofern unvollkommen, als manche die Umgegend beherrschende Anhöhe, welche um der Sicherheit des Landes willen hätte stark befestigt sein sollen, noch so nackt und blosgestellt dastand, wie zur Zeit der Ankunft des Ordens. Dieser unvollkommene Vertheidigungszustand bildet einen starken Kontrast mit der jetzigen Beschaffenheit Maltha's. Denn gegenwärtig strotzt es ganz von Befestigungen, die mit dem natürlichen Felsen, welchem sie entspringen, völlig erwachsen zu sein scheinen und in den Händen einer das Meer beherrschenden Macht der ganzen Welt Trotz bieten können.

Das ganze Heer, welches La Valette zur Vertheidigung der Insel aufbringen konnte, belief sich auf ungefähr neun tausend Mann. Hierunter sind sieben hundert Ritter begriffen, von denen sechs hundert schon angekommen waren. Die übrigen Ritter waren unterwegs und trafen bei ihm im Verlaufe der Belagerung ein. Drei bis vier tausend waren Maltheser, die zwar keine regelmäßigen Soldaten waren, aber doch durch die Kämpfe mit den Korsaren der Barbarei einige Kriegskenntniß erlangt hatten. Mit Ausnahme der fünf hundert schon angeführten Galeerensklaven und der Dienerschaft der Ritter bestand der Rest der Armee aus spanischen und italienischen Truppen, die herbeigekommen waren, um bei der Vertheidigung zu helfen. Der nutzlose Theil der Bevölkerung, die Alten und Schwachen, waren meistens nach Sizilien hinübergeschafft worden. Indeß war noch eine große Zahl Frauen und Kinder zurückgeblieben. Indem die ersteren jene heldenmüthige Ausdauer zeigten, welche ihr Geschlecht in Zeiten der Unruhen so oft auszeichnet, gereichten sie durch die den Kranken gewährte Pflege und durch die Neubelebung des Muthes den verzagenden Soldaten während der Belagerung zu großem Nutzen *).

*) Balbi gibt uns in seiner Verdadera Relation ein Truppenverzeichniß, wonach sich die Gesammtsumme aller Waffentragenden nicht über sechs tausend ein hundert Mann beläuft. Indeß spricht er von einer unbestimmten Anzahl neben diesen,

La Valette vertheilte seine kleine Armee auf die verschiedenen Punkte und wies einen jeden derselben, um den Geist des Wetteifers in der Ordensritterschaft rege zu machen, einer der Sprachen oder Nationen an. Das Schloß St. Elmo war ein Punkt von der höchsten Wichtigkeit. Es war dergestalt auf einen beschränkten Raum zusammengedrängt, daß es kaum ein Unterkommen für tausend Mann bot. Im Anfange der Belagerung waren bloß acht hundert innerhalb seiner Mauern eingeschlossen. Seine Räumlichkeiten erlaubten keine großen Magazine, welche bedeutende Quantitäten Proviant oder militärische Vorräthe hätten aufnehmen können, weßhalb es in dieser Beziehung unglücklicherweise auf eine Verbindung mit Il Borgo, der Stadt jenseits des Hafens, angewiesen war. Die Mauern des Forts galten nicht für die besten, wenngleich seine Werke mit wenigstens dreißig meist landeinwärts gerichteten Kanonen versehen waren. Seine gewöhnlich sechszig Mann betragende Garnison stand unter dem Kommando eines greisen Ritters, Namens De Broglio. Der Großmeister verstärkte diese Zahl mit sechszig Rittern unter dem Vogte von Negropont, einem ergrauten Krieger, in dessen erprobte Tapferkeit La Valette unbedingtes Zutrauen setzte. Derselbe wurde noch durch zwei Kompagnieen fremde Truppen unter der Führung eines spanischen Kavaliers, Namens La Cerda, verstärkt.

Verschiedene andere Punkte wurden mit kleinen Abtheilungen besetzt, an deren Spitze immer ein Ordensglied stand. Doch die Hauptmacht, mit Einschluß von beinahe allen übrigen Rittern, lag im Schlosse St. Angelo und in der Stadt als Basis desselben. Hier nahm auch La Valette seinen Stand, weil es derjenige Platz war, welcher durch seine Lage in der Mitte ihn befähigte, über die Interessen des Ganzen zu wachen. In diesem Quartier war jetzt Alles emsig, denn die Leute arbeiteten fleißig an der Verstärkung der Vertheidigungswerke der Stadt und an dem Rasiren der Gebäude der Vorstädte, von denen der Großmeister befürchtete, daß sie dem Feinde einen Anhaltspunkt bieten konnten. Hierbei wurden ihre Arbeiten von ein tausend aus

darunter ein tausend Sklaven, welche Alle auf verschiedene Weise zur Vertheidigung der Insel beitrugen.

dem Gefängniß genommenen und paarweise zusammengeketteten Sklaven unterstützt.

Am achtzehnten Mai 1565 in der Frühe entdeckten die Schildwachen von St. Elmo und St. Angelo im Osten die türkische Flotte. Sie war noch ungefähr dreißig englische Meilen weit entfernt und steuerte geradenwegs auf Maltha zu. Jetzt wurde den Einwohnern, indem man auf einem jedem Fort eine Kanone abfeuerte, das verabredete Signal gegeben, damit sie sich von dem Lande in die Dörfer zurückzogen. Die türkische Flotte belief sich auf ein hundert und dreißig Galeeren, neben funfzig von geringerer Größe und außer einer Anzahl Transportfahrzeugen für Kanonen, Schießbedarf und sonstige Kriegsartikel. Das Belagerungsgeschütz bestand aus drei und sechszig Kanonen, von denen die kleinste Sechsundfünfzigpfünder schoß, während einige wenige, Basilicas genannt, ein hundert und zwölf Pfund schwere Marmorkugeln sandten *). Seit sehr früher Zeit schon waren die Türken wegen des ungeheuern Kalibers ihrer Kanonen berühmt und sie fuhren noch lange fort, diese Stücke anzuwenden, nachdem man im übrigen Europa Kanonen von einer mäßigeren und praktischeren Größe angenommen hatte.

Die am Bord befindlichen Soldaten waren der Kern der ottomannischen Armee. Ihre Zahl belief sich auf etwa dreißig tausend, darunter sechs tausend Janitscharen; doch sind die Marinesoldaten hierbei nicht mit inbegriffen. Sie waren auf das Beste ausgestattet, und für Alles, was man zur Betreibung der Belagerung brauchte,

*) Vertot spricht von Einhundertundsechszigpfündern. Doch selbst dies wurde im vorhergehenden Jahrhunderte bei der Belagerung von Konstantinopel durch die von Mahomet angewandte Mammuthkanone, welche, nach Gibbon, steinerne Sechshundertpfünder schoß, bei weitem übertroffen.

Seitdem die obigen Zeilen geschrieben wurden, ist selbst diese Leistung durch den britischen Unternehmungsgeist in den Hintergrund gestellt worden. Die Times benachrichtigt uns von einigen „Monstrekanonen," die in der Ostsee angewandt werden, und deren leichteste Kugeln drei Centner, die schwersten aber zehn Centner wiegen sollen.

Anmerkung des Uebersetzers: Diese in der Times erwähnten Monstrekanonen sind nie zu Stande gekommen, geschweige denn angewendet worden.

war gesorgt. Vermuthlich war niemals eine so prächtige Armada auf den Gewässern des Mittelmeeres erblickt worden. Wie klar zu ersehen, war Soliman fest entschlossen, den Orden, welchen er einst ins Exil getrieben und der nun neue Stärke gewonnen hatte und der fürchterlichste Feind des Halbmonds geworden war, zu vertilgen.

Der Oberbefehl der Expedition war zwei Offizieren anvertraut. Der eine davon, Piali, war der nämliche Admiral, welcher die Spanier bei Gelves geschlagen hatte. Er hatte die Leitung der Seeoperationen. Das Landheer befehligte Mustapha, ein beinahe siebenzig Jahre alter Veteran, den seine große Erfahrung verbunden mit großen militärischen Talenten an die Spitze des Heeres erhoben hatte. Leider thut seine Grausamkeit der Achtung, welche seine Kriegskenntnisse abnöthigten, Abbruch. Außer dem Oberbefehle der Armee besaß er die höchste Autorität über die ganze Expedition. Doch machte dieser Umstand die Eifersucht Piali's rege, weil sich derselbe durch den seinem Rivalen gegebenen Vorzug beleidigt glaubte. Auf diese Weise erzeugte sich in der Brust der Führer ein gegenseitiges Mißtrauen, welches bis zu einem gewissen Grade die beiderseitigen Operationen paralysirte.

Die türkische Armada segelte nach dem südwestlichen Theile der Insel und warf im Hafen St. Thomas Anker. Die Soldaten stiegen sogleich aus, vertheilten sich in einzelnen Truppen über die Insel, verwüsteten das Land und fielen über alle einzelnen Personen auf den Feldern her. Nachdem Mustapha mit der Hauptabtheilung der Armee eine Strecke ins Innere marschirt war, setzte er sich auf einer Anhöhe bloß wenige (englische) Meilen von Il Borgo fest. Nur mit Mühe konnte man die Einwohner abhalten, daß sie nicht aus den Thoren hinausgingen, um sich die Eindringlinge anzusehen. Denn die prächtige Aufstellung der letzteren zog sich weit über die Berge hin, ihre schmucken Waffen und Banner erglänzten in der Sonne und ihre kriegerische Musik spielte den Christen herausfordernde Weisen auf. Daher ließ La Valette seinerseits die Standarte St. Johannis von den Wällen wehen und seine Trompeten mußten dem Feinde in herausfordernden Tönen antworten.

Mittlerweile hatte der Großmarschall Coppier an der Spitze einer kleinen Truppe einen Ausfall gemacht und sich auf einige der Abthei-

lungen, welche das Land säuberten, geworfen. Um den Erfolg seiner Waffen zu beweisen, sandte er die blutigen Häupter der erschlagenen Türken zurück nach Borgo. Indem La Valette diese Treffen gestattete, hegte er die Absicht, daß er seine Leute mit dem noch neuen Aussehen und den eigenthümlichen Waffen der Feinde, sowie mit dem wilden Kriegsgeschrei, welches die Türken beim Kampfe ausstießen, bekannt machen wollte. Allein die in diesen Scharmützeln errungenen Vortheile wogen nicht die, wenn auch noch so geringfügigen Verluste auf der Seite der Christen auf; weßhalb der Großmeister, nachdem zwei Ritter und eine Anzahl Gemeine getödtet worden waren, seinen Leuten befahl, ruhig innerhalb der Stadtmauern zu bleiben.

Man hatte im türkischen Kriegsrathe beschlossen, daß man die Operationen mit der Belagerung des Schlosses St. Elmo anfangen wollte; denn der Besitz dieses Platzes war nöthig, um der türkischen Flotte einen sicheren Hafen zu verschaffen. Den vier und zwanzigsten Mai warf man Schanzen auf, — wenn sich das überhaupt von der felsigen, undringlichen Natur des Bodens sagen läßt. Da nämlich keine Schanzen gegraben werden konnten, mußten sich die Belagerer hinter einem Brustwerk schirmen. Dasselbe aber war aus Bohlen gebildet, zwischen die man weit herbeigeschaffte Erde geschüttet hatte, und das Ganze wurde von Stroh und Binsen zusammengehalten. In gewissen Zwischenräumen hatte Mustapha die Stellen für die Batterieen angegeben. Die Hauptbatterie enthielt zehn Kanonen, darunter einige vom schwersten Kaliber. Wenn man auch damals mit der Artillerie noch nicht so weit vorgeschritten war, wie in unserer Zeit, wo man eine größere Erfahrung und bewegbarere Stücke hat: so hätte doch ein stärkeres Mauerwerk, als dasjenige von St. Elmo, unter den gegen dasselbe geschleuderten Massen von Stein und Eisen zusammenbrechen können.

Da die Mauern zu weichen anfingen, schien es klar, daß sich die Garnison mehr auf ihre eigene Stärke, als auf diejenige ihrer Befestigungswerke verlassen mußte. Deßhalb beschloß man, an den Großmeister zu schicken und von ihm eine Verstärkung zu verlangen. Mit diesem Auftrage wurde der Chevalier de la Cerda betraut. Nachdem derselbe nach Il Borgo übergesetzt war, stellte er sich dem La Valette vor

und machte geltend, daß, wenn sich das Fort gegen die Ungläubigen halten solle, eine neue Verstärkung nöthig sei. Als der Großmeister schon nach einer so kurzen Belagerung dieses Nachsuchen um Hülfe hörte, vermochte er sein Mißfallen nicht zu verbergen, zumal da mehrere Ritter, die dadurch wohl entmuthigt werden konnten, es mit angehört hatten. Er fragte La Cerda trocken, welchen Verlust die Garnison erlitten hätte. Der Ritter wich der Frage aus und erwiderte, daß St. Elmo in der Lage eines kranken Mannes, der die Hülfe des Doktors nöthig habe, sei. „Ich will der Doktor sein," sagte La Valette, „und will solche Hülfe leisten, daß, wenn ich Eure Furcht nicht kuriren kann, ich zum wenigsten hoffen darf, daß der Platz nicht in die Hände der Feinde fallen wird." Er war so sehr von der Wichtigkeit überzeugt, daß man diesen Posten zum Aeußersten vertheidigen müßte und wäre es auch nur, um Zeit zu gewinnen und die sicilianische Hülfe herbeikommen zu lassen: daß er, wie er sagte, bereit war, sich selbst in das Fort zu werfen und sich nöthigenfalls unter den Trümmern desselben zu begraben.

Von diesem verzweifelten Entschlusse riethen ihm einstimmig die sämmtlichen Ritter ab, indem sie ihm vorstellten, daß es nicht die Pflicht des obersten Befehlshabers sei, sich gleich einem gemeinen Soldaten auszusetzen und seinen Platz auf einem verlornen Posten aufzuschlagen. Der Großmeister sah die Richtigkeit dieser Vorstellungen ein. Da nun die Ritter mit einander um die Ehre stritten, wer auf den Posten der Gefahr abgehen sollte, so erlaubte er funfzig Ordensmitgliedern nebst zwei Kompagnieen Soldaten, mit La Cerda nach dem Fort zurückzukehren. Die Verstärkung stellte er unter den Oberbefehl des Chevalier de Medrano, eines tapferen Soldaten, auf dessen Ausdauer und Muth La Valette sicher vertraute. Die Truppen wurden zusammen mit Proviant und Munition unter dem Schutze eines heftigen Kanonenfeuers von St. Angelo in offenen Booten über den Hafen gesandt. Indem hierbei eine Kugel zufällig auf einen Stein in der Nähe der Schanzen, wo der türkische Admiral Piali stand, niederfiel, sprang demselben ein Splitter an den Kopf und versetzte ihm eine gefährliche, wenn auch nicht tödtliche Wunde. La Valette benutzte die durch diesen Vorfall erzeugte Verwirrung, um eine Galeere nach Sizilien abzu-

ſchicken, welche den Vicekönig antreiben ſollte, daß er ſeine Operationen beſchleunigte und die verſprochene Hülfe leiſtete. Hierauf gab Don Garcia de Toledo die Verſicherung, daß er dem Großmeiſter um Mitte Juni Entſatz bringen würde.

Gegenwärtig ſtand man im Anfange dieſes Monats. Sobald als de Medrano nach St. Elmo gekommen war, machte er einen Ausfall gegen die Türken, tödtete viele in den Schanzen und ſchlug die übrigen in die Flucht. Aber ſie kamen bald in ſo überlegener Anzahl zurück, daß ſie die Chriſten zwangen, zu weichen und ſich hinter ihre Vertheidigungswerke zu retten. Unglücklicherweiſe trieb eine aus dem Süden wehende Luft den Rauch des Gewehrfeuers nach dem Schloſſe zu, was die Türken ſich zu Nutze machten, um ſich in den Beſitz der Contreſcarpe zu ſetzen. Als ſich der Rauch verzogen hatte, ſah die Garniſon zu ihrem großen Leidweſen, daß die Standarte der Moslems auf ihre eigenen Vertheidigungswerke gepflanzt war. Umſonſt verſuchten ſie Alles, um dieſelben wieder zu nehmen. Denn indem die Angreifer ſich ſchnell hinter ein aus Schanzkörben, Faſchinen und Wollſäcken gebildetes Parapet verſchanzten, ſchlugen ſie auf der Contreſcarpe ihren dauernden Wohnſitz auf.

Von dieſem Punkte aus unterhielten ſie nun ein lebhaftes Musketenfeuer auf das Ravelin und tödteten alle hervorkommenden Vertheidiger. Ein ärgerlicher Vorfall ſetzte ſie bald in den Beſitz des Ravelins ſelbſt. Ein türkiſcher Offizier nämlich ſoll, während er von jenem Außenwerke aus die Contreſcarpe recognoscirte, eine Schildwache auf ihrem Poſten ſchlafen geſehen haben. Er benachrichtigte hiervon ſeine Landsleute, und es gelang einer Anzahl Janitſcharen, vermittelſt ihrer Leitern die Mauern des Ravelins zu erſteigen. Obſchon die Wache nicht zahlreich war und überraſcht wurde, ſuchte ſie doch den Platz zu behaupten. Daraus entſpann ſich ein ſcharfes Scharmützel. Da jedoch die Türken eilends von ihren ihnen zu Hülfe kommenden Kameraden verſtärkt wurden, überwältigten ſie die Chriſten und zwangen dieſelben zu weichen. Einigen wenigen gelang es, ſich in das Schloß zurückzuziehen. Die Janitſcharen waren den Flüchtigen hart auf den Ferſen, und es ſchien eine Zeit lang, als ob die Moslems und Chriſten beide zuſammen durch das Wogen der Schlacht in

das Fort getrieben werden würden. Aber glücklicherweise stellten sich der Vogt von Negropont, de Medrano, und einige andere Kavaliere an die Spitze ihrer Leute, um sich auf den Feind zu werfen und der Verfolgung Einhalt zu thun. Nun entspann sich ein verzweifelter Kampf, worin Kriegswissenschaft Nichts nützte, sondern der Sieg dem Stärkeren gehörte. Am Ende mußten die Janitscharen ihrerseits zurückweichen. Sie machten jeden Zoll des Bodens streitig, bis die von ihren Gegnern hart gedrängten Türken auf das Ravelin zurückfielen, wo sie mit Hülfe ihrer Kameraden den Christen einen entschlossenen Widerstand leisteten. Man fuhr gegen sie zwei Kanonen auf; allein obschon diese eine mörderische Verheerung unter ihnen anrichteten, warfen sie sich doch mitten in das Feuer und arbeiteten furchtlos, bis sie mit Schanzkörben, Sandsäcken und anderem Material ein sie vor fernerer Belästigung schützendes Parapet erbaut hatten. Weil also aller weitere Kampf unnütz war, überließen die Ritter den Angreifern dieses wichtige Außenwerk und zogen sich verstimmt in die Festung zurück *).

Während dies vorfiel, ergoß sich ein frischer Trupp Türken durch eine Bresche der Contrescarpe in den Graben und versuchte die Festung zu ersteigen. Glücklicherweise waren ihre Leitern zu kurz, und die Garnison bediente sie mit einem so starken Gewehrfeuer und warf zu gleicher Zeit einen solchen Hagel von Geschossen auf ihre Köpfe, daß der Graben bald mit verstümmelten Gliedern und Leichen bedeckt war. In demselben Augenblicke stürzte ein Haufen aus dem Fort hinaus, fiel auf den Feind, metzelte ihn nieder und trieb diejenigen, welche noch zu fliehen vermochten, in die Schanzen zurück.

*) In dem Berichte, welchen uns Vertot von diesem Vorfalle gibt, ist viel von einem nicht beschriebenen Außenwerke die Rede. Er benennt es mit dem technischen Ausdrucke Cavalier; doch hat dieses Wort bei ihm eine ganz andere Bedeutung, als in modernen Fortifikationen. Es stand außerhalb der Mauern und war mit dem Ravelin durch eine Brücke verbunden, um deren Besitz heiß gekämpft wurde. Der so oft citirte spanische Soldat Balbi, der zwar im Fort St. Michael lag, aber doch bei der Vertheidigung mit thätig war, sagt, daß das Gefecht in dem Graben statt fand. Seine Darstellung besitzt das Verdienst, daß sie zugleich die kürzeste und verständlichste ist.

Wie wir sahen, entspann sich das Gefecht durch einen Zufall; es dauerte mehrere Stunden. Der Verlust der Türken war weit größer, als derjenige der Garnison. Letztere verlor ein hundert Mann, darunter zwanzig Ordensmitglieder. Allein der größte Verlust der Belagerten war die Einbuße der Contrescarpe und des Ravelins. Indem das Schloß St. Elmo also seiner Außenwerke beraubt war, stand es da wie ein dürrer, einsamer Stamm, gegen den sich nun die ganze Wuth des Sturmes richtete.

Der Verlust des Ravelins verursachte dem La Valette die tiefste Bekümmerniß, die selbst nicht durch den Gedanken, daß dieser Verlust wenigstens zum Theil durch die Nachlässigkeit seiner Vertheidiger herbeigeführt worden war, gelindert wurde. Um so eifriger mußte der Großmeister jetzt für die Sicherheit des Schlosses sorgen. Er ließ daher die Verwundeten auf Booten abholen und ersetzte sie durch eine entsprechende Anzahl gesunder Ritter und Soldaten. Er wünschte nicht, daß die Garnison mit irgend welchen, die nicht zur Vertheidigung beitragen konnten, belästigt wäre. Unter den neuen, zum Ersatz geschickten Truppen befand sich der Kavalier de Miranda, eines der berühmtesten Ordensmitglieder, der unlängst aus Sizilien angekommen war. Er war ein Krieger, dessen persönliche Autorität verbunden mit seinen großen militärischen Kenntnissen, sich für die Garnison sehr nützlich erwies.

Der Verlust der Belagerer bei dem letzten Kampfe wurde jetzt durch die Ankunft Dragut's, des berühmten Paschas von Tripolis, mit dreizehn maurischen Galeeren reichlich ersetzt. Derselbe wurde mit Kanonenschüssen und dem allgemeinen Jubel der Armee begrüßt, nicht sowohl weil er die Verstärkung brachte, wonach man kein Bedürfniß fühlte, sondern vielmehr, weil er einen so großen Ruf als Ingenieur und als Seemann hatte. Da der Sultan die höchste Achtung vor den großen Eigenschaften Dragut's hegte, hatte er seinen Generälen befohlen, ihm den größten Respekt zu bezeigen; weßhalb dieselben mit ihm sogleich über die besten Mittel zur Betreibung der Belagerung berathen. Schon bald konnte man an den verständigen und wirksamen Maßregeln, die nun ergriffen wurden, die Früchte seines Rathes sehen. Auf der westlichen Landspitze, welche den Eingang in den Musiette-

hafen beherrschte, wurde eine Batterie mit vier halben Karthaunen errichtet. Es war beabsichtigt, daß sie auf die westliche Flanke der Festung wirken sollte. Noch jetzt führt der Platz, wo sie stand, den Namen des fürchterlichen Korsaren.

Eine zweite Batterie, die wegen der Zahl und Größe ihrer Kanonen noch schrecklicher war, wurde auf einer von St. Elmo südlich gelegenen Anhöhe errichtet. Dieselbe bestrich sowohl das Fort, wie das Schloß St. Angelo. Nachdem von der ersteren Festung die Contrescarpe weggeschossen und dadurch der Artillerie der Belagerer ein freies Spiel geschaffen war, wurden auf das Ravelin zwei Kanonen gepflanzt, die auf das Innere der Festung ein so gut gezieltes Feuer eröffneten, daß sich die Garnison hinter Verschanzungen, die man unter der Anordnung des Miranda errichtete, bergen mußte.

Indem jetzt die türkische Artillerie ihr Feuer auf die nackten Mauern St. Elmo's concentrirte, übte sie eine fürchterliche Wirkung aus. Kein Mauerwerk konnte dem Eisenhagel und den schweren Marmorkugeln, welche aus den riesigen Geschützen der Belagerer geschleudert wurden, lange widerstehen. Von der Mauer fielen Stücke herunter, als ob sie von Gyps gewesen wären, und St. Elmo erzitterte unter dem Donner der schrecklichen Kanonen bis in seine Grundfesten. Wohl konnte dem wackersten Krieger bange werden, wenn er täglich die Risse weiter und weiter werden sah, gleich als ob sie auseinander gingen, um der wilden, draußen vor den Thoren schwärmenden Menge einen Einlaß zu verschaffen.

Da also durch das beständige feindliche Feuer die Garnison geschwächt, durch maßlose Anstrengungen erschöpft, da viele Ritter verwundet, alle aber durch die lange fortgesetzten Nachtwachen entkräftet waren, kann es kein Wunder nehmen, wenn die meisten dachten, daß sie Alles, was ihre Pflicht forderte, gethan hätten, und daß sie ohne Schaden an ihrer Ehre einen Posten, der nicht länger haltbar sei, verlassen dürften. Daher beschlossen sie, beim Großmeister nachzusuchen, daß er Boote schicke und die Ritter nebst der übrigen Garnison nach Il Borgo bringen ließe. Zu dieser Mission wurde der Kavalier de Medran ausersehen, von dem der Großmeister annehmen konnte, daß derselbe die Schwierigkeit der Lage nicht übertrieb.

Nachdem also de Medran über den Hafen gefahren war, setzte er dem Großmeister in einer Zusammenkunft den Zweck seiner Sendung auseinander. Er sprach von dem verfallenen Zustande der Befestigungen und schilderte die verlorene Lage der Garnison, die nur durch fortwährende Verstärkungen von Il Borgo sich behaupten könnte. Aber im Grunde sei dies nur eine andere Methode zur Abschwächung des Ordens. Anstatt also eine verzweifelte Vertheidigung, die bloß mit dem Verderben der Vertheidiger endigen müßte, fortzusetzen, würde es besser sein, wenn dieselben sogleich nach der Stadt, wo sie mit ihren Brüdern gegen den Feind gemeinschaftliche Sache machen könnten, herübergebracht würden.

Aufmerksam hörte La Valette de Medran's Gründe an, denn dieselben verdienten wohl die Beachtung. Weil die Sache jedoch für die Interessen der kleinen Gemeinschaft von der höchsten Wichtigkeit war, hielt er für gut, sie dem Rathe der Großkreuze vorzulegen. Das waren die Männer, welche im Orden die höchsten Stellen bekleideten. Einstimmig waren dieselben der nämlichen Meinung, wie de Medran. Nicht so La Valette. Er fühlte, daß die Erhaltung St. Elmo's mit der Existenz des Ordens selbst verknüpft war. Er sagte seinen Brüdern, der Vicekönig von Sizilien habe erklärt, daß, wenn dieser Punkt in der Hand des Feindes wäre, er nicht die Flotte seines Herrn zur Rettung der Insel in die Schanze schlagen würde. Nach ihren eigenen guten Schwertern aber müßten sie zunächst auf den sizilianischen Beistand bauen. Deßhalb müßten die Ritter diesen Punkt unter allen Umständen behaupten. Der Vicekönig könne sie in ihrer Noth nicht verlassen. Auch er wolle sie nicht verlassen; denn er wolle sie mit Allem, was zur Vertheidigung erforderlich sei, versehen; ja, wenn es nöthig wäre, würde er in eigener Person hinübergehen, das Kommando selbst übernehmen und den Platz gegen die Ungläubigen entweder halten, oder in der Bresche sterben.

Als die älteren Ritter die Entscheidung des Großmeisters vernahmen, erklärten sie, daß sie sich seinem Willen fügten. Sie wußten, wie gering er das Leben im Vergleich zu der Sache, welcher es geweiht war, anschlug, und sie gaben ihren Entschluß kund, daß sie zur Vertheidigung des ihnen anvertrauten Postens den letzten

Blutstropfen vergießen wollten. Die jüngeren Ritter fügten sich nicht so leicht in die Entscheidung ihrer Vorgesetzten. Länger zu bleiben, sagten sie, sei ein unnützes Opfern von Menschenleben. Wie Schafe wären sie im Fort eingestallt und müßten geduldig warten, bis sie von den wilden, nach ihrem Blute dürstenden Wölfen zerrissen würden. So Etwas könnten sie nicht ertragen, und wenn sie der Großmeister nicht auf der Stelle fortschaffte, würden sie gegen den Feind einen Ausfall machen, um auf dem Schlachtfelde einen ehrenhaften Tod zu finden. Diesen Entschluß setzten sie schriftlich nieder, und sandten mit dem von funfzig Rittern unterzeichneten Briefe einen der Ihrigen nach Il Borgo ab.

Der Eindruck, welchen diese Erklärung auf La Valette machte, war Kummer, untermischt mit Aerger. Er sagte, es sei noch nicht genug, daß sie den Ehrentod, welchen sie so sehr begehrten, stürben. Sie müßten sterben, wie er es ihnen vorschriebe. Sie wären verpflichtet, seinen Befehlen zu gehorchen. Er erinnerte sie an das bei ihrem Eintritte gethane Gelübde und an die Verpflichtung eines jeden Ritters, wo nöthig sein Leben für das Wohl des Ordens zu opfern. Auch würden sie, setzte er hinzu, Nichts dadurch, daß sie ihren Posten verließen und in die Stadt zurückkehrten, gewinnen. Denn einestheils würde die türkische Armee schon binnen Kurzem hier vor den Thoren stehen und anderntheils würde sie der Vicekönig von Sizilien ihrem eigenen Geschick überlassen.

Damit es jedoch nicht scheinen sollte, als wenn La Valette ihre Vorstellungen zu wenig beachtete, beschloß er, drei Kommissäre zur Besichtigung von St. Elmo abzusenden, damit sie ihm über den Zustand des Forts Bericht erstatteten. Zu einer Zeit, wo jede gewonnene Stunde von Wichtigkeit war, mußte dies wenigstens den Vortheil haben, daß man dadurch Zeit gewann. Auch schickte er eine Botschaft nach Sizilien, um dem Vicekönige sein langes Säumen vorzuhalten und demselben dringend vorzustellen, daß er, wenn er das Schloß gerettet wissen wollte, unverzüglich zu Hülfe kommen müßte.

Die Kommissäre wurden von den widerspenstigen Rittern freudig aufgenommen. Die letzteren waren in der That so sehr für ihre Ab-

reiſe eingenommen, daß ſie bereits die Geſchoſſe in die Brunnen zu werfen begannen, damit dieſelben nicht den Türken in die Hände fallen ſollten. Eifrig zeigten ſie den Kommiſſären die ſämmtlichen Werke, deren beſchädigter Zuſtand allerdings ſtärker als das Murren der Garniſon ſprach. Zwei Kommiſſionsmitglieder traten der Meinung der mißvergnügten Partei bei und erklärten, das Fort ſei nicht länger haltbar. Allein das dritte, ein italieniſcher Kavalier, Namens Caſtriot, dachte anders. Er gab wohl zu, daß die Befeſtigungswerke ſich in einem üblen Zuſtande befänden; allein er behauptete, daß das noch lange kein Zuſtand zum Verzweifeln ſei. Mit friſchen Truppen und aus der Stadt bezogenen Materialien könnten ſie ſo hergeſtellt werden, daß ſie noch etwas länger aushielten. Indem er dieſe Meinung im Widerſpruch zu dem Anliegen der Ritter ungeſcheut ausſprach, verletzte er ihr Ehrgefühl. Es entſpann ſich zwiſchen beiden Theilen ein heftiger Streit, aus welchem vielleicht üble Folgen entſprungen wären, hätten nicht der Kommandant de Broglio und der Vogt von Negroponi, um dem Tumulte Einhalt zu thun, die Sturmglocken läuten und dadurch einen jeden Ritter auf ſeinen Poſten rufen laſſen.

Bei der Rückkunft ſtattete de Broglio dem Großmeiſter einen ähnlich lautenden Bericht ab und machte ihm das kühne Anerbieten, daß er durch die That beweiſen wollte, was er ſagte. Wofern La Valette ihm nur erlauben würde, Truppen aufzubringen, wollte er mit dieſen hinüber nach St. Elmo fahren und dort die Werke in einen ſolchen Zuſtand ſetzen, daß dieſelben ſich noch länger gegen die Türken halten könnten.

La Valette ging gern auf dieſen Vorſchlag, den er vielleicht ſelbſt an die Hand gegeben hatte, ein. Um Soldaten für das Unternehmen zu erhalten, konnte man freilich bei einer ſo gefährlichen Sache keinen Zwang anwenden. Aber es kamen raſch Ritter, Soldaten und Einwohner ſowohl aus der Stadt wie vom Lande, um ſich als Freiwillige anzubieten. Die einzige Schwierigkeit beſtand nur darin, daß man nicht Alle nehmen konnte, ſondern aus ihnen herauswählen mußte. Denn Alle ſtrebten nach dem Ruhme, ſich in dieſe kleine Heldenſchaar einreihen zu laſſen.

La Valette war über die Kundgebung dieser edlen Denkweise seiner Untergebenen sehr erfreut, weil dieselbe mehr Erfolg versprach, als er von fremder Hülfe erwarten konnte. Er schrieb sogleich an die mißvergnügten Ritter in St. Elmo und benachrichtigte sie von dem Geschehenen. Ihre Bitte sei nun erhört, sie sollten noch denselben Abend erlöst werden. Sie hätten ihre Posten blos ihren Nachfolgern zu übergeben. „Kehrt nach dem Kloster zurück, meine Brüder," schloß er. „Dort werdet Ihr vor der Hand sicher sein. Ich aber werde weniger für das Geschick der Festung, von welcher die Erhaltung dieser Insel so sehr abhängt, zu befürchten haben."

Die Ritter, welche einige Kunde von der Wendung, welche die Sache in Il Borgo nahm, erhalten hatten, geriethen dadurch sehr außer Fassung. Das Ueberlassen des ihrer Obhut anvertrauten Postens an Andere war eine Schande, welche sie nicht ertragen konnten. Als der Brief des Großmeisters ankam, stieg ihr Aerger aufs Aeußerste; auch wurde derselbe nicht durch die kalte, schneidende Verachtung, die unter dem dünnen Schleier der Bekümmerniß für ihre persönliche Sicherheit hervorblickte, gemindert. Sie flehten den Vogt von Negropont an, in ihrem Namen an La Valette zu schreiben und ihn zu bitten, daß er sie keiner solchen Schande aussetzen möge. Sie erklärten, daß sie ihre Handlungsweise bereuten, und baten blos, es möge ihnen Gelegenheit gegeben werden, daß sie durch Beweise ihrer Hingabe an die Sache ihre früheren Irrthümer wieder gut machen könnten.

Der Brief wurde durch einen Schwimmer über den Hafen gebracht. Aber der Großmeister antwortete kalt, daß ihm rohe Rekruten mit Disciplin lieber wären, als ungehorsame Veteranen. Die Niedergeschlagenheit der Ritter über diese abschlägige Antwort war unaussprechlich. Denn in ihren Augen war die Schande schlimmer als der Tod. Sie wandten sich daher in dieser äußersten Verlegenheit nochmals an La Valette, indem sie von Neuem ihre Reue über das Vergangene betheuerten und ihn in den demüthigsten Ausdrücken um Verzeihung baten. Der Meister fühlte, daß er die Sache nun weit genug getrieben hatte. Vielleicht war das das Ziel, bis wohin er sie bringen wollte. Es wäre nicht wohlgethan gewesen, hätte er seine Untergebenen

zur Verzweiflung getrieben. Er sah ein, daß er ihnen jetzt trauen konnte. Demnach entließ er die neuen Truppen und behielt von diesen tapferen Leuten nur einen Theil, um die Garnison zu verstärken, zurück. Mit denselben sandte er Munitionsvorräthe und Materialien zur Ausbesserung der zerschossenen Werke nach dem Schlosse.

Mittlerweile trieb der türkische Oberbefehlshaber die Belagerung kräftig vorwärts. Tag und Nacht hindurch donnerten die Batterien auf die Wälle der ausersehenen Festung. Der Graben war mit Stücken, welche der Eisenhagel von den Mauern losgerissen hatte, bestreut, und ein klaffender Riß auf der südwestlichen Seite des Schlosses, der sich allmälig erweiterte, zeigte, daß endlich eine benutzbare Bresche zu Stande gebracht war. Die ungewöhnliche Lebhaftigkeit, womit den ganzen funfzehnten Juni die Kanonen schossen, und der falsche Alarm, durch welchen in der folgenden Nacht die Garnison ermüdet wurde, leiteten zu dem Glauben, daß ein allgemeiner Sturm unmittelbar bevorstehe. Diese Voraussetzung war richtig. Als es am sechszehnten Juni früh Tag wurde, stand die ganze belagernde Armee unter Waffen. Das Abfeuern einer Kanone sollte als Signal dienen. Kaum war der Schuß gefallen, als ein zahlreicher Haufen Janitscharen eine Kolonne bildete und geschwind vorrückte, um die große Bresche des Schlosses zu erstürmen.

Unterdessen hatte die ottomannische Flotte ihren Ankerplatz auf der östlichen Seite der Insel verlassen und war vor die Mündung des Großen Hafens herumgesegelt, von wo aus ihre schweren Geschütze auf die Seeseite von St. Elmo gerichtet wurden. Die auf dem Platze Dragut stehende Batterie beschoß die Festung auf der westlichen Flanke, während vier tausend Musketiere in den Schanzen die Bresche durch ihren Kugelregen säuberten und diejenigen von der Garnison, welche ihre Köpfe über die Brustwehr herausstreckten, wegputzten.

Die Kanonen der Belagerten waren unterdessen nicht müßig. Einestheils antworteten sie der Kanonade der Schiffe und anderntheils spielte nach der Landseite zu ein ununterbrochenes Artillerie- und Musketenfeuer. Die Belagerten richteten jetzt ihre Kugeln sämmtlich auf den fürchterlichen Janitscharenhaufen, welcher, wie bereits bemerkt, zum Sturm herangeeilt kam. Die leitenden Kolonnen wurden nieder-

gemäht und die Flanke derselben durch die nicht ganz eine halbe Meile weit entfernten Kanonen von St. Angelo grausam zerfleischt. Aber wenngleich die Janitscharen durch dieses doppelte Feuer in der Fronte und Flanke beunruhigt wurden, wurden sie doch nicht auf ihrem Wege aufgehalten, ja nicht einmal in Unordnung gebracht. Unbekümmert um die Fallenden, kam die dunkle Kolonne unaufhaltsam gleich einer Donnerwolke heran, während das Gestöhn der Sterbenden durch das laute Kriegsgeschrei ihrer zum Sturme eilenden Kameraden übertäubt wurde. Der mit den Ruinen der Wälle angehäufte Graben bildete für die Sturmläufer eine Brücke; sie bedurften also der Faschinen nicht, womit ihre Pioniere die Vertiefung auszufüllen bereit standen. Der Weg zur Bresche war jedoch etwas steil, und diese selbst wurde von einer Anzahl Ritter und Soldaten vertheidigt, die ihre Kugeln gleich einem dichten Hagel auf die Stürmenden hinabsandten. Dennoch drangen diese durch den Kugelregen vorwärts, und nach einem wilden Kampfe befand sich die vorderste Reihe auf der Höhe im Angesichte des Feindes. Allein die Kraft der Türken war durch die Anstrengung beinahe erschöpft, und sie wurden von den frisch in den Kampf kommenden Christen zusammengehauen. Indeß wurden die Fallenden durch neu Hinzukommende ersetzt, bis die an Zahl übertroffenen Ritter zu weichen begannen und die Kräfte sich in gleicherem Verhältniß vertheilten. Alsdann kämpfte Mann gegen Mann, wobei beide Theile von der Wuth religiösen Hasses getrieben wurden, indem sowohl die Christen wie die Moslems das Paradies als Belohnung der im Kampfe gegen die Ungläubigen Fallenden ansahen. Man verlangte keine Gnade, man erwies keine. Lang und hart war der Kampf zwischen der Blüthe der moslemitischen Krieger und den besten Rittern der Christenheit. In der Hitze des Gefechtes pflanzte ein kecker Türke seine Standarte auf den Wall. Allein sie wurde eilends von dem Kavalier de Medran herabgerissen. Derselbe hieb den Muselmann in Stücke, erhielt aber in dem nämlichen Augenblicke einen tödtlichen Flintenschuß. *) Indem der Kampf weit in den Tag hinein dauerte,

*) Die Ueberreste Medran's wurden hinüber nach Il Borgo gebracht, wo La Valette sie aus Hochachtung vor dem Andenken desselben neben diejenigen der Groß-

entstand eine heftige Hitze, welche die Mühe der Kämpfenden arg erhöhte. Doch ließ keine von beiden Parteien in ihren Anstrengungen nach. Die Türken, obschon mehrmals zurückgeschlagen, kehrten immer wieder mit dem nämlichen Muthe, wie zuvor, zum Sturm zurück. Wenn Säbel und Damascener gebrochen waren, rückten sich die Kämpfenden mit den Dolchen auf den Leib und kollerten, im tödtlichen Kampfe mit einander begriffen, den Abhang bei der Bresche hinunter.

Während der Tod in dieser Gegend seine Arbeit verrichtete, geschah in einer anderen ein kräftiger Versuch, die Festung zu erklimmen. Ein Haufe Türken nämlich drang in den Graben hinein, lehnte die Leitern an die Mauern und versuchte, indem er von den hinterdreinfolgenden Kameraden vorwärts gedrängt wurde, unter dem vernichtenden Gewehrfeuer der Garnison sich gewaltsam emporzuarbeiten. Felsstücke, Holzklötze und schwere eiserne Geschosse wurden über die Brustwehr hinabgerollt. Dazwischen flogen brennbare Stoffe und Handgranaten, welche letztere, indem sie beim Herabfallen zerplatzten, die Leitern zertrümmerten und die verstümmelten Körper der Stürmenden hinunter auf den felsigen Boden des Grabens schleuderten. Bei diesem Kampfe erwies sich eine Erfindung als von besonderem Nutzen für die Belagerten. Sie wurde von La Valette für dieselben gemacht. Sie bestand aus einem eisernen Reifen, umwunden mit Tuch, das mit Salpeter und pechartigen Substanzen getränkt war. Sobald man dasselbe anzündete, war es nicht mehr zu löschen. Indem diese Reifen auf die Stürmenden hinabgeworfen wurden, schlossen sie dieselben in ihren feurigen Kreisen ein. Bisweilen wurden auf diese Weise zwei zu gleicher Zeit in einem und demselben Reife eingeschlossen. Da nun die losen Kleider der Türken sehr leicht in Brand geriethen, waren die Betroffenen schnell in eine flackernde Flamme eingehüllt, die sie arg verbrannte, wo nicht tödtete.*) Diese so ein-

---

kreuze legen ließ. — „El gran Maestre in mondo enterrar en una sepultura, adonde se entierran los cavalleros de la gran Cruz, porque esta era la mayor honra, que en tal tiempo le podia hazar, y el muy bien la merecia.“ Balbi, Verdadera Relacion.

*) Vertot nimmt diese Erfindung für den La Valette in Anspruch. Balbi dagegen schreibt sie einem Ordensbruder, Namens Ramon Fortunii, zu.

sache und — wie man heutzutage denken mag — so rohe Erfindung erwies sich durch ihre Wirkungen so verderblich, daß die Türken sie mehr als irgend ein anderes Brennmaterial der Belagerten fürchteten.

Auf der anderen Seite des Schlosses machte man einen ähnlichen Versuch, die Mauern zu ersteigen. Er wurde jedoch durch ein wohlgezieltes Feuer der Kanonen von St. Angelo vereitelt. Diese schossen so genau, daß sie die meisten Stürmenden vernichteten und den Rest zum Aufgeben des Planes zwangen.*) Wirklich unterhielt die Artillerie von St. Angelo, St. Michael und Il Borgo während des ganzen Sturmes ein so verderbliches Feuer auf die ausgesetzte Flanke und den Rücken des Feindes, daß seine Bewegungen bedeutend gehindert und dadurch den Belagerten gute Dienste erwiesen wurden.

So tobte denn die Schlacht längs des Wassers und auf dem Lande. Der ganze Umkreis des großen Hafens war mit Feuer besetzt. Ein Getöse schrecklichen Lärmes stieg in die Luft auf: der Donner der Kanonen, das Gepraffel des Gewehrfeuers, das Gezisch der feurigen Geschosse, das Krachen des einfallenden Mauerwerks, das Gestöhn der Sterbenden, vor Allem aber das wilde Geschrei derjenigen, die mit einander um den Sieg kämpften! Um das Getümmel noch zu steigern, fiel in der Hitze des Gefechts ein Funken in das Brennstoffmagazin der Festung und sprengte dasselbe mit einem so schrecklichen Krachen in die Luft, daß dadurch jeder andere Lärm übertäubt wurde und für einen Augenblick der Kampf stille stand. Eine Rauch- und Dampfwolke stieg in die Luft und hing wie ein schwarzes Himmelszelt dicht oben über St. Elmo. Es war als ob plötzlich aus den friedlichen Gewässern des Mittelländischen Meeres sich ein Vulkan entladen, seine Massen von Feuer und Rauch ausgespieen und die Insel bis in das Innerste erschüttert hätte!

*) Der erste Schuß war nicht so glücklich, indem er acht von den eigenen Leuten tödtete! — „Mas el artillero, o fuesse la prissa, o fuesse la turbacion que en semejantes casos suele sobre venir en los hombres el se tuvo mas a mano drecha, [illegible] deviera, pues de aquel tiro mato ocho de los nuestros que defendian aquella [illegible]bi, Verdadera Relacion.

Der Kampf hatte schon mehrere Stunden gedauert; aber noch immer hielt die kleine Schaar christlicher Krieger gegen die so überwältigende Ueberzahl wacker Stand. Die Sonne war jetzt hoch am Himmel aufgestiegen und ihre Strahlen fielen so heiß herab auf die Häupter der Stürmenden, daß der Ungestüm derselben nachzulassen begann. Am Ende konnten die Janitscharen, erschöpft von der Hitze und von übermäßiger Anstrengung, und vielfach an Wunden leidend, nur noch mit Mühe zum Angriff zurückgeführt werden. Mustapha sah also zu seinem Aerger, daß St. Elmo diesen Tag noch nicht genommen werden konnte. Bald nach der Mittagsstunde gab er das Signal zum Rückzug. Gleichwie der Tiger, dem die ersehnte Beute entgangen ist, sich vor dem Speere des Jägers zurück in sein Schilfrohr flüchtet, so zogen sich die Schaaren Moslems unter dem verderblichen Feuer der Garnison zurück und warfen sich in düsterem Schweigen wieder hinter ihre Schanzen.

Als sich die Türken zurückzogen, erhob die Besatzung von St. Elmo ein Siegesgeschrei, das über das Wasser schallte und sowohl von St. Angelo wie von der Stadt freudig beantwortet wurde. Namentlich hatten die Einwohner der Stadt den Verlauf des Kampfes, von dessen Ausgange ihr eigenes Schicksal so sehr abhing, mit gespanntem Interesse überwacht.

Die Zahl der bei dem Sturme gefallenen Moslems läßt sich blos muthmaßlich veranschlagen. Allein sie muß sehr groß gewesen sein. Diejenige der Garnison wird auf dreihundert angegeben. Unter den Gefallenen gab es siebzehn Ordensritter. Aber man hatte bemerkt, daß den ganzen Tag über der gemeine Soldat seine Pflicht eben so männlich erfüllte, wie der beste Ritter, an dessen Seite er focht. Nur wenige, wenn irgendwelche, von den Ueberlebenden waren ohne Wunden davongekommen. Die Schwerverwundeten wurden sogleich nach der Stadt geschafft, und eine gleiche Anzahl frischer Truppen kam von da zurück, um sie zu ersetzen. Mit diesen kam noch Vorrath an Munition und Materialien zum bestmöglichen Ausbessern der beschädigten Werke. Unter denen, welche am meisten von ihren Wunden zu leiden hatten, war der Vogt von Negropont. Er wollte sich durchaus nicht in die Stadt fortschaffen lassen, und als ihn

sache und — wie man heutzutage denken mag — so rohe Erfindung erwies sich durch ihre Wirkungen so verderblich, daß die Türken sie mehr als irgend ein anderes Brennmaterial der Belagerten fürchteten.

Auf der anderen Seite des Schlosses machte man einen ähnlichen Versuch, die Mauern zu ersteigen. Er wurde jedoch durch ein wohlgezieltes Feuer der Kanonen von St. Angelo vereitelt. Diese schossen so genau, daß sie die meisten Stürmenden vernichteten und den Rest zum Aufgeben des Planes zwangen.*) Wirklich unterhielt die Artillerie von St. Angelo, St. Michael und Il Borgo während des ganzen Sturmes ein so verderbliches Feuer auf die ausgesetzte Flanke und den Rücken des Feindes, daß seine Bewegungen bedeutend gehindert und dadurch den Belagerten gute Dienste erwiesen wurden.

So tobte denn die Schlacht längs des Wassers und auf dem Lande. Der ganze Umkreis des großen Hafens war mit Feuer besetzt. Ein Getöse schrecklichen Lärmes stieg in die Luft auf: der Donner der Kanonen, das Gepraſſel des Gewehrfeuers, das Gezisch der feurigen Geschosse, das Krachen des einfallenden Mauerwerks, das Gestöhn der Sterbenden, vor Allem aber das wilde Geschrei derjenigen, die mit einander um den Sieg kämpften! Um das Getümmel noch zu steigern, fiel in der Hitze des Gefechts ein Funken in das Brennstoffmagazin der Festung und sprengte dasselbe mit einem so schrecklichen Krachen in die Luft, daß dadurch jeder andere Lärm übertäubt wurde und für einen Augenblick der Kampf stille stand. Eine Rauch- und Dampfwolke stieg in die Luft und hing wie ein schwarzes Himmelszelt dicht oben über St. Elmo. Es war als ob plötzlich aus den friedlichen Gewässern des Mittelländischen Meeres sich ein Vulkan entladen, seine Massen von Feuer und Rauch ausgespieen und die Insel bis in das Innerste erschüttert hätte!

---

*) Der erste Schuß war nicht so glücklich, indem er acht von den eigenen Leuten tödtete! — „Mas el artillero, o fuesse la prissa, o fuesse la turbacion que en semejantes casos suele sobre venir en los hombres el se tuvo mas a mano drecha, que no deviera, pues de aquel tiro mato ocho de los nuestros que defendian aquella posta." Balbi, Verdadera Relacion.

Der Kampf hatte schon mehrere Stunden gedauert; aber noch immer hielt die kleine Schaar christlicher Krieger gegen die so überwältigende Ueberzahl wacker Stand. Die Sonne war jetzt hoch am Himmel aufgestiegen und ihre Strahlen fielen so heiß herab auf die Häupter der Stürmenden, daß der Ungestüm derselben nachzulassen begann. Am Ende konnten die Janitscharen, erschöpft von der Hitze und von übermäßiger Anstrengung, und vielfach an Wunden leidend, nur noch mit Mühe zum Angriff zurückgeführt werden. Mustapha sah also zu seinem Aerger, daß St. Elmo diesen Tag noch nicht genommen werden konnte. Bald nach der Mittagsstunde gab er das Signal zum Rückzug. Gleichwie der Tiger, dem die ersehnte Beute entgangen ist, sich vor dem Speere des Jägers zurück in sein Schilfrohr flüchtet, so zogen sich die Schaaren Moslems unter dem verderblichen Feuer der Garnison zurück und warfen sich in düsterem Schweigen wieder hinter ihre Schanzen.

Als sich die Türken zurückzogen, erhob die Besatzung von St. Elmo ein Siegesgeschrei, das über das Wasser schallte und sowohl von St. Angelo wie von der Stadt freudig beantwortet wurde. Namentlich hatten die Einwohner der Stadt den Verlauf des Kampfes, von dessen Ausgange ihr eigenes Schicksal so sehr abhing, mit gespanntem Interesse überwacht.

Die Zahl der bei dem Sturme gefallenen Moslems läßt sich blos muthmaßlich veranschlagen. Allein sie muß sehr groß gewesen sein. Diejenige der Garnison wird auf dreihundert angegeben. Unter den Gefallenen gab es siebzehn Ordensritter. Aber man hatte bemerkt, daß den ganzen Tag über der gemeine Soldat seine Pflicht eben so männlich erfüllte, wie der beste Ritter, an dessen Seite er focht. Nur wenige, wenn irgendwelche, von den Ueberlebenden waren ohne Wunden davongekommen. Die Schwerverwundeten wurden sogleich nach der Stadt geschafft, und eine gleiche Anzahl frischer Truppen kam von da zurück, um sie zu ersetzen. Mit diesen kam noch Vorrath an Munition und Materialien zum bestmöglichen Ausbessern der beschädigten Werke. Unter denen, welche am meisten von ihren Wunden zu leiden hatten, war der Vogt von Negropont. Er wollte sich durchaus nicht in die Stadt fortschaffen lassen, und als ihn

La Valette drängte, daß er sich durch einen Ersatzmann ablösen lassen solle, antwortete der Veteran, daß er das Kommando gern einem an seiner Stelle Ernannten übergäbe, aber er hoffte, daß ihm erlaubt sein würde, in St. Elmo zu bleiben und den letzten Blutstropfen für die Vertheidigung des Glaubens zu vergießen.

Eine gleiche heldenmüthige Gesinnung offenbarte sich in dem Eifer, womit sich die Ritter und sogar die maltheſischen Soldaten herzudrängten, um die Stelle der in der Festung Gefallenen zu ersetzen. Es war jetzt nicht blos ein gefährlicher Posten, sondern, wie man ihn mit Wahrheit nennen konnte, der Posten des Todes. Dennoch bewarben sich diese tapferen Männer um ihn so eifrig wie um die Palme des Ruhmes, und La Valette mußte zwölf Ritter aus der Sprache Italiens blos deßhalb zurückweisen, weil die Zahl der Garnison schon voll war.

Der einzige noch übrige Hoffnungsstrahl war die von Sizilien erwartete Hülfe. Allein der Vicekönig, weit entfernt, sich zu beeilen, schien vielmehr die Rolle des Matador in den spanischen Stiergefechten spielen zu wollen. Denn er ließ die fechtenden Theile sich erst in der Arena durch den Kampf abmüden, um dann zu erscheinen und durch einen einzigen Schwerthieb das Gefecht zu entscheiden.

Doch hatte St. Elmo noch Aussicht, seine Existenz verlängern zu können, so lange man die Verbindung mit St. Angelo und der Stadt erhalten konnte, weil hierdurch die nachlassende Kraft der Garnison fortwährend durch das neue in ihre Lebensadern eingegossene Blut verjüngt wurde. Am Ende sah der türkische Oberbefehlshaber ein, daß, wenn er die Belagerung zu Ende bringen wollte, diese Verbindung abgeschnitten werden mußte. Es wäre gut für ihn gewesen, hätte er diese Entscheidung schon früher gefaßt.

Nach der Ansicht Dragut's mußte man die Cernirung des Schlosses dadurch vervollständigen, daß man die Schanzlinien bis an den großen Hafen ausdehnte. Von dort konnte eine Batterie mit schwerem Geschütz den Landungsplatz beherrschen. Während der maurische Feldherr diese Arbeiten leitete, wurde er durch einen Felsensplitter, den eine herabfallende Kanonenkugel losriß, am Kopfe verwundet. Er fiel bewußtlos in den Schanzen nieder. Nachdem Mustapha dem ge-

fallenen Führer einen Mantel hatte überwerfen lassen, ließ er ihn in sein Zelt tragen. Die Wunde war tödtlich, und obschon Dragut noch den Fall St. Elmo's erlebte, scheint er doch nicht im Stande gewesen zu sein, die Belagerung durch seine Rathschläge zu fördern. Die Einbuße dieses fähigen Kriegers war der härteste Schlag, der die Belagerer treffen konnte.

Während die erwähnten Schanzarbeiten im Fortschritt begriffen waren, unterhielt der Feind auch ein unablässiges Feuer gegen die wankenden Wälle. Dieses war von falschen Alarmirungen und von Nachtangriffen begleitet. Wenn alsdann die feurigen Geschosse durch die Luft fuhren, hellten sie für einen Augenblick das unten befindliche Wasser auf, sodaß man die schwarzen Umrisse von St. Elmo in zu Grunde gerichteter Majestät oben über der Scene der Vernichtung emporragen sah. In der Dunkelheit der Nacht bedienten sich die Artilleristen von St. Angelo beim Richten der Kanonen des Lichtes, welches ihnen das feindliche Feuer lieferte. Obschon diese Angriffe der Türken mit großem Verluste an Menschen verbunden waren, geschahen sie doch weniger, um das Fort zu nehmen, als vielmehr, um die Kräfte der Garnison zu erschöpfen. Die letztere war in der That in einer traurigen Lage. Denn während sie den Tag über focht und die ganze Nacht hindurch die Zerstörungen in den Werken ausbesserte, vermochte sie weder zu rasten, noch konnte sie die nöthige Speise zur Stärkung der erschöpften Glieder einnehmen. Hierzu gesellte sich noch eine größere Verstimmung, weil man sah, wie sich die eisernen Banden immer enger herumzogen, um alle Verbindung mit den Freunden für immer abzuschneiden.

Den achtzehnten Juni war die Einschließungsarbeit beendet. Am äußersten Ende der Linien befand sich eine Redoute, um und auf ihr standen zwei Kanonen, welche zusammen mit dem Musketenfeuer aus den Schanzen den Landungsplatz säubern und wirksam das Absenden frischer Unterstützung von der anderen Seite des Hafens verhindern konnten. Indem also die Garnison sich selbst überlassen blieb, waren nun ihre Tage gezählt.

La Valette, der diese Operationen des Feindes genau beobachtete, hatte Alles, was er vermochte, gethan, um dieselben zu verzögern.

Unaufhörlich hatte er auf die Arbeiter schießen lassen, in der Hoffnung, daß er sie werde aus den Schanzen vertreiben können. Als nun die Arbeiten fertig waren, erfüllte sich seine Seele mit Angst, und sein edles Antlitz, welches gewöhnlich ein melancholisches Aussehen hatte, zeigte jetzt, wo er seine tapferen Kameraden ihrem Geschick überlassen mußte, noch einen tiefen Ausdruck von Traurigkeit.

Den zwanzigsten des Monats war der Festtag Corpus Christi. Dieser war in glücklicheren Tagen von den Kreuzrittern gewöhnlich mit großem Gepränge gefeiert worden. Sie unterließen selbst jetzt nicht, den Tag zu begehen. Den Großmeister an der Spitze, bildete man eine Prozession. Die Ritter waren in ihre schwarzen, mit dem weißen Kreuz von Maltha bestickten Gewänder gekleidet. Die ganze Ortsbevölkerung, Männer, Frauen und Kinder, folgte ihnen. Sie machten die Runde um die Stadt und schlugen dabei einen Weg ein, welcher sie am wenigsten dem feindlichen Feuer aussetzte. Als sie die Kirche erreichten, warfen sie sich zu Boden und flehten den Herrn der Heerschaaren an, daß er sich ihrer in ihrer Betrübniß erbarmen und seinen Feinden nicht erlauben möge, über die treuen Kämpfer des Kreuzes zu triumphiren. Die Feierlichkeit wurde durch den Ernst ihrer Lage, vor Allem aber durch das Geschick ihrer tapferen Genossen in St. Elmo noch erhöht.

Während des ganzen einundzwanzigsten Juni feuerten die Belagerer mit solcher außergewöhnlichen Heftigkeit, daß sie an einigen Stellen die abbröckelnde Mauer bis auf den nackten Felsen, worauf sie stand, niederschossen. Ihre Pioniere, die zu dem Zwecke Lasten Reisigholz zusammengebracht hatten, füllten den Graben mit Faschinen an. Sie bedeckten selbige mit nasser Erde, was verhinderte, daß sie von der Garnison in Brand gesteckt wurden. Die ganze folgende Nacht hindurch wurden die Soldaten durch eine Reihe Scheinalarmirungen auf den Beinen gehalten. Dies Alles deutete auf einen allgemeinen Sturm hin. Derselbe kam den nächsten Tag.

Mit den ersten Strahlen des Morgens waren die türkischen Truppen in Bewegung. Sie ergossen sich bald über den Graben, welcher, da er ausgefüllt war, kein Hinderniß darbot. Einige warfen sich sodann in die Bresche. Dort standen die Ritter mit ihren Leuten, um

sie zu empfangen. Andere suchten die Wälle zu ersteigen, wurden aber durch Schauer von Geschossen zurückgetrieben. Das Gewehrfeuer war schwach, denn die Munition fing an auszugehen. Aber überall stießen die Stürmenden auf den nämlichen unbezwinglichen Muth, wie zuvor. Es schien, als ob die durch ihre außerordentlichen Strapazen erschöpften Vertheidiger von St. Elmo ihre Stärke wie durch ein Wunder zurückerhalten hätten. Dreimal kehrte der Feind zum Sturme zurück und dreimal wurde er zurückgeschlagen. Das Gemetzel war fürchterlich. Der Christ und Muselmann rangen wild mit einander, bis auf den Ruinen, worauf sie fochten, Haufen von Erschlagenen lagen.

Der Kampf hatte mehrere Stunden gewährt. Mustapha war über den Widerstand, den ihm eine Handvoll Krieger entgegenstellte, erstaunt. Er sah ein, daß er, wenn er das Leben seiner Leute nicht länger aufopfern wollte, die Besitznahme des Platzes noch einen Tag verschieben mußte. Da seine Feinde durch den jetzt erhaltenen Schlag betäubt sein mußten, so hätten sie, um noch einen Sturm auszuhalten, übernatürliche Kräfte besitzen müssen. Deßhalb gab er nochmals das Signal zum Rückzuge und wiederum erhoben die Sieger ein Geschrei — ein schwaches Triumphgeschrei. Auch verkündete das von den Wällen wehende Banner des Ordens, daß St. Elmo noch in den Händen der Christen war. Es war der letzte Triumph der Garnison.

Dieselbe war in der That in die äußerste Noth gerathen. Ihre Munition war ziemlich zu Ende, die Waffen waren zerhackt und zerbrochen; die Vertheidigungswerke klafften von Breschen gleich einem vom Winde hin- und hergeworfenen Schiffe, welches das Wasser zu allen Fugen hereinläßt und jeden Augenblick untergehen will; die wenigen Ueberlebenden waren mit Wunden bedeckt, und viele von ihnen so übel zugerichtet, daß sie kaum den schwachgewordenen Körper längs der Wälle hinschleppen konnten. Noch ein Angriff, und die Scene mußte geschlossen sein.

In diesem bejammernswerthen Zustande beschlossen die Belagerten zu versuchen, ob sie nicht mit ihren Freunden jenseits des Hafens verkehren und denselben ihre Lage berichten könnten. Die Entfernung war nicht groß, und unter den Maltheſern gab es viele ausgezeichnete

Schwimmer, welche, da sie von Jugend auf an das Meer gewöhnt waren, sich in demselben wie in ihrem Lebenselemente bewegten. Einer von denselben erbot sich, dem Großmeister die Mittheilung zu überbringen. Indem er untertauchte und lange unter dem Wasser fortschwamm, entging er glücklich den Kugeln der Feinde und landete unversehrt am entgegengesetzten Ufer.

Obschon La Valette sehr von seiner Erzählung ergriffen wurde, war er doch nicht darüber erstaunt. Wie die übrigen Ritter, hatte er mit angestrengtem Blick den Verlauf des Gefechtes beobachtet. Wenngleich er sich wunderte, daß trotz des großen Mißverhältnisses der Sieg den Christen verblieben war, so wußte er auch, wie theuer derselbe erkauft worden sein mußte. Wiewohl er nicht auf den Erfolg baute, machte er doch wenigstens einen Versuch, ihnen zu helfen. Er ließ sogleich fünf große Barken in's Wasser schaffen und that eine Truppenverstärkerung, sowie Vorräthe für die Garnison hinein. Die Ritter drängten sich auf dem Kai, weil ein jeder das gefährliche Unternehmen hinüberzuschiffen für sich in Anspruch nahm. Dieselben dachten blos an ihre unglücklichen Kameraden in St. Elmo.

Was La Valette vorausgesehen hatte, geschah. Der Landungsplatz wurde von einer Batterie von schwerem Kaliber beherrscht; dazu bedrohten hundert Musketiere einen Jeden, der sich der Küste näherte, mit augenblicklichem Tode. Aber die Ritter durften sich der Küste gar nicht nähern. Denn als der türkische Admiral, dessen Schiffe am Eingange des großen Hafens lagen, die vor sich gehenden Anstalten bemerkte, schickte er eine Flottille von seinen leichteren Fahrzeugen in den Hafen, um die Zufuhr abzufangen. Dies geschah so schnell, daß die Christen, wären sie nicht eilends umgekehrt, vom Feinde umringt und gefangen genommen worden sein würden.

Als die Vertheidiger von St. Elmo von den Wällen aus die ihnen zu Hülfe kommenden Boote beobachtet hatten und das Scheitern des Versuches sahen, erstarb ihnen vollends der letzte Hoffnungsstrahl in der Brust. Ihr Geschick war jetzt besiegelt. Es stand ihnen nun noch wenig mehr frei, als ruhig den Todesstreich abzuwarten. Doch überließen sie sich nicht einer unmännlichen Verzweiflung, sondern be-

rüsteten sich mit heroischer Standhaftigkeit vor, wie Märtyrer für die gute Sache, welcher sie ihr Leben geweiht hatten, zu sterben.

Sie brachten die folgende Nacht nicht etwa mit dem vergeblichen Bemühen zu, die Vertheidigungswerke auszubessern und dadurch ihr Dasein um einige wenige Stunden zu verlängern, sondern sie bereiteten sich feierlich auf den Tod vor, gleich Männern, welche wissen, daß sie an der Schwelle der Ewigkeit stehen. Sie beteten, beichteten, empfingen das Sakrament, und indem sie einander an ihre Pflicht mahnten, erneuerten sie nochmals ihr Gelübde, welches sie verpflichtete, nöthigenfalls ihr Leben für die Vertheidigung des Glaubens zum Opfer zu bringen. Einige, darunter namentlich Miranda und der Vogt von Negropont, gingen bei ihren Brüdern herum, um sie zu ermuthigen und zu trösten. Obschon sie selber mit Wunden bedeckt waren, leisteten sie den Kranken und Sterbenden allen möglichen Beistand. Sterbende aber waren in Menge vorhanden. Sie lagen mit den bereits Todten untermischt auf den Trümmern, welche bald ihrer Aller Grab werden sollten.

So verstrich die traurige Nacht. Am Morgen umarmte man sich, wie auf immer scheidende Freunde, und ein jeder Ritter begab sich auf seinen Posten, um sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Manche von den Aelteren und Gebrechlicheren und die durch Wunden Verkrüppelten wurden auf den Armen ihrer Kameraden an Ort und Stelle getragen, wo sie sich auf die Ruinen niederließen, ihre unwirksamen Schwerter schwangen und bereit waren, als wahre, rechte Ritter in der Bresche zu sterben.

Sie brauchten nicht lange zu warten; denn die Türken, welche so oft um ihre Beute gebracht worden waren, verlangten laut zum Sturme geführt zu werden. Die schwachen, planlos von der Festung auf sie herabgeworfenen Geschosse konnten sie nicht am Vorrücken hindern, und bald schon kletterten sie den Hügel vor der Bresche hinauf, der noch von der Schlächterei des vorhergehenden Tages schlüpfrig war. Aber trotz ihrer großen Anzahl konnten sie lange nicht die kleine Reihe maltheſiſcher Ritter, welche sie dort empfing, durchbrechen. Wohl mag es unglaublich scheinen; aber der Kampf, welcher das Geschick St. Elmo's entschied, dauerte noch einige Stunden. Endlich

sammelte sich das türkische Heer nach einer kleinen Rast zu einem letzten Sturme. Indem alsdann die Fluth der Schlacht durch die weite Bresche mit unwiderstehlichem Rasen einbrach, riß sie den Ritter wie den Soldaten nieder und ließ kein lebendes Wesen auf den Wällen übrig. Ein kleiner Haufen Ritter, die aus dem Tumult sich retteten, flüchtete in die Kapelle. Als sie jedoch sahen, daß denen, welche sich ergaben, keine Gnade erwiesen wurde, stürzten sie hinaus und endeten durch das Schwert des Feindes. Eine Abtheilung von neun Rittern, welche am Ende des Grabens nahe bei den Leuten Dragut's einen Posten besetzt hielten, ergab sich den Korsaren als Kriegsgefangene, und da diese bei ihrem Seeräuberleben die Menschen wie eine Art Waare betrachten gelernt hatten, weigerten sie sich glücklicherweise, die Christen den Türken zu überliefern, und behielten dieselben um des Lösegeldes willen bei sich. Das waren die einzigen Ordensmitglieder, welche dem Gemetzel entgingen*). Indeß gelang es einigen maltheſischen Soldaten, die geübte Schwimmer waren, immitten des Tumultes die gegenüberliegende Seite des Hafens zu erreichen und dort die traurige Botschaft von dem Falle St. Elmo's zu überbringen. Diese wurde bald durch das Freudenfeuer der türkischen Kanonen bestätigt, und die Standarte des Halbmondes, welche an die Stelle des Banners St. Johannis aufgepflanzt wurde, zeigte nur allzu klar, daß dieser starke Platz, der Schlüssel zu der Insel, aus den Händen der Christen auf die Ungläubigen übergegangen war.

Bald darauf wendete sich die ottomannische Flotte und fuhr unter Musik und mit fliegenden Wimpeln und Flaggen hinein in den westlichen Hafen Musiette. Unterdessen hallten die Felsen von dem Jubelgeschrei der türkischen Soldaten wieder, und die am Lande befindlichen Batterien donnerten Antwort auf die Schüsse der Schiffsgeschütze.

---

*) Vertot, den die Sucht nach dem Erstaunlichen bisweilen zum Wunderbaren treibt, giebt uns zu verstehen, daß Niemand von der Garnison das Erstürmen von St. Elmo überlebte. Wenn dem wirklich so wäre, möchten wir wissen, wie der Geschichtsschreiber erfuhr, was in der Festung den Tag und die Nacht vor dem Sturme vorfiel. Die oben angeführten Einzelheiten, die dem Balbi entlehnt sind, zeigen, daß derselbe Nachricht über die letzte Zeit erhielt, und tragen das Gepräge der Wahrscheinlichkeit an sich.

Der Tag dieſes Ereigniſſes war der dreiundzwanzigſte Juni, der Feſttag St. Johannis des Täufers, des Patrons des Ordens. Von den Rittern war er immer mit größerem Glanze als jeder andere Feſttag gefeiert worden. Jetzt war er leider für ſie ein Buß- und Trauertag, während ſie zu ihrem noch größeren Aerger ſahen, daß er von den Feinden ihres Glaubens als ein Jubeltag begangen wurde.

Zu ihrem noch tieferen Leidweſen befleckte Muſtapha ſeinen Sieg mit einigen Rohheiten, die in ſeinem Charakter gewurzelt zu haben ſcheinen. Er ließ nämlich die Köpfe von vier hervorragenden Rittern, darunter Miranda und der Vogt von Negropont, nach der Stadtſeite zu auf Stangen ſtecken. Aber bald bot ſich den Blicken der Belagerten ein noch empörenderes Schauſpiel dar. Der türkiſche General ließ den Körpern mehrerer Ritter (wovon einige ſogar noch gelebt haben ſollen) auf der Bruſt Kreuze ausſchneiden. Nachdem die auf dieſe Weiſe Entſtellten auf Planken geſchmiedet worden waren, wurden ſie auf denſelben in's Waſſer geworfen. Mehrere davon ſchwammen nach der gegenüberliegenden Küſte, wo ſie von ihren Brüdern ſogleich erkannt wurden. La Valette konnte ſich über dieſe Entehrung der Ueberreſte ſeiner theuren Genoſſen der Thränen nicht enthalten. Aber bald machte der Kummer wilderen Gefühlen Platz. Er ließ ſeinen türkiſchen Gefangenen die Köpfe abſchlagen und dieſe aus den großen Kanonen hinüber in die Linien der Feinde ſchießen. Dies that er, ſagt der Chronikſchreiber, um den Moslems Humanität zu lehren!

Die Zahl der in dieſer Belagerung gefallenen Chriſten belief ſich auf funfzehnhundert. Von dieſen waren einhundertdreiundzwanzig Ordensmitglieder, und zwar einige darunter die berühmteſten Krieger. Der Verluſt der Türken wird auf achttauſend geſchätzt; obenan ſtand Dragut, deſſen Verluſt ſo viel werth war, wie der Tod einer ganzen Legion Gemeiner. Obſchon ſprachlos, war er doch noch am Leben, als das Fort erſtürmt wurde. Er wurde von ſeiner Lethargie durch das Siegesgeſchrei aufgeweckt. Weil er die Herumſtehenden mit forſchenden Blicken anſah, ſagte man ihm die Urſache des Lärmes. Alsdann ſchlug er, als um für das Ereigniß zu danken, ſeine Augen zum Himmel auf und verſchied*).

*) Kein Name des ſechszehnten Jahrhunderts ſcheint ſo ſehr, wie der Dragut's,

Der türkische Oberbefehlshaber ließ St. Elmo schleifen; doch war dasselbe ohnehin schon nicht viel besser als ein Haufen Ruinen. Etwa dreißig Kanonen, welche auf den Werken gestanden hatten, schickte er als Siegestrophäen nach Konstantinopel.

So endete die merkwürdige Belagerung von St. Elmo, bei der eine Handvoll Krieger einen ganzen Monat lang der ganzen türkischen Heeresmacht widerstand. Während dieser Umstand die unbesiegbare Tapferkeit der Garnison beweist, zeigt er zugleich, daß die Türken, wie bewandert sie auch in Feldoperationen gewesen sein mögen, doch wenig Geschicklichkeit als Ingenieurs besaßen und die richtige Art und Weise, eine Belagerung zu leiten, nicht kannten. Es mußte von vornherein klar sein, daß man, um die Belagerung schnell zum Ende zu bringen, die Verbindung St. Elmo's mit der Stadt zerstören mußte. Doch wurde dies nicht eher versucht, als bis Dragut ankam. Dieser rieth bald zu diesem Zwecke die Errichtung einer Batterie auf einem Hügel dem Großen Hafen gegenüber an. Indessen war der türkische Oberbefehlshaber dem entgegen. Erst etwas später wurde nach der Angabe des Korsaren jene Cernirungslinie bis an den Wasserrand fortgeführt, wodurch das Geschick der Festung entschieden wurde.

St. Elmo fiel zwar, aber man hatte dabei eine kostbare Zeit verloren. In der Folge zeigte es sich, daß dieser Zeitverlust unersetzlich war. Zugleich hatte der lange, tapfere Widerstand der Christen diese sehr ermuthigt, während er bis auf einen gewissen Grad das Selbstvertrauen der Moslems verminderte. Indem Mustapha auf St. Angelo anspielte, rief er aus: „Was wird nicht erst der Vater kosten, wenn das Kind uns schon so theuer zu stehen gekommen ist*)!

in der spanischen Balladendichtung verherrlicht worden zu sein. Der „Romancero General" enthält viele romances (und darunter sehr schöne), welche den armen Gefangenen darstellen, wie er an die Galeere des schrecklichen Räubers grausam gefesselt ist, oder welche die Seekämpfe Dragut's mit der maltheſischen Ritterschaft, den „las velas de la religion," wie die Geschwader des Ordens hießen, verherrlichen.

*) Die beiden Hauptautoritäten, auf die ich mich bei der Darstellung der Belagerung Maltha's gestützt habe, sind Balbi und Vertot. Der erstere war ein während der Belagerung dienender Soldat. Sein jetzt ziemlich seltenes Werk erschien

Zehntes Kapitel.

Die Belagerung von Maltha.

Il Borgo wird eingeschlossen. — Der Sturm auf St. Michael. — Die Niedermetzelung der Türken. — Die ununterbrochene Kanonade. — Allgemeines Sturmlaufen. — Die Türken werden zurückgeschlagen. — Die gefährliche Lage von Il Borgo. — Die Standhaftigkeit La Valette's.

1565.

Die Stärke des Ordens war jetzt auf den beiden Landstreifen, welche von der Ostseite des großen Hafens auslaufen, concentrirt. Obschon dem Leser diese Plätze bereits beschrieben worden sind, wird es nicht unnütz sein, seine Erinnerung an die nunmehrige Operationsscene aufzufrischen.

---

kurz nachher im Druck und erlebte in weniger als drei Jahren eine zweite Auflage. Diese haben wir bei unserer Darstellung benutzt. Da Balbi sowohl Augenzeuge als auch auf dem kleinen Theater, wo fast nichts sich den Blicken entziehen konnte, handelnde Person war, und weil er schrieb, während die Ereignisse noch frisch in seinem Gedächtnisse waren, ist sein Zeugniß von dem höchsten Werthe. Auch geht dem Buche nichts dadurch ab, daß es in einem gemäßigten, hausbackenen Tone geschrieben ist: denn der Verfasser scheint dadurch bloß bemüht zu sein, die Wahrheit zu sagen und nicht die Partei oder Sache, welcher er angehört, zu erheben. Hierin bildet der ehrenhafte Soldat einen Gegensatz zu seinem geübteren Rival, dem Abbé de Vertot.

Dieser hervorragende Schriftsteller wurde aufgefodert, die Geschichte des Ordens zu schreiben, und erhielt deßwegen das Ordensarchiv von den Rittern zur Verfügung gestellt. Er ging darauf ein und schmeichelte bei der Vollziehung seiner Aufgabe dem Orden dergestalt, als ob er selbst ein Johanniter gewesen wäre. Dies thut dem Werke einigen Abbruch; im Uebrigen aber beruht dasselbe auf den gesundesten historischen Grundlagen. Des Abtes Vorliebe für das Romantische hat ihm wahrscheinlich bei der Mehrzahl der Leser nicht geschadet, sondern ist ihm im Gegentheil zu Statten gekommen. Sein klarer, bisweilen beredter Styl, das Interessante seiner Geschichte und die dramatische Kunst, womit er den Augen des Lesers die einzelnen Züge der handelnden Personen vorführt, wiegen bis zu einem gewissen Grade die Weitschweifigkeit seiner Darstellung auf und haben das Buch nicht nur bei dem gewöhnlichen Publikum in Gunst gebracht, sondern es auch für Gelehrte zu einem klassischen Werke in seinem Fache gemacht.

Die nördliche Halbinsel mit der Stadt Il Borgo und dem auf der äußersten Spitze gelegenen Schlosse St. Angelo besaß Werke, die stärker und in besserem Zustande als diejenigen von St. Elmo waren. Ihre Bewachung war unter die verschiedenen Sprachen vertheilt, und eine jede derselben gab ihren Namen derjenigen Bastei, welche sie vertheidigte. So war den spanischen Rittern auf der östlichen Seite der Halbinsel die Bastei Castilien, welche in der folgenden Belagerung eine hervorragende Rolle spielen sollte, anvertraut.

Auf dem parallellaufenden Landstreifen stand das Fort St. Michael, eine Küste von geringerer Ausdehnung als das Schloß St. Angelo. Auf seiner Basis sah man eine kleine Anzahl Häuser, welche kaum den Namen Stadt verdienten. Die Befestigungen dieser Halbinsel waren kaum erst fertig; um sie herzustellen, hatte der Großmeister La Sangle, welcher dem Orte den Namen gab, edelmüthig sein Privatvermögen geopfert. Das Ende der Werke bildete auf dem äußersten Punkte eine niedrige, oder besser halbe Bastei, genannt der Sporn.

Die kostbare Zwischenzeit, welche man durch den langen Aufenthalt der Türken vor St. Elmo gewonnen hatte, war von La Valette fleißig dazu verwandt worden, um unter den gegenwärtigen Umständen sowohl die Vertheidigungswerke von La Sangle wie von Il Borgo in den bestmöglichen Zustand zu setzen. Männer, Frauen, Kinder: Alle halfen bei diesem guten Werke, denn Alle belebte dasselbe patriotische Gefühl und ein gemeinschaftlicher Haß gegen die Ungläubigen. La Valette ließ die schweren Geschütze von den vor Anker liegenden Galeeren nehmen und auf die Mauern der Festungen bringen. Er verordnete, daß alle Proviantvorräthe im Besitz von Privatpersonen um eine angemessene Entschädigung in die öffentlichen Magazine abgeliefert werden sollten*). Fünf Kompagnien Soldaten, welche in der Civita Notable lagen, beorderte er jetzt nach Il Borgo, wo ihre Dienste besser gebraucht werden konnten. Da endlich kein Platz für die Gefangenen vorhanden war, welche in der That nur die für die Garnison

*) Durch eine andere Verordnung ließ La Valette alle Hunde in La Sangle und Il Borgo tödten, weil dieselben bei Nacht die Garnisonen störten und bei Tage die Proviantvorräthe derselben fraßen.

unentbehrlichen Vorräthe aufzehren mußten: so gab La Valette den Befehl, daß keine Gefangenen gemacht werden sollten, sondern daß man Alle, die in die Hände der Sieger fielen, über die Klinge springen ließe. Es sollte auf beiden Seiten ein Vernichtungskampf sein.

Unter diesen Umständen erhielt La Valette zu seiner Genugthuung eine Verstärkung von Sizilien, welche zwar nicht zahlreich, aber doch in der gegenwärtigen Lage sehr wichtig war. Der Vicekönig nämlich hatte endlich den Bestürmungen der an seinem Hofe anwesenden Johanniter, welche sehnsüchtig der Vereinigung mit ihren Brüdern entgegenharrten, insoweit nachgegeben, daß er ein Geschwader von vier Galeeren, wovon zwei ihm und zwei dem Orden gehörten, ausrüstete. Dieselben hatten vierzig Ritter und siebenhundert Soldaten am Bord. Letztere waren ausgezeichnete, aus den spanischen Garnisonen in Italien bezogene Truppen. Die Fahrzeuge wurden unter den Oberbefehl des Don Juan de Cardona gestellt, welcher angewiesen war, daß er, wofern St. Elmo bei seiner Ankunft schon in den Händen des Feindes sei, ohne irgend einen Landungsversuch zu machen, unverrichteter Sache zurückkehren sollte. Indem Cardona in hohem Grade die furchtsame, schwankende Politik seines Vorgesetzten theilte und sich vor der ottomannischen Flotte fürchtete, fuhr er einige Tage hin und her, ohne sich der Insel zu nähern. Unterdessen war St. Elmo genommen. Weil Cardona nichts von dem Vorgefallenen wußte, segelte er südlich und warf endlich bei Pietra Negra, auf der entgegengesetzten Seite der Insel, Anker. Hier erlaubte er einem der Ritter an's Land zu gehen, um Nachricht einzuziehen. Daselbst erfuhr derselbe das Schicksal St. Elmo's. Indem er jedoch sorgfältig die Nachricht verheimlichte, setzte Cordona eilends die Truppen an's Land und fuhr schnell mit seinen Galeeren wieder nach Sizilien zurück.

Die Truppenabtheilung stand unter dem Befehle des Chevalier de Robles, eines tapferen Kriegers und eines der berühmtesten Ordensmitglieder. Unter dem Schutze der Nacht marschirte derselbe unentdeckt in Kanonenschußweite vor den türkischen Linien vorbei und brachte seine Leute glücklich in Sicherheit auf der Seite des englischen Hafens, welcher Il Borgo sich gegenüber befindet und an die Nordseite desselben stößt. Hier warteten schon Boote auf seine Ankunft,

welche vom Großmeister, der um die Sache wußte, gesandt worden waren. Ein dieser Nebel bedeckte die Oberfläche des Wassers, und unter der freundlichen Hülle desselben gelangte Koblis mit seinen Truppen glücklich in die Stadt, wo die Ritter die Ankommenden bewillkommneten und die tapferen Genossen, welche kamen, um mit ihnen die Gefahren der Belagerung zu theilen, freudig begrüßten.

Unterdessen hatte sich Mustapha, der türkische Befehlshaber, überlegt, ob es wohl nicht möglich wäre, seinen Zweck auf dem Wege der Unterhandlung, anstatt durch Waffengewalt zu erreichen, wodurch er den großen Menschenverlust, welchen ihm die Einnahme von St. Elmo gekostet hatte, ersparen konnte. Er schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß La Valette, gewarnt durch das Schicksal jener Festung, dahin gebracht werden könne, auf billige, ehrenhafte Bedingungen hin zu kapituliren. Demnach sandte er an den Großmeister einen Boten mit der Aufforderung, daß La Valette die Insel übergeben solle, wogegen ihm und seinen Leuten nebst der ganzen Habe ein ungehinderter Abzug nach Sizilien gestattet werden würde.

Der erwählte Gesandte war ein griechischer Sklave, ein alter Mann, der seit seiner Kindheit in der Sklaverei gelebt hatte. Vermittelst einer Friedensflagge erhielt der Sklave Zulaß nach St. Angelo und wurde mit verbundenen Augen vor den Großmeister geführt. Daselbst entledigte er sich seines Auftrages. Ruhig und ohne ihn eines Einwurfes zu würdigen, hörte ihn La Valette an. Als der Sprecher zu Ende war, befahl der strenge Befehlshaber, daß man ihn aus seiner Gegenwart entferne und augenblicklich aufhänge. Der unglückliche Mann warf sich dem Großmeister zu Füßen, bat um Schonung seines Lebens und betheuerte, daß er nur ein armer Sklave sei und gegen seinen Willen bloß die Befehle des türkischen Generals ausgeführt habe. La Valette, dem es wahrscheinlich von vornherein mit der Ausführung seines Befehls kein Ernst gewesen war, schien erweicht zu werden, erklärte jedoch, daß, würde irgend ein anderer Bote ihn mit dergleichen Vorschlägen zu beleidigen wagen, derselbe nicht so leicht wegkommen sollte. Darauf ward der entsetzte alte Mann entlassen. Sowie er hinaustrat, führte man ihn durch lange Reihen in imposanter Ordnung aufgestellter Krieger und dann zeigte man ihm die Werke des Schlosses St. Angelo. „Siehe," sagte ein Offizier, indem

er hinunter auf den die Festung umgebenden tiefen Graben zeigte, „da ist der ganze Platz, welchen wir deinem Herrn einräumen können; aber er ist tief genug, um ihn zusammt seinen Leuten zu begraben!“ Wenngleich der Sklave ein Christ war, ließ er sich doch nicht bereden, zu bleiben und sein Geschick von demjenigen der Belagerten abhängig zu machen. Sie müßten, sagte er, am Ende doch geschlagen werden, und wenn er dann wieder in türkische Hände geriethe, würde sein Schicksal schlimmer als je zuvor sein.

Jetzt hatte Mustapha keine andere Wahl, als zu fechten. Auch hatte er seit dem Falle von St. Elmo keinen Augenblick Zeit verloren, um mit seinen Anstalten vorwärts zu kommen. Auf den Hügeln am Fuße des Berges Konradin, am südlichen Ende des Großen Hafens, waren Schanzen aufgeworfen worden, und die Linie derselben reichte von da bis zum Berge St. Salvador. Wo der Boden zum Graben zu hart war, ersetzte man die Schanzen durch eine steinerne Mauer. Auf den Anhöhen hatte man an verschiedenen Punkten der Linie Batterien mit Geschützen vom schwersten Kaliber errichtet. Auch standen Batterien auf der Höhe, welche Berg Sceberras heißt und den Hafen Musiette von dem Großen Hafen trennt. Sie gingen bis zu dem Platze, wo St. Elmo stand. Sogar auf die Trümmer dieses Schlosses hatten die Türken einige Kanonen gepflanzt.

Auf diese Weise waren die christlichen Festungen in jedem Punkte bedroht. Während nun die Linien der Belagerer alle Verbindung auf der Landseite abschnitten, verhinderte eine Abtheilung der Flotte, die den Eingang des Großen Hafens versperrte, auch allen Verkehr zu Wasser. Die Einschließung zu Land und See war vollständig.

In den ersten Tagen des Juli eröffnete der weite Batterienkreis mit sechszig bis siebenzig Stücken Artillerie sein concentrirtes Feuer auf die Festungen, die Städte und die im Galeerenhafen vor Anker liegenden Schiffe. Von den Kanonen auf St. Angelo und St. Michael, die mit tüchtigen Kanonieren bedient waren, wurde die Kanonade lebhaft erwiedert. Sobald als die Breschen benutzbar waren, nahm sich Mustapha vor, zuerst St. Michael, die schwächere Festung, zu erstürmen, und beschloß, den Sturm zugleich zu Wasser und zu Lande zu machen. Jedoch wäre es nicht möglich gewesen, seine im Musiette-

hafen liegenden Fahrzeuge, ohne sie dem Feuer von St. Angelo auszusetzen, herum in den Großen Hafen zu bringen. Deßhalb griff er zu einem Auskunftsmittel, das zwar überraschend, aber doch in der Kriegsgeschichte nicht neu war. Er ließ nämlich eine große Anzahl Boote über das die beiden Häfen trennende Hochland schleppen. Diese mühsame Arbeit wurde von seinen Christensklaven verrichtet. Mit Erstaunen sah daher die Garnison die türkische Flotille die steilen Abhänge der gegenüberliegenden Anhöhe herunterkommen und sich schließlich hinab in die Gewässer des Binnenlandbeckens lassen. Nicht weniger als achtzig Boote, darunter einige vom größten Umfange, wurden auf diese Art über die Höhen geschafft.

Nachdem Mustapha mit dieser großen Arbeit fertig war, traf er die Anstalten zum Sturme. Um diese Zeit traf bei ihm eine beträchtliche Verstärkung unter Hassem, dem Korsaren von Algier, ein, welcher bei den denkwürdigen Belagerungen von Oran und Mazarquivir befehligt hatte. Als dieser die geringe Größe des Schlosses St. Elmo sah, drückte er sein Erstaunen darüber aus, daß sich dasselbe so lange habe gegen die türkischen Waffen halten können, und bat Mustapha, daß er ihn mit der Leitung des bevorstehenden Sturmes auf St. Michael betrauen möge. Indem der türkische General es nicht ungern sah, daß der eingebildete junge Häuptling die Schärfe der malthesischen Schwerter selber erprobte, überließ er ihm gern den Oberbefehl und bezeichnete den Tag zum Angriff.

Glücklicherweise kam um diese Zeit ein Ueberläufer, ein angesehener Mann in der türkischen Armee, hinüber nach Il Borgo und machte den Großmeister mit den Absichten des Feindes bekannt. Wie schon angegeben wurde, war La Sangle im Norden durch eine starke eiserne Kette geschützt, welche, indem sie vor der Mündung des Galeerenhafens querüber ging, nach dieser Richtung hin die Annäherung feindlicher Boote verhindern mußte. La Valette ließ jetzt eine Reihe Pallisaden am Ende des Hafens in den Schlamm einrammeln, indem dadurch von dem äußersten Punkte La Sangle's bis zum Fuße des Berges Konradin eine Linie gebildet wurde. Diese wurden mit starken Ketten zusammengefügt, so daß sie für die Durchfahrt der türkischen Flotille ein wirksames Hinderniß bildeten. Die Länge dieser Barrikade

war zwar nicht groß, aber es war dessenungeachtet ein schwieriges Werk, zumal man die Arbeit, um die Arbeitsleute vor den feindlichen Kanonen zu sichern, bei Nacht verrichten mußte. In weniger als einer Woche war es vollendet. Mustapha schickte eine kleine Abtheilung Leute, die gute Schwimmer waren, mit Aexten ab, damit sie eine Oeffnung darin machten. Schon hatten sie dem Werke einigen Schaden zugefügt, als eine Abtheilung Maltheser mit Schwertern zwischen den Zähnen hinausschwamm, über die Türken herfiel, sie vertrieb und die Pallisaden glücklich wieder herstellte.

Den funfzehnten Juli früh am Morgen gaben zwei Kanonen in den türkischen Linien auf den entgegengesetzten Seiten des großen Hafens das Sturmsignal. Hassem schickte sich an, den Sturm in eigener Person auf der Landseite zu leiten. Den Angriff zu Wasser übertrug er seinem Lieutenant, einem algerischen Korsaren. Noch ehe der Kanonendonner verhallt war, sah die Garnison auf St. Michael eine große Zahl Boote von der Küste abstoßen. Dieselben waren mit Truppen und, der Kleidung nach zu schließen, mit vielen vornehmen Personen angefüllt. Wir haben die Nachricht darüber von dem so oft citirten alten Soldaten, welcher, indem er auf der Spornbastei postirt war, den Feind vollkommen gut sehen konnte. Es war ein erfreuliches Schauspiel, diese moslemitischen Führer zu sehen: — ihre reichen orientalischen Trachten, ihre bunten Turbane, ihre losen, fliegenden carmoisinrothen oder gold- und silbergewirkten Mäntel, ihre in den Strahlen der aufgehenden Sonne erglänzenden blanken Waffen, ihre feingearbeiteten Bogen, ihre Damascener aus den Werkstätten von Alexandrien und Damascus, ihre Flinten aus Fez. „Es war ein schöner Anblick," fügt der Schreiber mit einiger Naivetät hinzu, „da man ihn haben konnte, ohne selbst dabei Gefahr zu laufen."

Vor dem Geschwader her fuhren zwei oder drei Boote mit Personen, deren ehrwürdiges Aussehen und dunkelfarbige Gewänder zeigten, daß sie die Geistlichkeit der Moslems waren. Sie schienen etwas aus einem dicken Buche vor sich hin zu sagen und richteten wahrscheinlich Gebete an Allah, indem sie möglicherweise seine Rache auf die Ungläubigen herabriefen. Aber schon bald zogen sie sich bei Seite und machten der übrigen Flotille Platz, welche auf die Pallisaden zuruderte,

in der offenbaren Absicht, dort eine Durchfahrt zu erzwingen. Aber das Hinderniß war zu stark für sie, zumal da sie das Gewehrfeuer von der Bastei beunruhigte. Da sprang der algerische Befehlshaber in's Wasser, das ihm etwas bis über den Gurt reichte, und marschirte mit seinen Leuten kühn auf die Küste zu.

Auf dem Walle standen zwei Mörser; aber wegen irgend eines Versehens schossen sie nicht, sodaß es den Angreifern gestattet war, bis an den Fuß der Bastei, welche sie mit Leitern zu ersteigen suchten, vorzudringen. Nachdem sie ihre Leitern angelehnt hatten, fingen sie an, rasch hinaufzusteigen. Da schwirrte aber auf sie ein Hagel von Steinen, Handgranaten und Brennstoffen jeder Art herab, während riesige Felsblöcke über die Brustwehr rollten, die Leute zusammt den Leitern zertrümmerten und sie hinab in Stücke schmetterten. Die Wälle waren mit Rittern und Soldaten bedeckt. Unter ihnen schimmerte die stattliche Gestalt des über seine Kameraden hervorragenden und dieselben zum Kampfe anfeuernden Antonio de Zanoguerra heraus. Indessen konnte man die Stürmenden, die sich gleich einem Schwarme Hornissen zum Angriffe zusammenschaarten, bald wieder die zerbrochenen Leitern anlehnen und die Wälle hinaufklettern sehen. Die vordern Reihen wurden von den hinteren vorwärts gedrängt. Doch kaum waren die kühnen Wagehälse über die Brustwehr hinaufgekommen, als sie von den Piken der Soldaten durchbohrt oder von den Schwertern und Streitärten der Ritter niedergehauen wurden. Indem in diesem kritischen Augenblicke unglücklicherweise ein Funken in das Magazin mit den Brennstoffen fiel, fing dasselbe Feuer, flog mit einem schrecklichen Krachen in die Luft, tödtete oder verstümmelte eine Menge von der Garnison und wälzte große, undurchdringliche Dampfmassen die Bastei entlang. Die Belagerer machten sich die Verwirrung zu Nutze, um festen Fuß auf den Wällen zu fassen. Als sich daher die Rauchwolken zerstreuten, fand die Garnison zu ihrem Erstaunen die Feinde an ihrer Seite und sah, daß eine Menge kleiner Banner, wie die Türken gewöhnlich mit in's Gefecht nahmen, auf den Mauern aufgepflanzt waren. Da jetzt die Parteien unter gleicheren Verhältnissen fochten, raste der Kampf wilder als je zuvor. Die Türken wurden durch ihre Wunden entflammt, und die Christen fühlten sich angefeuert durch die

Erinnerung an St. Elmo und durch das Verlangen, ihre hingeschlachteten Brüder zu rächen. Der Streit dauerte lange, während die hoch am Himmel aufgestiegene Sonne ihre Gluth auf die Kämpfenden herabgoß, und die durch die überlegene Menge bedrängte, ermüdete und durch Wunden abgeschwächte Garnison war kaum im Stande, auf dem schlüpfrigen Boden, der mit ihrem eignen und dem Blute der Feinde gesättigt war, Stand zu halten. Doch immer noch schallte der muthige Schlachtenruf St. Johannes in die Lüfte und noch konnte man den tapferen Führer Zanoguerra an der Spitze seiner Ritter in dem dichtesten Gefechte sehen. Dort war auch Bruder Robert, ein Geistlicher des Ordens. Obschon verwundet, eilte er mit dem Schwerte in der einen Hand und mit dem Kruzifix in der andern durch die Reihen und ermahnte die Leute, „für den Glauben Jesu Christi zu fechten und für die Vertheidigung desselben zu fallen.“

In diesem entscheidenden Augenblicke traf den Kommanden Zanoguerra, ungeachtet seiner stich- und kugelfesten Rüstung, ein zufälliger Flintenschuß, welcher ihn leblos auf den Wall streckte. Bei seinem Falle erhoben die Belagerer ein Triumphgeschrei und verdoppelten ihre Anstrengungen. Nun hätte es übel um die Garnison gestanden, wäre jetzt nicht zur rechten Zeit Verstärkung von Il Borgo eingetroffen. Sie kam von La Valette geschickt, weil derselbe die gefährliche Lage der Bastei erfahren hatte. Kurz vorher hatte er eine Schiffbrücke über den Galeerenhafen schlagen lassen, wodurch er die beiden Halbinseln mit einander in Verbindung setzte und nun einen leichteren Weg als zuvor herstellte.

Während der Zeit war auch eine mächtige Verstärkung zur Unterstützung der Stürmenden unterwegs. Zehn Boote vom größten Umfange mit tausend Janitscharen sah man über den Großen Hafen von der gegenüberliegenden Küste herankommen. Indem sie sich durch das Geschick ihrer Landsleute gewarnt fein ließen, vermieden sie die Pallisaden und ruderten, indem sie mehr eine nördliche Richtung einhielten, auf den äußersten Punkt des Sporns los. Dadurch setzten sie sich aber dem Feuer einer ziemlich mit dem Wasserspiegel gleichliegenden Batterie in St. Angelo aus. Gerade diese niedrige Lage des Werkes war es, welche es den Blicken der Türken entzogen hatte. Die aus

fünf Kanonen bestehende Batterie wurde vom Ritterer de Guiral befehligt. Derselbe wartete ruhig, bis der Feind auf Schußweite herangekommen war, und dann kommandirte er Feuer. Die Geschütze waren mit schweren Kugeln und mit Säcken voll Ketten und Eisenstücken geladen. Die Schüsse thaten eine schreckliche Wirkung. Neun Barken gingen in Trümmer und sanken augenblicklich unter. Das Wasser war mit den Splittern der Fahrzeuge, mit verstümmelten Rumpfen, abgerissenen Gliedern, Kleidungsfetzen und einer Menge Proviant bedeckt; denn der Feind kam vorbereitet, um für die Dauer seine Wohnung in der Festung aufzuschlagen. Inmitten der traurigen Trümmer sah man einige Unglückliche mit den Wellen kämpfen und ihre Kameraden um Hülfe anflehen. Aber die im geretteten Boot Befindlichen hatten, als sie von dem Schrecken der Explosion zu sich selbst kamen, keine Lust, in einer so gefährlichen Lage zu bleiben, sondern fuhren, ohne sich um das Schicksal ihrer Kameraden zu kümmern, so schnell als möglich zur Küste zurück. Tag für Tag spülten die Wogen die Leichname der Ertrunkenen ans Land, und die maltesischen Taucher holten auf eine lange Zeit von dem Grunde reiche Kleidungsstücke, Zierrathen und sogar Geldbörsen, die die Janitscharen bei sich getragen hatten, herauf. Bei diesem Unglücksfalle sollen acht hundert umgekommen sein. Sehr wahrscheinlich wurde hierdurch das Geschick der Festung entschieden; denn die Größe der Verstärkung würde bei weitem die von La Valette der Garnison zu Hülfe gesandte Unterstützung überwogen haben.

Unterdessen waren die vom Großmeister zu Hülfe geschickten Truppen in der Bastei angekommen. Kaum hatten sie ihre Brüder in so arger Bedrängniß, die Fahnen der Moslems aber längs der Brustwehr aufgepflanzt gesehen, als sie ihr Kriegsgeschrei ausstießen und wüthend über den Feind herfielen. Hierbei wurden sie von der Garnison unterstützt, denn dieselbe fühlte sich bei dem Anblick der Hülfe neu gestärkt. Die auf allen Seiten bedrängten Türken wichen. Einigen gelang es, wie sie hinaufgekommen waren, so wieder auf den Leitern hinabzusteigen. Andere wurden auf den Felsen hinuntergeschleudert. Die meisten jedoch wandten sich gegen ihre Angreifer und fielen fechtend auf dem nämlichen Walle, welchen sie bei einem Haar gewonnen gehabt hätten. Die Entkommenen eilten nach

der Küſte zu, indem ſie die Boote zu erreichen ſuchten, aber ſie wurden von einer aus der Baſtei ausfallenden Abtheilung auf ihrer Flucht aufgefangen. In dieſer Klemme mußten ſie fechten, ſie mochten wollen oder nicht; allein der Muth hatte ſie verlaſſen, weßhalb ſie mit leichter Mühe von den Verfolgern niedergehauen wurden. Alsdann warfen ſich Einige auf die Kniee und flehten um Gnade. „Solche Gnade, wie ihr zu St. Elmo bewieſet," ſchrieen die Sieger, und bohrten ihnen den Dolch in die Bruſt.

Während unten dieſe blutige Arbeit gethan wurde, boten die auf den ausgeſetzten Punkten oben auf der Baſtei ſtehenden Ritter und Soldaten für die türkiſchen Kanonen jenſeits des Waſſers, die aus Furcht, die eigenen Leute zu verletzen, während des Sturmes nicht geſchoſſen hatten, eine deutliche Zielſcheibe dar. Jetzt, wo die Türken von den Wällen verſchwunden waren, wurden einige ſchwere Geſchoſſe mit verderblicher Wirkung mitten unter die Chriſten geſandt. Unter Anderen wurde Friedrich de Toledo, ein Sohn des Vicekönigs von Sizilien, getödtet. Er war ein junger Ritter, der zu großen Hoffnungen berechtigte, und ſtand unter der ſpeziellen Obhut des Großmeiſters, welcher ihn beſtändig um ſeine Perſon hatte. Als jedoch der edeldenkende Jüngling von der äußerſten Gefahr, worin ſeine Brüder in La Sangle ſchwebten, gehört hatte, ſtahl er ſich in die dahin zur Hülfe abgehende Verſtärkung und that daſelbſt in dem ſich entſpinnenden Kampfe ſeine Pflicht als ein guter Ritter. Während er dort auf dem Walle ſtand, wurde er von einem Artilleriegeſchoß getödtet, und ein Splitter ſeines Panzers verwundete tödtlich einen Kameraden, mit welchem er gerade ſich unterhielt.

Während auf dieſe Weiſe der Kampf am Sporn vor ſich ging, ſtürmte Haſſem auf dem gegenüberliegenden Theile die Breſche des Forts St. Michael. Die Sturmlaufenden, welche ſowohl aus Mauren als aus Türken beſtanden, drangen mit der gewöhnlichen Unerſchrockenheit zum Sturm vor. Aber ſie fanden hier einen ganz andern Feind, als die geſpenſterhaften Geſtalten geweſen waren, die, abgeſchwächt durch Mühſale und Leiden, in den letzten Tagen von St. Elmo ihnen einen ſo unwirkſamen Widerſtand entgegengeſtellt hatten. Vergebens ſuchte die herandonnernde Sturmfluth ſich durch die Reihe ernſter

Krieger, welche jetzt gleich einer eisernen Mauer die Bresche ausfüllten, eine Oeffnung zu erzwingen. Indem sie in Verwirrung abprallte, fielen die vordern Glieder auf den Nachtrab zurück, und Alles war in Unordnung. Aber schon bald stellte Hassem die Reihen wieder her und führte sie zum Angriff zurück. Wiederum wurden sie mit Verlust zurückgeschlagen. Da jedoch frische Truppen zu ihrer Unterstützung kamen, würde die kleine Garnison von der Ueberzahl überwältigt worden sein, wären jetzt nicht ihre Kameraden, angefeuert von dem in der Bastei errungenen Siege, zur Hülfe herbeigesprungen. Gleich einem Wirbelwind reinigten sie die Bresche, trieben unter fürchterlichem Gemetzel den Feind längs des Abhanges hin und jagten ihn hinter seine Verschanzungen zurück.

So endete der erste Sturm der Belagerer seit dem Falle St. Elmo's. Der Sieg der Christen war vollständig. Zufolge der malthesischen Angaben fielen bei den Angriffen auf die Festung und die Bastei zwischen drei bis vier tausend Muselmänner, die Ertrunkenen mit eingerechnet. Allein die Veranschlagung eines Feindes ist gewöhnlich nicht genau. Der Verlust der Christen war nicht über zwei hundert. Selbst dies war für die Belagerten ein schwerer Verlust; denn mehrere ihrer besten Ritter waren gefallen, ganz abgesehen von denen, die durch Wunden kampfunfähig gemacht waren. Dennoch war es ein glänzender Sieg, dessen Folgen sich an dem gehobenen Muthe der Belagerten und an dem eingeflößten Selbstvertrauen fühlbar machten. La Valette trug Sorge, diese Stimmung zu begünstigen. Die Ritter und hinter ihnen drein die ganze Bevölkerung von Il Borgo gingen in feierlicher Prozession nach der St. Laurenziuskirche, wo das Te Deum angestimmt wurde und die den Ungläubigen abgenommenen Fahnen als ruhmvolle Siegestrophäen an den Wänden hingen.

Mustapha fand jetzt, daß der Muth der Belagerten, weit entfernt, durch die neulichen Unfälle gebrochen zu sein, größer als je zuvor war, indem ihre Hülfsquellen bedeutender und ihre Fortifikationen stärker als diejenigen St. Elmo's waren. Er begriff, daß er mit größerer Vorsicht vorgehen mußte. Er beschloß, die Vertheidigungswerke erst dem Boden gleich zu machen und dann, indem er die gesammte Macht seines Heeres vereinigte, gleichzeitig Il Borgo und

St. Michael zu stürmen. Das Erste, was er zu diesem Zwecke that, war, daß er die Schanzlinie innerhalb St. Salvador bis an den Wasserrand fortführte und dadurch die Verbindung des Feindes mit der gegenüberliegenden Seite des englischen Hafens, über welchen die letzte Verstärkung aus Sizilien hereingekommen war, abschnitt. Ferner verstärkte er die Batterie auf St. Salvador und besetzte sie mit sechszehn Kanonen. Unter diesen gab es einige von so ungeheurem Kaliber, daß sie steinene Dreihundertpfünder schossen.

Von dieser wichtigen Batterie eröffnete er ein vernichtendes Feuer auf die benachbarte Bastei Castillen und das ihr am nächsten liegende Viertel von Il Borgo. Trotzdem daß die Häuser aus Stein gebaut waren, legte der Stein- und Metallhagel schon bald viele in Trümmer, und die durch die Straßen sausenden Geschosse tödteten eine große Anzahl Einwohner, Frauen und Kinder inbegriffen. Deßhalb ließ La Valette Schutzmauern von solidem Gestein über die Straßen für die Sicherheit der Einwohner errichten. Weil diese Arbeit mit großer Gefahr verknüpft war, nahm er hierzu seine Sklaven, indem er zugleich hoffte, daß der Feind aus Besorgniß für das Leben seiner moslemitischen Brüder zum Nachlassen des Feuers sich bewogen fühlen würde.

Allein mit dieser Erwartung war er sehr im Irrthum. Mehr als fünf hundert Sklaven fielen unter den unaufhörlichen Salven der Belagerer, und nur durch die strengste, ja grausame Behandlung konnten diese unglücklichen Wesen zur Fortsetzung ihrer Arbeiten gezwungen werden *).

Um diese Zeit ließ La Valette, um die Stadt gegen einen Sturm auf der Seite des englischen Hafens zu sichern, eine Anzahl mit schweren Steinen beladener Fahrzeuge nicht weit von der Küste versenken. Dann befestigte man sie durch Anker, welche miteinander durch Ketten ver-

*) In der That eine grausame Behandlung nach dem Berichte des Balbi, der uns erzählt, daß die Christen den Widerspenstigsten die Ohren abschnitten und einige sogar tödteten, — pour encourager les autres. — „Ilan muerto en esta jornada al trabajo mas de quinientos esclavos; mas los pobres llegaron atal de puros cansados y acabados del trabajo continuo, que no podian estar en pie, y se dexavan cortar las orejas y matar, por no poder trabajar mas.“

hunden wären, so daß sie eine völlig undurchdringliche Schutzmauer gegen jede Annäherung zu Wasser bildeten.

Sowohl die Einwohner von Il Borgo, wie die Soldaten waren jetzt fleißig mit den Vertheidigungsanstalten beschäftigt. Einige drehten große Seile und Taue auf, um Material zur Verfertigung von Säcken, die als Schanzkörbe dienen sollten, zu gewinnen. Manche verfertigten emsig verschiedene Arten Feuerwerk, das die Belagerten als ein sehr zuverlässiges Vertheidigungsmittel betrachteten. Andere mußten die großen Steine der zertrümmerten Gebäude in kleinere zerhauen, indem sich dieselben, wenn sie auf die Köpfe der Stürmenden hinabgeschleudert wurden, als wirksame Geschosse bewährten. Doch die größte und ununterbrochenste Arbeit war das Ausbessern der Breschen und die Errichtung von Schanzgräben, um selbige zu vertheidigen. Ueberall konnte man den Lärm des Hammers und der Säge hören. Die Feuer der Schmieden durften nie ausgehen. Das Arbeitsgetöse war in der ganzen Stadt ebenso unaufhörlich, wie in Friedenszeiten; nur daß es jetzt einen sehr verschiedenen Zweck hatte.

Ueber alle diese Arbeiten übte der Großmeister eine sorgfältige Aufsicht aus. Er war immer am Platze, wo seine Gegenwart gebraucht wurde. Sein Auge schien nie zu schlummern. Er war ebenso thätig als Soldat, wie als Befehlshaber. Bei Nacht machte er beständig die Runde, um zu sehen, ob Alles sicher stände, und ob die Schildwachen auf ihren Posten wären. Hierbei setzte er sich oft Gefahren aus, indem er für seine eigene Sicherheit eine so große Unbebekümmertheit zeigte, daß ihm die Brüder deßwegen mehrmals Vorstellungen machten. „Er wachte," sagt der alte Geschichtschreiber, welcher Augenzeuge davon war, „wirklich über Alle, und verrieth in seiner tapferen Haltung kein Zeichen von Furcht, sondern gab seinen Leuten durch seine edle Miene Muth und Leben."

Dennoch hätte bei dem Anblick der Scene selbst das stärkste Herz von Furcht erzittern können. Denn so weit das Auge reichen konnte, erstreckten sich die Reihen der moslemitischen Armee über Berg und Thal, während das betäubende Krachen der Artillerie aus vierzehn Batterien den festen Boden erschütterte und indem es mehr als hundert englische Meilen weit über die Gewässer schallte, von den

Einwohnern von Syrakus und Catanien wie das Rollen eines entfernten Donners gehört wurde. Inmitten dieses Wirrwarrs und umgeben von den glänzenden Linien der Belagerer konnte man die beiden Christenfestungen matt durch die Massen Feuer und Qualm schimmern sehen, welche in dunkeln Wolken um die Spitzen derselben wirbelten und das stolz in der Luft flatternde, gleichsam den Feind trotzig herausfordernde Banner St. Johannis fast gänzlich verhüllten.

Allein da die Werke unter der Erschütterung der Kugeln zusammenbrachen, wurde die Lage der Garnison mit jedem Tage bedenklicher. La Valette sann darauf, dem Könige von Sizilien Mittheilung zu machen und ihn anzutreiben, daß er, wenn er die Insel retten wollte, seine Ankunft nicht länger verschieben dürfe. Aber, wunderbar genug, hatte sich bei den Räthen des Vicekönigs eine so furchtsame Politik eingeschlichen, daß man ernstlich die Frage erörterte, ob es denn überhaupt von Nutzen wäre, den Rittern auf Maltha Hülfe zu senden! Einige behaupteten, daß Spanien auf keine Weise sich an dem Streite zu betheiligen verpflichtet wäre, und daß man es den Rittern überlassen sollte, ihren Kampf mit den Türken in Maltha auszufechten, wie das zuvor auf Rhodus geschehen sei. Andere machten hiergegen geltend, daß, wenn man die tapfere Ritterschaft, welche so viele Jahre hindurch die Schlachten der Christenheit geschlagen, in ihrer Noth im Stiche ließe, dies auf das Wappen Castiliens einen unvertilgbaren Flecken bringen würde. Dazu sei der König von Spanien, als der feudale Oberherr des Ordens, insbesondere verpflichtet, die Insel vor den Türken zu schützen, welche ja außerdem, wenn sie einmal im Besitze dieser Insel wären, sich als die fürchterlichste Geißel für den Handel des Mittelländischen Meeres erweisen würden. Der edelmüthige Rath, der glücklicherweise auch der klügere war, behielt die Oberhand. Somit dachte der Vicekönig darauf, dem Großmeister die Versicherung zu überschicken, daß er, wenn derselbe nur sich bis zu Ende des folgenden Monats halten könnte, ihm sechszehn tausend Mann zum Entsatz senden würde.

Das war jedoch für Leute in Noth eine lange Zeit zum Warten. La Valette sah mit Kummer, wie sehr er sich getäuscht hatte, indem er auf den Vicekönig rechnete. Er beschloß, seine Brüder zu enttäuschen,

damit sie nicht länger Etwas auf trügerische Hülfsversprechungen gäben. „Die einzige Hülfe, worauf man bauen könne," sagte er, ist der allmächtige Gott. Er, der bisher seine Kinder vor Gefahr behütet, wird sie auch jetzt nicht verlassen." La Valette erinnerte seine Leute, daß sie Krieger des Himmels wären, indem sie für den Glauben, für die Freiheit und das Leben kämpften. „Würde der Feind die Oberhand gewinnen," fügte er mit einem klugen Winke hinzu, „so könnten die Christen kein besseres Geschick, als dasjenige ihrer Kameraden von St. Elmo erwarten." Die Ermahnung des Großmeisters war bei den Soldaten nicht umsonst. „Jedermann von uns," sagt Balbi, „beschloß eher zu sterben, als sich zu ergeben, und sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Von dieser Stunde an sprach Niemand mehr von Unterstützung."

Jetzt kam aus dem päpstlichen Arsenale eine von den geistlichen Waffen, welche sich in Zeiten der Noth so oft als ausgezeichnet wirksam bewiesen haben, sehr zur rechten Zeit dem La Valette zu Hülfe. Eine Bulle des Papstes nämlich bewilligte völligen Ablaß für alle Sünden, welche die an dem heiligen Kampfe gegen die Moslems Betheiligten begangen hatten. Der Geschichtschreiber sagt: „Nur wenige, seien es Männer oder Frauen, welche alt genug zur Begeisterung waren, gab es, die nicht darnach gestrebt hätten, diese Gnade durch die ernstlichste Hingabe an die Sache zu verdienen, während Jedermann die vollste Ueberzeugung hatte, daß Alle, die in dem guten Werke fielen, auf der Stelle zur Glorie eingingen."

Seit dem für die Türken so nachtheiligen Angriffe auf die Festung St. Michael waren mehr als zwei Wochen verstrichen. Während dieser Zeit hatten sie ein unabläßiges Feuer auf die christlichen Fortifikationen unterhalten. Die Wirkung davon ließ sich an mehr als einer schrecklichen Bresche, die den Feind zum Sturm einlud, sehen. Demnach war der zweite August zu einem allgemeinen Angriff sowohl auf das Fort St. Michael, wie auf die Bastei Castilien festgesetzt. Die letztere deckte, indem sie an dem obersten Theil des englischen Hafens östlich von Il Borgo lag, die Flanke der Vertheidigungslinie in dieser Gegend. Mustapha wollte die Operationen gegen das Fort in eigener Person leiten und übertrug den Sturm auf die Bastei dem

Piali. Es war dies eine Theilung des Oberbefehls, welche im höchsten Grade den Ehrgeiz der nebenbuhlerischen Führer entflammen mußte.

Glücklicherweise erhielt La Valette durch einige Deserteure Nachricht von den Plänen der türkischen Befehlshaber und traf demgemäß seine Vorbereitungen. Am Morgen des zweiten August rückten auf das festgesetzte Zeichen die Leute des Piali lebhaft zum Sturme vor. Schnell marschirten sie über den theilweise mit den Trümmern des Walles angefüllten Graben, erstiegen unter einem scharfen Gewehrfeuer die Anhöhe und standen endlich, mit etwas zerrissenen Reihen, auf dem Hügel der Bresche. Aber hier stießen sie auf Widerstand, indem von den Belagerten innerhalb Verschanzungen aufgeworfen waren, hinter welchen dieselben auf die Stürmenden solche dichte Salven hervorsandten, daß die Fronte der Kolonne wankte und einige Schritte zurückfallen mußte. Doch dort drängte man von hinten vorwärts und es entstand Verwirrung. Diese vermehrte sich noch durch das kräftige Gewehrfeuer der Garnison von den Wällen und durch die zu gleicher Zeit auf die Köpfe der stürmenden Kolonne herabfliegenden schweren Blöcke, Handgranaten und Ströme siedenden Peches. Durch den Angriff geblendet und taumelnd gemacht, wankten die Angreifer gleich einem betrunkenen Menschen hin und her. Die Leiden der Soldaten vergrößerten sich noch, indem ihre Füße an den zahlreichen in die Trümmer der Bresche von den Belagerten eingeschlagenen Nägeln sich zerfleischten und hängen blieben. Wehe dem, der fiel! Sein sich krümmender Körper wurde bald von dem gedrängten Haufen mit Füßen getreten. Vergebens suchten die moslemitischen Führer wieder Ordnung herzustellen. Ihre Stimmen verhallten in dem wild herumtosenden Aufruhr. In diesem entscheidenden Augenblicke machten die Ritter an der Spitze ihrer Leute einen Angriff, säuberten die Bresche und trieben den Feind mit Verlust in die Schanzen zurück.

Nachdem dort die aufgelösten Kolonnen wieder hergestellt und mit frischen Truppen verstärkt worden waren, wurden sie zum Angriff zurückgebracht. Aber dies gab der Garnison eine Pause, welche La Valette sich zu Nutze machte, indem er den Soldaten Erfrischungen reichen ließ. Durch seine Fürsorge wurden Schläuche mit Wein und

Wasser, nebst Brotrationen, in die Nähe der Angriffspunkte gebracht und unter die Leute vertheilt. Also gestärkt, fand sich die Garnison in den Stand gesetzt, es mit der neuen feindlichen Macht aufzunehmen, und die Erfrischungen auf der einen Seite geschahen gewissermaßen, um die Verstärkungen der andern aufzuwiegen. Auch standen Gefäße mit Salz und Wasser bereit, damit diejenigen, welche sich bei den Feuerwerken verbrannt hatten, die Wunden bähen konnten. „Ohne diese verschiedenen Vorsichtsmaßregeln," sagt der Chronikschreiber, „würde es für so wenig Leute, wie wir waren, ganz unmöglich gewesen sein, gegen einen solchen Feind, der uns auf allen Seiten angriff, Stand zu halten."

Nochmals und abermals erholten sich die geschlagenen Türken zu einem neuen Sturme; doch wurden sie eben so oft mit dem nämlichen Verluste wie zuvor zurückgetrieben. Endlich zog Piali seine entmuthigten Legionen zurück und gab für diesen Tag jeden weiteren Versuch auf.

Es ging nicht viel besser auf der anderen Seite, wo die Belagerer unter den Augen des Oberbefehlshabers die Festung St. Michael stürmten. Auf jedem Punkte war die unerschrockene Ritterschaft St. Johannis siegreich. Allein der Sieg wurde um einen hohen Preis erkauft.

Am nächsten Tage und jeden folgenden Tag kehrten die Türken zum Angriffe zurück. Augenscheinlich war es ihre Absicht, sich ihre überlegene Zahl zu Nutze zu machen, um die Belagerten zu ermüden und zu erschöpfen. Einer dieser Stürme wäre beinahe von verderblichen Folgen begleitet gewesen.

Eine Mine nämlich unter der Bastei Castilien wurde gesprengt und riß eine weite Strecke des Walles ein. Der auf das Ereigniß vorbereitete Feind erstieg die rauchenden Ruinen und ergoß sich durch die unvertheidigte oder doch nur schwach von einer überraschten Garnison vertheidigte Bresche. Schon im nächsten Augenblick war die große Standarte der Ottomannen auf die Mauern gepflanzt. Man machte Lärm. In wenigen Minuten schon konnte der Feind in der Stadt sein. Ein Ordensgeistlicher, Namens Bruder Wilhelm, der von dem Anblick erschreckt war, eilte so schnell als möglich auf den Markt, wo der Großmeister damals seinen gewöhnlichen Stand aufgeschlagen

hatte. Indem der Priester zu ihm hinstürzte, rief er ihm zu, daß er, da der Feind in die Stadt hereingebrochen wäre, sich in das Schloß St. Angelo flüchten möge. Allein der unerschrockene Führer ergriff schnell seine Lanze, und während er keine andere Rüstung als den Helm hatte, rief er den Umstehenden zu: „Jetzt ist es Zeit, laßt uns zusammen sterben!“ Mit diesen Worten eilte er nach dem Kampfplatze und fiel dort, nachdem er seine Leute wieder gesammelt hatte, wüthend auf den Feind. Es entspann sich ein scharfer Kampf. Mehrere Ritter wurden an La Valette's Seite niedergehauen. Er selbst wurde durch den Splitter einer Handgranate in's Bein verwundet. Heftig läutete die Sturmglocke der Stadt. Man verkündete, daß der Großmeister in Gefahr sei. Da eilten die Ritter, Soldaten und Stadtleute zur Stelle. Sogar die Kranken sprangen aus ihren Betten und eilten, so schnell sie konnten, um ihn zu befreien. Indem nun die Moslems auf allen Seiten gedrängt und durch den entschlossenen Angriff wankend gemacht wurden, fielen sie langsam auf die Bresche zurück.

Die Kavaliere hätten jetzt den Großmeister, welcher noch inmitten eines Haufens Getödteter stand, gern dazu vermocht, daß er sich an einen sichern Ort zurückzog und den Ausgang der Schlacht seinen Begleitern überließ. Allein indem er seine Augen auf die noch von den Mauern wehende ottomannische Standarte heftete, schüttelte er traurig den Kopf, um dadurch seinen Entschluß zu bleiben auszudrücken. Da machte die von Scham und Zorn angespornte Besatzung auf die Moslems einen wüthenderen Anfall als zuvor. Die von den Wällen herabgerissene Fahne wurde im Kampfe zerfetzt. Die Christen behielten die Oberhand, und die Türken, durch den unbezwinglichen Muth derselben ermattet, mußten nach einem langen, blutigen Gefecht die bei einem Haar gewonnenen Werke aufgeben.

Doch der Großmeister, weit entfernt, sich zurückzuziehen, schlug die folgende Nacht sein Standquartier in der Nähe der Bresche auf. Er zweifelte nicht, daß der Feind unter dem Schutze der Dunkelheit zurückkehren und den Sturm, ehe die Garnison hätte Verschanzungen aufwerfen können, erneuern würde. Vergebens baten den Großmeister seine Begleiter, sich zurückzuziehen, ihnen den Kampf allein zu überlassen, und nicht sein für die Gemeinschaft so kostbares Leben in die Schanze

zu schlagen. „Und kann wohl ein Greis, wie ich," sagte er, „sein Leben ruhmreicher enden, als in der Mitte seiner Brüder und im Kampfe für das Kreuz?"

Die Voraussetzung La Valette's war richtig. Kaum war es dunkel geworden, als die wieder unter Waffen befindliche Türkenschaar über die Ruinen des Walles nach der Bresche zu wogte. Allein es geschah nicht unter dem Schutze der Dunkelheit; denn die ganze Bucht war durch das unaufhörliche Blitzen der Kanonen, durch den Lichtschein der Brennstoffe und durch die feurigen Geleise der durch die Luft schwirrenden Geschosse erhellt. Auf diese Weise kämpfte man wie bei hellem Tage. Die auf den Angriff vorbereitete Garnison erneuerte die Scenen vom Morgen und schlug die Stürmenden wieder zurück, sodaß letztere, gebrochen und entmuthigt, selbst nicht durch die Schläge ihrer Offiziere zur Rückkehr zum Sturme gebracht werden konnten*).

Den folgenden Morgen ließ La Valette in der St. Lorenzkirche das Te Deum singen und am Throne des Allgnädigen Dankgebete für die Befreiung darbringen. Und wenn die Feierlichkeiten nicht mit dem gewöhnlichen Glanze des Johanniterordens abgehalten wurden, so geschahen sie wenigstens, sagt der Geschichtsschreiber, mit dem Opfer zerknirschter Herzen, — wie sich an den Thränen manchen Mannes und mancher Frau in der Prozession zeigte.

Man hatte in der That fast ebensoviel Ursache zu Kummer als zu Freude. Wie siegreich die Christen sich auch vertheidigt und einen wie schweren Verlust sie auch dem Feinde zugefügt hatten, so hatten sie doch selbst den Verlust ihrer berühmtesten Ritter zu betrauern, während Andere kampfunfähig darniederlagen. Unter den letzteren war De Monti, der Admiral des Ordens, der jetzt im Fort St. Michael, dessen Kommandant er war, gefährlich verwundet lag. Unter den Todesfällen gab es einen, welcher La Valette persönlich berührte. Ein

*) Nach Vertot wurde dieser letzte Angriff den achtzehnten August gemacht. Seine Zeitrechnung kann durch diejenige Balbi's verbessert werden; denn indem die Darstellung des letzteren die Form eines Tagebuches annimmmt und die Vorfälle jedes einzelnen Tages besonders aufzählt, trägt sie das Gepräge viel größerer Genauigkeit an sich. Balbi gibt als Datum den siebenten August.

junger Kavalier nämlich, der sein Neffe war, hatte sich mit einem Kameraden gleichen Alters auf eine gefährliche Unternehmung eingelassen. Die schöne Gestalt und vergoldete Rüstung des jüngeren La Valette hatte die Aufmerksamkeit des Feindes auf ihn gelenkt, und er fiel, zusammen mit seinem Freunde, unter einem Hagel türkischer Kugeln in dem Graben vor der Bastei. Um die Leichen der Getödteten folgte ein heißer Kampf zwischen den Christen und den Türken. Die Christen blieben Sieger, und La Valette konnte demnach den Ueberresten seines tapferen Verwandten die letzte Ehre erweisen. Die Ritter wollten ihm ihr Beileid über seinen Verlust bezeigen. Aber sein Charakter gab sich keinem selbstsüchtigen Kummer hin. „Alle sind mir theuer," sagte er; „Euch Alle betrachte ich wie meine Kinder. Ich betraure Palastra (den Freund des jungen La Valette) ganz eben so sehr, wie meinen Neffen. Und wenn man es recht bedenkt, hat es auch wenig zu sagen; denn sie sind uns nur eine kurze Zeit vorausgegangen."

In der That war jetzt nicht die Zeit, sich dem häuslichen Kummer hinzugeben, weil ja die Sorge für die Oeffentlichkeit so schwer die Herzen drückte. Mit jedem Tage wurde die Lage der Belagerten bedenklicher. Die wankenden Vertheidigungswerke sowohl von Il Borgo wie von La Sangle schwanden weg unter dem unbarmherzigen Feuer der Belagerer. Eine große Menge, nicht nur Ritter und Soldaten, sondern auch Einwohner der Stadt, waren getödtet worden. Die Frauen hatten während der ganzen Belagerung den nämlichen Heldenmuth wie die Männer gezeigt; denn sie verrichteten nicht nur die gewöhnlichen weiblichen Dienste der Pflege und Erleichterung der Kranken, sondern waren oft in der Schlacht mit anwesend, um die Garnison mit Erfrischungen zu versorgen, Munition herbeizuschaffen oder die Verwundeten fort nach dem Hospital zu bringen. Indem sie also die Gefahren ihrer Gatten und Väter theilten, theilten sie auch ihr Loos. Viele kamen durch das feindliche Feuer um. Auf den Wällen und in den Straßen lagen die weiblichen Leichen mit den männlichen vermischt. Die Hospitäler waren voll von Kranken und Verwundeten, obschon glücklicherweise noch keine ausgebrochene Seuche die Todtenliste vermehrte. Diejenigen von der Besatzung, welche noch ihre Pflicht zu thun vermochten, waren von langen Nachtwachen und übermäßigen

Mühsalen mitgenommen. Bei Tage flechten, des Nachts Verschanzungen aufwerfen oder in der Dunkelheit die zerbröckelnden Werke ausbessern: das war die harte Arbeit des Soldaten. Nur kurze Zeit war ihm zur Rast erlaubt: eine Rast, die jeden Augenblick durch den Schall der Sturmglocke unterbrochen werden konnte und welche unter einem so wilden Lärme genossen wurde, daß es schien, als ob, nach der ungezierten Sprache des so oft genannten Veteranen, „die Welt untergehen sollte."

Glücklicherweise war durch die Fürsorge des Großmeisters noch Vorrath an Proviant in den Magazinen. Aber die Munition fing bereits an, dünn zu werden. Indeß verließ die Belagerten die Entschlossenheit nicht. Diese Entschlossenheit war ohne Zweifel durch das grausame Benehmen der Türken in St. Elmo verstärkt worden, denn dieses hatte bewiesen, daß man von einem solchen Feinde keine Gnade erwarten durfte. Die Ueberzeugung hiervon hatte die Christen mit dem Muthe der Verzweiflung bewaffnet. Auf fremde Hülfe konnte man nicht mehr bauen. Man baute nur noch, wie der Großmeister es angerathen hatte, auf den Schutz des Himmels. Wie uns versichert wird, ging La Valette jeden Tag während der Belagerung in die St. Lorenzkirche und flehte dort die Hülfe des Himmels auf die tapferen Leute herab, welche, allein und ohne Unterstützung, die Schlachten des Glaubens fochten.

Am Ende bewog die bedenkliche Lage der Vertheidigungswerke den Rath der Großkreuze, dem La Valette vorzuschlagen, daß er Il Borgo aufgeben und sich sammt den Truppen und Einwohnern in das Schloß St. Angelo zurückziehen möge. Der Großmeister erblickte auf der Stelle die verderblichen Folgen eines solchen Schrittes und verwarf ihn, ohne nur einen Augenblick zu zögern. „Sich in das Schloß zurückziehen," sagte er, „hieße alle Verbindung mit St. Michael aufgeben und die tapfere Besatzung dort ihrem eigenen Geschick überlassen. Um die Einwohner der Stadt würde es nicht besser stehen. Die Cisterne, welche St. Angelo mit Wasser versorgt, würde für die Bedürfnisse einer so großen Menge durchaus nicht hinreichen und man würde schon bald in die äußerste Noth gerathen. Nein, meine Brüder," schloß er,

„hier müssen wir Stand halten, und hier müssen wir sterben, wenn wir uns nicht gegen die Ungläubigen behaupten können.“

Er wollte selbst nicht zugeben, daß die heiligen Reliquien oder das Ordensarchiv dahin als nach einem Orte von größerer Sicherheit gebracht würden. Das würde zur Entmuthigung der Soldaten führen, indem dieselben daraus schließen müßten, daß er ihnen nicht die Kraft zutraute, die Stadt gegen den Feind zu halten. Im Gegentheil ließ er eine Kommunikationsbrücke mit dem Schlosse, nachdem er den größeren Theil der Garnison zum Beistand bei der Vertheidigung Il Borgo's herbeigezogen hatte, abbrechen. Durch diese Maßregeln kündete er seinen unabänderlichen Entschluß an, daß er die Stadt bis zum Aeußersten behaupten, und nöthigenfalls bei ihrer Vertheidigung fallen wollte.

Elftes Kapitel.

Die Belagerung von Maltha.

Die Türken sind entmuthigt. — Die Verstärkung von Sizilien. — Die Aufhebung der Belagerung. — Freude der Christen. — Bitterer Aerger Soliman's. — Ueberblick der Belagerung. — Die fernere Lebensgeschichte La Valette's.

1565.

Während die Angelegenheiten der Belagerten so traurig aussahen, wie im letzten Kapitel beschrieben wurde, stand es um die Sache der Belagerer nicht viel besser. Ueber die Hälfte des ursprünglichen Heeres war umgekommen. Der blutigen Liste der bei den zahlreichen Stürmen Gefallenen mußte man jetzt noch die täglichen Opfer der Pestilenz hinzufügen. In Folge der großen Hitze, Anstrengung und schlechten Nahrung war nämlich im moslemitischen Heere eine Ruhr ausgebrochen, die jeden Tag Hunderte dahinraffte. Sowohl die Munition wie der Proviant gingen auf die Neige. Die Schiffe mit Zufuhr wurden beständig von den sizilianischen Kreuzern weggefangen. Viele große Kanonen waren so arg beschädigt, daß man sie wegthun und an Bord

der Flotte bringen mußte. Dies geschah mit einer Stille, die zu dem lärmenden Geschrei, womit die Batterien aufgeführt worden waren, einen starken Gegensatz bildete. Doch wurden es die Belagerten trotzdem gewahr und ihr Muth hob sich sehr durch die Berichte, welche die täglichen Ueberläufer von der Lage der Armee abstatteten.

Mustapha ärgerte sich nicht wenig über den lang hinausgezogenen Widerstand der Belagerten, denn er blickte mit Furcht auf die Folgen des Mißlingens einer Expedition, deren Zurüstungen von seinem Herrn auf einem so großartigen Fuße und mit so gewisser Zuversicht des Gelingens gemacht worden waren. Er unterließ nicht, zur Erreichung seines Zweckes jedes Mittel anzuwenden, welches die damalige Kriegswissenschaft — wenigstens die türkische — an die Hand geben konnte. Er ließ bewegbare hölzerne Thürme bauen, wie sie in dem alten Belagerungssysteme bei festen Plätzen angewandt worden waren. Nachdem er dieselben nahe an die Werke herangebracht hatte, sollten seine Musketiere von ihnen herab ihre Salven in die Stadt senden. Allein die Belagerten stürzten heraus, legten Feuer an seine Thürme und brannten dieselben nieder. Dann ließ er eine umfangreiche Maschine von der Größe eines Orhoftes machen, dieselbe mit Brennstoffen anfüllen und vermittelst einer Vorrichtung auf den Wall der Bastei schleudern Aber es gelang der dortigen Besatzung, sie zurück auf die Köpfe der Erfinder zu werfen, wo sie mit einer fürchterlichen Wirkung explodirte. Mustapha trieb seine Minen bis unter die christlichen Vertheidigungswerke, bis der Boden wie eine Wachsscheibe durchlöchert war und die Garnison auf der Oberfläche eines Vulkans zu stehen schien. Da machte La Valette seinerseits Contreminen. Indem die Christen nun in die Gänge der Türken einbrachen, ließen sie sich kühn mit ihnen in unterirdische Gefechte ein, wobei bisweilen die Mine sprang und dadurch beide, Türken und Christen, unter einem Haufen Trümmer begrub.

Wie nun die Türken auf allen Punkten sich umsonst anstrengten und ihre Reihen stündlich durch Krankheit gelichtet wurden, entfiel der moslemitischen Armee der Muth. Jetzt gerade, wo die Bastei Castilien mit ihren verfallenen Werken einem seiner Rüstung entkleideten Krieger

glich, deſſen vertheidigungsloſer Zuſtand zum Angriff einladet, hatten ſie keinen Muth, dieſen Angriff zu wagen. Sowie ihr Feuer nachließ und ihre Stürme ſeltener und ſchwächer wurden, erneute ſich die Zuverſicht der Chriſten, bis ſich die letzteren ſogar der Hoffnung hingaben, daß ſie, ohne die langverſprochene Unterſtützung von Sizilien abzuwarten, den Feind eigenhändig würden vertreiben können. Zum Glück für die Ehre Spaniens wurde die Ritterſchaft nicht zu dieſem gefährlichen Verſuche getrieben.

Indem der Vicekönig Don Garcia de Toledo am Ende den Bitten der Ritter und dem Enthuſiasmus der Armee nachgab, verſammelte er im Hafen von Syrakus eine Flotte und lichtete am 25. Auguſt die Anker. Die Flotte beſtand aus 28 Galeeren und führte elftauſend, hauptſächlich aus ſpaniſchen Veteranen zuſammengeſetzte Truppen. Daneben befanden ſich zweihundert Ordensritter, die aus fremden Ländern gerade noch zur rechten Zeit angekommen waren, um der Schlußſcene des Dramas beizuwohnen. Auch war eine ziemlich große Anzahl Abenteurer aus Spanien, Frankreich und Italien vorhanden. Dieſelben waren häufig Perſonen aus vornehmem Stande und von großem militäriſchen Ruhme; ſie hatten den Rittern von Maltha ihre Dienſte angeboten, um an der ruhmreichen Vertheidigung Antheil zu nehmen.

Unglücklicherweiſe erlitt die Flotte auf ihrer kurzen Fahrt einen heftigen Sturm, der ſo viel Schaden anrichtete, daß der Vicekönig, um ſeine Galeeren auszubeſſern, nach Sizilien zurückkehren mußte. Glücklich entging er der Aufmerkſamkeit des Feindes, deſſen Armada zum Theil, um den Belagerten die Zufuhr abzuſchneiden, vor der Mündung des Großen Hafens lag, und lief am 6. September unter dem Schutze der Dunkelheit der Nacht in die Bai von Melecca auf der weſtlichen Seite der Inſel ein.

Nachdem der Vicekönig am nächſten Morgen ſein Heer nebſt dem Gepäck und den Kriegsvorräthen gelandet hatte, fuhr er wieder nach Sizilien, um noch eine in Meſſina wartende Verſtärkung von viertauſend Truppen herüberzuholen. Er kam ſo nahe bei den belagerten Feſtungen vorbei, daß er von den Garniſonen geſehen werden konnte, und begrüßte ſie mit drei Kanonenſalven, welche ihre Herzen erfreuten.

Einen ganz andern Eindruck machten die Salven auf die Belagerer. Diese hörten mit überreizter Leichtgläubigkeit auf die bald zu ihnen gelangenden übertriebenen Berichte von der Stärke der auf der Insel gelandeten Truppen, und fürchteten, schon bald von denselben in ihren Verschanzungen angegriffen zu werden. Ohne Zaudern traf Mustapha Anstalten zu seiner Abreise. Seine schweren Geschütze und die Feldbagage wurden an Bord der am Eingange des Großen Hafens liegenden Galeeren und kleineren Fahrzeuge so still und schnell als möglich gebracht. La Valette hatte gehofft, daß während der Nacht ein Theil der spanischen Verstärkung der Garnison zu Hülfe geschickt werden würde. Er wollte alsdann auf den Feind einen Ausfall machen, um wenigstens, wenn nicht mehr dabei herauskäme, in Besitz der für seine Fortifikationen so nöthigen Kanonen zu gelangen. Die ganze Nacht hindurch hörte er ungeduldig das Knarren der Räder, welche die Artillerie nach den Schiffen fortbrachten; aber keine sizilianische Unterstützung kam bei ihm an.

Sobald es Tag wurde, schiffte sich die ottomannische Armee ein, und die Fahrzeuge fuhren nach dem Musiettehafen herum, wo die türkische Flotte, von welcher hier der größere Theil lag, jetzt emsig die Vorbereitungen zu ihrer Abreise traf. Kaum war der Feind abgezogen, als die Belagerten heraus in die Schanzen strömten. Ein oder zwei ungeheure Geschütze, welche man wegen ihrer schwerfälligen Größe nicht fortschaffen konnte, waren von den Türken zurückgelassen worden und blieben als eine merkwürdige Siegestrophäe*). Auf der Stelle machten die Christen die ottomannischen Verschanzungen der Erde gleich, und schon sehr bald konnte man über den Trümmern von St. Elmo die Flagge St. Johannis lustig in der Luft flattern sehen. Der Großmeister rief jetzt seine Brüder zusammen, damit sie ihre Andacht in der nämlichen St. Lorenzkirche, wo er so oft während der Belage-

*) Die Rüstkammer im Regierungspalaste La Valette's enthält noch jetzt eine Menge Waffen, Säbel, Hakenbüchsen, Stahlbogen und dergleichen, welche zu verschiedenen Zeiten den Türken abgenommen worden sind. Unter andern gibt es dabei eine Kanone von einer eigenthümlichen Arbeit; doch ist dieselbe weit kleiner, als die beiden im Texte erwähnten Geschütze. Jene Siegestrophäen der Belagerung hätten unter den Nationalandenken aufbewahrt werden sollen.

sung den Beistand des Himmels angerufen hatte, verrichteten. „Niemals hörten menschliche Ohren eine süßere Musik, denn die unsrigen,“ ruft Balbi aus, „als uns jene Glocken in die Ohren riefen, zur nämlichen Stunde, wo sie vor drei Monaten gegen den Feind Sturm geläutet hatten.“ Aus den sämmtlichen Ordensmitgliedern, den Soldaten und den Bürgern wurde eine Prozession gebildet. Der Gottesdienst wurde jetzt mit einer größeren Feierlichkeit und einem größeren Glanze abgehalten, als in der Eile und dem Tumulte der Belagerung möglich gewesen war. Mit überströmenden Herzen stimmte die Menge in das Te Deum ein und opferte dem Allmächtigen sowie der gebenedeiten Jungfrau Dank für die Befreiung von den Feinden. Es war dies am achten September, dem Geburtstage der heiligen Jungfrau: einem denkwürdigen Tage in der Geschichte Maltha's, der noch jetzt von den Einwohnern als ihr ruhmreichster Jahrestag gefeiert wird.

Kaum waren die türkischen Galeeren mit Mustapha am Bord zu der großen Flottenabtheilung im Musiettehafen gestoßen, als dieser Befehlshaber durch die ihm hinterbrachte Nachricht die Ueberzeugung erlangte, daß die Angaben über die Zahl der Spanier sehr übertrieben worden waren. Er sah ein, daß er, indem er ohne einen Schlag zu versuchen, einem an Stärke untergeordneten Feinde das Feld überließ, voreilig gehandelt hatte. Wohl mochte ihm das Haupt auf den Schultern zittern, wenn er daran dachte, daß er also entehrt vor seinen erzürnten Herrn träte. Dem Piali soll der Aerger seines Nebenbuhlers nicht sehr unangenehm gewesen sein. Der Mangel an Uebereinstimmung zwischen den beiden Befehlshabern hatte in mehreren Fällen dem glücklichen Gelingen der Operationen geschadet. Indeß verständigte man sich jetzt dahin, daß Mustapha die kampffähigen Truppen wieder ausschiffen und den Spaniern eine Schlacht liefern sollte. Unterdessen wollte Piali den Hafen, welcher dem Feuer des wieder in feindlichen Händen befindlichen St. Elmo ausgesetzt war, verlassen und weiter westlich in der Rhede St. Paul Anker werfen.

Mittlerweile waren die sizilischen Truppen in das Innere bis in die Nähe von Citta Notable oder, wie sie jetzt heißt, Citta Vecchia, vorgerückt. Der Befehlshaber war Ascanio de la Corña, ein Offizier, welcher sich in den italienischen Kriegen hervorgethan hatte. Zweiter

im Kommando war Alvaro de Sandé, der nämliche Feldherr, welcher die Insel Gozos so heldenmüthig gegen die Türken vertheidigt hatte. Seine ritterliche Kühnheit wurde durch die Vorsicht des Corña hinlänglich aufgewogen.

La Valette, welcher auf die Bewegungen der Türken ein wachsames Auge richtete, unterließ nicht, den Don Ascanio in Kenntniß zu setzen, daß sich der Feind wieder ausgeschifft hatte und auf dem Marsche gegen ihn begriffen war. Deßhalb nahm der spanische General eine starke Stellung auf einer Anhöhe ein, deren Zugänge steil und äußerst schwierig waren. Nachdem sich der kluge Führer dergestalt gesichert hatte, wollte er den Sturm der Moslems abwarten. Allein die das sizilianische Hülfsheer begleitenden Johanniter, die an den verhaßten Feinden ihres Ordens Rache zu nehmen verlangten, forderten laut, daß man sie gegen die Ungläubigen führe. Hierin stimmte ihnen der feurige De Sandé und die Mehrzahl der Truppen bei. Als man daher der moslemitischen Banner ansichtig wurde und die dichten Kolonnen des Feindes über das Land heranrücken sah, war die Ungeduld der Christen nicht länger zu zügeln. Die Stimmen der Offiziere blieben unbeachtet. Don Ascanio sah ein, daß es nicht weise war, dieser Stimmung der Truppen zu widerstehen. Schnell wurden sie also in Schlachtordnung gebracht, und rasch stürzten sie dann, gleich einem Bergstrome, herab auf den Feind.

Auf ihrer Linken lag ein Hügel mit einem kleinen, die Ebene beherrschenden Thurme. Es war den Türken gelungen, dieses Werk zu nehmen. Eine Abtheilung Spanier erstieg die Anhöhe, griff die Türken an und nahm das Fort nach kurzem Kampfe. Unterdessen fiel die maltheſische Ritterschaft nebst Sandé und der Hauptabtheilung des Heeres den Feind wüthend in der Fronte und auf den Flanken an. Die der langen und unheilvollen Belagerung überdrüssigen türkischen Soldaten hatten sich mit großer Freude eingeschifft, und als sie später wieder landen und den Kampf erneuern mußten, hatte ihr unzufriedenes Murren nicht beschwichtigt werden können. Verstimmt und entmuthigt, wie sie waren, waren sie keineswegs im Stande, den heftigen Angriff der Spanier auszuhalten. Viele wurden auf der Stelle geworfen, ihre Reihen gebrochen und der ganze Haufe in Unordnung

gebracht. Nur einige wenige suchten gegen die Angreifenden Stand zu halten. Die meisten dachten nur darauf, sich durch die Flucht zu retten. Die Ritter waren den Flüchtigen dicht auf den Fersen. Jetzt war die Stunde der Rache da. Sie gaben kein Quartier. Ihre Schwerter waren von dem Blute der Ungläubigen geröthet.

Indem Mustapha um sein eignes Leben unbekümmert war, machte er die unerschrockensten Anstrengungen, seine Leute zu retten. Stets befand er sich da, wo der Kampf am heißesten war. Zweimal wurde ihm das Pferd getödtet, und beinahe wäre er in die Hände seiner Feinde gefallen. Nachdem er endlich einen Haufen Büchsenschützen gesammelt hatte, warf er sich, um den Rückzug zu decken, in den Rücken der Armee. Indem er überallhin Fronte machte, sandte er ein wohlgezieltes Feuer auf die in Unordnung ankommenden Verfolger und zwang sie zum Halten. Dem Don Alvaro wurde das Pferd getödtet. Mehrere Ritter wurden verwundet oder getödtet. Doch als die Hinterdreinfolgenden ankamen, mußte Mustapha weichen und wurde von dem Schlachtenstrome mit nach dem Hafen St. Paul fortgerissen, wo die Flotte vor Anker lag. Daselbst standen Boote bereit, um die Truppen aufzunehmen, und eine Reihe mit Hakenbüchsenschützen angefüllter Schaluppen zog sich um die Flotte herum, um die Einschiffung zu decken. Allein die in der Hitze der Verfolgung vorwärts getriebenen Spanier wadeten bis an den Gürtel ins Meer und unterhielten auf die Flüchtigen ein unaufhörliches Feuer, so daß viele derselben fielen, während andere vergebens nach den Schiffen zu schwimmen suchten und in den Wellen umkamen. Mehrere Tage lang fuhren die auf den Sand geworfenen Leichname fort, die Atmosphäre zu verpesten*). Das war der letzte Versuch Mustapha's. Nachdem alsdann der türkische Admiral die Ueberreste seines Heeres bei einander hatte, lichtete er die Anker, spannte seine Segel aus und steuerte nach der Levante zu.

*) Als Gegengewicht zu den auf diese Weise durch Wasser oder Feuer umgekommenen drei tausend Feinden gibt uns der Geschichtschreiber vier in der Schlacht gefallene, und vier durch die unmäßige Hitze in ihren Rüstungen erstickte Christen an.

Hierauf begaben sich die vornehmsten Offiziere der spanischen Armee sammt den Rittern hinüber nach Il Borgo. Dort fanden sie eine herzliche Aufnahme. Allein die Ritter waren bei der Umarmung ihrer Kameraden sehr über das Aussehen derselben erstaunt: über ihre blassen und von Kummer abgezehrten Gesichter, ihre abgemergelten Gestalten, ihr langes verwirrtes Haar und ihre schmutzige Kleidung. Manche waren durch ehrenhafte Narben entstellt; Einige elend verstümmelt; Andere trugen über die noch nicht geheilten Wunden Verbände. Es war ein bejammernswürdiger Anblick, der nur zu klar anzeigte, in welche äußerste Noth sie versetzt gewesen waren; und wenn die Ritter auf ihre Brüder blickten und an die verlorenen Freunde dachten, waren ihre Herzen mit unaussprechlicher Betrübniß erfüllt.

Den vierzehnten September kam der Vicekönig mit dem Reste der sizilianischen Verstärkung zurück. Das Wimpel des Admirals zeigte ein Kreuz, um anzudeuten, daß man in einem heiligen Kriege begriffen sei. Als das Geschwader mit den lustig von den Masten flatternden Wimpeln und Flaggen den Großen Hafen stolz hinauf segelte, wurde es von den rund herum liegenden Festungen und Bastionen mit Geschützsalven begrüßt, und die felsigen Küsten, welche so lange von Kriegslärm wiederhallten, erschallten nun von Jubelklängen.

Der Großmeister kam auf den Landungsplatz unterhalb St. Angelo hinab, um den Vicekönig und die in seinem Gefolge befindlichen Edlen und Kavaliere zu empfangen. Sie waren wohl zu spät gekommen, um die Gefahren der Belagerten zu theilen, aber nicht zu spät, um am Triumphe derselben Theil zu nehmen. Sie wurden freundlich von La Valette über die Scene der Verwüstung nach seinem Palaste geleitet, der zwar in einem dem feindlichen Feuer ausgesetzt gewesenen Stadviertel stand, aber doch noch bewohnbar war. Wie die Fremden auf die Ueberreste, der beinahe dem Boden gleichgemachten Fortifikationen blickten, wunderten sie sich, daß die gespensterhaft auf den Ruinen herumschleichenden Gestalten so lange gegen die moslemitischen Armee hatten aushalten können. Wohl hatte ihre Stadt den Namen Vittoriosa (die Siegreiche) verdient, welcher nun an die Stelle der Benennung Il Borgo

trat und noch jetzt an ihre Vertheidigung gegen die Ungläubigen erinnert.

La Valette hatte dafür gesorgt, daß seine berühmten Gäste eine Unterhaltung hatten, wie die beschränkten Hülfsquellen es erlauben wollten; doch soll das Bankett durch einen Beitrag des Vicekönigs unterstützt worden sein. Bei der Abreise der Spanier bezeigte der Großmeister seine Dankbarkeit, indem er den Offizieren schöne Geschenke machte und freigebig unter die Soldaten eine große Summe Geldes vertheilte. *)

Unterwegs sah der Vicekönig von Weitem die ottomannische Flotte in geschlossener Ordnung mit vollen Segeln östlich fahren. Er hatte keineswegs eine genügende Stärke, um an ein Aufhalten derselben zu denken; sicher erreichte daher das Geschwader Konstantinopel. Soliman hatte schon Depeschen erhalten, die ihn auf die Rückkehr der Flotte und auf das Mißlingen der Expedition vorbereiteten. Er gerieth in einen der Anfälle ungezügelten Zornes, welchen der alte Herr in seinem späten Alter etwas unterworfen gewesen zu sein scheint. Mit ohnmächtiger Wuth soll er die Briefe mit Füßen getreten und betheuert haben, daß, da er keinem seiner Befehlshaber trauen könne, er hiermit schwöre, im nächsten Jahre selber eine Expedition gegen Maltha zu führen und dort jeden Mann über die Klinge springen zu lassen! Indeß war er so edel, daß er seine Wuth nicht an den unglücklichen Befehlshabern ausließ. Damit um so weniger die öffentliche Aufmerksamkeit erregt würde, ließ er die Flotte mit den arg mitgenommenen Ueberresten der Armee bei Nacht in den Hafen einlaufen, wodurch ein sehr schlagender Gegensatz zu dem Schauspiel gebildet wurde, welches die glänzende Armada darbot, als sie vor einigen Monaten unter dem freudigen Beifallsgeschrei der Menge von dem Goldenen Horn ausiegelte.

Während der ganzen langen und glorreichen Regierung Soli-

*) Balbi spricht mit dem Feste seine Zufriedenheit aus, indem er erklärt, daß die vom Vicekönig herbeigeschafften Leckerbissen, so kostbar sie auch waren, doch Leuten, die für ein Huhn zwei Dukaten und anderthalb Realen für ein Ei bezahlt hatten, billig zu sein schienen.

man's traf seine Waffen keine so erniedrigende Niederlage, wie bei der Belagerung von Maltha. Abgesehen von den Kosten der Schiffsrüstungen, war der Verlust an Menschenleben ungeheuer, indem sich derselbe, wenn man die Mauren mit einrechnet, auf mehr als dreißigtausend Mann belief und gerade die besten Truppen des Reiches betraf. Das war beinahe der Verlust von Dreivierteln der ursprünglichen Belagerungsarmee, und eine fast unglaubliche Zahl, die beweist, daß die Pestilenz eben so thätig, wie das Schwert des Feindes gewesen war.*)

Doch traf bei dieser Belagerung die Christen der empfindlichste Verlust. Die volle Zahl von zweihundert Rittern, zweitausend fünfhundert Soldaten und über siebentausend Einwohner — Männer, Frauen und Kinder — sollen umgekommen sein. Die Vertheidigungswerke der Insel waren der Erde gleich gemacht, die Dörfer eingeäschert und die grünen Saaten noch vor der Erntezeit abgemäht. Auf jedem Theile Maltha's war die Feuerspur des Krieges zu sehen. Wohl durften die einfältigen Einwohner die Stunde verwünschen, in welcher die Johanniter zuerst den Fuß auf ihren Boden gesetzt hatten. Die Kriegsvorräthe waren erschöpft, die Speicher geleert, die Kasse in der niedrigsten Ebbe begriffen. Die Ordensmitglieder mußten jetzt ihre Vermögensumstände von vorn beginnen. Aber noch genossen sie den Ruhm des Sieges. Sie hegten das stolze Bewußtsein, daß sie mit ihren eigenen guten Schwertern die ganze Macht des ottomannischen Reiches zu Schanden gemacht hatten. Noch befeuerte ihre Brust der nämliche unbezwingliche Muth und mit ungebrochenem Vertrauen sahen sie der Zukunft entgegen.

Dergestalt waren die Ergebnisse dieser merkwürdigen Belagerung, einer der merkwürdigsten Belagerungen in der Geschichte, wofern man die Großartigkeit der Rüstungen, die Größe des Heeres und den Muth der Vertheidiger in Anschlag bringt. Es würde selbst für einen militärischen Mann nicht leicht sein, nach dem Verlauf von drei Jahrhun-

*) Nach Balbi betrug die moslemitische Macht, mit Ausnahme der Seeleute, achtundvierzigtausend Mann. Hiervon waren gegen dreißigtausend Türken. Der Rest bestand aus den von Dragut und Hassem gestellten Kontingenten.

derten mit einiger Bestimmtheit das von den Kämpfenden eingehaltene Verfahren zu kritisiren, um daraus die Ursachen des Scheiterns der Belagerer herzuleiten. Ein deutlicher und sehr wichtiger Fehler war, wie schon bemerkt wurde, daß man nicht sogleich die Kommunikationen mit St. Elmo abschnitt, wodurch man erlaubte, daß von der gegenüberliegenden Hafenseite beständiger Zuschuß in jene Festung gebracht werden konnte. Ein anderer, in seiner Art ähnlicher Fehler bestand darin, daß die Türken trotz der ihnen zu Gebote stehenden mächtigen Flotte den Belagerten eine fortwährende Verbindung mit Sizilien gestatteten und sogar eine Verstärkung von dort auf die Insel gelangen ließen. Wir finden, daß Mustapha und Piali die Schuld hiervon auf einander schieben und sich besonders in Bezug auf Cordona zu reinigen suchen, dessen sehr rechtzeitige Hülfe bei gehöriger Wachsamkeit der Befehlshaber sowohl zu Lande als zu Wasser leicht hätte abgeschnitten werden können. Ein ernstliches Hinderniß für die Belagerten war die Unmöglichkeit, von einem so unfruchtbaren Platze wie Maltha die Mittel zum Unterhalt der Armee zu beschaffen, und die äußerste Schwierigkeit, Zufuhr aus andern Gegenden zu erhalten, da selbige so leicht von den feindlichen Kreuzern aufgefangen wurde. Doch sollte man denken, daß die im westlichen Hafen unthätig liegenden türkischen Galeeren leicht die von der Barbareiküste mit Proviant kommenden Transportschiffe hätten decken können. Allein wir finden nicht, daß etwas Derartiges unternommen wurde. Zu diesen sämmtlichen Ursachen des Mißlingens muß man die Pestilenz hinzufügen, die, erzeugt durch die tropische Hitze eines malthesischen Sommers, sich gleich einer Viehseuche über das Lager der Türken verbreitete und dieselben zu Tausenden hinwegraffte.

Es war von Vortheil für die Belagerten, daß die in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts in der Fortifikationskunst gemachten Fortschritte derartig waren, daß sie in einem hohem Grade die der Belagerer durch den Gebrauch ihrer Artillerie — besonders so schwerfälliger und schlecht bedienter Artillerie, wie der türkischen — ziemlich paralysirten. Allein dieser Vortheil würde von geringem Werthe gewesen sein, wären die Belagerer nicht Leute gewesen, die sich denselben zu Nutze machten. Die eigentliche Stärke der Vertheidigung

lag in dem Charakter der Vertheidiger. Dieſer war das wahre Bollwerk, welches jedem Verſuche der türkiſchen Waffen widerſtand, nachdem ſchon die äußeren Vertheidigungen niedergeſchoſſen waren. Jeder Ritter war von der Hingabe an ſeinen Orden und von jenem Haſſe, womit er ſeit ſeiner Wiege genährt worden, und der nun einen unzertrennlichen Beſtandtheil ſeiner ſelbſt bildete, beſeelt. Es war ihnen glücklich gelungen, dieſes Gefühl ihren Leuten und ſogar den Einwohnern der Inſel mitzutheilen. Indem alſo die Handlungsweiſe des Ganzen von einem einzigen Prinzipe belebt war, herrſchte jene Einheit und Pünktlichkeit im Handeln, welche erſt ein Zuſammengehöriges ausmacht. Von der erſten bis zur letzten Stunde der Belagerung wurde jeder Gedanke an Bedingungen mit dem Feinde verworfen. Jedermann war bereit, eher zu ſterben, als ſich zu ergeben. Nur eine einzige Ausnahme fiel vor, indem ein gemeiner Soldat, der die Möglichkeit eines erfolgreichen Widerſtandes gegen die Türken in Abrede ſtellte, behauptete, es ſei nothwendig, daß man die der Beſatzung gebotenen Bedingungen annähme. Weil das Beiſpiel ſeiner Feigheit anſteckend wirken konnte, büßte der elende Mann ſeine Schuld am Galgen.

Vor Allem aber lag die Stärke der Belagerten in dem Charakter ihres Befehlshabers. La Valette war einer von jenen ſeltenen Menſchen, deren Beſchaffenheit ſo wunderbar für die ſie umgebenden Umſtände paßt, daß ſie von der Vorſehung für ſpezielle Zwecke erweckt worden zu ſein ſcheinen. Mit der Anhänglichkeit an ſeinen Orden, die er mit den übrigen Brüdern gemein hatte, vereinigte er eine ſtarke religiöſe, aufrichtige und aufopfernde Geſinnung, die aus jeder Handlung ſeines Lebens hervorleuchtete. Dieſe gab ihm nicht nur über ſeine Leute eine unbeſchränkte Herrſchaft, ſondern er beſaß auch die Fähigkeit, daraus den vollſtändigſten Nutzen zu ziehen. Er beſaß viele Erforderniſſe, die zum Glück im Kriege nothwendig ſind: große Erfahrung, ſchnelle Auffaſſung und ein kaltblütiges Urtheil. Hiermit verband er eine Feſtigkeit des Willens, die ſich weder durch Drohungen, noch durch Bitten wankend machen ließ und die blos wegen der eigenthümlichen, ihn umgebenden Umſtände nicht Eigenſinn genannt werden kann. Der Leſer wird ſich an den merkwürdigen Fall erinnern, in

welchem La Valette auf der Vertheidigung St. Elmo's beſtand, trotz der Gegenvorſtellung, ja, trotz des Widerſtandes der Beſatzung. Hierher gehört gleicherweiſe ſeine Weigerung, ungeachtet der gegentheiligen Anſicht des Rathes, die Stadt aufzugeben und ſich nach St. Angelo zurückzuziehen. Man kann kaum zweifeln, daß in beiden Fällen an ſeiner Entſcheidung das Schickſal Maltha's hing.

La Valette war von Natur ernſt und ſcheint ein zur Traurigkeit geneigtes Temperament beſeſſen zu haben. Auf den von ihm hinterlaſſenen Porträts hat ſein edles Antlitz einen melancholiſchen Anſtrich, der zuſammen mit der Geſchichte des betreffenden Mannes das Intereſſe des Ausdrucks ſehr erhöht. Ihm war nicht jene Elaſtizität, jene Lebendigkeit des Geiſtes eigen, welche einen Menſchen alle im Wege ſtehenden Hinderniſſe überſpringen läßt. Doch konnte er den Kranken tröſten und den Niedergeſchlagenen ermuthigen, nicht, indem er ihm die Gefahr leicht machte, ſondern dadurch, daß er ihn aufmunterte, wie ein tapferer Mann ihr furchtlos zu begegnen. Er täuſchte ſeine Leute nicht durch Verſprechungen fremder Hülfe, nachdem er ſelbſt die Trüglichkeit derſelben eingeſehen hatte. Anſtatt derſelben lehrte er ſie auf den Beiſtand des Allmächtigen zu bauen, der die Verfechter ſeiner Sache nie verlaſſen würde. Er flößte ihnen den Muth der Märtyrer ein, jenen ſtandhaften Muth, welcher die Seele mit Todesverachtung erfüllt und den ſchwächſten Menſchen ſtärker als den ſtärkſten macht.

In der Geſchichte der Belagerung gibt es einen in Dunkel gehüllten Punkt, der nie hinreichend aufgehellt worden iſt, nämlich: das Benehmen des Vicekönigs von Sizilien. Die meiſten Schriftſteller ſuchen daſſelbe durch die Vorausſetzung zu erklären, daß Don Garcia in Gemäßheit der geheimen Inſtruktionen ſeines Herrn handelte; denn Philipp, meinen ſie, habe nicht ſeine Flotte für die Ritter in die Schanze ſchlagen wollen, wofern nicht ein ſolcher Schritt völlig unumgänglich nothwendig geweſen ſei. Aber ſelbſt nach einer ſolchen Hypotheſe ſteht der Vicekönig nicht entſchuldigt da; denn es war faſt ein Wunder, daß die Ritter, ehe er ihnen zu Hülfe kam, nicht ſchon vertilgt waren, und wir dürfen ſchwerlich vorausſetzen, daß ein ſo ſcharfſinniger und weitblickender Fürſt, wie Philipp, der ſo eifrig in Afrika Eroberungen von den Ungläubigen gemacht hatte, es gern geſehen haben würde,

wenn jene Veste des Mittelmeers in die Hand des Türken gefallen wäre. Daher dünkt es uns wahrscheinlicher, daß sich Don Garcia, im Bewußtsein der größeren Stärke der türkischen Armada und unter dem Drucke der Verantwortlichkeit seiner Stellung als Vicekönig von Sizilien, vor der Gefahr fürchtete, welcher sein Land nach der Zerstörung seiner Flotte ausgesetzt gewesen sein würde. Doch immerhin bleibt es schwierig, sein Verhalten mit dem verabredeten Operationsplane zu versöhnen und dasselbe mit den dem Großmeister im Anfange der Belagerung gegebenen Versprechungen in Einklang zu bringen.

Wie uns berichtet wird, beschwerte sich La Valette in der Folge über das Benehmen des Vicekönigs bei dem Papste, worauf der letztere dem Könige von Spanien die Sache vorstellte. Bald darauf erhielt Don Garcia die königliche Erlaubniß, sich von der Regierung Siziliens zurückzuziehen. Er zog sich in das Königreich Neapel zurück, wo er, ohne eine weitere öffentliche Anstellung, seine übrigen Tage verlebte und in Vergessenheit starb. — Trotz alledem kann ein solches Schicksal noch nicht zu dem unumstößlichen Schlusse führen, daß er nicht in Uebereinstimmung mit den geheimen Befehlen seines Herrn gehandelt hatte.

Der Leser, welcher dem La Valette durch die Belagerung Maltha's gefolgt ist, dürfte begierig sein, das weitere Geschick dieses merkwürdigen Mannes zu erfahren. — Die Niederlage der Türken verursachte durch ganz Europa eine große Sensation. In Rom wurde die Nachricht durch das Abdonnern von Kanonen, durch Illuminationen und Feuerwerke angekündigt. Die Plätze für öffentliche Geschäfte waren geschlossen. Die Läden waren gleichfalls geschlossen. Die einzig geöffneten Orte waren die Kirchen, und in dieselben drängte sich in feierlichem Zuge Personen aus jedem Stande — der Papst, die Kardinäle und das Volk, — um an den öffentlichen Dankgebeten für das glückliche Ereigniß Theil zu nehmen. Große Freude herrschte längs der sämmtlichen Küsten des Mittelländischen Meeres, deren Einwohner von den Verheerungen der Türken so viel zu erleiden gehabt hatten. Der Name des La Valette, als des wahren Vertheidigers des Kreuzes, war in Jedermanns Munde. Die gekrönten Häupter wetteiferten miteinander, um ihm Ehren und Komplimente zu bezeigen.

Der König von Spanien machte ihm ein Schwert und einen Dolch zum Geschenk, deren Griffe von Gold und reich mit Diamanten verziert waren. Der Gesandte, welcher das Geschenk im Beisein der versammelten Ritter überlieferte, begleitete es mit einer pomphaften Lobrede auf La Valette, worin er ihn den größten Feldherrn des Zeitalters nannte und ihn bat, sein Schwert noch ferner zur Vertheidigung der Christenheit zu gebrauchen. Pius der Fünfte übersandte ihm einen Kardinalshut, was in Anbetracht der Stellung des Großmeisters als ein sonderbares Kompliment betrachtet werden kann. Indeß lehnte es La Valette ab, indem er vorgab, daß seine Pflichten als Kardinal ihn mit den Pflichten, die er als Oberhaupt des Ordens habe, in Widerspruch bringen müßten. Einige legten diese Ablehnung als Bescheidenheit aus, während Andere, wahrscheinlich mit eben so vielem Grunde, sie von seiner Ungeneigtheit, seine gegenwärtige Würde durch die Annahme einer untergeordneten Stellung zu compromittiren, herleiten.

Aber La Valette hatte keine Zeit, mit eiteln Komplimenten und Ehren zu tändeln. Indem sein kleines Gebiet rund herum in Ruinen lag, dachte er jetzt auf die Mittel des Wiederaufbauens. Während des ersten Jahres nach der Belagerung hatten die Ritter guten Grund, einen neuen Angriff der Moslems zu befürchten, weßhalb Philipp eine Schutzgarnison von beinahe funfzehn tausend Mann auf die Insel legte*). Soliman kehrte jedoch glücklicherweise seine Waffen gegen einen nähern Feind und starb noch im Laufe desselben Jahres in einem Kriege gegen Ungarn**). Sein Nachfolger Selim fand ein anderes Feld zur Befriedigung seines Ehrgeizes. Indem auf diese Art der

*) Außer den spanischen Truppen nahm ein Haufen französischer Abenteurer Dienste unter La Valette und blieb eine Zeit lang in Maltha.

**) Vertot berichtet uns, daß die beabsichtigte Expedition Soliman's gegen Maltha durch die Zerstörung des großen Arsenals in Konstantinopel verhindert wurde. Dasselbe sei nämlich durch einen geheimen Emissär La Valette's in Brand gesteckt worden. Es würde uns besser gefallen, wenn der Abt seine Autorität für diese befremdende Geschichte, deren Wahrscheinlichkeit keineswegs durch das, was wir von des Großmeisters Charakter kennen, bestärkt wird, angegeben hätte.

Großmeister von seinen Feinden befreit blieb, konnte er seine ganze Thatkraft auf das große Werk des Wiederaufbaues seiner zerstörten Hauptstadt und auf die bessere Instandsetzung der Vertheidigungswerke der Insel verwenden. Er beschloß, die Residenz des Ordens auf das Hochland des Berges Sceberras, der die beiden Häfen trennt und sie beide beherrscht, zu verlegen. Sein Scharfblick entdeckte bald die Vortheile dieser Lage, welche seitdem von der Zeit als solche bewiesen worden sind. Hier nahm er sich vor seine Hauptstadt zu bauen, sie mit Fortifikationen zu umgeben und zu gleicher Zeit die Befestigungen von St. Elmo zu verstärken und zu erweitern.

Allein sein Schatz hatte abgenommen. Er machte daher einen Plan der bezweckten Verbesserungen fertig und sandte denselben an die verschiedenen europäischen Fürsten, indem er sie um ihre Beihülfe bat und ihnen Allen vorstellte, welche Wichtigkeit die Erhaltung Maltha's als des besten Bollwerks gegen die Ungläubigen habe. Sein Plan fand allgemeine Billigung. Die meisten Souveraine entsprachen seiner Aufforderung durch freigebige Beiträge; hierunter war selbst der französische König, ungeachtet seiner freundlichen Beziehungen zu dem Sultan. Diese Gelder wurden noch durch die Beiträge der Ordensmitglieder, welche so viel als sie konnten auf Kredit aufnahmen, vermehrt. Endlich vermehrte sich die Summe noch durch die Verwerthung der von den maltheſischen Kreuzern heimgebrachten Prisen, jener unerschöpflichen Einnahmequelle.

Nachdem auf diese Weise Gelder beschafft worden waren, schritt das Werk rüstig vorwärts. Den acht und zwanzigsten März 1566 legte der Großmeister in seinen Ceremonienkleidern und im Beisein einer großen Menge Ritter und Einwohner den Grundstein zur neuen Hauptstadt. In denselben war sein Wappen nebst der lateinischen Inschrift „Valetta," welchen Namen die Stadt zu Ehren ihres Gründers führen sollte, eingegraben*). Mehr als acht tausend Arbeiter waren bei dem

*) Nach der spanischen und italienischen Weise hatten die maltheſischen Städte gewöhnlich noch ein charakteristisches Epithet zu ihrem Namen gefügt. La Valette gab der neuen Stadt den Titel „Umillima" (die sehr Demüthige): wodurch er an-

Bau beſchäftigt, und eine Bulle Pius' des Fünften geſtattete, daß die Arbeiten an den Feſttagen nicht eingeſtellt wurden. Man ſchien die Wiederherſtellung von Maltha für eine Chriſtenpflicht anzuſehen*). La Valette überwachte die Arbeiten in eigner Perſon. Er war immer unter den Arbeitsleuten an Ort und Stelle zu ſehen. Daſelbſt nahm er ſeine Mahlzeiten ein, erörterte mit ſeinem Rathe dort die Staatsangelegenheiten und gab ſogar fremden Geſandten ebendaſelbſt Audienz.

Inmitten dieſer ſtillen Beſchäftigungen ereigneten ſich gewiſſe Vorfälle, welche die Aufmerkſamkeit La Valette's ablenkten und beträchtlich ſeine Ruhe ſtörten. Hierher gehört das liederliche Betragen einiger jüngerer Ritter. Außerdem gerieth er in einen Streit mit dem Papſte, welcher nach der gewöhnlichen anmaßlichen Weiſe des Vatikans ſich ſelbſt die dem Orden zukommende Ernennung zu gewiſſen Pfründen angeeignet hatte.

Dieſe unangenehmen Sachen machten dem Großmeiſter großen Kummer, und er ſuchte ſich oft durch einen Ausflug auf die Falkenjagd, von welcher er ein großer Liebhaber war, zu zerſtreuen. Während er ſich dieſem Zeitvertreib hingegeben hatte, traf ihn an einem heißen Tage des Monats Juli der Sonnenſtich. Man brachte ihn augenblicklich nach Il Borgo. Ein Fieber trat ein, und es wurde bald klar, daß ſein durch beiſpielloſe Mühſale und Entbehrungen abgeſchwächter Körper der Krankheit reißend ſchnell erlag. Ehe er ſtarb, verſammelte er um ſein Lager mehrere Brüder, welche hauptſächlich die öffentlichen Angelegenheiten zu leiten hatten, und gab ihnen Rathſchläge, wie ſie am beſten ſeine Pläne ausführen könnten. Beſonders ermahnte er ſie, daß ſie, wenn ſie den Orden wieder zu ſeiner alten

---

zigen wollte, daß bei der Bruderſchaft St. Johannis die Demuth eine der erſten Tugenden war.

*) Der Bauſtyl der neuen Hauptſtadt ſcheint von Rhodus entlehnt worden zu ſein, obſchon er, nach Carliſle, gezierter und reicher als ſein Vorbild war. „I traced much of the military architecture of Rhodes, which, grave and severe there, has here both swelled into great amplitude and blossomed into copious efflorescence; it is much the same relation as Henrys VII.'s Chapel bears to a bit of Durham Cathedral."

Größe bringen wollten, unter einander die Eintracht wahren sollten. In seinem Testamente gab er seine Sklaven (funfzig an der Zahl) frei, und erhielt die Bewilligung seiner Brüder, daß eine von ihm in Valetta erbaute Kapelle mit den hinreichenden Mitteln versehen wurde, um seinen Sieg über die Ungläubigen zu verherrlichen. In dieser, der heiligen Jungfrau gewidmeten Kapelle wünschte er nach seinem Tode zu ruhen. Nachdem er diese Anordnungen getroffen hatte, verschied er am 21. August 1568.

Sein letzter Wille wurde von seinen Brüdern pünktlich ausgeführt. Der seine sterblichen Ueberreste enthaltende Sarg wurde auf die Admiralitätsgaleere an Bord gebracht; sie war, wie vier andere, die sie eskortirten, schwarz ausgelegt. Diese Galeeren trugen den Haushalt des Verblichenen und die Ordensmitglieder. Die von ihm den Ungläubigen in der Schlacht abgenommenen Banner waren an den Hintertheilen der Fahrzeuge aufgehangen, und wurden durchs Wasser geschleppt. Beim Landen nahm die Prozession ihren Weg durch die Straßen der aufkeimenden Stadt, wo alle Arbeiten eingestellt worden waren, nach der Kapelle zu Unserer Siegreichen Frauen. Daselbst wurde das Leichenbegängniß mit aller Feierlichkeit begangen, und die Ueberreste des Helden wurden unter den Thränen der Menge, welche, um diesen traurigen Tribut des Respekts seinem Andenken zu zollen, von allen Theilen der Insel herbeigeströmt war, ins Grab gelegt.

Der jetzt Maltha besuchende Reisende findet keinen Gegenstand interessanter, als den stattlichen Dom La Valette's, der noch an historischen Denkwürdigkeiten und Denkmälern der Kunst, deren ihn selbst die französische Habgier nicht berauben konnte, reich ist. Wenn er in seinen verborgenen Theil hinuntersteigt und durch seine unterirdischen Räume wandelt, sieht er noch die Nische mit den Ueberresten La Valette's, umgeben von der tapfern Ritterschaft, welche einst an seiner Seite die Schlachten des Glaubens schlug. Und sicherlich konnte für seine Ruhe kein besserer Platz ausfindig gemacht werden, als das Herz der edlen Hauptstadt, von welcher man sagen kann, daß sie durch sein Genie geschaffen wurde.

Die Johanniter blieben im Allgemeinen den Maximen La Valette's und den Prinzipien ihrer Gründung treu. Mehr als zwei-

hundert Jahre noch nach seinem Tode war ihr Schwert immer gegen die Ungläubigen gezückt. Ihre Galeeren kehrten noch immer nach dem Hafen beladen mit der Beute der Barbaren zurück. Unaufhaltsam nahmen sie an Macht und Reichthum zu, und während rund um sie herum Reiche erstanden und zerbröckelten, bewahrte diese kleine Brüderschaft kriegerischer Mönche, nach dem Verlaufe von mehr denn sieben Jahrhunderten seit ihrer Gründung, noch ihre besondere und unabhängige Existenz.

In der langen Perspektive ihrer Geschichte gab es kein Ereigniß, welches sie so sehr in Ehren zu halten fortfuhr, wie die Vertheidigung Maltha's durch La Valette. Denn bis zuletzt ward der achte September — der Geburtstag der heiligen Jungfrau — stets als ihr stolzester Jahrestag gefeiert. An diesem Tage ging die sämmtliche Ritterschaft und das Volk der Hauptstadt, mit dem Großmeister an der Spitze, in feierlicher Prozession nach der Kirche St. Johannis. Ein Ritter, welcher den Helm und den Panzer der Vorzeit trug, hielt die siegreiche Standarte des Ordens hoch empor. Ein zu seiner Seite gehender Page trug das von Philipp dem Zweiten geschenkte prächtige Schwert und den Dolch. So wie die Prozession in die Kirche hinschritt und die Standarte am Fuße des Altars niedergelegt wurde, wurde dies durch Trompetenschall und durch Kanonensalven von den Festungen verkündet. Der Gottesdienst wurde von dem Prior St. Johannis verrichtet, und während man das Evangelium las, hielt der Großmeister ein bloßes Schwert empor, zum Zeichen, daß die Ritter stets für das Kreuz zu kämpfen bereit waren. Nachdem die Feierlichkeit vorüber war, wurde dem Volke ein schönes Bild La Valette's gezeigt, und die Brüder sahen mit Gefühlen der Ehrfurcht auf seine majestätischen Züge als auf diejenigen des Retters des Ordens.

Jetzt jedoch ist das Alles verändert. Anstatt daß sich die Christen gegen den Türken verbünden, vereinigen sie sich nun, um ihn zu vertheidigen. Nun gibt es keine Kreuzzüge gegen die Ungläubigen mehr. Das Zeitalter des Ritterthums ist vorüber. Die Zwecke, zu welchen die Hospitalritter gestiftet wurden, haben längst zu existiren aufgehört, und es war ganz in der Ordnung, daß das Institut, das nun nicht länger nöthig war, mit ihnen endete. Die den Ruin ihres Ordens

überlebenden Ritter wanderten in fremde Länder. Ihre Insel ist in die Hände der Fremden übergegangen, und heutzutage weht die Flagge Englands von den Wällen, auf denen einst das Banner St. Johannis flatterte.

Zwölftes Kapitel.

Don Carlos.

Seine Erziehung und sein Charakter. — Seine gefährliche Krankheit. — Sein ausschweifendes Betragen. — Meinungen über ihn. — Seine Verbindung mit den Flamändern. — Der Plan zur Flucht. — Sein tolles Benehmen. — Die Verhaftung.

1567, 1568.

Nach einer langen Abwesenheit müssen wir jetzt zu den Küsten Spaniens zurückkehren, wo Ereignisse von der höchsten Bedeutung für das zukünftige Geschick der Monarchie vor sich gingen. Zu derselben Zeit nämlich, wo die in den ersten Kapiteln dieses Theiles beschriebenen tragischen Ereignisse in den Niederlanden vorfielen, ereigneten sich, wenn wir den umlaufenden Gerüchten glauben dürfen, in dem Palaste des Monarchen selbst ebenso tragische Begebenheiten. Ich meine den Tod des Don Carlos, Prinzen von Asturias, und den Isabellens von Valois, Philipp's junger und schöner Königin. Das Verhältniß, in welchem beide Theile zu einander standen, ihr frühzeitiger Tod und das Geheimniß, worein er gehüllt wurde, haben zusammen mit dem finstern, gewissenlosen Charakter Philipp's zu den schrecklichsten Vermuthungen über die Ursache ihres Todes geführt. Das schon zu ihrer Zeit über ihnen schwebende Geheimniß ist nicht durch die Untersuchungen späterer Geschichtsforscher beseitigt worden. Gerade aus diesem Grunde ist es für die Fiktion ein unerschöpfliches Thema gewesen, bis man zuletzt annehmen konnte, daß es ganz aus dem Bereiche der Geschichte auf das der Romanze übergegangen wäre. Man fand es vorzüglich für Bühnenzwecke geeignet, weßhalb es in der dramatischen Literatur

Europa's mehrere, von Meisterhand herrührende Stücke gibt, die in düsteren Farben die unglückliche Liebe des Don Carlos und der Isabella darstellten *).

Die Zeit, um einen so dunkeln und verwickelten Gegenstand zu erörtern, war noch nicht gekommen, so lange als das spanische Archiv selbst den einheimischen Forschern eifersüchtig verschlossen blieb. Aber jetzt, wo glücklicherweise ein freisinnigeres System die Oberhand gewonnen, und wo man Zutritt zu dem schrecklichen Aufbewahrungsorte der Geheimnisse der spanischen Fürsten hat, scheint die Zeit da zu sein, die dunkle Geschichte zu erforschen. Und wenn ich mich auch nicht rühmen kann, daß ich im Stande bin, alle so lange um den Gegenstand angehäuften Zweifel zu zerstreuen, kann ich mir doch wenigstens schmeicheln, daß ich mit den mir zu Gebote stehenden Materialien die Mittel besitze, den Leser auf einen bessern Standpunkt zu stellen, als er zuvor einnahm, so daß er jetzt den ganzen Grund bemessen und sich sein eignes Urtheil bilden kann.

Don Carlos ward am achten Juli 1545 geboren. Seine damals achtzehn Jahre alte Mutter, Maria von Portugal, starb wenige Tage, nachdem sie das zum Unglück bestimmte Kind an's Licht der Welt gesetzt hatte. Während er also seit der Wiege der zärtlichen Sorgfalt der Mutter beraubt war, entbehrte er fast auch gänzlich die Sorgfalt des Vaters; denn ehe Carlos vierzehn Jahre zählte, war Philipp beinahe immer in den Niederlanden oder in England abwesend. Die Obhut des Kindes war während des größeren Theiles dieses Zeitraums Philipp's Schwester, der Regentin Johanna anvertraut. Dieselbe war zwar eine vortreffliche Dame; allein sie soll, indem sie wahrscheinlich durch den schwächlichen Körperbau des Don Carlos hierzu verleitet wurde, dem Knaben zu viel Nachsicht haben widerfahren lassen

*) Alfieri, Schiller und in unseren Tagen Lord John Russel haben, ein jeder nach seiner besonderen Auffassung, diese Geschichte den Augen ihrer Landsleute in einem poetischen Gewande gezeigt. Der castilische Dramatiker Montalvan, der vor der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts schrieb, zeigt in seinem Principe Don Carlos sowohl mehr Achtung vor historischer Wahrheit, wie auch vor der Ehre Isabellens, indem er die letztere keineswegs mit dem Geschicke des Prinzen von Asturien in Verbindung bringt.

und mehr für die Erhaltung ſeiner phyſiſchen Geſundheit, als für die Bildung ſeines Charakters beſorgt geweſen ſein. Bei unſerem tiefen Glauben an die der Erziehung zugeſchriebenen Wunder geſchieht es manchmal, daß wir auf die Aeltern oder Erzieher jene Mängel ſchieben, welche mit mehr Grund in der fehlerhaften Konſtitution des Kindes gefunden werden.

Als Carlos älter wurde, beauftragte Philipp mit dem Unterrichte deſſelben den Honorato Juan, ein Glied des kaiſerlichen Haushaltes. Derſelbe hatte eine gute Erziehung genoſſen, war ſowohl ein frommer, als gelehrter Mann und trat kurze Zeit, nachdem er den Unterricht des Prinzen übernommen hatte, in den geiſtlichen Stand ein. Der Briefwechſel zwiſchen Honorato Juan und dem damals in Flandern verweilenden Philipp dreht ſich um die Fortſchritte des elf bis zwölf Jahre alten Carlos. Die Zufriedenheit, welche der König in ſeinen erſten Briefen bezeigt, nimmt ab, ſowie wir weiter gehen, und nachdem er von dem Lehrer erfahren hat, daß der Zögling gegen ſeine Studien gleichgültig iſt, drückte er beſorgte Zweifel aus.

Im Jahre 1556 verweilte Karl der Fünfte auf ſeinem Wege nach dem Kloſter Juſte einige Zeit in Valladolid. Daſelbſt ſah er ſeinen Enkel und nahm ihn als den Erben der weiten Beſitzungen, welcher ſich der Kaiſer erſt vor Kurzem entäußert hatte, genau in Augenſchein. Indem er Carlos ſeine Feldzüge erzählte, theilte er ihm mit, wie er nach Innsbruck geflohen und dort beinahe in die Hand ſeiner Feinde gefallen war. Hier unterbrach Carlos, der aufmerkſam zugehört hatte, den Großvater mit dem Ausrufe: „Ich würde nie geflohen ſein!“ Karl ſuchte die Nothwendigkeit des Falles darzuthun; doch der Knabe beſtand eigenſinnig darauf, daß er nie geflohen ſein würde: worüber der Kaiſer, der hierin ſein eignes Abbild aus ſeiner Kindheit wiederfand, ergötzt und ſogar entzückt war. Indeß überſah Karl die Schwächen ſeines Enkels nicht, ſondern gewahrte das trotzige, auffahrende Weſen, welches von Seiten der Regentin eine zu große Nachſicht verrieth. Karl tadelte Carlos wegen Mangels an Unterwürfigkeit gegen ſeine Tante und ſagte dieſer ohne Umſchweif, daß ſie, wenn ſie mit dem Knaben ſtrenger verfahren wollte, eines Tages den Dank der Nation verdienen würde.

Nachdem der Kaiser sich in die Einsamkeit zurückgezogen hatte, kam sein Geist, der, wie wir sahen, sich fortwährend mit den außerhalb der Klostermauern vorgehenden öffentlichen Angelegenheiten beschäftigte, wieder auf seinen Enkel, den Erben seines Namens und seines Scepters, zurück. Noch sind zu Simancas die Briefe vorhanden, welche er mit Don Garcia de Toledo, dem Bruder des Herzogs von Alva, wechselte. Derselbe war nämlich ayo oder Hofmeister des Prinzen. In einem Briefe dieses Angestellten aus dem Jahre 1557 haben wir eine kurze Uebersicht über die Zeiteintheilung des damals zwölf Jahre alten Prinzen. Aus diesem ziemlich interessanten Stundenplane können wir den Abriß einer königlichen Erziehung jener Zeit ersehen.

Carlos stand früh vor sieben Uhr auf, frühstückte gegen halb neun Uhr und ging um diese Zeit zur Messe. Darauf machte er sich an seine Studien, mit denen er sich bis zur Mittagsmahlzeit beschäftigte. Worin diese Studien bestanden, wird uns nicht berichtet. Ein damaliger Schriftsteller sagt, daß Carlos, um seine Leidenschaften besser beherrschen zu lernen, Cicero's Officia las. Um elf Uhr nahm er die Mittagsmahlzeit ein. Alsdann vergnügte er sich in Gesellschaft seiner Gespielen mit Diskuswerfen, mit trucos (einer Art Billard), oder mit Fechten und hin und wieder mit Reiten. Nachdem er halb vier Uhr eine leichte Mahlzeit, die merienda, eingenommen hatte, ließ er sich vorlesen, oder erging sich bei schönem Wetter im Freien. Am Abende soupirte er. Nachdem er hierauf halb zehn Uhr den Rosenkranz durchgebetet hatte, ging er zu Bett, wo er, wie sein ayo sagt, gewöhnlich bis zum folgenden Morgen in einem Stücke fortschlief. Das war gewiß eine mechanische Lebensweise, bei der mehr für die Bedürfnisse des Körpers als des Geistes gesorgt zu sein schien und die in ihrem Verlaufe so regelmäßig wie das Mönchsleben des Großvaters in Yuste war. Doch unterläßt Don Garcia nicht, seine Unzufriedenheit über den Mangel an Interesse kundzugeben, welchen sein Zögling nicht allein bei seinen Studien, sondern auch beim Fechten, Stockschlagen und andern für die damalige Erziehung so wesentlichen männlichen Uebungen an den Tag legte. Zugleich gedenkt er der ersten Symptome jener Zornanfälle, welche schon die Konstitution

des Prinzen bedrohten und dieselbe in späteren Jahren völlig untergruben.

In einem andern Briefe bemerkt Don Garcia, daß es besser sein würde, wenn der Kaiser den Don Carlos nach Yuste kommen lassen wollte; denn er ist überzeugt, daß die Autorität des Großvaters bewirken wird, was die seinige nicht hat zu Stande bringen können. Aber offenbar fand dieser Vorschlag bei dem königlichen Klausner kein günstiges Gehör, weil Karl nicht geneigt war, an seinem Büßorte ein so störendes Familienmitglied eindringen zu lassen. Da der Kaiser kurz darauf starb, war ihm der Verdruß erspart, den ihm die traurige Laufbahn seines Enkels verursacht haben würde.

Die Berichte der venetianischen Gesandten, — jene kostbaren Dokumente, welche sowohl in Bezug auf Staats- wie auf Privatangelegenheiten so belehrend sind, — erwähnen zu dieser Zeit den Prinzen manchmal. Doch sind diese Erwähnungen keineswegs schmeichelhaft. Sie beschreiben Carlos als sorglos, ungeduldig, wild, ja sogar als zur Grausamkeit geneigt*); dabei sei er so anmaßend, daß er in der Gegenwart des Kaisers oder seines Vaters nicht gern einige Zeit mit unbedecktem Haupte stände. Doch wird dieses herbe Bild einigermaßen durch andere Züge gemildert: denn er war — freilich bis zur Verschwendung — freigebig, indem er seine Kleinodien und Juwelen, ja sogar, in Ermangelung von Geld, seine Kleider verschenkte. Er besaß ein furchtloses Herz und eine starke Vorliebe für den Kriegerstand. Weit entfernt, einen frivolen Geschmack zu besitzen, verachtete er die Possenreißer, und machte so viel gute Bemerkungen, daß sein Hofmeister dieselben sammelte**). Wie es gewöhnlich mit den Beschrei-

*) Nach den von Badoaro mitgetheilten Erzählungen des Hofes war Carlos so grausam, daß er Hasen oder anderes ihm gegebenes Wildpret, um sich zu ergötzen, lebendig briet! — „Dimostra havere un animo fiero, et tra gli effetti che si raccontano une è, che alle volte, che dalla caccia gli viene portato o lepre o simile animale, si diletta di vedirli arrostire vivi.“ Relatione de Badoaro, MS.

**) Ein anderer Zeitgenosse bemerkt ebenfalls die sich in den geistreichen Bemerkungen offenbarenden frühzeitigen Talente des Knaben. — „Dexo de contar las gracias que tiene en dichos maravillosos que andan por boca de todos desparzidos, dexo de contar lo que haze para provar lo que dize.“ Cordero, Promptuario de Medallas, ap. Castro, Historia de los Protestantes Españoles.

bungen von Prinzen der Fall ist, scheint auch die Beschreibung dieses kaum vierzehn Jahre alten Knaben sowohl im Guten als im Bösen sehr übertrieben zu sein.

Doch mag man billigermaßen seine Fehler, wenigstens seine Launen, mit seinem Gesundheitszustande entschuldigen; denn sein ärgerliches Temperament hatte schon begonnen sich in der Gestalt eines Wechselfiebers zu zeigen, womit er stets während seines übrigen Lebens behaftet war. Unter dieser niederdrückenden Krankheit nahmen seine Lebensgeister ab, sein Körper schwand dahin, und seine Kräfte verließen ihn in so hohem Grade, daß man befürchtete, er würde das Mannesalter nicht erreichen.

Im Anfange des Jahres 1560 kam Isabella von Frankreich nach Castilien und den zweiten Februar ward sie mit Philipp verbunden. Durch die Präliminarien des Vertrags von Cateau-Cambresis war ihre Hand dem Don Carlos versprochen worden; allein da Maria Tudor vor der Ratifizirung des Vertrags starb, wurde der Name des Vaters demjenigen des Sohnes substituirt und die königliche Jungfrau mit Philipp verlobt.

Die Hochzeitsfeierlichkeit wurde zu Toledo mit großer Pracht begangen. Carlos war zugegen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß, als er die schöne Braut erblickte, er sowohl Aerger als Bedauern fühlte, zumal wenn er daran dachte, wie ihre Hand ohne alle weiteren Umstände von ihm auf seinen Vater übertragen worden sei. Allein wir würden nicht so unbedingt glauben, daß auch Isabella für einen vierzehnjährigen, mit so wenig Reizen ausgestatteten Knaben jene zarte Liebe empfand, welche ihr romantische Geschichtsschreiber beigelegt haben.

Den zweiundzwanzigsten des nämlichen Monats wurde Carlos von den Cortes Castiliens förmlich als Kronerbe anerkannt. Hierbei waren die verschiedenen Glieder der königlichen Familie nebst dem großen Adel und den Repräsentanten der Gemeinen anwesend. Bei dem feierlichen Aufzuge ritt der Prinz ein weißes, mit herrlichen Decken belegtes Roß, während sein von Juwelen strahlendes Kleid zu seinem gelblichen, kränklichen Aussehen einen traurigen Gegensatz bildete. Er repräsentirte bei der Ceremonie seine Stelle mit Würde und Gefühl.

Als seine Tante Joanna und sein Onkel Johann von Oesterreich, nachdem dieselben den Eid geleistet hatten, niederknieen und nach herkömmlicher Weise ihm die Hand küssen wollten, gab er es nicht zu, sondern hob sie liebreich auf und umarmte sie. Als dagegen der Herzog von Alva den letzteren Huldigungsakt unachtsam vergaß, empfing ihn der Prinz so kalt, daß der durch des Prinzen Benehmen getadelte stolze Edle seinen Irrthum einsah und demüthig eingestand.

Im Herbst des folgenden Jahres begab sich Carlos, in der Hoffnung, durch den Luftwechsel seine Gesundheit zu verbessern, nach Alcalá de Henares, das durch seine vom großen Ximenes gestiftete Universität berühmt war. Ihn begleiteten zwei Jünglinge, die beide in der damaligen Geschichte zu einer großen Rolle bestimmt waren. Der eine war Philipp's natürlicher Bruder, Don Johann von Oesterreich, der Held von Lepanto; der andere des Prinzen Vetter Alexander Farnese, der Sohn Margarethens von Parma, welcher jetzt die Schule durchmachte, die ihn später zum größten Feldherrn seiner Zeit bildete. Die drei jungen Leute waren zwar ziemlich von gleichem Alter; allein der Onkel und der Cousin bildeten mit ihrem königlichen Verwandten durch ihre Talente und persönliche Erscheinung, sowie durch die ihrer wartende glänzende Laufbahn einen starken Kontrast*).

Carlos war noch nicht ganz zwei Monate in Alcalá, als ihn ein Unfall traf, der von den unheilvollsten Folgen begleitet war. Als er nämlich im April 1563 eines Abends eine von einem Stockwerk in's andere leitende Treppe hinabsteigen wollte, trat er fehl und fiel kopfüber fünf bis sechs Stufen hinunter gegen eine Thür am Ende des Ganges. Er wurde besinnungslos aufgehoben und in sein Zimmer gebracht, wo sogleich seine Aerzte erschienen und die nöthigen Mittel anwandten. Anfangs schien es nur eine einfache Quetschung am Kopfe zu sein, denn die Mittel der Aerzte hatten den

*) Strada vergleicht die königlichen Jünglinge gegen einander und erkennt dem Don Johann von Oesterreich den Preis zu. Seine Schilderung des Carlos ist für diesen weder in Bezug auf die Gestalt, noch auf den Charakter schmeichelhaft. — „Carolus, praeter colorem et capillum, ceterum corpore mendosus; quippe humero elatior, et tibiâ alterâ longior erat; nec minus dehonestamentum ab indole feroc et contumaci.“

gewünschten Erfolg. Allein schon bald wurden die Anzeichen beunruhigender. Es trat Fieber ein. Er bekam die Rose; der Kopf schwoll ihm beträchtlich an; er wurde gänzlich blind, und hierauf folgte Delirium. Jetzt wurde klar, daß der Schädel einen Bruch erhalten hatte. Man rief die königlichen Aerzte herbei, und nach einer stürmischen Berathung, bei welcher die Doctoren wie gewöhnlich sich nicht über die anzuwendenden Mittel einigten, beschloß man, den Patienten zu trepaniren. Die Operation wurde mit Sorgfalt verrichtet; ein Theil des Knochens der Gehirnschale wurde entfernt; aber es zeigte sich keine Besserung *).

Unterdessen verbreitete sich durch den drohenden Verlust des Thronerben im ganzen Lande der größte Schrecken. Ueberall geschahen Prozessionen nach den Kirchen, Gebete wurden angeordnet, Wallfahrten gelobt, und die fanatische Menge geißelte sich selbst auf das Unbarmherzigste, indem sie durch selbstauferlegte Kasteiung den Zorn des Himmels vom Lande abwenden zu können hoffte. Doch dies Alles half nichts.

Wir besitzen eine Darstellung des Falles von der Feder des Doctors Olivares, des Leibarztes des Prinzen. Einige Arzneien waren derartig, daß sie, würden sie heutzutage in einem medizinischen Journale angeführt, in Verwunderung setzen würden. Nachdem alle Bemühungen ärztlicher Kunst mißlungen und auch die unter dem Volke berühmte Salbe eines mauriſchen Doctors vergeblich in den Körper des Prinzen eingerieben worden war, beschloß man, sich direkt an den Himmel zu wenden. In dem Kloster Jesus Maria ruhten die Gebeine eines heiligen Franziskaners, Fray Diego's, welcher vor hundert Jahren unter der Regierung Heinrich's des Vierten im Geruche der Heiligkeit gestorben war. König Philipp und sein Hof gingen in feierlicher Prozession in die Kirche, und in ihrer Gegenwart wurden die moderigen Ueberreste des guten Vaters, welche, wie uns berichtet wird, noch angenehm rochen, aus ihrem eisernen Sarge genommen und nach

*) Nach Guibert, dem französischen Gesandten, war Carlos, als er fiel, in einem Liebesabenteuer begriffen. Er stieg nämlich einen dunkeln Treppenweg hinab, um das Töchterlein des Pförtners vom Garten aufzusuchen.

dem Zimmer des Prinzen gebracht. Daſelbſt wurden ſie auf ſein Bett gethan, und das Tuch, in welches der Schädel des Todten eingehüllt geweſen war, wurde Carlos auf die Stirne gelegt. Glücklicherweiſe verhütete der verwirrte Zuſtand des Patienten das Entſetzen, welches er außerdem bei dieſer Operation empfunden haben würde. Noch die nämliche Nacht erſchien der Mönch dem Carlos im Traume. Er war in ſein Franziskanergewand eingehüllt, hatte einen grünen Gürtel um die Lenden und hielt ein aus Rohr gefertigtes Kreuz in der Hand. Er ſagte zu ihm in einem ſanften Tone, „er möge guten Muthes ſein, denn er würde ſicher geneſen.“ Wie der den Fall berichtende Arzt zugibt, erholte ſich der Patient vom dieſer Zeit an raſch. Das Fieber wich, die Geſchwulſt des Kopfes ſetzte ſich, und er lernte wieder ſehen. Nicht ganz zwei Monate ſeit dem Anfang ſeiner Krankheit war Carlos, der die ganze Zeit über eine wunderbare Folgſamkeit bewieſen hatte, in den Stand geſetzt, in das anſtoßende Zimmer zu gehen. Dort umarmte er ſeinen Vater, welcher während der ganzen gefährlichen Periode der Krankheit ſeine Reſidenz in Alcalá aufgeſchlagen und eine Beſorgniß gezeigt hatte, wie ſie einem Vater unter ſolchen Umſtänden natürlich iſt.

Natürlich wurde das Verdienſt der Heilung dem Fray Diego beigelegt*). Ein gebührendermaßen authentiſch dargeſtellter Bericht des Wunders wurde nach Rom geſandt, worauf der heilige Mann, Philipp's Anſuchen gemäß, vom Papſte kanoniſirt wurde. Das Recht des neuen Heiligen auf die Ehre, daß er die Kur verrichtet habe, wird von

*) Den Gebeinen des Fray Diego wurde von Unſerer Lieben Frau von Atocha, der Schutzheiligen von Madrid, der Rang ſtreitig gemacht. Ihr von Philipp auf's Höchſte verehrtes Bild war nämlich bald nach dem Skelette des heiligen Mönchs in das Zimmer des Carlos gebracht worden. Da dies erſt geſchah, nachdem ſich der Patient bereits zu beſſern angefangen hatte, haben die Geſchichtſchreiber Unſerer Frau von Atocha um ſo weniger Grund, entſchieden und feſt, wie geſchieht, für ſie einen Antheil zu beanſpruchen. Die Verehrung der Patronin von Madrid hat bis auf unſere Tage fortgedauert. Ein nun eingegangenes Journal der Hauptſtadt meldet, daß die Königin in Begleitung ihres hohen Gemahls und der Prinzeſſin von Aſturias den vierundzwanzigſten März 1854 in feierlicher Prozeſſion zur Kirche ging, um das Bild mit dem Halsbande des Goldenen Vließes zu zieren.

den castilischen Geschichtsschreibern dieses und der folgenden Zeitalter zuverlässig bestätigt. Keinen habe ich kühn genug gefunden, daß er dasselbe bestritten hätte. Nur Doctor Olivares selber, der natürlicherweise die Ehre seines Standes in Schutz nahm, sprach vor der Kanonisirung seine Ueberzeugung dahin aus, daß, abgesehen von der Wirkung, welche die Vermittelung des Fray Diego und das Gebet der Gerechten gehabt hätte, die Genesung des Prinzen hauptsächlich der Kunst der Aerzte zu verdanken sei.

Allein die Wiederherstellung des Carlos scheint nicht so vollständig, wie man anfangs glaubte, gewesen zu sein; denn man hatte guten Grund, zu vermuthen, daß die Erschütterung des Kopfes seinem Gehirn einen bleibenden Schaden zugefügt haben würde. Wenigstens läßt sich dies aus den unsinnigen Ueberspanntheiten seines folgenden Betragens und aus der sorglosen Weise, in welcher er sich der Befriedigung seiner Lüste überließ, schließen. Nachdem er sich 1565 von einem viertägigen Fieber, womit er noch behaftet war, erholt hatte, bemerkte Philipp mit einem Seufzer gegen den französischen Gesandten St. Sulpice, „daß er hoffte, seine wiederholten Ermahnungen würden endlich künftig bei dem Prinzen anschlagen, damit er nicht mehr so schrecklich seine Gesundheit untergrübe.“ Aber der unglückliche junge Mann machte sich solche Ermahnungen ebensowenig wie seine eigenen Erfahrungen zu Nutze. Leute, die damals am Hofe waren, haben uns von seinem tollen, das Stadtgespräch bildenden Launen viele Geschichten hinterlassen. Brantôme, der 1564 dort war, sagt, daß Carlos mit einer Anzahl eben so ungezogener junger Edlen durch die Straßen strich, daß sie die Vorübergehenden mit gezogenen Schwertern anfielen, die Frauenspersonen küßten und sogar die vornehmsten Damen mit den schimpflichsten Namen belegten.

Die jungen Stutzer des Hofes pflegten damals sehr große Stiefeln zu tragen. Carlos ließ die seinigen noch größer als gewöhnlich machen, damit er ein paar Pistolen hineinstecken konnte. Da Philipp diese gefährliche Gewohnheit verhindern wollte, ließ er die Stiefeln seines Sohnes kleiner machen. Als jedoch der Schuhmacher damit in den Palast kam, gerieth Carlos darüber in Wuth und gab ihm eine Tracht Schläge. Nachdem er hierauf das Leder hatte in Stücke schnei-

den und ſchmoren laſſen, zwang er den unglücklichen Handwerker, ſoviel als derſelbe hinunterſchlingen konnte, von dem unſchmackhaften Fricaſſee auf der Stelle zu eſſen.

Ein anderes Mal machte er wegen einer geringfügigen Beleidigung einen heftigen Angriff auf ſeinen Hausmeiſter Don Garcia de Toledo. Sodann wollte er einſtmals ſeinen Kämmerer Don Alonzo de Cordova zum Fenſter hinauswerfen. Dieſe Eheleute beſchwerten ſich deßhalb bei Philipp und baten ihn, er möge ſie von einem Dienſte befreien, wo ſie die ihnen angethanen Beſchimpfungen nicht ahnden könnten. Indem der König hierein willigte und ſie in ſeinen eigenen Dienſt nahm, ernannte er ſeinen Lieblingsminiſter Ruy Gomez de Silva zum Gouverneur des Carlos.

Allein der Prinz hegte kein Anſehen der Perſon. So hatte der Kardinal Eſpinoſa, Präſident des Rathes von Caſtilien und ſpäter Großinquiſitor, einen Schauſpieler, Namens Cisneros, aus dem Palaſte, wo er den nämlichen Abend vor dem Prinzen ſpielen ſollte, verwieſen. Wahrſcheinlich war es auf das Geheiß Philipp's geſchehen. Doch als Carlos dem Cardinal begegnete, faßte er ihn derb am Kragen und rief, indem er die Hand an den Dolch legte: „Sie räudiger Prieſter, Sie wagen Cisneros zu verbieten, vor mir zu ſpielen? Beim Leben meines Vaters, ich will Sie umbringen!“ Der zitternde Prälat warf ſich auf die Kniee und fühlte ſich glücklich, als er mit dem Leben aus den Händen des erzürnten Prinzen davonkam. Es wird uns nicht berichtet, ob der Komödiant am Ende noch ſpielen durfte. Allein der Stoff, woraus ein Großinquiſitor gemacht iſt, gehört keiner nachgiebigen Art an.

Eine noch wunderlichere Anekdote wird uns von Nobili, dem damals bei Hofe anweſenden toscaniſchen Geſandten, erzählt. Indem Carlos Geld brauchte, erſuchte er einen Kaufmann, Namens Grimaldo, ihm eine Summe von funfzehnhundert Dukaten vorzuſtrecken. Der Geldleiher ließ ſich gern dazu herbei, dankte dem Prinzen für die ihm angethane Gnade und fügte nach der gewöhnlichen caſtiliſchen großſprecheriſchen Weiſe hinzu, daß „Alles, was er beſäße, zu ſeiner Verfügung ſtehe.“ Carlos hielt ihn beim Worte und verlangte auf der Stelle hunderttauſend Dukaten. Vergebens betheuerte der durch

die Forderung erſchreckte arme Grimaldo, daß „dies ſeinen Kredit ruiniren würde, und daß er dem Prinzen nur ein Kompliment geſagt hätte.“ Carlos entgegnete, „derſelbe habe kein Recht, mit Prinzen Komplimente zu wechſeln, und wenn er nicht binnen vierundzwanzig Stunden das Geld bis auf den letzten Real bezahlte, ſollten er und ſeine Familie es zu bereuen haben.“ Erſt nach langer Unterhandlung konnte Ruy Gomez den Prinzen dahin bringen, ſich mit der beſcheidenen Summe von ſechszigtauſend Dukaten, welche demnach von dem unglücklichen Kaufmanne gezahlt wurde, zu begnügen. Nach Nobili war das auf dieſe Weiſe erhaltene Geld wie gewonnen, ſo zerronnen.

Glücklicherweiſe gibt es Lichtſtellen, um die dunkeln Schattirungen dieſes Gemäldes zu heben. Tiepolo, der 1567, als Carlos zwanzig Jahre zählte, venetianiſcher Geſandter beim Madrider Hofe war, giebt uns vom Prinzen einige Nachricht. Er räumt das anmaßende, auffahrende Weſen deſſelben ein, preiſt jedoch ſeine Wahrheitsliebe und, was man kaum hätte erwarten ſollen, den Ernſt, womit er ſeine Andacht verrichtete. Er war äußerſt mildthätig und fragte: „wenn Prinzen nicht gäben, wer es denn thun ſolle?“ In ſeiner Lebensweiſe machte er vielen Aufwand und belohnte nicht allein ſeine eigenen Bedienten, ſondern auch diejenigen des Königs, die ihm ſehr ergeben waren, auf das Freigebigſte. Eifrig ſuchte er an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten Antheil zu nehmen und war arg mißvergnügt, wenn er — wie dies von ſeinem Vater gewöhnlich geſchah — davon ausgeſchloſſen wurde.

Es gereichte dem Prinzen ſicher zur Ehre, daß er alle diejenigen, welche mit ihm in die nächſte Berührung kamen, perſönlich ſehr zu feſſeln vermochte. Darunter war ſeine Tante, die Regentin Joanna, und die Königin Iſabella, welche letztere, indem ſie ihn mit einem durch ihre Stellung gerechtfertigten Intereſſe betrachtete, ihn gern mit ihrer Schweſter vermählt geſehen hätte. Ebenſo hielten ſeine Tante und ihr Gemahl, der Kaiſer Maximilian, den Don Carlos, welchen ſie ſchon früh gekannt hatten, in ſehr theurem Andenken und wünſchten ſeine Hand ihrer älteſten Tochter zu ſichern. Noch mehr zur Ehre jedoch gereicht ihm das Verhältniß, in welchem er zu ſeinem Lehrer Honorato Juan ſtand. Dieſer war auf des Prinzen Betreiben zum Biſchof

von Osma ernannt worden. Gern hätte Carlos den guten Mann immer in seiner unmittelbaren Nähe behalten; allein derselbe war in seiner Diözese nothwendig. Wenn wir von dem Style absehen, sprechen die von Zeit zu Zeit von dem früheren Zöglinge geschriebenen Briefe sehr für die Herzensgüte desselben. „Mein bester Freund in diesem Leben, ich will alle Ihre Wünsche erfüllen," schreibt er am Schlusse derselben. Leider starb dieser gute Freund und Rathgeber im Jahre 1566. In seinem Testamente ersuchte er Carlos, sich unter seinen Effekten, was ihm anstände, herauszuwählen. Auch ermächtigte er ihn, sogar die Testamentsbestimmungen umzuändern und von seinem Eigenthume jeden beliebigen, ihm gut dünkenden Gebrauch zu machen! Wenn dieser einzig dastehende Beweis von Vertrauen vielleicht bloß ein spanisches Kompliment war, so war derselbe bei einer Person wie Carlos, der, wie der Fall mit Grimaldo zeigt, die Komplimente wörtlich nahm, etwas gefährlich.

Nach Alledem scheint es, daß im Charakter des Prinzen der Keim zu edelmüthigen Eigenschaften lag, welche unter einer besseren Pflege gute Früchte hätten hervorbringen können. Aber er befand sich in jener erhabenen Stellung, welche ihn dem Einflusse von Schmarotzern aussetzte. Diese schmeichelten seinem Stolze und verderbten, indem sie seinen Lüsten fröhnten, sein Herz. Auf der von ihm eingenommenen Höhe wurden auch seine kleinsten Irrthümer und Ueberspanntheiten ersichtlich und Gegenstände einer schonungslosen Beurtheilung. Wenngleich er seinem Vater äußerlich etwas ähnelte, war er doch sowohl im Guten wie im Bösen von demselben so verschieden, daß zwischen beiden eine vollständige Kluft bestand. Indem der eine den andern nicht begreifen konnte, ermangelte der Vater der Mittel, um über den Sohn einen Einfluß auszuüben. Die liederliche Lebensweise des Prinzen, sein fortwährendes Vergessen des Dekorums oder, um es deutlicher zu sagen, seine leichtsinnige Verletzung alles Anstandes brachte seinen Vater äußerst auf, indem ja derselbe in der Beobachtung des äußeren Anstandes sehr gewissenhaft war. Wohl mag der König mit Schmerz dergleichen Exzesse des Prinzen gesehen haben; doch kann man noch zweifeln, ob dem Philipp des Don Carlos ehrenhafterer Wunsch, an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten Antheil zu

nehmen, gefiel. Denn Philipp geizte so sehr mit der besessenen Macht, daß er seinen Ministern nur so viel, als absolut nothwendig war, davon abgab. Leider lieferte ihm das Betragen seines Sohnes einen plausibeln Vorwand, in dessen politische Befähigung Mißtrauen zu setzen.

Derzestalt mit Mißtrauen und vielleicht mit Abscheu von seinem Vater betrachtet; von jedem Antheile an der Leitung der Staatsangelegenheiten, sowie von einem militärischen Leben, für welches er sich gut zu eignen schien, ausgeschlossen; umringt von Philipp's Ministern, welche Carlos mit gutem Grunde als Spione seiner Handlungen betrachtete, gab sich der junge Mann, zum Nachtheile für seine Gesundheit wie für seinen Charakter, einem leichtsinnigen Lebenswandel hin, bis das Volk, welches anfangs die Aussicht auf einen einheimischen Prinzen mit Entzücken begrüßt hatte, zuletzt begründete Befürchtungen hinsichtlich der Befähigung desselben zur Regierung hegte.

Aber während man ihm im Inlande mißtraute, suchten mehrere ausländische regierende Fürsten mit dem Erben der spanischen Monarchie eine Verbindung einzugehen. Mit Freuden würde ihm Katharina von Medicis die Hand der jüngeren Schwester Isabellens gegeben haben: ein Plan, worin sie von der spanischen Königin unterstützt wurde. Dies war im Jahre 1565. Allein Philipp versetzte hierauf nur in seiner gewöhnlichen, verschiebenden Weise: „Man muß es in Erwägung ziehen.“ Mit günstigeren Augen betrachtete er den vom Kaiser und der Kaiserin von Deutschland gemachten Antrag. Wie schon erwähnt wurde, hielten dieselben den Don Carlos in freundlichem Andenken und wünschten seine Vereinigung mit ihrer Tochter Anna. Diese Prinzessin war ein Jahr jünger als ihr Vetter, war eine Spanierin von Geburt und hatte auf der Halbinsel während der Regentschaft Maximilian's das Licht der Welt erblickt. Aber obschon beide Theile alt genug waren und Philipp den Heirathsplan begünstigte, bewog ihn doch, wenn die Geschichtsschreiber Recht haben, sein Mangel an Zutrauen zu seinem Sohne, die Hochzeitsfeier noch zu verschieben. Allerdings bestieg Anna noch den Thron Castiliens, aber nicht als die Gemahlin des Carlos, sondern nach dem Tode Isabellens als die Gemahlin Philipp's. So verheiratheten sich durch ein eigenes

Verhängniß die beiden Prinzessinnen, welche für den Sohn bestimmt worden waren, mit dem Vater.

Damals war die revolutionäre Bewegung in den Niederlanden der große Gegenstand, welcher die Aufmerksamkeit der Spanier auf sich lenkte. Namentlich soll Carlos ein lebhaftes Interesse daran genommen haben. Zufolge dem Antonio Perez machten die damals bei Hofe befindlichen Flamänder dem Prinzen das bestimmte Anerbieten, ihn an die Spitze des Aufruhrs zu stellen. Strada nennt die damals in Madrid anwesenden Abgeordneten Bergen und Montigny als die Verbindungsmittel, deren sich Carlos bediente, um die Angelegenheiten des verwirrten Landes zu ordnen. Daß ein Mensch von seinem feurigen Wesen mit einem so tapfer für seine Freiheiten kämpfenden Volke Sympathie fühlte, ist nicht unwahrscheinlich; auch sieht es Dem, bei welchem Denken und Sprechen Eins waren, keineswegs unähnlich, wenn er sich über den Gegenstand mit mehr Freimüthigkeit als Vorsicht ausdrückte. Vielleicht meinte dies sein Almosenpfleger Suarez, indem er in einem Briefe ohne Datum den Prinzen anflehte, „seine gefährlichen Pläne, die Trugbilder des Satans, die ihm Unheil bringen und die Monarchie beunruhigen müssen, aufzugeben!“ Der Brief schließt mit einer Predigt, worin der gute Doctor dem Prinzen einprägt, wie nothwendig kindlicher Gehorsam ist, und dies durch zahlreiche Anführungen aus der Bibel und der Weltgeschichte von Solchen, welche gottlos den Rath ihrer Eltern verachteten und ein trauriges Ende nahmen, belegt*).

Allein wenngleich diese Hypothese vieles Räthselhafte in der folgenden Geschichte des Don Carlos erklären würde, muß ich doch sagen, daß ich sie nicht in der Korrespondenz der Führer der Niederlande bestätigt gefunden habe. Ebensowenig findet sie sich in der Anklage gegen den Montigny bestätigt, wiewohl man glauben sollte, daß darin

*) Der innige Verkehr, in welchem Doctor Suarez mit Carlos stand, machte denselben — ob in politischer oder religiöser Hinsicht, wird uns nicht berichtet, — verdächtig. Vielleicht hätte dieser Verdacht dem Doctor das Leben gekostet, wäre nicht dieser Brief als ein genügendes Zeugniß für des Suarez Unschuld nach dem Tode des Prinzen unter den Papieren desselben gefunden worden.

die Aufwiegelung des Thronerben als einer der abscheulichsten Punkte angeführt sein müßte. Demungeachtet hielt sich Carlos für den rechten Mann, um mit der Sendung in die Niederlande betraut zu werden, wie aus seinem Benehmen gegen Alva hervorgeht, als dieser Adelige den Oberbefehl über die Armee erhalten hatte.

Als der Herzog bei dieser Gelegenheit erschien, um dem Prinzen vor der Abreise die Aufwartung zu machen, sagte der Prinz zornig: „Sie sollen nicht nach Flandern gehen; ich will selbst dahin.“ Alva suchte ihn zu beruhigen, indem er sagte, daß es für den Thronerben eine zu gefährliche Sendung sei; daß er dahin ginge, um die Unruhen des Landes zu stillen und dasselbe für die Ankunft des Königs vorzubereiten, und daß der Prinz, wofern er in Castilien abkommen könnte, später mit seinem Vater dahin gehen möchte. Allein diese Auseinandersetzung erhitzte Carlos nur noch mehr. Er zog den Dolch, kehrte sich gegen den Herzog und rief aus: „Sie sollen nicht gehen; wofern Sie es thun, tödte ich Sie!“ Es entspann sich ein Kampf, welcher für Alva ungünstig war, weil die Verletzung des Thronerben als Hochverrath hätte ausgelegt werden können. Doch indem er glücklicherweise der Stärkere war, rang er mit Carlos und hielt ihn fest, während sich derselbe in ohnmächtigen Anstrengungen loszukommen erschöpfte. Aber kaum war der Prinz frei, als er sich auch schon wieder mit der Wuth eines Tollen gegen den Herzog kehrte und von diesem nochmals festgehalten wurde, bis das Geräusch des Kampfes einen der Kämmerlinge aus einem benachbarten Zimmer herbeiführte. Bei dessen Ankunft zog sich Carlos, nachdem er sich von der eisernen Faust seines Gegners losgemacht hatte, auf sein Zimmer zurück.

Eine solche Gewaltthätigkeit gegen seinen Minister wurde von Philipp als eine Beleidigung seiner selbst angesehen. Sie erweiterte die schon allzu weite Kluft zwischen Vater und Sohn nur noch mehr, sodaß beide, selbst wenn sie in dem nämlichen Palaste zusammen wohnten, doch nicht mit einander verkehrt zu haben scheinen. Indeß verbrachte Philipp damals einen großen Theil seiner Zeit im Escorial, wo er die Fortschritte des zur Verherrlichung des Sieges bei St. Quentin bestimmten Gebäudes überwachte. Allein während sich der

König so zurückgezogen hatte, versahen ihn die über den Sohn gesetzten Minister mit treuen Berichten über das Benehmen desselben.

So traurig standen die Dinge, als Carlos den verderblichen Entschluß faßte, in ein fremdes Land zu fliehen, um sich den Unannehmlichkeiten seiner gegenwärtigen Lage zu entziehen. Nach welchem Lande er wollte, ist nicht gewiß; denn während die Einen die Niederlande angeben, nennen Andere Deutschland. Im Ganzen genommen scheint es wahrscheinlicher, daß er nach Deutschland fliehen wollte, weil er am Wiener Hofe seine versprochene Braut und sicherlich Freunde, die ihn willkommen hießen, finden mußte.

Weil er für eine solche Reise nicht die nöthigen Gelder besaß, suchte er sie durch einen vertrauten, aus seinem Haushalt genommenen Agenten von verschiedenen Städten zu erheben, indem er bei denselben Anleihen machte. Diese leichtsinnige Verfahrungsweise, welche auf der Stelle seine Absicht verrathen mußte, zeigte allzu deutlich die Unachtsamkeit seines Charakters und seine völlige Unkenntniß der Dinge.

Aber während diese Verhandlungen vor sich gingen, ereignete sich ein Vorfall, welcher das Betragen des Don Carlos in einem solchen Lichte erscheinen läßt, daß man es nur als wahnsinnig entschuldigen kann. Die Geschichte wird uns von einem Mitgliede des Haushaltes des Prinzen, einem ayuda de cámara oder Kammerherrn erzählt. Er war bei der Scene gegenwärtig und theilt sie mit vieler Naivetät mit.

Er erzählt uns, daß sein Herr einige Tage lang keine Ruhe hatte, sondern öfters wiederholte, daß „er einen Menschen, mit welchem er einen Streit hätte, tödten wollte!“ Dasselbe sagte er, ohne jedoch den Mann zu bezeichnen, zu seinem Onkel, Don Johann von Oesterreich, in welchen er ein unbegrenztes Zutrauen gesetzt zu haben scheint. Dies war gegen Weihnachten 1567. Nun war es Sitte, daß die Glieder der königlichen Familie am achtundzwanzigsten Dezember, dem Tage der unschuldig getödteten Kinder, zusammen erschienen, um öffentlich zum Abendmahle zu gehen. Carlos bereitete sich hierauf vor, indem er den Abend vorher in die Kirche des heiligen Hieronymus ging, um dort zu beichten und Absolution zu empfangen. Als jedoch der Beichtvater das sonderbare Bekenntniß seiner Mordlust hörte, verweigerte er ihm die Absolution. Carlos wandte sich an einen anderen

Geistlichen, war aber nicht glücklicher. Vergebens suchte er den Fall zu begründen. Man rieth ihm an, daß er nach gelehrteren Gottesgelehrten senden und deren Meinung vernehmen möge. Er that es auf der Stelle, und nicht weniger als vierzehn Mönche aus dem Kloster Unserer Frauen von Atocha nebst zweien aus einem anderen Orte wurden zusammen gebracht, um diesen sonderbaren kasuistischen Punkt zu entscheiden. Indem sie sehr entrüstet waren, gaben sie einstimmig ihre Meinung dahin ab, daß unter solchen Umständen keine Absolution ertheilt werden könne. Carlos erkundigte sich alsdann, ob er denn keine ungeweihte Hostie erhalten könne, was den Skandal, welchen sein Nichtcinnehmen des Sakraments unvermeidlich bei Hofe hervorrufen müßte, beseitigen würde. Dieser Vorschlag versetzte die ehrwürdige Versammlung in neue Bestürzung. Indem der mitanwesende Prior von Atocha dem Carlos den Namen seines Feindes entlocken wollte, sagte er ihm, daß, wenn er ihnen die betreffende Person nennte, dies auf ihre Entscheidung Einfluß ausüben dürfte. Der Prinz versetzte, daß „sein Vater diese Person wäre, und daß er das Leben desselben wollte!" Der Prior fragte ihn trocken, ob er noch Gehülfen in den Anschlägen gegen seinen Vater habe. Allein Carlos wiederholte nur einfach seine vorherige Erklärung, und das Conclave brach zwei Stunden nach Mitternacht mit unaussprechlichem Entsetzen auf. Man schickte sodann einen Boten zum Könige in das Escorial ab, um demselben die ganze Sache mitzutheilen.

Diesen Bericht giebt uns der Ayuda de cámara, welcher sagt, daß er jene Nacht die Aufwartung bei dem Prinzen hatte. Für einige Theile der Geschichte ist die Autorität besser als für andere. Es liegt nichts Unwahrscheinliches in der Voraussetzung, daß Carlos, dessen Gedanken, wie wir sahen, nicht tief verborgen lagen, mit seinen Bedienten in der angegebenen tollen Weise sprach. Allein man kann schwerlich glauben, daß er vor Andern wiederholte, was ihm so listig vom Prior entlockt worden war, oder daß das schreckliche Geheimniß innerhalb Hörweite vor den Bedienten geflüstert wurde. Indessen hat dies wenig zu bedeuten, weil die Sache, wie wir sie auch immer auffassen mögen, eine so reine Tollheit bei dem Prinzen voraussetzt, daß ihn gewissermaßen keine moralische Verantwortlichkeit treffen kann.

Um die Mitte Januar 1568 war der Agent des Prinzen mit einhundert und funfzigtausend Dukaten zurückgekehrt. Das war bloß ein Viertel der verlangten Summe. Doch reichte es einstweilen hin, während Carlos sich den Rest in Wechselbriefen schicken lassen wollte. Nachdem er mit seinen Vorbereitungen fertig war, theilte er seine Absicht seinem Onkel Don Johann mit und bat diesen, ihn auf der Flucht zu begleiten. Nachdem der letztere seinem Vetter umsonst die Narrheit seines Vorhabens auseinandergesetzt hatte, reiste er von Madrid nach dem Escorial ab und berichtete dort seinem Bruder, dem Könige, ohne Zweifel die Sache.

Den siebzehnten Januar sandte Carlos dem Generalpostmeister Don Ramon de Taſſis den Befehl zu, für ihn auf die nächste Nacht sieben Pferde in Bereitschaft zu halten. Indem jedoch Taſſis den Verdacht hegte, daß es damit nicht richtig stehe, gab er die Antwort zurück, daß die Pferde nicht zu Hause wären. Als nun der Prinz seinen Befehl entschiedener wiederholte, so schickte der Postmeister die sämmtlichen Pferde aus und begab sich selber in aller Eile nach dem Escorial.

Der König ließ nicht mit Maßregeln auf sich warten. Einige Tage vorher, sagt der päpstliche Nuntius, hatte dieser sehr fromme Fürst seiner Gewohnheit gemäß in verschiedenen Klöstern Gebete angeordnet, worin der Himmel um Unterstützung in einer Sache von großer Bedeutung angefleht wurde. Dergleichen Gebete hätten dem Don Carlos als eine Warnung dienen können. Allein es war für Warnungen zu spät. Ohne zu zögern, begab sich Philipp nach Madrid, wo diejenigen, welche ihn am Morgen des achtzehnten Januars im Audienzsaale sahen, in der Heiterkeit seines Gesichts kein Anzeichen des bevorstehenden Sturmes bemerkten. An diesem Morgen ging er mit den Gliedern der königlichen Familie öffentlich zur Messe. Als Don Johann nach dem Gottesdienste den Don Carlos auf dem Zimmer besuchte, machte dieser die Thüren zu und fragte seinen Onkel, worüber er sich im Escorial mit dem Könige unterhalten habe. Da Don Johann den Fragen, so gut er konnte, auswich, gerieth Don Carlos so in Hitze, daß er das Schwert zog und seinen Onkel angriff. Indem sich derselbe rücklings nach der Thür zurückzog, rief er dem Prinzen laut zu, abzustehen, und setzte sich in eine vertheidigende

Stellung. Glücklicher Weiſe erregte der durch das Fechten verurſachte Lärm die Aufmerkſamkeit der Bedienten. Durch das Herzuſpringen derſelben konnte Don Johann entweichen, und Carlos begab ſich in düſterem Schweigen nach ſeinem Zimmer zurück.

Es ſcheint, daß ſich der Prinz ſchon ſeit einiger Zeit in dem Palaſte ſeines Vaters unſicher fühlte. Er ging mit der Vorſicht eines Räubers ſchlafen, indem er den Degen und den Dolch neben ſich legte und von ſeinem Bette aus eine geladene Büchſe ergreifen konnte, ſo daß er jeden Augenblick kampfgerüſtet war*). Der größeren Sicherheit wegen hatte er ſich von einem ſcharfſinnigen Handwerker einen Riegel derartig anfertigen laſſen, daß er letzteren vom Bett aus vermittelſt eines Flaſchenzugs auf- und zuſchieben konnte. Bei ſolchen Vorſichtsmaßregeln mußte es eine gefährliche Sache ſein, den Schlummer eines deſperaten Menſchen, wie Carlos, zu ſtören. Indeß, da Philipp die Schwierigkeit kannte, beauftragte er den Handwerker, die Einrichtung ſo in Unordnung zu bringen, daß ſie nicht mehr ging: worauf die Thür ohne den gewöhnlichen Sicherheitsverſchluß blieb. — Das Uebrige theilt uns der oben erwähnte ayuda de cámara, der dieſen Abend im Dienſt war und im Palaſte zur Nacht ſpeiſte, mit.

Gegen elf Uhr am Abende des achtzehnten ſah er den König mit einer Rüſtung über den Kleidern und mit einem Helme auf dem Kopfe die Treppe herabkommen. Derſelbe war vom Herzoge von Feria, dem Hauptmann der Garde, nebſt vier bis fünf anderen Herren und zwölf Privaten von der Garde begleitet. Der König befahl dem Diener, die Thüre zu ſchließen und Niemanden hereinkommen zu laſſen. Nachdem ſich die Edlen und die Leute von der Garde in das Zimmer des Prinzen begeben hatten, ſchlich ſich der Herzog von Feria nach dem Bette zum Kopfe des Prinzen und nahm den dort liegenden Degen und Dolch, ſowie die mit zwei Kugeln geladene Muskete weg. Der

*) De Thou, welcher ſeine Nachricht dem Architekten Louis de Foix entlehnte, hat den Don Carlos mit noch fürchterlicheren Vertheidigungsmitteln bedacht. „Ce prince inquiet ne dormoit point, qu' il n'eût sous son chevet deux épées nues et deux pistolets chargez. Il avoit encore dans sa garderobe deux arquebuses avec de la poudre et des balles, toujours prêtes à tirer.“

von dem Geräusch aufgeweckte Carlos richtete sich empor und fragte, wer da wäre. Der Herzog, der im Besitz der Waffen war, versetzte: „Es ist der Staatsrath.“ Als Carlos dies hörte, sprang er aus dem Bett, schrie und drohte und suchte die Waffen zu nehmen. In diesem Augenblicke trat Philipp, der seinen Eintritt klug bis nach der Wegnahme der Waffen verschoben hatte hervor, und gebot seinem Sohne, nach dem Bette zurückzukehren und ruhig zu bleiben. „Was wollen denn Eure Majestät von mir?“ rief der Prinz. „Das sollst Du bald erfahren,“ sagte sein Vater und ließ zu gleicher Zeit die Fenster und Thüren stark verrammeln und die Schlüssel zu den letzteren sich überliefern. Das sämmtliche Zimmergeräthe bis selbst auf die Feuerböcke, womit Carlos Schaden anrichten konnte, wurde entfernt. Indem sich der König hierauf zu Feria wandte, sagte er demselben, daß „er den Prinzen seiner speziellen Obhut übergäbe, und daß Feria ihn gut bewachen müßte.“ Alsdann richtete er sich an die übrigen Adeligen und wies sie an, daß „sie den Prinzen mit allem nöthigen Respekt bedienen, aber keinen Befehl desselben, ohne diesen zuvor ihm selbst mitzutheilen, ausführen sollten; endlich hätten sie ihn treu zu bewachen, bei Strafe, im andern Falle als Verräther behandelt zu werden.“

Bei diesen Worten rief Carlos aus: „Eure Majestät würde besser thun, mich zu tödten, als mich gefangen zu halten. Es wird ein großer Skandal für das Königthum sein. Wenn Sie mich nicht tödten, werde ich mich selbst fortschaffen.“ — „So Etwas wirst Du nicht thun, denn das wäre etwas Verrücktes,“ sagte der König. — Carlos versetzte: „Eure Majestät behandeln mich so übel, daß Sie mich zu diesem Aeußersten treiben. Ich bin nicht verrückt, aber Sie bringen mich zur Verzweiflung!“ Noch andere Worte fielen zwischen dem Monarchen und seinem Sohne vor, während die Stimme des letzteren so sehr vom Schluchzen unterbrochen wurde, daß sie kaum verständlich war.

Nachdem Philipp seine Anstalten beendet und einen Koffer mit den Papieren des Prinzen weggenommen hatte, verließ er den Saal. Diese Nacht über blieben der Herzog von Feria, der Graf von Lerma und Don Rodrigo de Mendoza, der älteste Sohn des Ruy Gomez, in dem Zimmer des Prinzen. Zwei von den sechs zu diesem Zwecke er-

nannten Herren verrichteten abwechſelnd den nämlichen Dienſt in jeder folgenden Nacht. Aus Reſpekt gegen den Prinzen durfte Niemand von ihnen in ſeiner Gegenwart den Degen tragen. Da er bei ſeinen Mahlzeiten ſich keines Meſſers bedienen durfte, brachte man ihm das Fleiſch ſchon zerſchnitten in's Zimmer. Alle Diener des Prinzen wurden entlaſſen und die meiſten ſpäter in den Dienſt des Königs aufgenommen. In den Gängen, welche nach dem Thurme mit dem Zimmer des Don Carlos führten, war eine Wache von zwölf Hellebardieren aufgeſtellt. Auf dieſe Weiſe war alle Verbindung mit Außen abgeſchnitten. Da nun der unglückliche Gefangene auch nicht aus den ſtark verammelten Fenſtern blicken konnte, war er von dieſer Zeit an für die Welt eben ſo todt, als ob er in dem tiefſten Kerker von Simancas begraben geweſen wäre.

Am folgenden Tage rief der König die Mitglieder ſeiner verſchiedenen Räthe zuſammen und benachrichtigte ſie von der Verhaftung ſeines Sohnes, indem er erklärte, daß ihn Nichts als ſeine Pflicht gegen Gott und die Wohlfahrt der Monarchie zu einer ſolchen Handlung bewogen haben könnte. Einem Anweſenden zufolge ſtanden dem Philipp bei dieſer Erklärung die Thränen in den Augen.

Alsdann berief er ſeinen Staatsrath und leitete gegen den Gefangenen einen Prozeß ein. Sein Kummer hielt ihn indeß nicht ab, daß er die ganze Zeit über bei den Verhandlungen gegenwärtig war und das Zeugniß, welches geſchrieben einen Stoß Papier von der Dicke eines halben Fußes bildete, mit anhörte. So iſt der uns von dem ayuda de cámara über dieſen außerordentlichen Vorgang gegebene Bericht.

Dreizehntes Kapitel.

Der Tod des Don Carlos.

Die Ursache seiner Verhaftung. — Sein strenger Gewahrsam. — Seine Exzesse. — Sein Tod. — Der Bericht des Llorente. — Unterschiedliche Berichte. — Verdächtige Umstände — Der Streit im Palaste. — Die Bestattung des Don Carlos

1568.

Die Verhaftung des Don Carlos verursachte im ganzen Lande eine große Aufregung, die noch durch die damit verbundenen geheimnißvollen Umstände sehr vermehrt wurde. Die schauerlichsten Gerüchte waren über die Veranlassung derselben im Umlauf. Einige sagten, daß er einen Plan gegen das Leben seines Vaters im Schilde geführt; Andere, daß er gegen dasjenige des Ruy Gomez konspirirt; Manche, daß er die Flamme des Aufruhrs angefacht und sich mit den Flamändern eingelassen habe; noch Andere hielten ihn im Verdacht der Ketzerei. Viele hegten, indem sie den Vater mehr als den Sohn tadelten, noch eine ganz verschiedene Ansicht von der Sache. „Auf sein Lächeln folgte unmittelbar der Dolch," sagt der Geschichtsschreiber des Philipp; „weßhalb ihn die einen weise, die andern aber streng nannten." Carlos, nie ein Günstling, hieß es, könne wohl in seinen Gedanken und Worten hastig gewesen sein; allein er habe nie Etwas begangen, was einen Vater veranlassen dürfe, mit seinem Sohne so rücksichtslos zu verfahren. Doch Fürsten seien nur allzusehr geneigt, auf ihre Nachfolger eifersüchtig zu sein. Sie mißtrauen der kühnen und edelmüthigen Denkungsart ihrer Kinder, welche weisere Regenten dadurch an sich fesseln würden, wenn sie ihnen einen gebührenden Antheil an der Regierung gäben. „Aber es gab noch Andere," sagt der weise zeitgenössische Chronikschreiber, „die den Finger an die Lippen legten und schwiegen."

Philipp ließ während einiger Tage keine Post von Madrid abgehen, damit er der erste wäre, welcher die fremden Höfe von dem Vorfalle benachrichtigte. Den vier und zwanzigsten Januar erließ er Circularschreiben

an die hohen Geistlichen, die Granden und die Munizipalitäten der vorzüglichsten Städte des Königreichs. Diese Schreiben waren allgemein gehalten, indem sie blos die Thatsache von der Verhaftung anführten und beinahe dieselben Gründe, wie die vor den Räthen vorgebrachten, angaben. Am nämlichen Tage schickte er Depeschen an die vornehmsten Höfe Europa's. Diese, obschon in ihrer Sprache unbestimmt und geheimnißvoll, enthielten wenigstens mehr Andeutungen, als die Schreiben an seine Unterthanen. Derjenige Brief, welcher im Ganzen genommen am interessantesten ist und die klarste Einsicht in die Beweggründe gibt, war an seine Tante, die Königin von Portugal, gerichtet. Sie war die Schwester des Kaisers, seines Vaters, eine schätzenswerthe Frau, welche von Philipp immer sehr hochgeachtet worden war.

Er schreibt: „Obschon es lange klar war, daß ich gegen den Prinzen einschreiten mußte, ließ mich doch mein Vatergefühl vorher erst zu allen übrigen Mitteln greifen, ehe ich zum Aeußersten schritt. Indessen haben die Sachen am Ende eine solche Wendung genommen, daß ich, um die Pflicht, welche ich als christlicher Fürst sowohl gegen Gott, wie gegen mein Land habe, zu erfüllen, meinen Sohn in strengen Gewahrsam zu bringen genöthigt worden bin. So habe ich Gott gern mein eignes Fleisch und Blut geopfert, indem ich seinen Dienst und die Wohlfahrt meines Volkes allen menschlichen Rücksichten vorziehe. Ich will blos hinzufügen, daß dieser Entschluß nicht durch ein Vergehen von Seiten meines Sohnes, oder durch irgend einen Mangel an Respekt gegen mich, zu Stande gekommen ist. Auch soll dieses Einschreiten gegen ihn keine Züchtigung sein: denn diese, so gerechte Gründe hierzu auch vorhanden wären, würde ihre Zeit und Gränze haben. Ebenso habe ich nicht dazu gegriffen, um seinen unordentlichen Lebenswandel zu bessern. Nein, mein Verfahren beruht auf einem ganz andern Grunde, und das von mir bezweckte Heilmittel ist weder für eine bestimmte Zeit noch für einen besonderen Zweck berechnet, sondern ist, wie ich schon bemerkte, von der größten Bedeutung, indem ich meinen Verpflichtungen gegen Gott und gegen mein Volk nachzukommen suche."

In der nämlichen dunkeln Weise richtete sich Philipp an Zuñiga,

seinen Gesandten am päpstlichen Hofe, indem er schrieb, daß, „wenngleich der von Carlos durch sein Leben bewiesene Ungehorsam hinreichte, um einen Beweis von Strenge gegen ihn zu rechtfertigen, es doch nicht dies, sondern allein der ernste Druck der Nothwendigkeit wäre, was ihn habe bewegen können, auf diese Weise mit seinem erstgebornen, einzigen Sohne zu verfahren."

Diese zweideutige Sprache, welche in sich schließt, daß die Verhaftung des Don Carlos nicht durch das Betragen desselben verursacht wurde, und daß dennoch sowohl die Interessen der Religion, als die Wohlfahrt des Staats seine lebenslängliche Haft forderten, dürfte anzudeuten scheinen, daß die Ursache keine andere als Wahnsinn sein könne. Dies war in einer auf des Königs Befehl von dem Fürsten Eboli an den französischen Gesandten Fourquevaulx gemachten Mittheilung klar ausgedrückt. Der König, sagte Gomez, habe schon vor drei Jahren bemerkt, daß an dem Prinzen der Kopf der schwächste Theil wäre, und daß derselbe zu keiner Zeit im vollen Besitze seiner Verstandeskräfte gewesen sei. Weil Philipp jedoch die sichere Erwartung gehegt habe, daß die Zeit eine günstige Veränderung bewirken werde, hätte er davon still geschwiegen. Indessen seien die Sachen nur schlimmer geworden, und er habe mit Kummer gesehen, daß die Uebertragung des Szepters auf die Hände seines Sohnes über seine Unterthanen unvermeidliches Unheil bringen und den Staat ins Verderben stürzen würde. Deßhalb habe er mit unaussprechlicher Betrübniß und nach langer Ueberlegung beschlossen, seinen Sohn in Gewahrsam zu bringen.

Das ist wenigstens eine verständliche Rede und sehr von Philipp's eignen Depeschen verschieden. Denn in den letzteren muß es uns auffallen, daß, wenn Wahnsinn der wirkliche Grund der Verhaftung war, derselbe hinter einer so unbestimmten und zweideutigen Sprache versteckt wurde, sowie ferner in Philipp's Briefen sich gewöhnlich die Erklärung vorfand, daß „er in einer zukünftigen Zeit den Betreffenden die Sache vollständig auseinandersetzen werde." Die einfache Anführung des Wahnsinns würde wohl direkt gegeben worden sein, da sie ja einestheils die beste Apologie für den Sohn war, und anderntheils den Vater rechtfertigte, wenn er eine heilsame Beschränkung der

Freiheit des Sohnes verfügt hatte. Aber thatsächlich war, wie wir eigentlich sehen werden, die Strenge des Gewahrsams so übermäßig, daß sie viel eher der einem großen Verbrecher zuertheilten Strafe, als der Behandlung eines unglücklichen Wahnsinnigen glich. Auch ist es unwahrscheinlich, daß gegen Jemanden, welcher gerade durch seine Krankheit von aller moralischen Verantwortlichkeit freigesprochen wurde, ein Kriminalprozeß würde eingeleitet worden sein.

Es gibt zwei Dokumente, die — sollte je eines davon zu Tage gefördert werden — die eigentlichen Gründe zur Verhaftung des Don Carlos darthun würden. Der spanische Gesandte Zuñiga theilte dem Philipp mit, daß der Papst, indem er mit dem ihm von dem Vorgange gegebenen Berichte unzufrieden sei, von Seiner Majestät eine weitere Erklärung wünsche. Der Wunsch eines solchen Mannes kam einem Befehle gleich. Denn vor Pius dem Fünften, welcher als der Papst der Inquisition ganz nach des Königs Wunsche war, hegte Philipp eine ganz besondere Ehrfurcht. Nie soll er, ohne den Hut abzunehmen, vor dem an den Wänden des Palastes hängenden Bildnisse Seiner Heiligkeit vorübergegangen sein. Auf der Stelle schrieb er an den Papst einen Brief mit einem vollständigen Berichte des Vorgangs. Derselbe war in der Schlüsselschrift geschrieben, mit dem Beifügen, daß Seine Heiligkeit, wofern er denselben nicht zu entziffern vermöge, ihn dem damals in Rom anwesenden Granvelle vorlegen solle. Ohne Zweifel befindet sich dieser Brief im Vatikan.

Das andere Dokument liefert der Prozeß. Unmittelbar nachdem der König seinen Sohn verhaftet hatte, ernannte er eine spezielle Kommission, um ihn abzuurtheilen. Sie bestand aus dem Kardinal Espinosa, dem Fürsten von Eboli und einem königlichen Rathe, Briviesca de Muñatones, welcher mit der Ausfertigung der Anklageakte beauftragt war. Aus dem Archiv von Barcelona hatte man die Urkunden von dem merkwürdigen, durch Philipp's Vorgänger Johann den Zweiten von Aragonien angestellten Prozeß kommen lassen, einem Prozesse, der gegen dessen liebenswürdigen und unglücklichen Sohn, ebenfalls des Namens Carlos, vor sich gegangen war. Nachdem diese Urkunden aus dem Catalanischen ins Castilische übersetzt worden

waren, dienten sie für das gegenwärtige Verfahren, welches die Gestalt eines Hochverrathsprozesses annahm, als ein unheilverkündendes Vorbild. Im Verlaufe dieser sonderbaren Anklage scheint für den Angeklagten weder ein Anwalt, noch Evidenz beschafft worden zu sein, obschon das von der Gegenpartei gesammelte Zeugniß äußerst umfangreich gewesen sein muß. Freilich kennen wir nur wenig von dem Verfahren. Denn es liegt kein Beweis vor, daß außer dem Könige und außer dem geheimen Tribunale, welches das Verhör — wenn man diesen Namen gebrauchen darf — anstellte, irgend Jemand jemals die Akten sah. Nach dem Geschichtsschreiber Cabrera wurden die Akten auf den Befehl Philipp's 1592 in einem stark verwahrten grünen Kasten in dem Archiv von Simancas niedergelegt, wo sie, da wir keine weitere Nachricht haben, vielleicht noch jetzt liegen, um die Arbeit eines künftigen Alterthumsforschers zu belohnen*).

In Abwesenheit dieser Dokumente müssen wir uns, um dieses schwere Problem zu lösen, an Vermuthungen halten. Mehrere Umstände können uns bei unserm endlichen Urtheile unterstützen. Unter den damals am Madrider Hofe anwesenden Gesandten gab sich keiner, wie seine Briefe zum Ueberflusse beweisen, mehr Mühe, um der Sache auf den Grund zu kommen, als der päpstliche Nuntius Castaneo, Erzbischof von Rossano. Er war ein verschlagener, scharfsinniger Prälat, dem seine Stellung und sein Ansehen bei Hofe die beste Gelegenheit, Mittheilung zu empfangen, an die Hand gaben. Auf Philipp's Befehl machte der Kardinal Espinosa dem Nuntius die gewöhnliche Auseinandersetzung der Gründe von der Verhaftung des Prinzen. „Was wir überall von dem Anschlag des Prinzen auf das Leben seines Vaters hören, ist eine seltsame Geschichte," sagte der Nuntius. „Es würde wenig zu bedeuten haben," versetzte der Kardinal, „wenn die Gefahr des Königs noch Alles wäre, weil sich dieser ja leicht schützen könnte.

*) Wie man mir mitgetheilt hat, sind viele Madrider Gelehrten der Ansicht, daß Ferdinand der Siebente die ursprünglichen Akten dieses Prozesses gegen Don Carlos nebst einigen anderen Dokumenten 1828 von Simancas fortnehmen ließ. Aber es ist nicht bekannt, wohin sie gebracht wurden. Auch hat seit dem Tode dieses Monarchen Nichts wieder darüber verlautet.

Allein der gegenwärtige Fall ist schlimmer, wenn es noch etwas Schlimmeres geben kann. Vergebens hat der König seit zwei Jahren, nachdem er die üble Richtung seines Sohnes gesehen, ihr abzuhelfen versucht. Als er jedoch endlich herausfand, daß er auf den albernen jungen Menschen keine Einwirkung auszuüben vermochte, hat er sich zu diesem Auswege genöthigt gesehen."

Nun mochte wohl nach der Meinung eines Großinquisitors die Ketzerei oder die Hinneigung zur Ketzerei sogar ein schwereres Verbrechen als der Vatermord sein. Indem das Gespräch des Kardinals auf den Nuntius diesen Eindruck machte, ging dieser auf der Stelle daran, nach Beweisen der Abtrünnigkeit des Don Carlos zu suchen. Ebenso erwähnt der toskanische Gesandte in seinen Briefen den Verdacht, daß Carlos kein guter Katholik war. Eine Bestätigung dieser Ansicht von der Sache kann man den Bemerkungen Pius' des Fünften zu dem oben erwähnten, in Schlüsselschrift geschriebenen Briefe Philipp's entnehmen. „Seine Heiligkeit," schreibt der spanische Gesandte, „lobt sehr das von Eurer Majestät eingeschlagene Verfahren; weil er einsieht, wie sehr die Erhaltung der Christenheit davon abhängt, daß Sie lange leben und daß Sie einen in Ihre Fußstapfen tretenden Nachfolger haben."

Indeß, wenngleich dies Alles ziemlich klar zu verrathen scheint, daß der religiöse Abfall des Carlos ein vorwiegendes Motiv zu seiner Einkerkerung war, so ist doch nicht leicht anzunehmen, daß ein Mensch von seinem eigensinnigen und flüchtigen Wesen sich feste Meinungen in Glaubenssachen bildete, oder daß seine Stellung den Reformatoren einen so leichten Zugang bei ihm verschaffte, daß ihn ihre Lehren sehr hätten beeinflussen können. Dessenungeachtet ist es sehr möglich, daß er an den im Auslande vor sich gehenden politischen Bewegungen, welche im Grunde gegen die Kirche gerichtet waren, ein Interesse nahm. Ich meine die Unruhen in den Niederlanden, welche er nicht ungern gesehen haben soll. Zwar ist, soweit meine Kenntniß reicht, davon kein Beweis in der Korrespondenz der flamändischen Führer zu finden, sowie man auch keinen Grund zu der Annahme hat, daß sich Carlos mit ihnen in Briefwechsel einließ oder eine offene Handlung zur Unter-

ſtützung ihrer Sache wirklich beging*); allein dies war zu ſeiner Verurtheilung auch nicht nothwendig, weil es ganz hinreichend geweſen wäre, wenn er nur Sympathie mit den Leiden des Volks empfunden hätte. Durch den Aufenthalt Egmont's, Bergen's und Montigny's am Madrider Hofe hatte er ein offenbares Verbindungsmittel mit jenen Adeligen, die ihn begreiflicherweiſe der Sache ihrer Landsleute geneigt zu machen ſuchen konnten. Die ſchnell in der feurigen Bruſt des jungen Prinzen entzündete Sympathie mußte ſich eben ſo ſchnell äußerlich kundgeben. Daß er aber eine ſolche Sympathie empfand, kann man aus ſeinem ſeltſamen Benehmen gegen den Herzog von Alva kurz vor der Abreiſe deſſelben in die Niederlande abnehmen. Die Flamänder aber wurden zu Madrid als wirkliche Rebellen gegen die Krone betrachtet. Die von ihnen bekannte verbeſſerte Lehre gab der Bewegung den Charakter einer religiöſen Revolution. Die Begünſtigung dieſer Bewegung in irgend einer Weiſe war für einen Spanier zugleich ein Verbrechen gegen den Souverain und gegen den Glauben. In einem ſolchen Lichte mußte die Sache doch wohl von Philipp und von ſeinem Miniſter, dem Großinquiſitor, angeſehen werden. Daß aber der Verbrecher der Kronerbe war, konnte keineswegs eine Abſchwächung des Verbrechens ſein**).

Was den Anſchlag des Carlos gegen das Leben ſeines Vaters anlangt, ſo reinigt ihn Philipp von einer ſo ſchrecklichen Beſchuldigung ſowohl in den an die fremden Höfe geſandten Depeſchen, wie durch die auf ſeinen Befehl den bei Hofe anweſenden Geſandten gemachten Mittheilungen völlig. Wäre daran etwas Wahres geweſen, ſo würde

*) Glücklicher iſt Leti geweſen. Denn dieſer hat einen Brief entdeckt, der von Carlos an Egmont geſchrieben war und zur Zeit der Verhaftung dieſes Letzteren in den Papieren deſſelben gefunden wurde. Der Geſchichtsſchreiber iſt vorſichtig genug, um nicht für die Authenticität des Dokumentes einzuſtehen, weil zur Gewinnung unſeres Zutrauens in der That ein beſſerer Bürge als Leti erforderlich wäre.

**) De Caſtro gibt ſich alle Mühe, um zu beweiſen, daß Don Carlos ein Proteſtant war. Wenn es ihm auch nicht gelingt, dies als eine Thatſache feſtzuſtellen, iſt es ihm doch gelungen, zu zeigen, daß das Betragen des Prinzen in ſeiner nächſten Umgebung große Zweifel hinſichtlich ſeiner Rechtgläubigkeit erwecken konnte.

wohl Philipp, anstatt es zu verneinen, es zur Schau gelegt haben, weil es ihm die beste Apologie für die Verhängung eines so strengen Gewahrsams lieferte. Das aber steht fest, daß, wenn Carlos wirklich eine so ungeheure Absicht gehegt hätte, er zu ihrer Ausführung leicht eine Gelegenheit gefunden haben würde. Eher kann man glauben, daß Philipp die Sympathie seines Sohnes mit den Niederländern verschwieg. Denn der große Verfechter des Katholicismus mußte sich begreiflicherweise hüten, der Welt wissen zu lassen, daß die Ketzerei sein eignes Blut angesteckt hatte.

Indeß, welches auch immer die Motive zur Handlungsweise Philipp's gewesen sein mögen, so muß man doch vermuthen, daß ihnen ein tief eingewurzelter Abscheu gegen seinen Sohn zu Grunde lag. Die Unähnlichkeit der Charaktere versetzte beide von vornherein in eine schiefe Stellung zu einander. Die unbesonnenen Jugendstreiche des Sohnes wurden vom Vater, der bei seinen eignen Ausschweifungen wenigstens niemals den Schleier des Dekorums bei Seite setzte, mit umnachsichtigen Augen angesehen. Das feurige Wesen des Carlos, gereizt durch ein lange fortgesetztes System des Mißtrauens, des Ausschließens und des Spionirens, machte sich endlich in solchen unsinnigen Thorheiten Luft, daß dieselben dem streitigen Gebiete des Wahnsinns angehören. Und, wie schon erwähnt, konnte der Vater auf plausible Weise auf diesem Boden festen Fuß fassen, um gegen seinen Sohn zum Aeußersten zu schreiten.

Um jedoch von den Vergehungen des Don Carlos abzusehen, wurde es denen, welche die beste Gelegenheit zum Beobachten hatten, schon bald klar, daß er nie seine Freiheit wieder erlangen, noch den Thron seiner Ahnen je besteigen sollte. Am zweiten März gab Philipp die Vorschriften, wie man den Prinzen behandeln sollte. Aus ihnen kann man sich einen Begriff von der Strenge der Haft bilden. Carlos wurde der speziellen Obhut des an der Spitze der ganzen Einrichtung stehenden Ruy Gomez übergeben, und von letzterem mußte jede bei dem Gefangenen angestellte Person ihre Ernennung erhalten. Sechs andere Adelige wurden ernannt, um sowohl den Prinzen zu bewachen, als zu bedienen. Davon hatten zwei jede Nacht in seinem Zimmer zu bleiben, indem der eine wachte, während der andere schlief: was

... raffinirte Strafe in China erinnert, wo dem Verbrecher ... ein Begleiter folgt, dessen Geschäft darin besteht, daß er ... Missethäter unablässig überwacht, so daß dieser, wohin er sich auch wendet, doch immer das nämliche Auge auf sich geheftet finden muß!

Bei Tage hatten diese Adeligen bei Carlos zu bleiben, um ihm durch ihre Unterhaltung die Nacht seiner Gefangenschaft aufzuhellen. Allein sie durften nicht über Gegenstände bezüglich der Regierung, vor Allem aber nicht über die Haft des Prinzen sprechen. Wofern er sie über dieses Thema anredete, hatten sie hartnäckig still zu schweigen. Sie durften ihm keine Bestellungen übermitteln und keine von ihm nach Außen besorgen. Auch hatten sie über Alles im Palaste Vorgehende, wofern ihnen der König nicht das Gegentheil erlaubte, ein unverbrüchliches Stillschweigen zu beobachten. Carlos erhielt ein Brevier und einige Andachtsbücher; außer Werken religiösen Inhalts waren ihm keine Bücher erlaubt. — Diese letzte Verfügung scheint das Vorhandensein gewisser ketzerischer Tendenzen bei dem Prinzen, denen man durch Bücher eines entgegengesetzten Inhalts entgegenwirken mußte, vorauszusetzen: — wofern man das nicht als eine unheilverkündende Vorbereitung für sein herannahendes Ende ansehen will. Außer den sechs Adeligen durften nur noch der Arzt des Prinzen, sein barbero oder Kammerherr und sein Bedienter das Zimmer betreten. Der letztere war aus den monteros, oder der Leibgarde des Königs, genommen *). Noch sieben andere aus diesem treuen Corps waren der Gefangeneinrichtung zuertheilt. Ihr Geschäft bestand darin, daß sie die Gerichte für den Tisch des Carlos in eine Vorderhalle zu bringen hatten, worauf

*) Ein Beileidsschreiben der Munizipalität Murcia war in so loyalen und klugen Ausdrücken abgefaßt, wie es gar nicht besser sein konnte. Das Schreiben sagt: „Wir können nicht ohne Rührung unser gutes Glück betrachten, daß wir einen so gerechten und der Wohlfahrt so hingegebenen Souverain besitzen, welcher unserem Besten jede andere Rücksicht, sogar das Zartgefühl für seine eignen Kinder, opfert.“ Dies könnte Manchen wie Ironie vorkommen. Allein Philipp nahm es für das, was es ohne Zweifel sein sollte, nämlich: für baare Münze. Seine eigenhändig auf den Umschlag des Schreibens geschriebene Bemerkung zeigt, in welchem Style er wünschte, daß sich ihm seine liebenden Unterthanen nähern sollten: „Dieser Brief ist mit Klugheit und Umsicht geschrieben.“

dieſelben von dem aufwartenden montero in das Zimmer des Prinzen getragen wurden. Auch war, um alle Verbindung mit Außen abzuſchneiden, eine Wache von zwölf Hellebadieren in die zum Zimmer führenden Gänge geſtellt. Jede dienſtthuende Perſon von dem höchſten Adeligen an bis hinab zum niedrigſten Aufwärter ſchwor vor dem Fürſten von Eboli feierlich, daß ſie ſich den Beſtimmungen fügen wollte. Der Fürſt aber war dafür verantwortlich, daß die Regeln befolgt wurden und die Bewachung des Carlos eine ſorgfältigere wäre. Damit er ſein Amt um ſo beſſer verſehen könne, mußte er in den Palaſt ziehen, wo ihm und ſeiner Frau, der Fürſtin, neben der Wohnung des Carlos Zimmer angewieſen wurden. Bei dieſer Anordnung hegte Philipp vielleicht noch andere Abſichten, indem er, wie ich gelegentlich ſpäter berichten werde, mit der Fürſtin auf einem vertrauten Fuße lebte*).

Die Beſtimmungen, ſo ſtreng ſie auch waren, wurden buchſtäblich ausgeführt. Philipp's Tante, die Königin von Portugal, ſchrieb in ernſten Ausdrücken an den König und erbot ſich freundlich, bei ihrem Enkel in ſeiner Haft zu bleiben und ihn in ſeiner Trübſal wie eine Mutter zu pflegen. „Allein man erſparte ihr ſehr gern dieſe Mühe," ſchreibt der franzöſiſche Geſandte. Der Kaiſer und die Kaiſerin ſprachen ſchriftlich die Hoffnung aus, daß die Haft in dem Betragen des Carlos eine Beſſerung bewirken, und daß er bald ſeine Freiheit wieder erlangen werde. Zwiſchen den beiden Höfen wurden mehrere Briefe gewechſelt, bis Philipp die Korreſpondenz dadurch ſchloß, daß er erklärte, daß die Heirath ſeines Sohnes und der Prinzeſſin Anna nie ſtattfinden könne, weil Carlos nie in Freiheit geſetzt werden würde.

Philipp's Gemahlin, Iſabella, und ſeine Schweſter Johanna, welche beide die Behandlung des Prinzen ſehr geſchmerzt zu haben ſcheint, ſuchten vergebens um die Erlaubniß nach, ihn in ſeinem Gewahrſam beſuchen zu dürfen. Als Johann von Oeſtreich, um ſeinen Gram zu bekunden, in Trauer gekleidet in den Palaſt kam, ſchalt

*) Der montero war ein Mann aus der nächtlichen Leibgarde des Königs. Das Recht, dieſes Corps zu bilden, war ein den Bewohnern eines gewiſſen Diſtrikts, Namens Espinosa de los Monteros zugeſtandenes altes Privilegium.

Philipp seinen Bruder aus und befahl ihm, den Trauerzug mit der gewöhnlichen Kleidung zu vertauschen.

Mehrere große Städte schickten sich an, Gesandte an Philipp abzusenden, um dem Monarchen ihr Beileid in seiner Betrübniß zu bezeigen. Doch Philipp ließ sie wissen, daß er bloß zum Besten der Wohlfahrt der Nation gehandelt habe, und daß ihr Beileid im gegenwärtigen Falle überflüssig wäre. Als die Abgeordneten Aragoniens, Cataloniens und Valencia's unterwegs nach Hofe waren, mit dem Auftrage, sich nach der Ursache der Verhaftung des Prinzen zu erkundigen, und seine alsbaldige Freilassung zu verlangen, erhielten sie noch unterwegs eine so entschiedene Kundgebung des königlichen Mißfallens, daß sie für klug hielten, nicht nach der Hauptstadt zu gehen, sondern zurückzukehren *).

Kurz, schon bald gelangte man zur Einsicht, daß die Angelegenheit des Don Carlos ein Gegenstand war, worüber man nicht sprechen durfte. Allmälig schien sie gleich einer ganz alltäglichen Sache aus der Erinnerung der Menschen zu schwinden. „Jetzt ist nur noch so wenig von dem Prinzen die Rede, als ob derselbe schon zehn Jahre todt wäre," schreibt der französische Gesandte Fourquevaulx. Zwar wurde er in den Kirchengebeten noch unter den Namen der königlichen Familie genannt; allein der König untersagte der Geistlichkeit, ihn in den Predigten zu erwähnen. Auch wagte Niemand, sagt dieselbe Autorität, das Benehmen des Königs zu tadeln. „Die Herrschaft, welche Philipp durch seine Weisheit über seine Unterthanen erlangt hat, ist so vollständig, daß ihm Alle, sie mögen wollen oder nicht, unbedingt gehorchen; und wenn sie ihn nicht wirklich lieben, haben sie doch wenigstens den Anschein, als ob sie es thäten."

Unter den aus des Prinzen Zimmer genommenen Effekten befand sich, wie sich der Leser erinnern wird, ein Koffer mit den geheimen

*) Die Bestimmungen finden sich in extenso bei Cabrera, und die Strenge, womit sie vollzogen wurden, wird durch die übereinstimmenden Berichte der am Hofe befindlichen fremden Gesandten bestätigt. Indeß scheinen sie in einer Hinsicht ermäßigt worden zu sein, wenn, wie Nobili berichtet, dem Prinzen erlaubt wurde, sich durch die Lektüre spanischer Gesetzbücher zu zerstreuen. Vielleicht schlug er die letzteren wegen seines eigenen Prozesses nach.

Papieren des Don Carlos. Unter denselben waren eine Anzahl Briefe, welche nach seiner Entfernung aus dem Lande hatten vertheilt werden sollen. Einer davon, der an den König gerichtet war, sagte, daß die Ursache von Carlos' Flucht die ihm zu Theil gewordene rauhe Behandlung sei. Andere an verschiedene Adelige und an einige große Städte gerichtete Briefe enthielten eine ähnliche Erklärung. Nachdem er die Betreffenden darin an den ihm als Kronnachfolger geleisteten Eid erinnert hatte, versprach er ihnen, wenn das Szepter in seine Hände gekommen sein würde, die Bewilligung unterschiedlicher Immunitäten. Bei diesen Papieren befand sich auch eines von ganz eigenthümlichem Inhalt. Dasselbe enthielt nämlich eine Liste von allen Personen, welche Carlos sich geneigt oder feindlich glaubte. In der ersteren Klasse standen obenan die Namen seiner Stiefmutter Isabelle und seines Vetters Don Johann von Oestreich, welche beide in den innigsten Ausdrücken angeführt waren. In dem Register seiner „bis zum Tode zu verfolgenden" Feinde standen die Namen des Königs seines Vaters, des Fürsten und der Fürstin von Eboli, des Kardinals Espinosa, des Herzogs von Alva und Anderer mehr. — So beschaffen ist der seltsame, vom päpstlichen Nuntius seinem Hofe über den Inhalt des Koffers gegebene Bericht. Diese Papiere sollen den den Prozeß leitenden Richtern vorgelegt worden sein und bildeten ohne Zweifel einen wichtigen Theil der Indicien gegen den Prinzen. Vielleicht erhielt der Nuntius die obige Nachricht von einer dabei betheiligten Person. Doch würde kein Mitglied des Tribunals ohne die Ermächtigung Philipp's die Geheimnisse zu enthüllen gewagt haben. Möglicherweise aber gab der König, um sein Verfahren zu rechtfertigen, die Erlaubniß zur Veröffentlichung der Fakta. Wofern nun diese Fakta wahrheitsgetreu berichtet sind, liefern sie jedenfalls die Evidenz, daß Carlos sich in einem verwirrten Geisteszustande befand.

Unterdessen war der König beinahe eben so sehr ein Gefangener, wie sein Sohn. Denn seit der Verhaftung des Prinzen war er nicht aus dem Palaste gekommen und hatte nicht einmal seine Lieblingssitze, Aranjuez und den Pardo, besucht. Auch hatte er keinen einzigen Tag in dem Escorial zugebracht, dessen erstehende Pracht er freudig zu überwachen gewohnt war. Ihn schien beständig die Furcht zu ver-

folgen, daß unter dem Volke ein Aufruhr ausbrechen, oder daß wenigstens die Parteigänger des Carlos seine Befreiung versuchen würden. Wenn er daher, sagt sein Biograph, ein ungewöhnliches Geräusch in dem Palaste hörte, mochte er wohl ans Fenster gehen, um zu sehen, ob der Lärm nicht etwa durch den Versuch, den Gefangenen zu befreien, verursacht würde. Es war wenig Grund vorhanden, von einem so gut zum Gehorsam eingeschulten Volke, wie den Castiliern unter Philipp dem Zweiten, Etwas zu befürchten. Aber es ist für einen Gefangenen ein unheilverkündender Umstand, wenn er die Ursache einer solchen Befürchtung wird.

Indeß wurde Philipp nicht durch seine Furcht bewogen, irgendwie die Strenge der Haft seines Sohnes zu mildern. Diese übte auf den Prinzen eine Wirkung aus, wie von seinem feurigen unlenksamen Wesen zu erwarten stand. Zuerst gerieth er in einen an Tollheit gränzenden Zustand und soll sich mehrmals haben umbringen wollen. Als er jedoch sah, daß das Anschlagen des Kopfes gegen die Eisenstäbe seines Gefängnisses blos seine Leiden vermehrte, ergab er sich in düsterem Stillschweigen — in hinbrütender Verzweiflung — in sein Schicksal. Bei seiner Gleichgültigkeit gegen seine ganze Umgebung hörte er auf für sein geistliches Wohl zu sorgen. Weit davon entfernt, die in seinem Besitze befindlichen religiösen Bücher zu gebrauchen, wollte er keine Andachtsübung verrichten und weigerte sich sogar zu beichten oder nur den Beichtvater in seine Gegenwart kommen zu lassen. Diese Zeichen religiöser Gleichgültigkeit, wo nicht des gänzlichen Abfalls vom Glauben, jagten dem Philipp, der nicht gern auf diese Weise die Seele mit dem Körper untergehen sah, einen großen Schrecken ein. In dieser Noth bediente er sich des prinzlichen Almosenpflegers Suarez, der einst auf seinen Herrn einen großen Einfluß ausgübt hatte, damit ihn derselbe in einem Briefe zurechtsetzte. Der auf uns gekommene Brief ist zu merkwürdig, als daß wir ihn übergehen könnten.

Suarez beginnt damit, daß er Carlos daran erinnert, wie ihn sein übereiltes Betragen ohne Partei und ohne Freunde gelassen hat. Anstatt daß sein gegenwärtiges Verhalten seine Lage verbesserte, könnte es blos dazu dienen, die Sache schlimmer zu machen. „Was wird die Welt," fährt der Geistliche fort, „dazu sagen, wenn sie erfährt, daß

Sie Sich jetzt zu beichten weigern, und wenn sie gleichfalls die übrigen schrecklichen Sachen, deren Sie Sich schuldig gemacht haben, erfährt: Sachen, von denen einige derartig sind, daß, fielen sie bei Jemandem anders als Eurer Hoheit vor, das Heilige Amt sich bewogen finden würde zu untersuchen, ob denn ihr Urheber auch in Wahrheit ein Christ sei? In der Betrübniß und Angst meines Herzens muß ich Eurer Hoheit erklären, daß Sie nicht allein in Gefahr sind, Ihr weltliches Besitzthum, sondern auch, was noch schlimmer ist, Ihre Seele zu verwirken." Schließlich fleht er Carlos an, zurückzukehren zum Gehorsam gegen Gott und gegen den irdischen Repräsentanten desselben, den König.

Aber die Ermahnungen des ehrenwerthen Almoseniers änderten so wenig den unglücklichen Jüngling, wie die Gebete seiner Umgebung. Sein geistige Aufregung übte in Verbindung mit dem Mangel an frischer Luft und Bewegung die natürliche Wirkung auf seine Gesundheit aus. Mit jedem Tage magerte er mehr ab, während das Fieber, welches so lange an seinem Körper genagt hatte, jetzt in seinen Adern mit größerer Wuth, als je zuvor, brannte. Um die unerträgliche Hitze zu vertreiben, nahm er seine Zuflucht zu desperaten Mitteln, welche, wie der päpstliche Nuntius sagt, anzuzeigen schienen, daß er, wenngleich er Hand an sich selbst zu legen verhindert worden war, denselben Zweck zwar langsamer, aber eben so sicher erreichen würde. Er überschwemmte, zur großen Unannehmlichkeit seiner Gesellschafter im Gefängniß, den Fußboden mit Wasser und spazierte Stunden lang halbnackt und barfuß auf dem kalten Pflaster herum. Bei Nacht ließ er sich mehrmals eine mit Eis und Schnee gefüllte Flasche ins Bett legen und behielt diese ganze Stunden darin. Gleichsam als ob dies nicht schon genug wäre, stürzte er solche Mengen Schneewasser hinunter, daß er dadurch die größten Leistungen in der Geschichte der Wasserkur weit übertraf. Dasselbe tolle Verfahren befolgte er hinsichtlich des Essens. Nachdem er sich eine unglaubliche Anzahl Tage*)

*) Nach der einen Autorität drei Tage. (Lettera di Nobili di 30. di Giuglio, 1568. MS.) Ein Anderer erhöht die Zahl auf neun Tage. (Carta de Gomez Manrique, MS.). Ein Dritter aber (ein Kabinetsminister Philipp's) wagt das Fasten

der Speise enthalten hatte, fiel er über letztere im Verhältniß zu seiner bisherigen Enthaltsamkeit her und verzehrte zu einer Mahlzeit eine Pastete mit vier Rebhühnern nebst drei Gallonen Eiswasser oder drüber! *)

Keine Natur hätte lange so heftigen Einstürmungen widerstehen können. Allmälig erlag ihnen Carlos' Körper. Sein durch lange Unthätigkeit geschwächter Magen weigerte sich, die ihm zuertheilte außergewöhnliche Arbeit zu verrichten. Den Prinzen befiel ein unaufhörliches Erbrechen, der Durchfall trat hinzu und seine Kraft versagte reißend schnell. Der Arzt Olivarez, welcher allein den Patienten besuchte, berieth sich in der Wohnung des Ruy Gomez mit seinen Kollegen. Ihre Arzneien vermochten nicht, die erschöpfte Thätigkeit der Natur wieder herzustellen, und bald wurde es klar, daß die Tage des Carlos gezählt waren.

Niemandem konnte eine solche Mittheilung weniger Kummer bereiten, als Carlos selbst: denn derselbe hatte ungeduldig auf den Tod als auf seinen Befreier geharrt. Von dieser Stunde an schien er alle irdische Sorgen sich aus dem Sinne zu schlagen und seine Gedanken nur noch unablässig auf die Zukunft richten. Auf sein eigenes Verlangen wurden sein Beichtvater Chavres und sein Almosenier

---

des Prinzen auf elf Tage zu verlängern, eine Zeit, während welcher er indeß den Carlos eine unbegränzte Quantität kalten Wassers trinken läßt. „Ansi de determinó de no comer y en esta determinacion passaron onze dias sin que bastasen persuasiones ni otras diligencias à que tomasse cosa bevida ni que fuese para salud sino afra fria.“ Carta de Francisco de Erasso, MS.

*) Doch kann Carlos zu der Anwendung des Schnees und Eiswassers durch die Vorschriften vieler damaligen Aerzte angetrieben worden sein. De Castro, der viel Scharfsinn und ein sorgfältiges Quellenstudium zeigt, führt bei der Erörterung dieses Theils der Geschichte Philipp's die Schriften von zweien oder mehreren dieser ausgezeichneten Doktoren an, von denen uns der eine sagt, daß die Anwendung von Schnee so sehr zugenommen habe, daß er nicht allein den Patienten in Getränken verordnet, sondern auch zur Kühlung der Betttücher verwandt würde; sodann schreibt er schnurstracks den Gebrauch einer Kühlflasche von der nämlichen Beschaffenheit, wie diejenige des Don Carlos war, vor.

Anmerkung des Uebersetzers: Ein englisches Gallon enthält ohngefähr vier Quart.

Suarez herbeigeholt, um ihm mit ihrem geistlichen Troste beizustehen. Die Schlußscenen werden von der Feder des Nuntius berichtet.

„Plötzlich schien durch die göttliche Gnade in dem Herzen des Prinzen ein wundervoller Wechsel bewirkt worden zu sein. Aus eitlem und leerem Geschwätz wurde seine Rede die eines vernünftigen Menschen. Er schickte nach seinem Beichtvater, beichtete andächtig und betete die Hostie, welche er seiner Krankheit wegen nicht genießen konnte, demüthig an. Dabei zeigte er eine solche Zerknirschung, offenbarte, obschon er die dargebotenen Arzneien nicht von sich wies, ein solches Abgestorbensein für die Dinge dieser Welt, und bewies eine so große Sehnsucht nach dem Himmel, daß Gott wohl für diese Stunde den ganzen Schatz seiner Gnade aufbehalten hatte."

Er schien eine Ahnung zu haben, daß er bis zum heiligen Abende von St. Jakobus, dem Schutzheiligen seines Landes, leben werde. Als man ihm mittheilte, daß bis dahin noch vier Tage seien, sagte er: „So lange also wird mein Elend noch währen." Gern hätte er seinen Vater noch einmal vor seinem Tode gesehen. Allein sein Beichtvater soll dem Monarchen davon abgeredet haben, weil Carlos jetzt in einer so glücklichen Gemüthsverfassung sei und es daher besser wäre, dieselbe nicht durch eine Abkehrung auf weltliche Gegenstände zu unterbrechen. Indeß nahm Philipp, wenn Carlos schlief oder bewußtlos lag, die Gelegenheit wahr, um in's Zimmer zu treten. Indem er sich alsdann leise hinter den Fürsten von Eboli oder den Großprior Antonio de Toledo schlich, streckte er seine Hand nach dem Bett aus und gab, indem er das Zeichen des Kreuzes machte, seinem sterbenden Sohne den letzten Segen*).

Auch durfte nicht die Gesellschaft der Königin, des Carlos liebenswürdiger Stiefmutter, und seiner Tante Joanna ihm durch freundliche Aufmerksamkeiten die Bitterkeit des Todes versüßen. Ihm ward das traurige Geschick, daß er, wie er während seiner ganzen Haft gelebt, so auch unter den kalten Blicken seiner Feinde sterben mußte. Doch schied er von ihnen allen im Frieden. In einigen letzten Worten, die

*) „Und so", sagt Cabrera etwas plump, „zog sich der König mit mehr Kummer als Sorge im Herzen auf sein Zimmer zurück."

er stammelte, verzieh er seinem Vater seine Einsperrung und den Ministern, die demselben dazu gerathen hatten. Ruy Gomez und Espinosa nannte er insbesondere mit Namen.

Indem Carlos jetzt immer schwächer wurde, hatte er kaum noch so viel Kraft, um den Ermahnungen seines Beichtvaters zuzuhören und das Kruzifix, welches er beständig in der Hand hielt, mit leisem, unverständlichem Gemurmel anzubeten. Am vier und zwanzigsten Juli sagte man ihm kurz nach Mitternacht, daß es heiliger Abend von St. Jakobus sei. Indem er sich alsdann plötzlich mit einem Strahl der Freude auf dem Antlitz erhob, gab er den Wunsch zu erkennen, daß ihm der Beichtvater die heilige Kerze in die Hand geben solle. Nachdem er hierauf, gleichsam um den Himmel um Barmherzigkeit für seine Sünden anzuflehen, schwach sich an die Brust geschlagen hatte, fiel er zurück und verschied ohne einen Laut. — „Kein Katholik hatte je ein katholischeres Ende," sagt Nobili.

So beschaffen ist die Nachricht von den letzten Stunden des Prinzen, wie sie uns der päpstliche Nuntius und der toscanische Gesandte geben und wie dieselbe, mit unbedeutenden Abweichungen, von den meisten castilischen Schriftstellern dieser und der folgenden Zeit wiederholt worden ist. Es ist auffallend, daß, obschon wir solche vollständige Berichte über die Zeit kurz vor und nach dem Tode des Don Carlos haben, bei dem französischen Gesandten derjenige Theil der Korrespondenz, welcher den Tod des Prinzen begreift, entweder zufällig oder absichtlich aus dem Archive fortgenommen worden ist. Aber wahrscheinlich hatte Niemand außerhalb der Mauern des Palastes einen leichteren Zutritt zu den Nachrichtsquellen, als die beiden zuerst erwähnten Gesandten, besonders aber der päpstliche Nuntius. Wohl können sie ihre Nachricht von Jemandem, der mit um Carlos gewesen war, geschöpft haben. Wäre dies jedoch der Fall gewesen, so könnte die Mittheilung nur mit der Bewilligung Philipp's, der vielleicht die Welt wissen lassen wollte, daß sein Sohn als ein treuer Gläubiger gestorben sei, gemacht worden sein.

Llorente gibt uns von des Carlos Ende einen von obigem sehr abweichenden Bericht. Ich kann denselben nicht mit Stillschweigen übergehen, weil dieser Schriftsteller als der Sekretär der Inquisition zu

sehr wichtigen Materialien Zutritt hatte, und weil sein freilich etwas weitschweifiger Bericht durchaus merkwürdig ist.

Der Prozeß gegen Carlos, dessen Einleitung bereits erwähnt wurde, kam, dem Llorente zufolge, bloß eine kurze Zeit vor dem Tode des Prinzen zum Abschluß. Während dieser ganzen Zeit war dem Gefangenen keine Kenntniß davon gegeben und kein Anwalt für ihn bestellt worden. Mit dem neunten Juli war die Sache hinlänglich vorgerückt, so daß man sie „summarisch aburtheilen" konnte. Mit Evidenz ging daraus hervor, daß der Angeklagte des Hochverraths ersten und zweiten Grades sich schuldig gemacht, indem er den Tod des Königs, seines Vaters, zu bewirken gesucht und sich die Souveränetät von Flandern anzumaßen konspirirt hatte. In dem dem Könige vorgelegten Berichte, worin Muñatones nachwies, daß das Gesetz bei jedem anderen Unterthan für diese beiden Verbrechen die Todesstrafe verhänge, fügte derselbe noch hinzu, daß Seine Majestät, kraft seiner höchsten Machtvollkommenheit, entscheiden könne, daß der Thronerbe wegen seines Ranges über den Bereich gewöhnlicher Gesetze gestellt sei. Ferner stehe es in der Macht des Königs, eine jede beliebige Strafe, sobald er dies für das Wohl seiner Unterthanen für gut hielte, zu ermäßigen oder gänzlich aufzuheben. — Mit diesem Urtheile erklärten beide Minister Ruy Gomez und Espinosa ihre Uebereinstimmung.

Hierauf versetzte der König, daß, obschon sein Gefühl ihn der letzteren Andeutung seiner Minister zu folgen antrieb, doch sein Gewissen dies nicht erlauben wolle. Er könne nicht glauben, daß er für das Wohl seines Volkes sorgen würde, wenn er einen so zu Lastern geneigten und von Charakter so heftigen und blutdürstigen Monarchen, wie den Carlos, über dasselbe setzte. So sehr sich auch sein Vatergefühl sträuben möge, müsse er doch dem Gesetze freien Lauf lassen. Indessen, sagte er, dürfte es demungeachtet nicht nothwendig sein, zu diesem Aeußersten zu schreiten. Der Gesundheitszustand des Prinzen sei so bedenklich, daß man bloß die Vorsichtsmaßregeln in Bezug auf die Diät zu unterlassen brauche, um zu bewirken, daß den Prinzen sein Betragen ins Grab brächte! Nur sei der Punkt wesentlich, daß man den Prinzen so gut mit seiner Lage bekannt mache, daß er willig beichten und, ehe er stürbe, seine Versöhnung mit dem Him-

...möge. Das wäre der größte Liebesdienst, welchen er sei... und der spanischen Nation leisten könne.

Beide, Ruy Gomez und Espinosa, schlossen aus dieser Ueber... des väterlichen Zartgefühls, daß sie die eigentlichen Absichten ... Königs nicht besser befördern könnten, als wenn sie so viel als möglich den Tod des Carlos beschleunigten. Ruy Gomez theilte daher seine Ansichten dem Olivarez, dem Arzte des Prinzen, mit. Doch that er dies in so zweideutigen und geheimnißvollen Phrasen, daß er hierdurch, während er seine Meinung erkennen ließ, zugleich den Augen dessen, der das Verbrechen begehen sollte, die Größe des letzteren verschleierte. Kein Mensch war zur Verrichtung dieser Aufgabe geschickter, als der Fürst von Eboli, weil er seit seiner Jugend an Höfen herangebildet und in ein Leben voller Verstellung eingeschult war. Olivarez begriff mit leichter Mühe den Sinn seiner Rede, nämlich, daß man von ihm verlangte, den Gefangenen so abzuthun, daß sein Tod ein natürlicher zu sein scheinen möge und daß der Ehre des Königs nicht zu nahe getreten würde. Er erhob keine Bedenken dagegen, sondern sprach sogleich seine Bereitwilligkeit aus, den Willen seines Souveräns treu zu erfüllen. Unter diesen Umständen wurde dem nichts Arges ahnenden Patienten, der nun selbstverständlich immer schlimmer wurde, am zwanzigsten Juli eine abführende Dosis verabreicht. Dem Vater gereichte es zum Troste, das Carlos, als er auf seine Gefahr aufmerksam gemacht wurde, einen Beichtiger zu empfangen einwilligte. Denn auf diese Art wurde, wenngleich der Körper verdarb, doch die Seele gerettet.

So beschaffen ist der uns von Llorente gegebene außerordentliche Bericht, welcher, wenn er wahr wäre, die Frage in Bezug auf den Tod des Carlos auf einmal beseitigen würde. Allein Llorente hat mit einer des Geschichtsschreibers in einer so wichtigen Sache völlig unwürdigen Unaufrichtigkeit uns verschwiegen, aus welchen Quellen er seine Nachricht schöpfte. Er sagt uns einfach, daß diese Quellen „gewisse geheime Memoiren jener Zeit sind, welche viele interessante Mittheilungen enthalten und, obschon sie nicht vollständig den Charakter der Authentizität besitzen, dessen ungeachtet, weil sie von Personen aus dem Palaste des Königs herstammen, auf Glaubwürdigkeit An-

spruch machen können!“ Hätte der Schriftsteller geruht, uns mit den Namen oder mit einigen Einzelheiten der Charaktere seiner Autoren bekannt zu machen, so würden wir im Stande gewesen sein, einigermaßen den Werth seines Zeugnisses abzuschätzen. Seine Unterlassung kann uns zu der Annahme leiten, daß er selbst nicht ein vollkommenes Zutrauen hineinsetzte. Jedenfalls nöthigt er uns, ihm die Sache ganz allein anheimzustellen: ein blindes Vertrauen, das diejenigen, welche seine Ungenauigkeit in andern Dingen kennen, ihm nicht in sehr hohem Grade zuzugestehen geneigt sein werden*).

Ferner steht seine Darstellung im direkten Widerspruche mit den bereits angegebenen Autoritäten, besonders aber mit den so oft angezogenen beiden fremden Gesandten, welche neben der Leichtigkeit, womit sie genaue Nachrichten erhalten konnten, auch unermüdlich thätig waren, selbige zu sammeln. Indem der toscanische Gesandte auf das Stadtgeklatsch zu sprechen kommt, schreibt er: „Ich sage nichts von dem Geschwätz, welches nicht werth ist, daß man darauf hört. Der Pöbel ist schwer zu befriedigen. Am besten hält man sich an die Wahrheit, ohne sich um die Meinungen derjenigen zu bekümmern, welche schauerliche Erzählungen von unwahrscheinlichen, der Unwissenheit und Bosheit entsprungenen Sachen verbreiten.“

Doch kann nicht geläugnet werden, daß man nicht nur im Auslande ganz gewöhnlich den Verdacht aussprach, es sei unredlich mit Carlos verfahren worden; sondern daß auch im Inlande, wo davon zu sprechen gefährlich war, über dem Pöbel stehende Personen einen solchen Verdacht hegten. Unter Andern theilt uns der berühmte An-

*) So zum Beispiel macht er, bloß vier Seiten von einander entfernt, widersprechende Angaben, indem er erst sagt, daß der Prinz die Absicht, seinen Vater zu tödten, dem Don Johann von Oesterreich mittheilte, und dann, daß er es nicht that. Die Sache ist, daß Llorente sich gewissermaßen das Räthsel des Todes des Prinzen zu lösen verbindlich machte, weil er von vornherein seinen Lesern ankündigte, daß „er glaubte, er habe das Wahre gefunden.“ Indeß hat er jedenfalls das Faktum festgestellt, daß vom Heiligen Amte nie ein Prozeß gegen Carlos eingeleitet wurde; denn als Sekretär der Inquisition besaß er die Mittel, die Wahrheit herauszufinden. Hierdurch zerstörte er einen ganz gewöhnlichen Irrthum, auf dem mehrere Schriftsteller die Fiktion ihres Gebäudes gegründet hatten.

tonio Perez, ein Mitglied des Haushaltes des Fürſten von Eboli, mit, daß „Carlos, weil ihn der König für ſchuldig hielt, von Caſuiſten und Inquiſitoren zum Tode verurtheilt wurde. Um jedoch die Vollſtreckung des Urtels nicht zu handgreiflich vor die Oeffentlichkeit zu bringen, miſchte man ihm vier Monate lang ein langſames Gift unter die Speiſen.“

Dieſe Nachricht ſtimmt bis zu einem gewiſſen Grade mit derjenigen eines damals in Caſtilien anweſenden venetianiſchen Adeligen, Pietro Giuſtiniano, überein; denn dieſer verſicherte den Geſchichtsſchreiber De Thou, daß „Philipp, nachdem er den Tod ſeines Sohnes beſchloſſen hatte, ſich von einem geſetzlichen Richter zu dem Zwecke ein Urtel verſchaffte. Um jedoch die Ehre des Souveräns zu wahren, wurde das Urtel im Geheimen vollzogen, indem man dem Carlos vergiftete Fleiſchbrühe, von der er nach einigen Stunden ſtarb, zu trinken gab.“

Einige von Antonio Perez erwähnte Einzelheiten ſcheinen durch einen Bericht des franzöſiſchen Geſandten Fourquevaulx in einem Briefe, der etwa einen Monat nach der Verhaftung des Carlos geſchrieben wurde, beſtätigt zu werden. Er ſchreibt: „Der Prinz wird zuſehends dünner und abgemagerter, und die Augen fallen ihm immer mehr ein. Man giebt ihm bisweilen kräftige Suppen und Kapaunfleiſchbrühe, worin Amber und andere nahrhafte Sachen aufgelöſt ſind, damit er nicht gänzlich die Kraft verliere und völlig hinſchwinde. Man bereitet dieſe Suppen privatim in dem Zimmer des Ruy Gomez, durch welches man gehen muß, um in dasjenige des Prinzen zu gelangen.“

Es ſtand nicht zu erwarten, daß ein caſtiliſcher Schriftſteller kühn genug war, zu verſichern, daß der Tod des Carlos auf gewaltſame Weiſe herbeigeführt worden ſei. Cabrera jedoch, der am beſten unterrichtete Geſchichtsſchreiber jener Zeit, welcher in ſeiner Kindheit häufig im Hauſe des Ruy Gomez und ſogar im königlichen Palaſte verkehrte, macht, während er die Exzeſſe des Carlos als die Urſache des frühzeitigen Todes deſſelben angiebt, einige myſteriöſe Andeutungen, welche — auch wenn man ihnen keine gezwungene Erklärung giebt, — an-

zuzeigen scheinen, daß man sich noch anderer Mittel bediente, um dieses Ereigniß herbeizuführen *).

Strada, der im Ganzen bestunterrichtete ausländische Schriftsteller der damaligen Zeit und der als ein Ausländer nicht die nämlichen Gründe hatte, wie ein Spanier, zu schweigen, beschränkt seine Angabe, daß der Tod des Prinzen auf natürliche Weise erfolgt sei, durch den Bedingungssatz: „wofern er nicht etwa gewaltsam umkam." — Der Prinz von Oranien trägt in seiner kühnen Anklage Philipp's kein Bedenken, denselben den Mörder seines Sohnes zu nennen. Und jener neugierige Klatschbruder Brantôme bringt unter den bittern Scherzen und Epigrammen, welche, wie er uns sagt, seine Landsleute auf Philipp wegen der bei dem betreffenden Vorgange gespielten Rolle machten, auch die Autorität eines hochstehenden Spaniers zum Beleg vor, daß der Prinz, nachdem er im Widerspruche zu der Meinung des Rathes von seinem Vater zum Tode verurtheilt worden sei, vermittelst eines Handtuchs erstickt todt im Zimmer gefunden wurde **)! In der That sind die vielen dem Carlos zugeschriebenen Todesarten ein genügender Beweis, daß keine einzige von ihnen feststeht. Ein neuerer Schriftsteller zögert nicht, zu versichern, man habe Carlos bloß die Freiheit gegeben, sich aus den ihm vorgeschlagenen Todesarten eine herauszuwählen: eine Erfindung, die seitdem in einem der vielen aus der geheimnißvollen Geschichte hervorgegangenen Dramen einen passenderen Platz fand.

Der Geschichtsschreiber muß einräumen, daß in Alledem bloß

*) „Mas es peligroso manejar vidrios, i dar ocasion de tragedias famosas, acaecimientos notables, violentas muertes por los secretos executores Reales no sabidas, i por inesperadas terribles, i por la estrañeza i rigor de justicia, despues de largas advertencias a los que no cuidando delles incurrieron en crimen de lesa Magestad."

Die merkwürdige Dunkelheit, worein sein Urtheil zu kleiden es dem Geschichtsschreiber völlig gelungen ist, hat natürlich zu dem Verdacht geführt, daß hinter den bloßen Worten noch eine andere Meinung stecke.

**) Die Sitte, über diesen Gegenstand zu scherzen, scheint am französischen Hofe noch zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten Mode gewesen zu sein. Wenigstens finden wir, daß dieser Monarch Jemandem sagt, „er habe Bussy Rabutin zu dessen eigenem Besten in die Bastille geschickt, wie Philipp der Zweite gesagt hätte, als er seinen Sohn erdrosseln ließ."

wenig Evidenz von positivem Werthe vorhanden ist. Mit Ausnahme des Antonio Perez, der, wie er uns sagt, seine Nachricht vom Fürsten von Eboli erhielt, scheinen die Berichterstatter keineswegs Zugang zu sichern Nachrichtsquellen gehabt zu haben, während außerdem ihre Angaben einander widersprechen und in direktem Widerspruche zu denen des toscanischen Gesandten und des Nuntius stehen. Zudem hatte der letztere wahrscheinlich eine bessere Kenntniß von dem, was in dem Rathe des Monarchen vorging, als irgend ein Anderer aus dem diplomatischen Körper. Selbst die Angabe des Antonio Perez, so wichtig sie auch in vieler Hinsicht ist, wird doch beträchtlich durch den Umstand abgeschwächt, daß Perez der geschworene Feind Philipp's war und im Exile schrieb, während der nämliche Mann, dessen Ehre er angriff, einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte*).

Wenn wir seine Erklärung in dieser Sache zurückweisen, sehen wir uns wieder auf das Meer der Vermuthungen geschleudert, und können uns bewogen finden, die Gerüchte von einer gewaltthätigen Handlungsweise des Philipp aus dem Geheimniß, worein der ganze Vorgang gehüllt wurde, und aus der gewöhnlichen Vorstellung von

*) Von Raumer, der diesen Brief des Antonio Perez analysirt, schlägt denselben gering an, weil er von „einem verschlagenen, bittern Feinde Philipp's," dessen Wort bei einem solchen Gegenstande von keinem großen Werthe sei, herrühre. Wenn ein Mann, wie der Fürst von Eboli, der gewöhnlich in seinen Angelegenheiten so verschlossen war, dem Perez eine solche Mittheilung machte, so war das fürwahr ein einzig dastehender Beweis von Zutrauen. Doch muß man einräumen, daß der Bericht des Perez einige Bestätigung durch den Umstand erhält, daß der ihn enthaltende Brief in seinen vorangehenden Theilen, worin der Schreiber die Verhaftung des Carlos darstellt, mit dem im Text gegebenen authentischen Berichte dieses Vorfalls übereinstimmt.

Es ist bemerkenswerth, daß sowohl De Thou wie Llorente mit Perez übereinstimmen, wenn sie Gift als die Ursache von dem Tode des Prinzen anführen. Doch selbst hierbei giebt es eine bedeutende Abweichung; denn Perez versichert, daß es ein langsames Gift war, welches, um den Tod herbeizuführen, vier Monate Zeit wegnahm, während die andern Autoritäten sagen, daß es unmittelbar wirkte. Ferner ist ihre Uebereinstimmung in Bezug auf die Anwendung von Gift von um so geringerem Werthe, als man natürlich leicht auf ein solches Mittel, wie Vergiftung, unter dergleichen Umständen, wo keine Spur eines gewaltsamen Todes am Körper des Hingemordeten zurückbleiben durfte, verfallen mußte.

dem Charakter des ihn anordnenden Monarchen herzuleiten. Die nämlichen verdächtigen Umstände müssen auf den Geschichtsschreiber noch heutzutage Einfluß äußern, wenn er, zwar mit mehr Aufklärung als Philipp's Zeitgenossen, aber doch immer noch mit ungenügendem Aufschluß sich mühsam seinen Weg durch diese dunkle Stelle in dem Leben des spanischen Monarchen zu finden, sucht. Viele düstere Zweifel müssen sich seiner Seele bemächtigen. Wie wir sahen, war es schon in der ersten Stunde der Haft des Prinzen beschlossen, daß derselbe nie wieder frei werden sollte. Doch waren die Anstalten zu seiner fortgesetzten Haft so außergewöhnlich und bürdeten den ersten Männern des Königreiches eine solche Last auf, daß hieraus hervorzugehen schien, seine Einkerkerung könne nicht von langer Dauer sein. Es ist schon seit der Zeit des Macchiavell zur sprüchwörtlichen Redensart geworden, daß ein abgesetzter Fürst vom Throne bis zum Grabe keinen weiten Weg zu machen hat. Zwar hatte Carlos nie eine Krone getragen, aber es schienen die nämlichen Gründe, als wenn er eine solche getragen hätte, vorhanden zu sein, um ihm die Zeit seiner Haft zu verkürzen. Seine ganze Umgebung betrachtete den Prinzen mit Mißtrauen. Wie wir sahen, schien der König, sein Vater, nach der Verhaftung des Carlos in größerer Furcht als vor derselben zu leben*). „Die dem Carlos verhaßten Minister," sagt der Nuntius, „wußten recht gut, daß, wenn er je auf den Thron gelangte, dies ihr Untergang sein würde." Während also die Befürchtungen und Interessen Aller seine Beseitigung zu verlangen schienen, finden wir in dem Charakter Philipp's nichts, was dem hätte entgegen wirken können. Denn wenn hätte man ihn je das einmal in seiner Gewalt befindliche Opfer wieder entwischen lassen, oder bei der Hinwegräumung eines im Wege stehenden Hindernisses ein Gewissen offenbaren sehen? Man braucht sich bloß die lange, mit einer mitternächtlichen Hinrichtung endende Haft des Montigny, die offene Ermordung des Prinzen von Oranien, die geheime Ermordung des Sekretärs Escovedo, die unabläßige Ver-

*) Wenn wir dem Brantôme glauben dürfen, war jederzeit zu einer solchen Befürchtung Grund vorhanden. „En fin il estoit un terrible masle; et s'il eust vescu, assurez-vous qu'il s'en fust faict acroire, et qu'il eust mis le père en curatelle."

folgung des Perez, seines Instrumentes bei dem letzterwähnten Morde, und seine wiederholten Versuche, auch den Perez durch den Arm des Meuchelmörders abzuthun, in's Gedächtniß zu rufen. Zwar sind diese Stellen in der Geschichte Philipp's dem Leser noch vorzuführen, aber ihre Kenntniß ist nothwendig, wenn wir in die Tiefe von Philipp's schwarzem, gewissenlosem Charakter dringen wollen.

Wenn man glauben sollte, daß es zwischen diesen Gewaltthaten und der Ermordung eines Sohnes noch einen großen Unterschied gibt, so müssen wir uns erinnern, daß Philipp in Religionssachen nach dem Grundsatze handelte, daß der Zweck das Mittel heiligt; daß eins der dem Carlos zur Last gelegten Verbrechen der Abfall vom Glauben war, und daß Philipp einstmals einem ihn um Barmherzigkeit ansprechenden, zum Scheiterhaufen geschleppten Ketzer geantwortet hatte: „Wäre mein Sohn ein solcher Elender, wie Du bist, so würde ich selbst das Holz herbeibringen, um ihn zu verbrennen!"

Mögen wir nun annehmen, daß der Tod des Carlos gewaltsam oder durch jene unsinnigen Exzesse, die man den Prinzen während seiner Haft begehen ließ, herbeigeführt wurde, so bleibt Philipp noch immerhin in einem hohen Grade dafür verantwortlich, weil er, selbst wenn er das Leben seines Sohnes nicht durch den Arm des Meuchelmörders vernichtete, doch durch seine strenge Behandlung den Prinzen in einen Zustand der Verzweiflung, welcher gleichfalls zum Tode führte, trieb*).

Kaum eine Stunde vor dem Verscheiden des Prinzen und während derselbe in den letzten Zügen lag, fiel in einem anstoßenden Gange des Palastes eine hiervon sehr verschiedenartige Scene vor. Daselbst entspann sich nämlich ein Streit zwischen zwei Hofleuten. Der eine

*) Philipp der Zweite ist nicht der einzige spanische Monarch, dem die Ermordung eines Sohnes Schuld gegeben worden ist; denn auch Leovogild, ein westgothischer König des sechszehnten Jahrhunderts, ließ seinen rebellischen Sohn, nachdem er ihn gefangen genommen hatte, in den Kerker werfen und dort im Geheimen umbringen. Während der König ein Arianer war, war der junge Prinz ein Katholik und hätte sein Leben retten können, wofern er sich herbeigelassen hätte, seiner Religion abzuschwören. Daher wurde er von der römischen Kirche als ein Märtyrer betrachtet. Auch ist es ein interessanter Umstand, daß es Philipp der Zweite war, welcher dem hingemordeten Hermenegild bei dem Papste Sixtus dem Fünften die Kanonisation auswirkte.

von ihnen war ein junger Kavalier, Don Antonio de Leyva, während der andere, Don Diego de Mendoza, ein Adeliger war, welcher früher mit großer Auszeichnung den Posten eines Gesandten in Rom ausgefüllt hatte. Der Streit entstand wegen einiger coplas, deren Urheberschaft Mendoza beanspruchte. Obwohl letzterer jetzt schon beinahe sechszig Jahre zählte, war ihm doch das Jugendfeuer nicht durch das Alter abgekühlt worden. Indem er sich von seinem Begleiter beleidigt fühlte, gerieth er in Hitze und zog den Dolch. Der andere zog ebenso schnell sein Schwert aus der Scheide. Von beiden Seiten fielen Streiche, bis endlich der Lärm des Waffengeklirres die Ohren Philipp's erreichte. Entrüstet über den auf diese Weise und zu dieser Stunde innerhalb der Mauern des Palastes begangenen Frevel, befahl Philipp seiner Wache, die Frevler auf der Stelle zu verhaften. Aber die Kämpfenden waren bereits wieder zu Vernunft gekommen, hatten sich glücklich geflüchtet und suchten Zuflucht in einer nahen Kirche. Da Philipp jedoch zu aufgebracht war, um diese Freistätte zu respektiren, kam mitten in der Nacht ein Alcalde in die Kirche und schleppte die Uebelthäter mit sich aus dem Heiligthume fort. Leyva wurde in Eisen geschlagen und in die Festung von Madrid gesetzt, indeß sein Gegner in den Thurm von Simancas geschickt wurde. „Man glaubt, daß sie diesen Frevel mit ihrem Leben bezahlen müssen," schreibt der toscanische Gesandte Nobili. „Der König," fügt er hinzu, „hat sogar im Sinne, seine Wache abzusetzen, weil sie dieselben hat entwischen lassen." Doch verwandelte der König die Strafe der beiden Edlen in Verbannung vom Hofe. Der alte Hofmann Mendoza benutzte in der Folge sein Exil dazu, um der Welt seine denkwürdigen Romane und geschichtlichen Arbeiten, die in der Nationalliteratur eine Epoche bilden, zu geben.

Carlos soll einige Tage vor seinem Tode ein Testament gemacht haben, worin er, nachdem er die Gnade und den Segen seines Vaters erfleht hatte, dem letzteren seine Bedienten anempfahl, zwei oder drei Freunden einige Juwelen schenkte und sein Eigenthum unterschiedlichen Kirchen und Klöstern vermachte*). Seinem Wunsche gemäß wurde

*) Ich habe vor mir ein anderes Testament, welches Carlos 1564 zu Alcalá de Henares machte und dessen Original in dem Archiv von Simancas noch vorhanden

ſein Leichnam in ein Franziskanergewand gekleidet und bald darauf in einen mit ſchwarzem Sammet und reichem Brocat ausgeſchlagenen Sarg gelegt. Noch den nämlichen Abend um ſieben Uhr wurden die Ueberreſte des Carlos aus dem Sterbezimmer nach dem Begräbnißplatze gebracht.

Der Sarg wurde auf den Schultern des Fürſten von Eboli, der Herzöge von Infantado und Rio Seca, und anderer vornehmer Granden fortgetragen. In dem Hofe des Palaſtes hatten ſich eine große Menge Mitglieder der religiöſen Bruderſchaften, Würdenträger der Kirche, fremde Geſandte, Edle und Kavaliere vom Hofe und Diener des königlichen Haushaltes verſammelt. Auch war daſelbſt die letzte Umgebung des Carlos: Leute, die er zum Theil nicht ſehr geliebt hatte, und die, nachdem ſie ihn während ſeiner Gefangenſchaft bewacht hatten, ihn jetzt zu ſeinem letzten Ruheplatze zu geleiten gekommen waren. Ehe ſich der Zug jedoch in Bewegung ſetzte, entſtand unter den Anweſenden ein Streit wegen der Vorrangsfrage. Der feierliche Ernſt der Handlung, in welcher man begriffen war, hätte dieſe ehrgeizige Geſinnung eigentlich nicht aufkommen laſſen ſollen, denn man hätte ſich erinnern können, daß es, im Grabe wenigſtens, keine Unterſchiede giebt. Aber glücklicherweiſe wurde die gefährliche Frage von Philipp beſeitigt. Dieſer ſah nämlich aus einem offenen Fenſter des Palaſtes auf die Scene herab und gab mit ſeiner gewöhnlichen Faſſung Befehle, wie man die Prozeſſion bilden ſollte. Der König begleitete den Zug nicht. Langſam bewegte ſich die Prozeſſion durch die gefüllten Straßen, wo das Volk, als es den glänzenden Leichenzug ſah und als ſeine Augen auf die Bahre des Prinzen fielen, in laute Klagen ausbrach; denn man hatte die freudige Hoffnung gehegt, daß der Prinz eines Tages das Scepter Caſtiliens führen würde; wenn aber derſelbe in große Irrthümer verfallen war, ſo wurde doch jetzt Alles über ſeinem beiſpielloſen Unglücke vergeſſen.

Die Prozeſſion bewegte ſich langſam nach dem Kloſter San Do-

---

iſt. In der einen Beſtimmung dieſes Dokumentes verſchreibt er fünftauſend Dukaten dem Don Martin de Cordova für ſeine heldenmüthige Vertheidigung von Mazarquivir.

mingo Real zu, welches Carlos zur Ruheſtätte ſeiner Aſche auserkoren hatte. Daſelbſt wurde vor der ungeheuern Menſchenmenge der Leichengottesdienſt mit großer Feierlichkeit abgehalten. Doch durfte keine Leichenpredigt von der Kanzel gehalten werden, weil Philipp entweder in die Klugheit der Prediger Mißtrauen ſetzte, oder einen kühnen Tadel wegen ſeines Benehmens befürchtete. Neun Tage lang fand zu Ehren des Hingeſchiedenen Gottesdienſt ſtatt und das Todtenamt dauerte vom Morgen bis zum Abend, wobei eine große Menſchenzahl, darunter die in tiefe Trauer gekleideten großen Adeligen und Staatsdiener, gegenwärtig war. Auch konnte man bei dieſen Gelegenheiten die Königin und die Prinzeſſin Joanna gemeinſchaftlich mit denen weinen ſehen, welche das Andenken an Carlos theuer hielten. In der Kirchmauer, innerhalb des Chores, wurde eine Niſche ausgehöhlt und dahinein legte man die Ueberreſte des Carlos. Doch blieben ſie nicht lange daſelbſt; denn 1573 wurden ſie auf den Befehl Philipp's nach dem Escorial geſchafft, in deſſen düſteren Zimmern man ſie ſich mit der Aſche der verwandten königlichen Linie Oeſterreich vermiſchen ließ.

Philipp ſchrieb an Zuñiga, ſeinen Geſandten in Rom, um den Wunſch zu erkennen zu geben, daß man dem Gedächtniß des Carlos keine Trauerehren erweiſen, daß man keine Trauerkleider anlegen, und daß Seine Heiligkeit es nicht für nothwendig halten ſollte, ein Beileidsſchreiben zu überſenden. Zuñiga that ſein Möglichſtes; doch konnte er nicht verhindern, daß man eine Leichenfeierlichkeit mit dem dem Range des Dahingeſchiedenen angemeſſenen Trauergepränge veranſtaltete. In der Kirche des heiligen Jakobus wurde ein Katafalk errichtet, im Beiſein des in tiefſte Trauer gekleideten Geſandten nebſt Gefolge Gottesdienſt abgehalten und einundzwanzig Kardinäle, darunter Granvelle, nahmen an der feierlichen Handlung Theil. Doch hielt man kein Trauerpanegyricum, und keine Monumentsinſchrift verkündete die imaginären Tugenden des Verblichenen.

Bald nach dem Tode des Prinzen zog ſich Philipp in das Kloſter St. Hieronymus zurück, in deſſen verſchloſſenen Räumen er ſich auf eine längere Zeit den Blicken ſeiner Unterthanen entzog. Der päpſtliche Nuntius ſchreibt: „Er empfindet ſeinen Verluſt wie ein Vater, doch trägt er ihn mit der Geduld eines Chriſten.“ Er ließ an die fremden

Höfe Depeschen abgehen, um sie mit seinem unlängst gehabten Unglück bekannt zu machen. In seinem Briefe an den Herzog von Alva giebt er seinen Gefühlen einen freieren Ausdruck. „Sie können sich vorstellen," sagt er, „in welcher Pein und Trübsal ich mich jetzt befinde, nachdem es Gott gefallen hat, meinen theuren Sohn, den Prinzen, zu sich zu nehmen. Er starb als Christ und hatte drei Tage zuvor das Sakrament empfangen und Reue und Buße gezeigt, was in meinem Kummer mir zum Troste gereicht; denn ich hoffe, daß Gott ihn zu sich abberufen hat, damit er auf ewig bei ihm bleibe, und daß der Herr mir seine Gnade schenken mag, daß ich dieses Leiden mit christlichem Herzen und christlicher Geduld ertrage."

Also verschied im Morgen seines Lebens, nicht viel über dreiundzwanzig Jahre alt, Carlos, der Prinz von Asturias. Keiner seiner Zeitgenossen war unter glücklicheren Auspizien zur Welt gekommen, denn er war der Erbe des herrlichsten Reiches der Christenheit. Als die Spanier in seinem Knabenalter die Keime zukünftiger Größe in seinem Charakter entdeckt hatten, sahen sie mit Zuversicht der Zeit entgegen, wo er mit dem Ruhme seines Großvaters, Karl's des Fünften, wetteifern würde. Aber sein übler Stern, unter dem er geboren war, machte alle Gaben des Glückes zu Schanden und verkehrte sie in Fluch. Sein von Natur wildes, starrköpfiges Wesen ward durch Krankheit verschlimmert und verwandelte sich, als sein natürlicher Vormund demselben Mißtrauen und Entfremdung entgegensetzte, in einen Zustand der Raserei, welche für seine Ausschweifungen die beste Vertheidigung liefert und zugleich seinen Vater rechtfertigt, wenn dieser, um sie zu verhindern, Maßregeln ergreifen mußte. Doch können diejenigen, welche die Beschuldigung des Mordes zurückweisen, wohl den Vater von unerbittlicher Strenge gegen sein Kind in den von ihm angewandten Maßregeln oder von der schrecklichen Verantwortlichkeit für die mit diesen Maßregeln verknüpften Folgen freisprechen?

Vierzehntes Kapitel.

Der Tod Isabellens.

Die Königin Isabella. — Ihr Verhältniß zu Carlos. — Ihre Krankheit und ihr Tod. — Ihr Charakter.

1568.

Noch waren, seitdem die junge, schöne Gemahlin Philipp's das Geschick ihres unglücklichen Stiefsohnes beweint hatte, nicht volle drei Monate verflossen, als sie selber ihm in's Grab nachfolgen mußte. Die schnelle Aufeinanderfolge dieser traurigen Ereignisse und das Verhältniß der einst für einander bestimmten beiden Betroffenen gab den Gedanken ein, daß sie zu einander eine unerlaubte Leidenschaft gehegt hätten, und daß Isabella nach dem Tode ihres Liebhabers selbst der Eifersucht ihres rachsüchtigen Gattens geopfert worden sei.

Vergebens sucht man bei den einheimischen castilischen Schriftstellern nach dieser Schreckenserzählung. Auch macht bei Erwähnung der umlaufenden Gerüchte weder ein einheimischer, noch ein ausländischer damaliger Geschichtsschreiber, so viel ich gesehen, dem guten Namen Isabellens etwas zum Vorwurf; wiewohl allerdings mehrere andeuten, daß Carlos eine Leidenschaft für seine Stiefmutter gehegt habe. Brantôme sagt uns, daß Carlos, als er seine Stiefmutter zum ersten Male sah, „so sehr von ihren Reizen gefesselt wurde, daß er seitdem einen tödtlichen Haß gegen seinen Vater faßte, und demselben oft vorwarf, daß er ihm, als er ihm die herrliche Beute wegnahm, großes Unrecht gethan habe." „Und dies," setzt der Schreiber hinzu, „soll zum Theil die Ursache von dem Tode des Prinzen gewesen sein, denn er konnte nicht umhin, die Königin auf das Innigste zu lieben und sie, die so sehr Zuneigung und Liebe verdiente, zu ehren und hochzuachten." Darauf giebt er uns zu verstehen, daß über die Art und Weise des Todes der Königin viele Gerüchte im Umlauf waren. Auch erzählt er eine nicht sehr wahrscheinliche Geschichte von einem Jesuiten, der nach den entlegensten Theilen Indiens verbannt wurde, weil der-

selbe auf der Kanzel die Schlechtigkeit derjenigen, die ein so unschuldiges Wesen hätten zerstören können, angeklagt habe.

Der Prinz von Oranien, eine gewichtigere Autorität, bezüchtigt in der Rechtfertigung seines eigenen Betragens den Philipp der Ermordung seines Sohnes wie seiner Gattin. Indessen ist zu beachten, daß er nirgends zu verstehen giebt, es habe zwischen den Beiden ein Liebesverhältniß bestanden, sondern er schreibt den Tod der Königin Philipp's Wunsche zu, sich dadurch den Weg zur Verheirathung mit Anna von Oesterreich zu bahnen. Indeß sind diese beiden Autoritäten in jener Zeit, so weit es mir bekannt ist, die einzigen, welche diese schrecklichen Gerüchte unterstützt haben. Beide waren als Fremde fern von der Bühne der Handlung. Der eine war ein leichtfertiger, schwatzhafter Franzose, dessen ergötzliche Erzählungen von der Klätscherei des Hofes wimmeln und oft nicht viel besser als eine Chronique scandaleuse sind. Der andere war der tödtliche Feind Philipp's, dessen Ehre er — als das beste Mittel, seine eigene zu vertheidigen, — mit den schwärzesten Beschuldigungen angriff.

Indeß hielten die leichtsinnigen Schriftsteller einer späteren Zeit außer dem umlaufenden Gerüchte keine weitere Autorität für nothwendig; denn sie betrachteten den Werth einer Geschichte, wie diejenigen des Carlos und der Isabella, von dem Standpunkte des romantischen Interesses, welches dieselbe ihren Lesern gewähren mußte. Indem sie sich diesen Vortheil zu Nutze machten, haben sie die Umrisse des Gemäldes mit der Ausschmückung ihrer eigenen Phantasie ausgestattet, bis endlich das Interesse dieser Erzählung von Liebe und Leid dieselbe eben so bekannt gemacht hat, wie es die klassischen Mythen aus der frühen Zeit der griechischen Geschichte sind.

Glücklicherweise steht es in gegenwärtigem Falle in unserer Macht, aus unverdächtiger Evidenz die Wahrheit festzustellen; denn wir besitzen das Zeugniß von Isabellens Landsleuten, deren Aufenthalt am Madrider Hofe ihnen reichliche Gelegenheit bot, persönliche Beobachtungen anzustellen. Isabellens Mutter, die berüchtigte Katharina von Medicis, die mit so Vielem, was unserer Vorstellung fürchterlich vorkommt, verknüpft ist, besaß wenigstens das Verdienst, daß sie mit der innigsten Sorgfalt für die Interessen ihrer Tochter wachte. Auch ließ

diese Sorgfalt nicht nach, als die funfzehn Jahre alte Elisabeth von Frankreich ihr Heimathland verließ und den spanischen Thron bestieg. Indem Katharina mit ihrer Tochter einen fortwährenden Briefwechsel unterhielt, unterwies sie dieselbe bisweilen, wie sie sich benehmen sollte, und übersandte ihr in anderen Fällen ärztliche Vorschriften, in Bezug auf ihre Gesundheit. Eben so sorgfältig suchte sie sich von dem französischen Gesandten am Madrider Hofe Nachricht über die Lebensweise Isabellens zu verschaffen. Hätten nun diese loyalen Unterthanen bemerkt, daß die Königin von ihrem Gemahl irgendwie ungebührend behandelt würde, so würden sie sicherlich schnell bei der Hand gewesen sein, das zu berichten.

Eine vorurtheilsfreie Durchsicht ihrer Depeschen zerstreut alles Geheimnißvolle oder beweist vielmehr, daß nie Ursache zum Geheimhalten vorhanden war. Der bleiche, kränkliche vierzehnjährige Knabe — denn Carlos war bei der Verheirathung Isabellens nicht älter — besaß zu wenig persönliche Reize, als daß es wahrscheinlich wäre, daß er das Herz seiner schönen Stiefmutter, wäre diese leichten Sinnes gewesen, hätte rühren können. Aber ihr gegenseitiger Verkehr scheint von vornherein ihrem beiderseitigen Verwandtschaftsverhältnisse entsprochen zu haben und der Herzensgüte Isabellens, welche mit den persönlichen Schwächen und Leiden des Carlos Mitleid empfand, angemessen gewesen zu sein. Weit davon entfernt, ihre Gefühle in dieser Hinsicht zu bemänteln, zeigte sie dieselben offen in ihrem Briefwechsel mit ihrer Mutter, vor ihrem Gemahl und vor der Oeffentlichkeit.

Kurz nach der Ankunft Isabellens in Madrid finden wir einen Brief des Bischofs von Limoges an ihren Bruder, Karl den Neunten, worin der Schreiber demselben mittheilt, daß „seine Schwester bei ihrem Eintritte in den Madrider Palast den Prinzen so anmuthig und liebreich grüßte, daß der König damit äußerst zufrieden war. Noch mehr aber schien Carlos damit zufrieden gewesen zu sein, wie aus seinen häufigen Besuchen, die er der Königin abstattete, ersichtlich wäre, und zwar wären dieselben so häufig, wie es die Hofetikette, die viel steifer als die Pariser sei, erlauben wollte.“ In einem andern Briefe aus dem folgenden Monate erzählt der Bischof, daß die Königin den Carlos, wenn er sie des Abends besucht, mit unschuldigen Spielen

und Zeitvertreiben zu ergötzen sich bemühe, um den jungen Prinzen, der unter seiner Krankheit hinzuschwinden scheine, aufzuheitern.

Aus dem folgenden Jahre haben wir einen Brief an Katharina von Medicis von einer Dame aus dem Gefolge der Königin. Diese war mit Isabellen aus Frankreich gekommen. Nachdem die Schreiberin erzählt hat, daß ihre Herrin bisweilen mit der Prinzessin Joanna zusammen im Garten soupire, sagt sie, es käme dort oft zu ihnen „der Prinz, welcher die Königin in sehr hohem Grade liebt, und, wie es mir scheint, nicht böse darüber sein würde, wenn er mit ihr noch näher verwandt wäre." — Es liegt nichts Unwahrscheinliches in der Voraussetzung, daß der Prinz in dankbarer Empfindung der freundlichen Behandlung, an die er nicht sehr gewöhnt war, mit der Zeit dem Einflusse einer Prinzessin, deren sanfte Gemüthsart und einnehmende Sitten die Herzen Aller derer, die in ihre Nähe kamen, gewonnen zu haben scheinen, nicht widerstehen konnte. Auch mag sich, wenn er an das harte Geschick, das zwischen sie Beide eine Schranke gestellt, dachte, unter sein Bedauern Groll gemischt haben. Ebenso ist es in Anbetracht des heftigen Wesens des Prinzen möglich, daß der französische Geschichtsschreiber De Thou aus einer guten Quelle geschöpft hatte, wenn er versicherte, daß man Carlos, „nachdem er eine lange Unterhaltung im Zimmer der Königin gehabt hatte, beim Heraustreten sich oft laut darüber beklagen hörte, daß sein Vater sie ihm geraubt habe." Aber eine gemeine Leidenschaft kann er nicht für Isabellen gehegt haben, und gewiß ermuthigte die Königin dieselbe nicht, wenn es wahr ist, was Brantôme uns erzählt: „So unverschämt und kühn er auch in seinem Verkehr mit allen übrigen Frauen war, kam er doch nie in die Gegenwart seiner Stiefmutter ohne ein so starkes Gefühl von Respekt, daß hierdurch sein ganzes Wesen wie umgewandelt erschien."

Auch hat man nicht den geringsten Beleg dafür, daß die Bewunderung, welche die Königin, sei es bei Carlos, oder sei es bei den Höflingen, erregte, dem Philipp irgendwie ungelegen war; denn derselbe scheint in ihre Treue ein unbedingtes Zutrauen gesetzt zu haben. Und während wir finden, daß Isabelle vor ihrer Mutter den Philipp „einen so guten Gemahl" nennt, „der sie so glücklich macht und ihr den dunkelsten Flecken in der Welt angenehm erscheinen läßt," treffen wir auch

einen Brief des französischen Gesandten Guibert, worin derselbe sagt: „Des Königs Liebe zur Königin ist im fortwährenden Wachsen begriffen, sodaß sich binnen der letzten paar Monate ihr Einfluß um das Dreifache vermehrt hat.“ Einige Jahre später (1565) schreibt der damalige Madrider Gesandte St. Sulpice an die Königin Mutter in begeisterten Ausdrücken von dem zärtlichen Verhältniß, das zwischen Philipp und seiner Gemahlin bestand. Er sagt: „Ich kann Sie versichern, Madame, daß die Königin, Ihre Tochter, in der größten Zufriedenheit von der Welt lebt, denn die Bande vollkommener Freundschaft schließen sie immer enger an ihren Gemahl an. Er beweist ihr das unbeschränkteste Zutrauen und behandelt sie so herzlich, daß gar nichts zu wünschen übrig bleibt.“ Der Schreiber erwähnt eine ihm von Philipp gemachte Erklärung, daß „der Verlust seiner Lebensgefährtin für ihn ein schwereres Unglück sein würde, als ihn jemals heimgesucht habe.“

Daß dies aber bei dem Könige keine leeren Worte waren, bewies derselbe durch seine Nachsicht gegen die Neigungen Isabellens, und zwar sogar gegen diejenigen nationalen Neigungen, welche nicht immer im Einklang mit den strengeren Regeln der castilischen Etikette waren. Um die Freiheit ihrer Lebensweise zu zeigen, darf ich vielleicht einige schon in einem vorhergehenden Kapitel erwähnte Einzelheiten wieder berühren. Bei ihrer Ankunft im Lande wurde sie mit Bällen und anderen Feierlichkeiten, an welche sie in der fröhlichen Hauptstadt Frankreichs gewöhnt worden war, begrüßt. Ihre häusliche Einrichtung war auf einem so glänzenden Fuße, wie ihrer Stellung geziemte, hergestellt. Mit Entzücken verweilt der alte Höfling Brantôme bei dem glänzenden Ueberflusse ihrer Kleidung und bei den kostbaren Juwelen, womit sie geschmückt war. Wenn sie ausging, nahm sie nach der Sitte ihres Heimathlandes den Schleier ab, obschon dies von der Gewohnheit der spanischen Damen so sehr verschieden war. Doch machte dies nur sie zu einem größeren Lieblinge des Volkes; denn dieses schaarte sich, wo sie auch immer erscheinen mochte, begierig zusammen, um von ihrem schönen Antlitz einen Blick zu erhaschen. Sie brachte eine Anzahl französischer Damen und Aufwartefrauen mit, von denen einige blieben und sich in Castilien verheiratheten. Diejenigen, welche in die Heimath

zurückkehrten, versorgte sie mit einer reichen Ausstattung. Mit Landsleute war sie immer zu sprechen, und sie empfing, wie ihr Biograph sagt, die Niedrigsten wie die Höchsten mit der gewohnten Huld. Mit ihnen unterhielt sie sich in ihrer Muttersprache. Aber binnen einem Vierteljahre hatte ihre Fassungskraft das Castilische so weit bemeistert, daß sie sich darin verständlich machen konnte, und binnen Kurzem sprach sie mit Eleganz, wenn auch mit einem leichten fremden, aber nicht unangenehmen Accent. Indem Isabella durch ihr Loos unter ein Volk geworfen war, das sich von demjenigen, unter welchem sie geboren und erzogen war, so sehr unterschied, schien sie in ihrer eigenen Person die guten Eigenschaften von beiden zu vereinigen. Die leichte Lebhaftigkeit des französischen Charakters wurde von der Würde des spanischen so glücklich gemäßigt, daß ihre Sitten dadurch einen unaussprechlichen Zauber erhielten. Da Elisabeth von Frankreich also mit den besten Gaben von Natur und Glück reichlich ausgestattet war, ist es kein Wunder, wenn sie das Entzücken des Hofzirkels, an dessen Spitze sie stand und dessen größte Zierde sie war, wurde.

Ihr frommes Wesen muß sich sehr beunruhigt gefühlt haben, wenn sie die Wildheit und Launenhaftigkeit des Carlos und die täglich wachsende Entfremdung seines Vaters sah. Doch verzweifelte sie nicht an seiner Besserung. Wenigstens können wir dies aus dem Eifer schließen, womit sie ihre Mutter unterstützte, als diese die Heirath des Prinzen mit Isabellens Schwester, der jüngeren Tochter der Katharina von Medicis, betrieb. „Meine Schwester besitzt," sagte die Königin zu Ruy Gomez, „ein so vortreffliches Gemüth, daß keine Prinzessin in der Christenheit geeigneter sein könnte, die Launen meines Stiefsohnes zu mäßigen und sich ihnen anzupassen, noch zu gleicher Zeit passender sowohl für den Vater wie für den Sohn in ihren gegenseitigen Beziehungen." Obschon aber der Minister hierin auf der Stelle der Königin beipflichtete, wurden sie doch Beide von Philipp zu wenig Hoffnung ermuthigt, denn dieser schien damals einer Verbindung mit dem Hause Oestreich geneigter zu sein.

In dem vorhergehenden Kapitel haben wir gesehen, welchen Schmerz Isabellen die Verhaftung des Carlos verursachte. Obschon sie insofern dabei gewann, daß ihrer Nachkommenschaft hierdurch der

Weg zur Thronfolge eröffnet wurde, weinte sie doch, wie uns der Gesandte Tavannes berichtet, über das Unglück ihres Stiefsohnes zwei Tage, bis ihr Philipp das fernere Weinen verbot. Wie wir sahen, durfte sie ihn während seiner Haft nicht besuchen und ihm nicht einmal die Bitterkeit der letzten Stunde versüßen. Wie sehr aber zu dieser Zeit ihre Gegenwart ihn erleichtert haben würde, läßt sich aus den unter seinen Papieren gefundenen einfachen Notiz schließen, worin er unter seinen Freunden der Königin, als derjenigen, welche sich immer am liebreichsten gegen ihn benommen hätte, den ersten Platz anweist. Diese Zuneigung, mögen wir sie nun erklären, wie wir wollen, hegte er gegen sie gleich vom Anfange an und bewahrte sie bis zur letzten Stunde seines Lebens. Der einzige Trost, welcher Isabellen jetzt übrig blieb, bestand darin, daß sie sich mit der Prinzessin Joanna und den wenigen, das Andenken des Carlos noch hochhaltenden Freunden vereinigte, um mit ihnen zusammen die Begräbnißfeierlichkeiten zu begehen.

Nicht lange darauf hieß es, daß die Königin schwanger wäre. Die Nation gab sich daher der frohen Hoffnung hin, daß sie in der Geburt eines neuen Thronerben für den Verlust des rechtmäßigen Prinzen einen Ersatz finden werde. Allein diese Hoffnung sollte vereitelt werden. Die Aerzte nämlich begingen den Fehler, daß sie in der ersten Zeit der Schwangerschaft den Zustand der Königin verkannten und ihr in Folge dessen nachtheilige Arzneien gaben. Es ist sicher, daß Isabella in die spanischen Doktoren und in ihre Arzneien geringes Zutrauen setzte. Auch dürfte hierfür guter Grund vorhanden gewesen sein, denn ihre starken Mittel gleichen in hohem Grade der Sangradoschule der Praxis und sind ebenso sehr gegen das Leben des Patienten, wie gegen seine Krankheit gerichtet. Um die Mitte September stellte sich ein Fieber ein, welches zwar nicht heftig, aber doch so hartnäckig war, daß es alle Bemühungen der Aerzte zu Schanden machte. Bald folgten beunruhigendere Symptome. Die Königin wurde oft ohnmächtig. Ihre Hände und Füße wurden steif. Die Mittel schlugen nicht an, weil sie der Magen zurückwies. Ueberall geschahen Prozessionen nach den Kirchen, und Jung und Alt betete vereint für ihre Genesung. Aber diese Gebete wurden nicht erhört. Da die Kräfte Isabellens in fortwährender rascher Abnahme begriffen waren, gab man mit dem letzten

September alle Hoffnung auf. Die Aerzte erklärten, daß die Wissenschaft Alles gethan habe, und daß die Königin ihre Hoffnung nur noch allein auf den Himmel richten müsse. — Auf den Himmel aber hatte sie stets ihr Vertrauen gesetzt. Auch waren ihr der Glanz und die Herrlichkeiten dieser Welt nicht so sehr an's Herz gewachsen, daß sie jetzt nicht gern von ihnen geschieden wäre.

Wie ihre Damen, darunter viele Landsmänninnen von ihr, nun weinend um ihr Bett herumstanden, suchte sie dieselben in ihrem Kummer zu trösten und gab freundlich das Interesse zu erkennen, welches sie an dem künftigen Wohlergehen derselben nahm. Zugleich bedauerte sie, daß sie nicht eine bessere Herrin für sie hätte sein können, „gleich als ob" (sagt ein Zeitgenosse, welcher uns einen umständlichen Bericht von ihren letzten Augenblicken hinterlassen hat), — „gleich als ob sie nicht immer ihnen allen mehr eine Mutter als eine Herrin gewesen wäre!"

Da Isabella am Abend des zweiten Oktobers ihr Ende herannahen fühlte, machte sie ihr Testament. Alsdann beichtete sie, empfing das Sakrament und erhielt auf ihren Wunsch die letzte Oelung. Der anwesende Kardinal Espinosa und des Königs Beichtvater, der Bischof von Cuença, waren, als sie ihr geistlichen Rath und Trost spendeten, von ihrem Verhalten sehr erbaut und gingen, nachdem sie ihr ihren letzten Segen gegeben hatten, hinweg, tief gerührt durch die von ihr gezeigte christliche Ergebung.

Den folgenden Morgen vor Tagesanbruch sah sie Philipp zum letzten Male. Der Vorgang wird uns von Fourquevaulx beschrieben. Der Gesandte erzählt: „Die Königin sprach mit ihrem Gemahl mit großer Offenheit und wie eine Christin. Sie nahm von ihm auf immer Abschied, und nie zeigte eine Fürstin mehr Güte und Frömmigkeit. Sie empfahl ihm ihre beiden Töchter und ihre vorzüglichsten Dienerinnen. Zugleich bat sie ihn, mit dem Könige von Frankreich, ihrem Bruder, in Frieden und Freundschaft zu leben. Noch richtete sie an ihn andere Worte, die nicht verfehlen konnten, einem so guten Gemahl, wie es der König gegen sie war, das Herz zu rühren. Derselbe zeigte in seinen Antworten die nämliche Fassung, wie sie, und versprach, alle ihre Bitten zu erfüllen; er fügte jedoch hinzu, daß er ihr Ende noch nicht für so nahe hielte. Darauf zog er

sich, wie mir berichtet wurde, mit großem Kummer auf sein Zimmer zurück." Philipp sandte seiner Gemahlin als Trost in ihren letzten Augenblicken ein Stück von dem wirklichen Kreuze. Dasselbe war seine kostbarste Reliquie und reich mit Perlen und Diamanten besetzt. Isabella küßte inbrünstig diese heilige Reliquie und hielt sie, so lange sie noch lebte, zusammt dem Kruzifix, in ihrer Hand.

Kurz nach dem Besuche ihres Gemahls ließ sie den Gesandten an ihr Bett kommen. Er war der Repräsentant ihres Heimathlandes und der theuren Freunde und Freundinnen, die sie nie wiedersehen sollte. Fourquevaulx schreibt: „Sie erkannte mich und sagte: Sie sehen mich im Begriff, die Eitelkeiten dieser Welt zu verlassen, um in ein besseres Land einzugehen, wo ich, wie ich hoffe, auf immer bei meinem Gott sein werde. Sagen Sie meiner Mutter, der Königin, und dem Könige, meinem Bruder: sie möchten meinen Tod mit Geduld ertragen und sich mit dem Gedanken trösten, daß mich kein Glück der Erde je in so hohem Grade zufrieden gestellt hat, als der jetzige Augenblick, wo ich meinem Schöpfer nahen soll. Bald werde ich in besserer Lage sein, ihnen Dienste zu thun und Gott anzuflehen, daß er sie sammt meinen Brüdern in seinen heiligen Schutz nimmt. Bitten Sie dieselben in meinem Namen, daß sie über ihr Königreich wachen mögen, damit die dort verbreiteteten Ketzereien ein Ende nehmen. Und ich will den Himmel anflehen, damit er ihnen seine Gnade verleihe, so daß sie meinen Tod mit Geduld tragen und mich für glücklich halten."

Indem der Gesandte einige Trostesworte sagte, suchte er ihr wo möglich noch Lebenshoffnung einzuflößen. Allein sie antwortete: „Sie werden bald sehen, wie nahe mein Ende ist. Gott hat mir die Gnade verliehen, daß ich die Welt und ihre Größe verachte und meine ganze Hoffnung nur auf ihn und auf Jesum Christum setze. Niemals verursachte mir eine Vorstellung weniger Angst, als der Gedanke an meinen Tod."

Indem sie hierauf die Ermahnungen ihres Beichtvaters anhörte, blieb sie fortwährend im vollen Besitze ihres Bewußtseins bis einige Minuten vor ihrem Tode. Alsdann schien sie eine leichte Unruhe zu befallen; aber diese war vorübergehend, und sie verschied so sanft, daß man den Augenblick nicht bestimmen konnte, in welchem sie

den Geist aufgab. Doch schlug sie noch einmal die hellen, funkelnden Augen auf, und es schien, als wollte sie mir noch einige Befehle ertheilen. Wenigstens waren ihre Blicke auf mich gerichtet."

Kurz vor ihrem Tode wurde Isabella von einer Tochter entbunden. Weil die Geburt derselben verfrüht war, lebte sie bloß bis zur Nothtaufe. Das Kind wurde mit seiner Mutter zusammen in den nämlichen Sarg gelegt, und noch am nämlichen Abend brachte man die Ueberreste Beider in feierlicher Prozession nach der königlichen Kapelle. Dem Volke aber verkündete das Läuten der Glocken in den Kirchen und Klöstern der ganzen Stadt die traurige Kunde. Ueberall erschallten Klagetöne und allerorts gab sich der tiefste Kummer kund, „denn," sagt Brantôme, „die Leute hatten die Königin nicht allein verehrt, sondern angebetet."

In der Kapelle versammelten sich alle Vornehmen der Hauptstadt: die hohe Geistlichkeit, die verschiedenen religiösen Körperschaften, die Granden und Kavaliere des Hofes und die Ehrendamen der Königin. An der Spitze der Letzterwähnten stand die Herzogin von Alva, die Aufseherin der Etikette, sammt der Herzogin von Faria (einer englischen Dame, die sich am Hofe der Maria Tudor mit dem spanischen Gesandten verheirathet hatte) und der Prinzessin von Eboli, deren Name in der Geschichte hinlänglich bekannt ist. Der Sarg der verstorbenen Königin war mit einem prächtigen Leichentuche aus Brocat bedeckt und stand auf einem schwarz behangenen Gerüste. Dasselbe umgaben zahlreiche silberne Armleuchter mit Wachskerzen, die ihren düsteren Glanz auf die Scene ausstrahlten. Während des Gottesdienstes herrschte unter den Anwesenden die tiefste Stille. Nur manchmal unterbrach dieselbe das Jammern der Frauen, das sich in trauriger Harmonie unter den Gesang der Priester und unter die das Todtenamt begleitende sanfte, feierliche Musik mischte.

Am folgenden Morgen früh öffnete man den Sarg im Beisein der Herzogin von Alva und der weinenden Damen des Gefolges, die jetzt zum letzten Male auf das im Tode noch schöne Antlitz ihrer Herrin blickten. Die Herzogin füllte den Sarg mit Blumen und wohlriechenden Kräutern. Dann wurden die Ueberreste der Mutter und des Kindes von den nämlichen trauernden Anwesenden nach dem Kloster der Bar-

ſüßigen Karmeliter gebracht. Hier ruhten ſie bis zum Jahre 1583, wo ſie dann, ſammt den Gebeinen des Don Carlos, in das ſtattliche Mauſoleum des Escorials geſchafft wurden. Als das Volk den Leichenzug erblickte, rief es den Namen der Königin als den einer Heiligen an.

Im Laufe des Winters kam von Frankreich der Kardinal Guiſe mit einem Kondolenzſchreiben Karl's des Neunten an ſeinen königlichen Schwager an. Die dem Kardinal gegebenen Inſtruktionen verrathen kein Mißtrauen von Seiten des franzöſiſchen Monarchen hinſichtlich der Art und Weiſe des Todes ſeiner Schweſter. Doch iſt das mißtrauiſchere Weſen der Königin Mutter Katharina von Medicis aus ihren Inſtruktionen an Fourquevaux erſichtlich; denn derſelbe ſollte ſich nach dem erkundigen, was über den Tod ihrer Tochter verlautete, und es ihr berichten. — Es ſcheint nicht, daß der Geſandte ſeinen früheren Berichten etwas Wichtiges hinzuzufügen hatte.

Philipp ſelbſt hatte vielleicht das mögliche Vorhandenſein eines ſolchen Verdachts im Sinne, als er zu dem Kardinal ſagte, daß, „wenn er an das unverſtellte exemplariſche Leben der Königin dächte, dies ihm der beſte Troſt für ſeinen Verluſt wäre. Ihr ganzes Gefolge, ihre Damen und Fräulein müßten, wie gut er ſie behandelt hätte; das hätte ſich auch in dem bei ihrem Tode von ihm gefühlten Schmerze gezeigt. Hierauf," fährt der Kardinal fort, „ſtimmte er eine Lobrede über ihre Tugenden an, und ſagte, daß er, hätte er noch einmal zuwählen, blos wünſchen könnte, gerade wieder eine ſolche Gemahlin zu finden." — Es dauerte nicht lange, bis Philipp das auch wirklich verſuchte. Anderthalb Jahre nach ſeiner Unterredung mit dem Kardinal führte der dreimal zum Wittwer gewordene Gatte ſeine vierte und letzte Frau, Anna von Oeſterreich, zum Altar, die, wie wir ſehen, gleich ihrer Vorgängerin ſeinem Sohne verlobt geweſen war. Die Leichtigkeit, womit die kaiſerlichen Aeltern die junge Prinzeſſin der Obhut Philipp's anvertrauten, kann ziemlich klar zu verrathen ſcheinen, daß wenigſtens ſie mit der Art, wie der König ſeine letzte Gemahlin behandelt hatte, nicht unzufrieden waren.

Iſabella war bei ihrer Krankheit erſt drei und zwanzig Jahre alt und hatte acht Jahre lang auf dem ſpaniſchen Throne geſeſſen. Sie

hinterließ zwei Kinder, beides Töchter, nämlich die später mit dem Herzog von Savoyen verheirathete Katharina, und Clara Eugenia, welche mit ihrem Gemahl, dem Erzherzog Albert, die Regentschaft der Niederlande theilte und mehr als irgend ein anderes Wesen sowohl die Liebe wie das Zutrauen Philipp's genossen zu haben scheint.

Dies ist die Geschichte der Königin Isabella, wenn man sie der romantischen Färbung entkleidet, einer Färbung, die sie der Feder des Geschichtsschreibers ebenso sehr, wie derjenigen des Dichters, verdankt. Aus dem ganzen Berichte geht hervor, daß, wofern Carlos jemals eine unerlaubte Leidenschaft für seine Stiefmutter hegte, diese Leidenschaft von Isabellen niemals ermuthigt oder belohnt wurde. Denn die Königin scheint für ihn nur Gefühle empfunden zu haben, die durch die Bande der Verwandtschaft und durch die Theilnahme an seinen Leiden gerechtfertigt waren. Ungeachtet seines nicht unnatürlichen Grolles darüber, daß, um mit Brantôme zu reden, „er um eine so schöne Prise geprellt worden war," ist doch wenig Beweis vorhanden, daß die Leidenschaft des Prinzen über die Gefühle derjenigen Liebe und Dankbarkeit, welche die Freundlichkeit Isabellens in einem zugeneigten Wesen wohl erwecken konnte, hinausging*). Und daß bei allen seinen Mängeln der Charakter des Carlos derartig war, zeigt sich unter Anderm aus seiner dauernden Anhänglichkeit an seinen Onkel Don Johann von Oestreich und aus seiner Ergebenheit gegen seinen frühern Lehrer, den Bischof von Osma.

Es liegt kein Beweis vor, daß Philipp jemals mit dem Betragen seiner Gemahlin unzufrieden war oder seinen Sohn als einen Nebenbuhler ansah. Am allerwenigsten findet sich Etwas in der Geschichte der damaligen Zeit, was zu zeigen vermöchte, daß er seine Gattin

*) Die Offenheit, womit Carlos seine Liebe zu Isabellen eingestand, kann als Beweis der Unschuld Beider gelten. Indem Katharina von Medicis in einem Briefe vom 23. Februar 1568 auf die Verhaftung des Prinzen zu sprechen kommt, schreibt sie dem Fourquevaulx: „Ich habe Angst, daß der Vorfall meine Tochter sowohl des Vaters wegen, als auch um des Prinzen willen, der ihr stets seine Neigung zu erkennen gegeben hat, tief betrübt."

seiner Eifersucht geopfert hätte. Von den Landsleuten der Königin, welche bei ihr während ihres Lebens und theilweise in der Sterbestunde freien Zutritt hatten, ist das Gegentheil hinlänglich festgestellt; denn diese würden in der Korrespondenz mit ihrer Familie, wäre etwas Verdächtiges vorhanden gewesen, nicht unterlassen haben, ihren Verdacht zu erkennen zu geben.

Es stände wohl um das Andenken Philipp's des Zweiten, könnte ihm der Geschichtsschreiber keine größere Sünde als seine Behandlung der Isabella zur Last legen. Doch mag man mit Recht zweifeln, ob sie jemals über seinen verschlossenen, vorsichtigen Charakter eine so große Herrschaft erlangte, daß er sie in's Vertrauen und zu Rathe zog. Ihr Wesen scheint zu sanft, zu ehrgeizlos gewesen zu sein, als daß sie sich um Angelegenheiten, zu denen sie weder von der Natur noch durch die Erziehung tauglich gemacht worden war, gekümmert hätte. Indessen versichert uns Brantôme, daß sie auf ihren Gemahl in dessen Beziehungen zu Frankreich einen heilsamen Einfluß ausübte, und daß man den Werth dieses Einflusses später schätzen lernte, wo die wachsenden Mißverständnisse zwischen den beiden Höfen, weil keine befreundete Hand sie schlichtete, forteiterten*). Derselbe fährt fort: „Ihren Tod fühlte ihre eigene Nation ebenso bitter, wie die Spanier, und wenn sie die letzteren „„die Königin des Friedens und der Güte"" nannten, hieß sie bei den ersteren mit nicht weniger Grunde „„der Oelzweig."" — „Aber," ruft er aus, „sie ist nun fort in dem süßen und freundlichen Mai ihres Lebens, wo ihre Schönheit so groß war, daß dieselbe fast die Stürme der Zeit herauszufordern schien."

Die Königin nimmt in jener reichen Gemäldegallerie, worin Brantôme die Züge seiner Zeitgenossen zu verewigen gesucht hat, einen

*) Doch hatte Isabellens Mutter, Katharina von Medicis, bei der Zusammenkunft zu Bayonne an der Tochter auszusetzen, daß sie ganz und gar zu einer Spanierin geworden wäre. Katharina sagte zu ihr spöttisch: „Muy Española venis." Hierauf antwortete sanft die Königin: „Es ist möglich, daß ich es bin; aber Sie werden finden, daß ich noch ebenso, wie zur Zeit, da Sie mich nach Spanien schickten, Ihre Tochter bin." Diese Anekdote wird von Alva dem Könige in einem Briefe mitgetheilt.

wichtigen Platz ein. Sonst bei Niemand anders hat er die Umrisse mit einer zarteren und vorsichtigeren Hand gezeichnet. Sogar der Gifthauch der Verleumdung hat nicht die Macht besessen, die Reinheit der Ausdrücke zu trüben. Unter der ganzen berühmten Anzahl, welche der Künstler den Augen der Nachwelt vorgeführt hat, hat er Niemandem so wahrhaft von Herzen gehuldigt, als der Elisabeth von Frankreich.

Aber es ist Zeit, daß wir uns von diesen Scenen häuslichen Kummers abkehren, um uns lebendigeren und abenteuerlicheren Ereignissen zuzuwenden.

Ende des dritten Theiles.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Geſchichte
Philipp's des Zweiten.

Von

William Prescott.

Deutſch

von

Dr. Johannes Scherr.

Vierter Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1859.

Inhalt des vierten Bandes.

Erſtes Kapitel.

Die ſpaniſchen Mauren.

Die Eroberung Spaniens durch die Araber. — Die Spanier erobern es langſam zurück. — Man verſucht, die Moslems zu bekehren. — Ihre Heimath in den Alpujarras. — Ihre Behandlung ſeitens der Regierung. — Der Miniſter Espinoſa. — Das Edikt gegen die Moriscos. — Die nutzloſen Gegenvorſtellungen derſelben. 1

Zweites Kapitel.

Die Rebellion der Moriscos.

Der Widerſtand der Moriscos. — Nächtlicher Angriff auf Granada. — Der Aufſtand in den Alpujarras. — Die Wahl eines Königs. — Die Niedermetzelung der Chriſten. 27

Drittes Kapitel.

Die Rebellion der Moriscos.

Der paniſche Schrecken in Granada. — Truppenmuſterung. — Mondejar zieht zu Felde. — Die gefährliche Paſſage bei Tablate. — Der Rückzug der Moriscos. — Das Treffen bei Alfajarali. — Gefährlicher Marſch. — Das Maſſacre zu Jubiles. — Die befreiten Chriſten. 45

Viertes Kapitel.

Die Rebellion der Moriscos.

Die Lage des Aben-Humeya. — Das Schickſal der mauriſchen Gefangenen. — Die Erſtürmung von Guajaras. — Das Entweichen des Aben-Humeya. — Die Operationen des Los Velez. — Die Kabale gegen Mondejar. — Die Zügelloſigkeit der Soldaten. — Das Gemetzel in Granada. — Die Wiederanfachung der Inſurrection. 67

Fünftes Kapitel.

Die Rebellion der Moriscos.

Die erſte Lebenszeit Don Juan's von Oeſterreich. — Er wird von Philipp als Bruder anerkannt. — Sein Durſt nach Auszeichnung. — Sein Kreuzen im Mittelländiſchen Meere. — Er wird General-en-Chef. — Die Erneuerung des Krieges. — Die Wohnſitzveränderuug der Moriscos. . . 94

Sechstes Kapitel.

Die Rebellion der Moriscos.

Die Operationen des Los Velez. — Die Verſchwörung gegen Aben-Humeya. — Seine Ermordung. — Die Erwählung Aben-Aboo's. — Die kräftige Betreibung des Krieges. — Die grimmigen Kämpfe in der Vega. — Der ſtürmiſche Muth Don Juan's — Die Ueberraſchung Guejar's. . . . 131

Siebentes Kapitel.

Die Rebellion der Moriscos.

Don Juan zieht zu Felde. — Die Einschließung von Galera. — Heftige Angriffe. — Die Rüstungen für einen letzten Angriff. — Die Explosion der Minen. — Die Verzweiflung der Moriscos. — Grausames Blutbad. — Die Zerstörung von Galera 159

Inhalt des fünften Bandes.

Achtes Kapitel.

Die Rebellion der Moriscos.

Die Niederlage zu Seron. — Der Tod Quixada's. — Die schnellen Siege Don Juan's. — Die Moriscos unterwerfen sich. — Das Schicksal El Habaquí's. — Der Trotz Aben-Aboo's. — Die Erneuerung des Krieges. — Die Vertreibung der Mauren. — Die Rückkehr Don Juan's nach Madrid. — Die Ermordung Aben-Aboo's. — Das Geschick der Moriscos. 1

Neuntes Kapitel.

Der Türkenkrieg.

Die Ligue gegen die Türken. — Die Kriegsrüstungen. — Don Juan als General-en-Chef. — Sein Empfang in Neapel. — Seine Abreise von Messina. 45

Zehntes Kapitel.

Der Türkenkrieg.

Der Operationsplan. — Die Kunde vom Feinde. — Die Vorbereitungen zum Kampf. — Die Schlacht bei Lepanto. — Die verwirrte Flucht der türkischen Armada 67

Elftes Kapitel.

Der Türkenkrieg.

Die Einbußen der kämpfenden Theile. — Die Edelmüthigkeit Don Juan's. — Der Enthusiasmus in der ganzen Christenheit. — Die Resultate der Schlacht. — Die Operationen in der Levante. — Die Eroberung von Tunis. — Die Zurückeroberung desselben durch die Türken 90

Zwölftes Kapitel.

Die innern Angelegenheiten Spaniens.

Die innere Verwaltung Spaniens. — Die absolute Macht der Krone. — Die königlichen Räthe. — Alba und Ruy Gomez. — Espinesa. — Die persönlichen Gewohnheiten Philipps. — Der Hof und der Adel. — Die Cortes. — Die Garden Castiliens 119

Dreizehntes Kapitel.

Die innern Angelegenheiten Spaniens.

Die Geistlichkeit. — Ihre Unterwürfigkeit gegen die Krone. — Der Escorial. — Die Königin Anna 157
Nachricht über das Leben des Verfassers 184

Erſtes Kapitel.

Die ſpaniſchen Mauren.

Die Eroberung Spaniens durch die Araber. — Die Spanier erobern es langſam zurück. — Man verſucht, die Moslems zu bekehren. — Ihre Heimath in den Alpujarras. — Ihre Behandlung ſeitens der Regierung. — Der Miniſter Espinoſa. — Das Edikt gegen die Moriscos. — Die nutzloſen Gegenvorſtellungen derſelben.

1566, 1567.

Es war im Anfange des achten Jahrhunderts, und zwar im Jahre 711, als die Araber, voll jenes Eroberungsgeiſtes, der ihnen von ihrem kriegeriſchen Apoſtel eingepflanzt worden war, zuerſt die ſüdlichen Küſten des Mittelländiſchen Meeres überſchritten und ſodann an den Rand der Afrika und Europa von einander trennenden Meerenge kamen. Ehe ſie ihre Fahnen in ein fremdes und unbekanntes Revier der Erde trugen, hielten ſie hier einen Augenblick ſtille. Doch nur einen Augenblick. Denn gleich darauf ſtiegen ſie mit verſtärkter Kraft hernieder auf die ſonnigen Auen Andaluſiens, ſtießen an den Ufern des Guadalete auf die in Schlachtreihe aufgeſtellte Geſammtmacht der Gothen und verbreiteten ſich nach der unglücklichen Schlacht, worin der König Roderich zuſammt der Blüthe ſeines Adels fiel, gleich einem Heuſchreckenſchwarme über alle Theile der Halbinſel. Drei Jahre reichten zur Eroberung des Landes hin. Nur im Norden blieb ein kleiner Winkel, wo ein Ueberreſt der Gothen eine wilde Unabhängigkeit zu bewahren ſuchte und wohin ihnen zu folgen die Sarazenen ſich wegen der rauhen Beſchaffenheit des Bodens nicht verſucht fühlten.

hinterließ zwei Kinder, beides Töchter, nämlich die ſpäter mit dem Herzog von Savoyen verheirathete Katharina, und Clara Eugenia, welche mit ihrem Gemahl, dem Erzherzog Albert, die Regentſchaft der Niederlande theilte und mehr als irgend ein anderes Weſen ſowohl die Liebe wie das Zutrauen Philipp's genoſſen zu haben ſcheint.

Dies iſt die Geſchichte der Königin Iſabella, wenn man ſie der romantiſchen Färbung entkleidet, einer Färbung, die ſie der Feder des Geſchichtsſchreibers ebenſo ſehr, wie derjenigen des Dichters, verdankt. Aus dem ganzen Berichte geht hervor, daß, wofern Carlos jemals eine unerlaubte Leidenſchaft für ſeine Stiefmutter hegte, dieſe Leidenſchaft von Iſabellen niemals ermuthigt oder belohnt wurde. Denn die Königin ſcheint für ihn nur Gefühle empfunden zu haben, die durch die Bande der Verwandtſchaft und durch die Theilnahme an ſeinen Leiden gerechtfertigt waren. Ungeachtet ſeines nicht unnatürlichen Grolles darüber, daß, um mit Brantôme zu reden, „er um eine ſo ſchöne Priſe geprellt worden war," iſt doch wenig Beweis vorhanden, daß die Leidenſchaft des Prinzen über die Gefühle derjenigen Liebe und Dankbarkeit, welche die Freundlichkeit Iſabellens in einem zugeneigten Weſen wohl erwecken konnte, hinausging*). Und daß bei allen ſeinen Mängeln der Charakter des Carlos derartig war, zeigt ſich unter Anderm aus ſeiner dauernden Anhänglichkeit an ſeinen Onkel Don Johann von Oeſtreich und aus ſeiner Ergebenheit gegen ſeinen frühern Lehrer, den Biſchof von Osma.

Es liegt kein Beweis vor, daß Philipp jemals mit dem Betragen ſeiner Gemahlin unzufrieden war oder ſeinen Sohn als einen Nebenbuhler anſah. Am allerwenigſten findet ſich Etwas in der Geſchichte der damaligen Zeit, was zu zeigen vermöchte, daß er ſeine Gattin

*) Die Offenheit, womit Carlos ſeine Liebe zu Iſabellen eingeſtand, kann als Beweis der Unſchuld Beider gelten. Indem Katharina von Medicis in einem Briefe vom 23. Februar 1568 auf die Verhaftung des Prinzen zu ſprechen kommt, ſchreibt ſie dem Fourquevaulx: „Ich habe Angſt, daß der Vorfall meine Tochter ſowohl des Vaters wegen, als auch um des Prinzen willen, der ihr ſtets ſeine Neigung zu erkennen gegeben hat, tief betrübt."

seiner Eifersucht geopfert hätte. Von den Landsleuten der Königin, welche bei ihr während ihres Lebens und theilweise in der Sterbestunde freien Zutritt hatten, ist das Gegentheil hinlänglich festgestellt; denn diese würden in der Korrespondenz mit ihrer Familie, wäre etwas Verdächtiges vorhanden gewesen, nicht unterlassen haben, ihren Verdacht zu erkennen zu geben.

Es stände wohl um das Andenken Philipp's des Zweiten, könnte ihm der Geschichtsschreiber keine größere Sünde als seine Behandlung der Isabella zur Last legen. Doch mag man mit Recht zweifeln, ob sie jemals über seinen verschlossenen, vorsichtigen Charakter eine so große Herrschaft erlangte, daß er sie in's Vertrauen und zu Rathe zog. Ihr Wesen scheint zu sanft, zu ehrgeizlos gewesen zu sein, als daß sie sich um Angelegenheiten, zu denen sie weder von der Natur noch durch die Erziehung tauglich gemacht worden war, gekümmert hätte. Indessen versichert uns Brantôme, daß sie auf ihren Gemahl in dessen Beziehungen zu Frankreich einen heilsamen Einfluß ausübte, und daß man den Werth dieses Einflusses später schätzen lernte, wo die wachsenden Mißverständnisse zwischen den beiden Höfen, weil keine befreundete Hand sie schlichtete, forteiterten*). Derselbe fährt fort: „Ihren Tod fühlte ihre eigene Nation ebenso bitter, wie die Spanier, und wenn sie die letzteren „„die Königin des Friedens und der Güte"" nannten, hieß sie bei den ersteren mit nicht weniger Grunde „„der Oelzweig."" — „Aber," ruft er aus, „sie ist nun fort in dem süßen und freundlichen Mai ihres Lebens, wo ihre Schönheit so groß war, daß dieselbe fast die Stürme der Zeit herauszufordern schien."

Die Königin nimmt in jener reichen Gemäldegallerie, worin Brantôme die Züge seiner Zeitgenossen zu verewigen gesucht hat, einen

*) Doch hatte Isabellens Mutter, Katharina von Medicis, bei der Zusammenkunft zu Bayonne an der Tochter auszusetzen, daß sie ganz und gar zu einer Spanierin geworden wäre. Katharina sagte zu ihr spöttisch: „Muy Española venis." Hierauf antwortete sanft die Königin: „Es ist möglich, daß ich es bin; aber Sie werden finden, daß ich noch ebenso, wie zur Zeit, da Sie mich nach Spanien schickten, Ihre Tochter bin." Diese Anekdote wird von Alva dem Könige in einem Briefe mitgetheilt.

wichtigen Platz ein. Sonst bei Niemand anders hat er die Umrisse mit einer zarteren und vorsichtigeren Hand gezeichnet. Sogar der Gifthauch der Verleumdung hat nicht die Macht besessen, die Reinheit der Ausdrücke zu trüben. Unter der ganzen berühmten Anzahl, welche der Künstler den Augen der Nachwelt vorgeführt hat, hat er Niemandem so wahrhaft von Herzen gehuldigt, als der Elisabeth von Frankreich.

Aber es ist Zeit, daß wir uns von diesen Scenen häuslichen Kummers abkehren, um uns lebendigeren und abenteuerlicheren Ereignissen zuzuwenden.

Ende des dritten Theiles.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Geſchichte
Philipp's des Zweiten.

Von

William Prescott.

Deutſch

von

Dr. Johannes Scherr.

Vierter Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1859.

Inhalt des vierten Bandes.

Erſtes Kapitel.

Die ſpaniſchen Mauren.

Die Eroberung Spaniens durch die Araber. — Die Spanier erobern es langſam zurück. — Man verſucht, die Moslems zu bekehren. — Ihre Heimath in den Alpujarras. — Ihre Behandlung ſeitens der Regierung. — Der Miniſter Espinoſa. — Das Edikt gegen die Moriscos. — Die nutzloſen Gegenvorſtellungen derſelben. 1

Zweites Kapitel.

Die Rebellion der Moriscos.

Der Widerſtand der Moriscos. — Nächtlicher Angriff auf Granada. — Der Aufſtand in den Alpujarras. — Die Wahl eines Königs. — Die Niedermetzelung der Chriſten. 27

Drittes Kapitel.

Die Rebellion der Moriscos.

Der paniſche Schrecken in Granada. — Truppenmuſterung. — Mondejar zieht zu Felde. — Die gefährliche Paſſage bei Tablate. — Der Rückzug der Moriscos. — Das Treffen bei Alfajarali. — Gefährlicher Marſch. — Das Maſſacre zu Jubiles. — Die befreiten Chriſten. 45

Viertes Kapitel.

Die Rebellion der Moriscos.

Die Lage des Aben-Humeya. — Das Schickſal der mauriſchen Gefangenen. — Die Erſtürmung von Guajaras. — Das Entweichen des Aben-Humeya. — Die Operationen des Los Velez. — Die Kabale gegen Mondejar. — Die Zügelloſigkeit der Soldaten. — Das Gemetzel in Granada. — Die Wiederanfachung der Inſurrection. 67

Fünftes Kapitel.

Die Rebellion der Moriscos.

Die erſte Lebenszeit Don Juan's von Oeſterreich. — Er wird von Philipp als Bruder anerkannt. — Sein Durſt nach Auszeichnung. — Sein Kreuzen im Mittelländiſchen Meere. — Er wird General-en-Chef. — Die Erneuerung des Krieges. — Die Wohnſitzveränderung der Moriscos. . . 94

Sechstes Kapitel.

Die Rebellion der Moriscos.

Die Operationen des Los Velez. — Die Verſchwörung gegen Aben-Humeya. — Seine Ermordung. — Die Erwählung Aben-Aboo's. — Die kräftige Betreibung des Krieges. — Die grimmigen Kämpfe in der Vega. — Der ſtürmiſche Muth Don Juan's — Die Ueberraſchung Guejar's. . . . 131

Siebentes Kapitel.

Die Rebellion der Moriscos.

Don Juan zieht zu Felde. — Die Einschließung von Galera. — Heftige Angriffe. — Die Rüstungen für einen letzten Angriff. — Die Explosion der Minen. — Die Verzweiflung der Moriscos. — Grausames Blutbad. — Die Zerstörung von Galera. 159

Inhalt des fünften Bandes.

Achtes Kapitel.

Die Rebellion der Moriscos.

Die Niederlage zu Seron. — Der Tod Quixada's. — Die schnellen Siege Don Juan's. — Die Moriscos unterwerfen sich. — Das Schicksal El Habaqui's. — Der Trotz Aben-Aboo's. — Die Erneuerung des Krieges. — Die Vertreibung der Mauren. — Die Rückkehr Don Juan's nach Madrid. — Die Ermordung Aben-Aboo's. — Das Geschick der Moriscos. 1

Neuntes Kapitel.

Der Türkenkrieg.

Die Ligue gegen die Türken. — Die Kriegsrüstungen. — Don Juan als Generalissimus-Chef. — Sein Empfang in Neapel. — Seine Abreise von Messina. 45

Zehntes Kapitel.

Der Türkenkrieg.

Der Operationsplan. — Die Kunde vom Feinde. — Die Vorbereitungen zum Kampf. — Die Schlacht bei Lepanto. — Die verwirrte Flucht der türkischen Armada. 67

Elftes Kapitel.

Der Türkenkrieg.

Die Einbußen der kämpfenden Theile. — Die Edelmüthigkeit Don Juan's. — Der Enthusiasmus in der ganzen Christenheit. — Die Resultate der Schlacht. — Die Operationen in der Levante. — Die Eroberung von Tunis. — Die Zurückeroberung desselben durch die Türken. 90

Zwölftes Kapitel.

Die innern Angelegenheiten Spaniens.

Die innere Verwaltung Spaniens. — Die absolute Macht der Krone. — Die königlichen Räthe. — Alba und Ruy Gomez. — Eboli. — Die persönlichen Gewohnheiten Philipps. — Der Hof und der Adel. — Die Cortes. — Die Garden Castiliens. 119

Dreizehntes Kapitel.

Die innern Angelegenheiten Spaniens.

Die Geistlichkeit. — Ihre Unterwürfigkeit gegen die Krone. — Der Escorial. — Die Königin Anna. 157
Nachricht über das Leben des Verfassers 184

Erſtes Kapitel.

Die ſpaniſchen Mauren.

Die Eroberung Spaniens durch die Araber. — Die Spanier erobern es langſam zurück. — Man verſucht, die Moslems zu bekehren. — Ihre Heimath in den Alpujarras. — Ihre Behandlung ſeitens der Regierung. — Der Miniſter Espinoſa. — Das Edikt gegen die Moriscos. — Die nutzloſen Gegenvorſtellungen derſelben.

1566, 1567.

Es war im Anfange des achten Jahrhunderts, und zwar im Jahre 711, als die Araber, voll jenes Eroberungsgeiſtes, der ihnen von ihrem kriegeriſchen Apoſtel eingepflanzt worden war, zuerſt die ſüdlichen Küſten des Mittelländiſchen Meeres überſchritten und ſodann an den Rand der Afrika und Europa von einander trennenden Meerenge kamen. Ehe ſie ihre Fahnen in ein fremdes und unbekanntes Revier der Erde trugen, hielten ſie hier einen Augenblick ſtille. Doch nur einen Augenblick. Denn gleich darauf ſtiegen ſie mit verſtärkter Kraft hernieder auf die ſonnigen Auen Andaluſiens, ſtießen an den Ufern des Guadalete auf die in Schlachtreihe aufgeſtellte Geſammtmacht der Gothen und verbreiteten ſich nach der unglücklichen Schlacht, worin der König Roderich zuſammt der Blüthe ſeines Adels fiel, gleich einem Heuſchreckenſchwarme über alle Theile der Halbinſel. Drei Jahre reichten zur Eroberung des Landes hin. Nur im Norden blieb ein kleiner Winkel, wo ein Ueberreſt der Gothen eine wilde Unabhängigkeit zu bewahren ſuchte und wohin ihnen zu folgen die Sarazenen ſich wegen der rauhen Beſchaffenheit des Bodens nicht verſucht fühlten.

Dieß war ungefähr derſelbe Vorgang, wie jener, der ſich unter den normanniſchen Eroberern über drei Jahrhunderte ſpäter in England wiederholte. Was die Schlacht von Haſtings für das letztere Königreich war, war die Schlacht am Guadalete für Spanien. Freilich dictirten die normänniſchen Barone, als ſie über das niedergeworfene Land dahin ritten, den Beſiegten ſtrengere Geſetze, als die Sarazenen.

Wie ſehr ſich auch die beiden Eroberungen in ihren allgemeinen Umriſſen gleichen mögen, ſo gleichen ſie ſich doch nicht in den aus ihnen hervorgehenden Reſultaten. Da in England der Normanne und der Sachſe einen gemeinſamen Urſprung hatten, ſo konnten dieſelben nicht auf die Dauer durch die anfangs den Eroberer vom Unterworfenen trennende Schranke von einander gehalten werden; weßhalb die beiden Nationen, binnen wahrſcheinlich weniger als drei Jahrhunderten, unmerklich in eine einzige verſchmolzen, ſo daß der damalige Engländer den in ſeinen Adern kreiſenden Strom ſowohl auf normänniſches, wie auf ſächſiſches Blut zurückführen konnte.

Ganz anders ſtand es in Spanien. Dort war der von der Raçenverſchiedenheit, der Religion, der nationalen Ueberlieferung und der moraliſchen ſowie phyſiſchen Organiſation zwiſchen den Siegern und Beſiegten geſchaffene Abgrund zum Ueberſpringen zu weit. Allerdings zogen viele Eingeborene, indem ſie ſich den von den Sarazenen geſtellten leichten Bedingungen unterzogen, es vor, lieber in dem fröhlichen Klima des Südens zu bleiben, als mit ihren Brüdern die rauhe Unabhängigkeit in den Aſturias zu theilen. Auch fanden im Laufe der Zeit zwiſchen ihnen und ihren moslemitiſchen Eroberern bis zu einem gewiſſen Grade Zwiſchenheirathen Statt. Doch läßt ſich das nicht genau angeben. Gewiß war der Verkehr zwiſchen beiden bei weitem größer, als zwiſchen unſern neu-engliſchen Vorfahren und der im Beſitz des Landes gefundenen Indianerraçe, jenem unglückſeligen Menſchenſchlage, der von der Berührung der Civiliſation zuſammengeſchrumpft und abgeſtorben zu ſein ſcheint, wie die Blätter des Waldes vor dem Hauch des Winters. Indeß war die Vereinigung wahrſcheinlich nicht ſo innig, wie zwiſchen den alten Spaniern und den das Plateau Mexico's innehabenden halbciviliſirten Stämmen, deren

Nachkommen man noch heutzutage dort die höchsten socialen und politischen Posten ausfüllen sehen kann, während sie besonders darauf pochen, daß sie von den Landsleuten Montezuma's herstammen.

Gerade die große Mühe, die sich der moderne Spanier gibt, um zu beweisen, daß nur „blaues Blut" (sangre azul), unbefleckt von maurischer oder jüdischer Beimischung, in seinen Adern fließt, kann gewissermaßen als ein Beweisgrund von der Vertraulichkeit gelten, die einst zwischen seinen Vorfahren und den morgenländischen Stämmen herrschte. Jedenfalls aber ist es sicher, daß keine noch so lange Zeit im Stande war, dem moslemitischen Eindringlinge in den Augen des Spaniers einen begründeten Anspruch auf den Boden zu geben; daher denn nach einem Verlauf von beinahe achthundert Jahren — einer eben so langen Zeit, als seit der normännischen Eroberung verflossen ist — die Araber immer noch als unrechtmäßige Besitzer betrachtet wurden, die auszurotten oder aus dem Lande zu jagen für die Spanier eine heilige Pflicht war.

Das war also die Mission der Spanier und es ist interessant zu sehen, wie treu sie selbige vollzogen. Denn während der geraumen Zeit des Mittelalters, wo andere Nationen in gemeinen feudalen Fehden und Gränzstreitigkeiten begriffen waren, ist es interessant zu beobachten, wie der Spanier nur auf das Eine große Ziel, die Wiedereroberung seines Landes aus den Händen der Ungläubigen, bedacht ist. Es war das ein Werk der Zeit, dessen Fortschritt im Anfange unmerklich war und nach Jahrhunderten gemessen werden mußte. Um das Ende des neunten Jahrhunderts war es bis an den Ebro und Duero gediehen. Um die Mitte des elften war das siegreiche Banner des Cid bis an den Tajo vorgedrungen. Die Geschicke des christlichen Spaniens standen auf dem Spiele am großen Tage von Navas de Tolosa, der den castilischen Waffen ein dauerndes Uebergewicht gab. In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts aber beschränkten die Feldzüge Jakobs I. von Aragonien und Ferdinands von Castilien, indem diese die übrigen südlichen Provinzen wegnahmen, die Moslems auf das winzige Königreich Granada. Gleichwohl behaupteten sie auf diesem engen Platze noch immer ihre nationale Unabhängigkeit und trotzten über zweihundert Jahre lang allen Eroberungsversuchen der

Chriſten. Der endliche Triumph der letztern war der glorreichen Herrſchaft Ferdinands und Iſabellens aufbehalten. Nach einem Kriege, der dem trojaniſchen an Dauer gleichkam und ihn durch den romantiſchen Charakter ſeiner Begebenheiten noch übertraf, hielt das hehre Paar am 2. Januar 1492 ſeinen feierlichen Einzug in Granada, während das große ſilberne Kreuz, welches im Kriege ihnen als Banner gedient hatte, auf den rothen Thürmen der Alhambra im Sonnenſchein glänzte und alſo der chriſtlichen Welt verkündete, daß auf immer dem Muſelmanne die letzte Ruthe Land auf der Halbinſel entſchlüpft ſei.

Die eigenthümliche Natur dieſes Krieges, in dem der Spanier alſo acht Jahrhunderte hindurch begriffen war, übte einen bedeutenden Einfluß auf den Nationalcharakter aus. Eine Generation nach der andern hatte ihr Leben mit einem langen ununterbrochenen Kreuzzuge zugebracht. Derſelbe übte in gewiſſer Hinſicht die nämliche Wirkung auf den Charakter der Nation aus, wie die zur Wiedererlangung Paläſtinas unternommenen Kriege auf die Kreuzfahrer des Mittelalters. Ein jeder Menſch gewöhnte ſich daran, ſich ſpeziell für einen Kämpfer des Himmels anzuſehen, indem er ohne Ende die große Schlacht des Glaubens ſchlug. Weil ſeine Einbildung durch dieſe freudige Ueberzeugung eraltirt war, darf es nicht Wunder nehmen, wenn er ſtets geneigt war, zu entdecken, wie der Himmel unmittelbar um ſeinetwillen in den natürlichen Gang der Dinge eingriff, und wenn er zu wiederholten Malen den Schutzpatron ſeines Landes auf dem milchweißen Streitroſſe an der Spitze ſeiner himmliſchen Ritterſchaft einen Angriff machen und das ſchwankende Glück des Gefechts wieder zurückerobern ſah. Bei dieſem aufgeregten Gemüthszuſtande nahmen hier Inſtitutionen, die anderwärts bloß einen politiſchen oder militäriſchen Anblick darboten, das Gewand der Religion an. Daher wurden die Ritterorden, deren es mehrere auf der Halbinſel gab, auf die nämlichen Principien gegründet, wie diejenigen in Paläſtina, wo die Mitglieder ewigen Krieg gegen die Ungläubigen zu geloben hatten.

Dieſe Kriege mit den Moslems hatten zur Folge, daß ſich das patriotiſche Princip mit dem religiöſen identificirte. In den Feinden

seines Landes erblickte der Spanier zugleich die Feinde Gottes, und das Gefühl nationaler Feindschaft ward noch mehr verbittert durch dasjenige religiösen Hasses. In den siegreichen Tagen des arabischen Reiches wurde dieses Gefühl allerdings gemildert durch die Hochachtung gegen einen Feind, der in den verschiedenen Zweigen der Civilisation nicht nur die Spanier, sondern jede Nation der Christenheit übertraf. Auch schwand dieser Respect nicht völlig unter den Fürsten, die später als unbeschränkte Herren über Granada herrschten und dabei an ihren kleinen Höfen dergestalt die Höflichkeit der christlichen Ritterschaft mit morgenländischer Pracht verbanden, daß der davon ausstrahlende Ruhm die letzten Tage der untergehenden muselmännischen Herrschaft auf der Halbinsel verklärte.

Sowie jedoch die ihres alten Reichthums und ihrer alten Macht beraubten Araber an Bedeutung sanken, wurden die Spanier anmaßender. Zu dem Abscheu, womit sie bisher ihre Feinde betrachtet hatten, gesellte sich jetzt ein Gefühl der Verachtung. In einem Lande, wo, wie in Spanien, religiöse Gründe in hohem Grade die Motive des Handelns bestimmten, schürte die einen unbegränzten Einfluß besitzende Geistlichkeit das versteckte Feuer der Intoleranz zu hellen Flammen. Damit dem Ganzen die Krone aufgesetzt würde, mußte das Datum des Falles von Granada mit dem Datum der Einführung der Inquisition zusammenfallen, gleich als ob das scheußliche Ungeheuer die Zeit abgepaßt hätte, wo es für seinen unersättlichen Rachen eine unerschöpfliche Lieferung von Schlachtopfern erhalten könnte.

Laut den Bestimmungen des Capitulationsvertrages sollte es dem Volke von Granada erlaubt sein, bei seiner Religion zu verharren und deren gottesdienstliche Gebräuche zu üben; ja es war darin ausdrücklich gesagt, daß keine Versprechungen oder Drohungen, um daſſelbe zum Christenthume zu bekehren, angewandt werden sollten. *)

*) „Que ningun Moro ni Mora serán apremiados á ser Christianos contra su voluntad; y que si alguna doncella, ó casada, ó viuda, por razon de algunos amores se quisiere tornar Christiana, tampoco será recebida, hasta ser interrogada." Siehe den in extenso von Marmol mitgetheilten ursprünglichen Vertrag, Rebelion de los Moriscos, Madrid 1797, erster Band, Seite 83—98.

Einige wenige Jahre hindurch reſpektirten die Eroberer dieſe Beſtimmungen. Unter dem guten Talavera, dem erſten Erzbiſchof von Granada, verſuchte man nicht, die Moslems anders zu bekehren, als mit erlaubten Mitteln, indem man den Leuten predigte und ihnen die Wahrheiten der Offenbarung auseinanderſetzte. Bei einem ſolchen belehrenden Verfahren ging das Bekehrungswerk zwar unausgeſetzt, aber doch für die Ungeduld mancher Geiſtlichen viel zu langſam vor ſich. Unter Andern hatte jener außergewöhnliche Mann, der bekannte Cardinal Ximenes, welcher Erzbiſchof von Toledo war, große Luſt, bei der Bekehrungsarbeit ſelbſt Hand anzulegen. Nachdem er hierzu die Erlaubniß des Königs erhalten hatte, ging er mit einem charakteriſtiſchen Eifer ins Geſchirr und hegte ſo wenig Bedenken hinſichtlich der anzuwendenden Mittel, daß er dem wüthendſten Propagandiſten Nichts zu wünſchen übrig ließ. Wo Vernunftgründe und friedliche Auseinanderſetzung ihren Zweck verfehlten, zögerte er nicht, Beſtechungen und nöthigenfalls Gewalt anzuwenden. Unter dieſen combinirten Einflüſſen ging die Proſelytenmacherei ſchnell von Statten. Da täglich Tauſende zu der chriſtlichen Heerde hinzugefügt wurden, zitterten die ſtrenggläubigeren Muſelmänner bei der Vorausſicht eines allgemeinen Abfalls ihrer Landsleute. Dadurch, daß die unſkrupulöſen Maßregeln des Prälaten, die zugleich eine ſtarke Verletzung des Vertrages enthielten, ſie zum Aeußerſten trieben, brach unter ihnen ein Aufſtand aus, der ſich binnen Kurzem über die ganze Gebirgsreihe in der Nachbarſchaft von Granada erſtreckte.

Ferdinand und Iſabella waren, weil ſie vor den Conſequenzen erſchraken, über das ſchonungsloſe Verfahren des Ximenes empört. Allein dieſer gab zur Antwort, daß die Dinge gerade ſo ſtänden, wie man es nur wünſchen könnte. Denn dadurch, daß die Mauren eine rebelliſche Haltung angenommen hätten, hätten ſie auf alle ihnen durch den Vertrag zugeſicherten Vortheile verzichtet, und obendrein den Tod und die Confiscation ihrer Güter verwirkt.*) Da dieſes

*) „Y que pues habian sido rebeldes, y por ello merecian pena de muerte y perdimento de bienes, el perdon que les concediese fuese condicional, con que se tornasen Christianos, ó dexasen la tierra.“ — Ebend., S. 122.

casuistische Meisterstück, welches in der Kirchengeschichte fast unübertroffen dasteht, dem König und der Königin zusagte, so beeilten sie sich, nachdem der Aufstand gedämpft war, die von ihrem Minister angerathenen Bedingungen den Mauren als die einzigen Bedingungen der Versöhnung auszuhalten. Indem nun bloß wenige von jenen unglücklichen Menschen darauf gefaßt waren, um ihres Glaubens willen auf ihr Land und ihre zeitlichen Hoffnungen zu verzichten, so war hiervon die Folge, daß binnen einem sehr kurzen Zeitraume, mit verhältnißmäßig wenigen Ausnahmen, alle Moslems des castilischen Reiches drein willigten, ihren Glauben abzuschwören und den ihrer Feinde anzunehmen. *)

Aehnliche Resultate wurden erzielt durch eine ähnliche Verfahrungsweise in Valencia und in andern Gebieten der Krone Aragoniens im Anfange der Regierung Karls des Fünften; noch hatte dieser junge Monarch nicht volle zehn Jahre auf dem Throne gesessen, als die ganze maurische Bevölkerung — die Moriscos (Maurischen), wie man sie von nun an nannte — dem Christenthume, oder besser der Inquisition, zugethan war. **)

Es läßt sich leicht denken, wie wenig dergleichen Bekehrungen im Herzen Wurzel fassen und Frucht tragen konnten. Schon bald entdeckten die Diener des Heiligen Amtes einen ebenso weit verbreiteten und eingewurzelten Unglauben, wie vor der Eroberung. Wenn man billig sein will, muß man die Schuld davon theilweise der Lauheit der christlichen Bekehrungsarbeiter zuschreiben. Um die Bekehrung zu fördern, hatte die Regierung in den vorzüglichsten Städten und den von den Moriscos bewohnten Dörfern Kirchen errichten lassen und, um die Leute von ihren Irrthümern zu heilen und ihnen die großen Wahrheiten der Offenbarung zu erschließen, Missionäre unter sie geschickt. Indeß hätte allein ein Akt göttlicher Gnade in einem Augenblicke die Ueberzeugung einer ganzen Nation ändern

*) Diejenigen Leser, welche diesen Gegenstand genauer zu kennen wünschen, können ihn weitläufig behandelt finden in der Geschichte Ferdinands und Isabellens, Theil II, Kapitel 6 und 7.

**) Advertimientos de Don Geronimo Corella sobre la Conversion de los Moriscos del Reyno de Valencia. Manuskr.

können. Die Schwierigkeiten der Prediger vermehrten ſich noch dadurch, daß dieſelben nur unvollkommen mit der Sprache ihrer Zuhörer bekannt waren; ferner hatten ſie die Eiferſucht und den Abſcheu, womit gewöhnlich die Spanier von den Muſelmännern betrachtet wurden, zu überwinden. Durch dieſe Hinderniſſe ward der Miſſionär ſo entmuthigt, daß es ihm gleichgültig wurde, ob er etwas zu Stande brächte, oder nicht. Anſtatt ſich an den Verſtand oder an das Gemüth ſeines Zuhörers zu richten, nahm er damit vorlieb, daß dieſer ſeine Bekehrung durch das Mitmachen äußerlicher Ceremonien bewies. Sogar bei der Verrichtung der heiligen Gebräuche legte der Geiſtliche eine ſorgloſe Fahrläſſigkeit an den Tag, welche zeigte, wie wenig ſein Herz bei der Sache war. So ſprengte er das reinigende Waſſer der Taufe ſo nachläſſig über die Menge, daß es gar nichts Ungewöhnliches war, wenn ein Moriſco verſicherte, daß keiner der geweihten Tropfen auf ihn gefallen ſei.*)

Endlich erregten die Vorſtellungen der Geiſtlichen die Aufmerkſamkeit der Regierung. Es ward entſchieden, daß die beſte Bekehrungsweiſe der Moslems die ſei, daß man alle ſie mit der Vergangenheit verbindenden Bande zerſchnitte, indem man mit einem Worte ſie zwänge, ihren altherkömmlichen Gebräuchen, ihrer nationalen Tracht und ſogar ihrer Sprache zu entſagen. Demgemäß ward im Sommer 1526 ein für Granada beſtimmtes außerordentliches Edict dieſes Inhalts von Karl veröffentlicht, und die Beſtimmung getroffen, daß Alle, die ſich dagegen verſtießen, vor die Schranken der Inquiſition gezogen werden ſollten. Wie zu erwarten war, rief dies Geſetz augenblicklich Gegenvorſtellungen von den angeſehenſten Moriscos hervor. Um ihren Petitionen Nachdruck zu geben, verſprachen ſie dem Kaiſer für den Fall, daß er ihr Bittgeſuch erhören würde, die runde Summe von achtzigtauſend Golddücaten. Karl, der in der erſten Zeit ſeiner Regierung nicht immer die religiöſen Rückſichten über die einer weltlichen Politik ſtellte, lieh den Bittſtellern ein günſtiges Ohr; daher

*) „Sin tratar de instruir á cada uno en particular ni de examinar los ni saber su voluntad los baptizaron á manadas y de modo que algunos de ellos, segun es fama, pusieron pleito que no les avia tocado el agua que en comun les hechavan.“ — Ebendaſelbſt.

das monströse Edict, trotz mancher Gegenbemühungen, während seiner Regierung nie in Wirksamkeit treten konnte. *)

So standen die Sachen bei der Thronbesteigung Philipp's des Zweiten. Granada, Malaga und die übrigen vorzüglichsten Städte im Süden waren mit einer gemischten Bevölkerung von Spaniern und Moriscos angefüllt. Indem die letztern, unter denen es viele reiche und vornehme Leute gab, in einem engeren Verkehr mit den Christen ständen, ließen sie von Zeit zu Zeit die Anzeichen der Bekehrung zum Glauben ihrer Eroberer blicken. Allein, der bei Weitem größere Theil der maurischen Bevölkerung war südöstlich von Granada über die Gebirgsreihe der Alpujarras und über die sich längs der Südküste Spaniens hinstreckenden steilen Sierras zerstreut. Hier lag inmitten der eisigen Bergspitzen, die sich beinahe zwölftausend Fuß hoch über den Meeresspiegel erhoben und wegen ihrer ungeheuern Höhe den Reisenden des Mittelländischen Meeres aus großer Ferne ersichtlich sind, manches grüne abgeschlossene Thal, wo der maurische Bauer die in der Blüthenzeit seiner Nation im ganzen übrigen Europa unerreichte ausgebildete Kulturwissenschaft erschöpft hatte. **) Seine unverdrossene Mühe hatte aus dem felsigen Boden Terrassen geschaffen, dieselben mit Wein bepflanzt und auf diese Weise die steilen Seitenwände der Sierra mit einem köstlichen Grün bekleidet. Mit dem nämlichen Fleiße hatte er längs der Thäler und niederen Flächen ein Kanalnetz zu schaffen gesucht, welches die Bergströme mit Wasser versahen und das wiederum seinerseits fortwährend das Land tränkte. Die verschiedenen Erhebungen des Bodens

*) Marmol, Rebelion de los Moriscos, Bd. I, S. 133—155. — Bleda, Coronica de los Moros de España, Valencia, 1618, S. 656. — Advertimientos de Corella, Manuskr. — Ferreras, Hist. Générale d'Espagne, Bd. IX, S. 65 u. 68. — Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 55.

Der letztgenannte Schriftsteller theilt mit, daß die Moriscos, abgesehen von ihrer Freigebigkeit gegen den Kaiser, schlau genug waren, sich des guten Willens seiner Minister zu versichern, indem sie selbigen gleichfalls eine freigebige Spende an Dublonen zukommen ließen. — „Sirvieron al Emperador con ochenta mil ducados. Aprovechóles esto, y buena suma de doblones que dieron a los privados para que Carlos suspendiesse la execucion deste acuerdo."

**) Calderon hat im „Amar despues de la Muerte" über die grünen sonnigen

ſtellten ebenſo viele verſchiedene Breitengrade für die landwirthſchaftlichen Erzeugniſſe dar. Daher wuchſen die Feige, die Pomeranze und die Orange faſt neben dem Hanfe des Nordens und dem Getreide gemäßigter Himmelsſtriche. Die niederen Abhänge der Sierra bildeten ausgedehnte Weideſtrecken für Heerden Merinoſchafe*), ſowie der Maulbeerbaum in großer Anzahl gepflegt wurde für die Fabrikation von Seide, die im Königreich Granada einen beträchtlichen Ausfuhrartikel bildete.

Auf dieſe Weiſe behauptete das in ſeinen kleinen Gehöften zuſammengedrängte Volk der Alpujarras die nämliche Art rauher Unabhängigkeit wie der alte Gothe, als er vor dem ſarazeniſchen Eindringlinge eine Zuflucht in den unzugänglichen Plätzen der Aſturias geſucht hatte. Da hier die Moriscos Gemeinweſen bildeten, die ihre nationalen Vereinigungen aufrecht erhielten, ſo ſchwelgten ſie hier noch in den Traditionen ihrer Väter und brachten die das Andenken an die alten Zeiten lebendig erhaltenden Gebräuche und häuslichen Einrichtungen auf die Nachwelt. Gerade aus den Alpujarras hatten in frühern Zeiten die Könige von Granada die tapfern Krieger be-

---

Stellen, die inmitten der rauhen Wildniſſe der Alpujarras wie Smaragden glänzen, die Pracht ſeiner Muſe ausgegoſſen:

„Porque entre puntas y puntas
Hay valles que la hermosean,
Campos que la fertilizan,
Jardines que la deleitan.
Toda ella está poblada
De villages y de aldeas;
Tal, que, cuando el sol se pone
A las vislumbres que deja,
Parecen riscos nacidos
Cóncavos entre las peñas,
Que rodaron de la cumbre
Aunque á la falda no llegán.“

*) Indem Señor de Gayangos einen auf dieſen Gegenſtand bezüglichen Irrthum Caſiri's berichtigt, theilt er uns mit, daß der arabiſche Name für Alpujarras lautete: Al-buxerât, was ſo viel als „weidereiche Berge“ bedeutet. — Siehe die von orientaliſcher Gelehrſamkeit ſtrotzende „Geſchichte der mohamedaniſchen Dynaſtien in Spanien“, London, 1843, Bd. II, S. 515.

zogen, die sie in den Stand setzten, ihren Feinden so lange Trotz zu bieten. Mit dem Kriegshandwerk war es allerdings jetzt am Ende. Doch stählte den Körperbau des Bergbewohners seine abgehärtete Lebensweise, so daß er vor der Verweichlichung und Trägheit, die die Einwohner der Hauptstadt verderbten, geschützt blieb. Von der übrigen Welt durch seine Berge getrennt, nährte er einen Sinn für Unabhängigkeit, der für die Zustände einer eroberten Raçe übel paßte, und wenn er auch kein Land besaß, das er sein eigen nennen konnte, so besaß er nichtsdestoweniger eine dem Patriotismus gleichkommende Anhänglichkeit an den Grund und Boden, die bei den Bewohnern gebirgiger Gegenden sehr mächtig wirkt.

Die landwirthschaftlichen Erzeugnisse versorgten die Märkte eines gewinnreichen Handels mit den Nationen des Mittelländischen Meeres, besonders aber mit dem stammverwandten Volke an den Küsten der Berberei. Der Vertrag von Granada sicherte den Mauren gewisse kommerzielle Vortheile zu, die die Spanier nicht genossen.*) Diese letztern sahen das, wie man sich wohl denken kann, mit keiner freundlichen Miene. Zugleich hatten sie einigen Grund, gegen die Politik eines Verkehrs zwischen den Moslems Spaniens und denen Afrikas Mißtrauen zu hegen, weil ja beide so Vieles, vor Allem aber den Haß gegen die Christen gemein hatten. Zu dem politischen Mißtrauen gesellte sich noch die Habsucht und der Neid, da der Spanier noch immer die herrlichsten Provinzen des Südens in den Händen der verfluchten Nachkommenschaft Ismaels sah, während er selber dazu verurtheilt war, seinen dürftigen Unterhalt dem verhältnißmäßig unfruchtbaren Boden des Nordens abzugewinnen.

Bei einer solchen Lage der Dinge, wo die beiden Raçen nicht

*) So war z. B. eine eigenthümliche, keineswegs sehr politische Bestimmung in diesem Vertrag, daß die Mauren von gewissen Zöllen frei waren, die die Christen in ihrem Verkehr mit der Berbereiküste zu entrichten hatten. — „Que si los Moros que entraren debaro de estas capitulaciones y conciertos, quisieren ir con sus mercaderias á tratar y contrator en Berbería, se les dará licencia para poderlo hacer libremente, y lo mesmo en todos los lugares de Castilla y de la Andalucía, sin pagar portazgos, ni los otros derechos que los Christianos acostunbran pagar.“ — Marmol, Rebelion de los Moriscos, Bd. I, S. 93.

nur einander unähnlich waren, sondern sich geradezu feindlich gegenüberstanden, wird man leicht begreifen, wie schwer es sein mußte, irgend ein legislatives System zu entdecken, das die Handlungen dieser Mitglieder eines und desselben politischen Körpers in harmonische Uebereinstimmung brachte. Deßhalb könnte es uns schwerlich befremden, wären die Versuche der spanischen Regierung nicht mit Erfolg gekrönt worden, selbst wenn die Maßregeln derselben im Ganzen weiser und überlegter gewesen wären.

Nachdem die Regierung die Alpujarras hatte in Districte eintheilen lassen, stellte sie selbige unter die Controlle von obrigkeitlichen Personen, die nebst ihren Familien in den ihnen als den Mittelpunkten ihrer Jurisdiction angewiesenen Plätzen wohnten. Wenn man etwa die Priester, welche mit der geistlichen Wohlfahrt der Eingeborenen betraut waren, abrechnet, scheinen nur wenige andere Christen in den maurischen Niederlassungen auf der Sierra gewohnt zu haben. Weil die Bekehrung der Eingeborenen der leitende Gedanke der Regierung war, so ließ die letztere in allen Städten und Dörfern Kirchen errichten und wies die Pfarrer an, Alles aufzubieten, um die Herzen der ihnen anvertrauten Heerden zu erleuchten, und darauf zu sehen, daß die Moriscos pünktlich die gottesdienstlichen Handlungen und religiösen Gebräuche der Kirche mitmachten. Allein, schon bald war es klar, daß das Mitmachen von Formen und Ceremonien der einzige annähernde Schritt war, den die Heiden in der Richtung einer Bekehrung zum Christenthume gethan hatten, und daß unter dieser eisigen Rinde des Sichanpassens an Formen die Gewässer des Unglaubens noch so düster und so tief, wie je zuvor, standen. Ohne Zweifel ist dieses Resultat theilweise den Geistlichen selber zuzuschreiben, von denen viele der Erfüllung einer Aufgabe, die ihnen hoffnungslos schien, müde wurden.*) Und in der That, welche

*) Diese Meinung drückt der Verfasser der „Advertimientos“ aus, dessen besonders auf Valencia bezüglichen Bemerkungen von einer Aufrichtigkeit und Freundlichkeit gegen die Moslems zeigen, wie man das unter den Spaniern des sechszehnten Jahrhunderts selten antrifft. — „De donde,“ sagt er, „colije claramente que el no sanar estos enfermos hasta agora no se puede impudar á ser incurable la enfermedad, si no á averse errado la cura, y tambien se vee que hasta oy no

Aufgabe hätte auch hoffnungsloſer ſein können, als diejenige, eine ganze Nation zum plötzlichen Aufgeben ihrer langgehegten Ueberzeugungen, zum Abſchwören des in ihren Vorſtellungen mit ſo mancher glorreichen Erinnerung verwebten Glaubens ihrer Väter und zur Annahme des Glaubens der gerade von ihnen maßlos gehaßten Menſchen zu überreden? Selbſt von einer eroberten Raçe ließ ſich ein ſolcher erniedrigender Akt nicht erwarten.

Wenn gleich die Spanier hinſichtlich der Mittel, die ſie zur Erreichung eines ſo wünſchenswerthen Zieles anwandten, in mancher Beziehung der Vorwurf der Verfolgung trifft, ſo muß man doch anerkennen, daß ſie die Verfolgung noch keineswegs ſo weit trieben, als ſpäter gegen die proteſtantiſchen Reformatoren. Aus Politik, oder aus einem unerkünſtelten Mitleid mit dem hülfloſen Zuſtande dieſer umnachteten Heiden, durften die Bluthunde der Inquiſition ihr Wildpret noch nicht beliebig niederwerfen, und wenn ſie auch die Eingeborenen durch das Fletſchen ihrer fürchterlichen Fangzähne erſchreckten, ſo war doch die Zeit noch nicht da, wo ſie über die Leine ſpringen und über ihre bejammernswerthen Schlachtopfer herfallen konnten. Allerdings erlitt dieſe verſtändigere Politik einige Ausnahmen. Denn bisweilen wurden den ausgeſandten, die Moriscos überwachenden Agenten des Heiligen Amtes die notoriſcheren Verbrecher auf Gnade und Ungnade überliefert. *) Häufigere Plackereien jedoch entſprangen aus den von Zeit zu Zeit erlaſſenen, aufſtachelnden Regierungsordonnanzen, die keinen anderen Zweck haben konnten, als die Moriscos aufzureizen und ihre Feindſeligkeit zu erhöhen. War der Regierung das wichtige Werk der Bekehrung nicht gelungen, um ſo mehr hätte ſie es ſich ange-

---

estan bastamente descargados delante de Dios nuestro Señor, aquellos á quien toca este negocio, pues no han puesto los medios que Christo puestro Señor tiene ordenados para la cura de este mal.“ — Manuſkript.

*) „Forzandoles con injurias y penas pecuniarias y justiciando á algunos de ellos.“ — Ebend.

Indem Mendoza von einer etwas ſpätern, dem Aufſtande unmittelbar vorhergehenden Zeit ſpricht, gedenkt er kurz des Factums, daß die Inquiſition die Moriscos jetzt ſtärker, denn zuvor, zu plagen begann: — „Porque la Inquisicion los comenzó á apretar mas de lo ordinario.“ — Guerra de Granada, Valencia 1776, Seite 20.

legen ſein laſſen ſollen, durch alle möglichen Beweiſe von Zutrauen und Freundlichkeit ſich das eroberte Volk geneigt zu machen, und es ihm zu ermöglichen, mit den Eroberern, ſeinen Mitbürgern, in Eintracht zu leben. Das war aber ſo wenig die Politik Philipp's, wie die ſeiner Vorgänger.

In den erſten Jahren ſeiner Regierung hatte der König zu viel mit auswärtigen Angelegenheiten zu thun, als daß er ſich viel hätte mit den Moriscos befaſſen können. Indeſſen konnten ſie ſicherlich nicht lange der Aufmerkſamkeit eines Fürſten entgehen, welcher die Glaubenseinheit als den Eckſtein ſeiner Regierung anſah. Der erſte, auf dieſes Volk bezügliche, bedeutende Akt der Geſetzgebung fällt ins Jahr 1560, wo die caſtiliſchen Cortes eine Beſchwerde bei der Krone einreichten gegen den Gebrauch der Moriscos, Sklaven zu halten, weil ſie ſelbige ſicherlich in den mahomedaniſchen Dogmen unterrichten und dadurch die Zahl der Unglücklichen im Lande nur vermehren würden.*) Demzufolge erſchien ein königliches Pragmaticum, welches den Moslems von Granada das Halten afrikaniſcher Sklaven unterſagte. Das Verbot hatte ſehr große Unannehmlichkeiten zur Folge; denn die reicheren Leute verwandten dieſe Sklaven gewöhnlich zu häuslichen Verrichtungen, während man ſie auf dem Lande zur Feldarbeit gebrauchte.

Im Jahre 1563 erſchien eine neue Ordonnanz; ſie friſchte ein in Vergeſſenheit gerathenes Geſetz auf, wonach den Moriscos der Beſitz von allen Waffen, die nicht vorſchriftmäßig vom General-Kapitän conceſſionirt und mit deſſen Wappen verſehen waren, unterſagt wurde.**) General-Kapitän von Granada war damals Don Iñigo Lopez de Mendoza, Graf von Tendilla, der bald darauf nach ſeines Vaters Tode den Titel: „Marquis von Mondejar“ erbte. Die von ihm verſehene wichtige Stelle war ſeit der Eroberung von Granada immer in ſeiner Familie erblich geblieben. Dieſer adelige Herr war ein wür-

*) Marmol, Rebelion de los Moriscos, Bd. I, S. 135.

**) Ebend. Bd. II, S. 338. — Ordenanzas de Granada, Fol. 375, ap. Circourt, Hist. des Arabes d'Espagne, Paris, 1846, Bd. II, S. 267.

Die Strafe für das Verletzen obiger Ordonnanz beſtand in ſechsjähriger Galeerenarbeit. Das Nachmachen des Stempels des Mendoza wurde mit dem Tode beſtraft. Vae victis!

diger Sproſſe des Hauſes, aus dem er ſtammte.*) Seine ſchwerfälligen Sitten konnten ihn zwar nicht populär machen; allein, er war ein unbeſcholtener Mann mit einem zarten Ehrgefühl und beſaß ein fühlendes Herz, wie man ſelbiges in der eiſernen Zeit des Ritterthums nicht allzuhäufig wiederfindet. Wenn auch als Soldat erzogen, war er doch friedlich geſinnt. Da er ſein Leben unter den Moriscos zugebracht hatte, war er mit ihrem Thun und Treiben vollkommen bekannt, und weil er ein Mann der Klugheit und Mäßigung war, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß, wären die Angelegenheiten ſeiner Leitung überlaſſen geblieben, dem Lande viele Störungen, die ſpäter über es kamen, erſpart worden wären.

Wenn man den Charakter Mendoza's bedenkt, ſo iſt es ſonderbar, daß er eine ſo unbedachte Maßregel, wie die auf die Waffen der Moriscos bezügliche, anempfahl. Die Ordonnanz erregte in Granada allgemeine Indignation. Die Leute fühlten ſich durch das Mißtrauen in ihre Unterthanentreue, welches das Geſetz in ſich ſchloß, beleidigt. Sie hielten für unwürdig, um Erlaubniß einer Sache nachſuchen zu müſſen, die zu thun ſie ſich in ihrem guten Rechte glaubten. Die höhern Stände verſchmähten es, Wappen mit nicht ihren eigenen heraldiſchen Zeichen, ſondern mit denen des Mendoza, zu führen. Die größere Anzahl jedoch kümmerte ſich nicht um das Edict, ſondern ſchaffte ſich heimlich Waffen an, was, da es der Obrigkeit zu Ohren kam, zu häufigen Prozeſſen führte. So war denn der Gehäſſigkeit eine fruchtbare Quelle geöffnet. Indem Viele, die der Strafe entgehen wollten, in die Berge flohen, vereinigten ſie ſich daſelbſt nur zu oft mit den die Päſſe der Alpujarras durchſtreifenden Räubern, die der ſchwachen ſpaniſchen Polizei Trotz boten.**)

---

*) Der Name Mendoza, welcher ſo viele Generationen hindurch einen hervorragenden Platz im Kriege, in der Politik und in den Wiſſenſchaften einnimmt, kommt in der ſpaniſchen Geſchichte zuerſt zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts vor. — Mariana, Historia de España, Bd. I, S. 676.

**) Herr von Circourt hat in ſeinem intereſſanten Werke von den erſten Entwickelungsſtufen des aufſtändiſchen Geiſtes unter den Moriscos einen ausführlichen Bericht gegeben, der für unſere Geſchichte zu ſehr ins Einzelne gehen würde und von einem ſehr ſorgfältigen Studium des Gegenſtandes zeugt. — Hist. des Arabes d'Espagne, Bd. II, S. 268 ff.

So sehr auch diese unklugen Edicte die Moriscos ärgerten, waren sie doch nur das Vorspiel einer Ordonnanz, die so überwältigender Natur war, daß sie das ganze Land in einen revolutionären Zustand versetzte. Der Abfall der Moriscos, oder, um uns genauer auszudrücken, die Beständigkeit, mit der sie dem Glauben ihrer Väter anhingen, gab den alten Christen, besonders aber der Geistlichkeit, und vor Allen deren Oberhaupte Don Pedro Guerrero, dem Erzbischof von Granada, großen Anstoß. Dieser Prälat scheint einen finstern, händelsüchtigen Charakter gehabt und von der Bigotterie seiner Zeit ein volles Maß besessen zu haben. Kurz vor der gegenwärtigen Zeit war er in Rom und entwarf daselbst dem Papste Pius dem Vierten ein solches Gemälde von den Glaubenszuständen der Moriscos, daß dieses Kirchenhaupt sich deßhalb an die spanische Regierung wandte. Bald nachher — im Jahre 1566 — ward der Regierung eine von Guerrero und den Geistlichen seiner Diöceſe abgefaßte Denkschrift eingereicht. Nachdem sie darin die vielfältigen Strauchelein der „neuen Christen", wie sie die Moriscos nannten, hervorgehoben hatten, riefen sie laut um energische Maßregeln, dem Uebel Einhalt zu thun. Wie sehr sich auch, sagten sie darin, diese Leute äußerlich den Forderungen der Kirche fügen mögen, bleiben sie in ihrem Herzen doch ungläubig. Wenn die Kinder derselben getauft würden, trügen die Aeltern bei ihrer Rückkehr nach Hause Sorge, die Spuren der Taufe hinwegzuwaschen, die Kinder zu beschneiden und ihnen maurische Namen zu geben. Ebenso unterließen sie nicht, nachdem ihre Ehen kirchlich eingesegnet worden wären, dieselben später noch mit ihren eigenen Gebräuchen zu bestätigen und mit nationalen Gesängen und Tänzen zu feiern. Sie führen fort, den Freitag als einen Feiertag zu begehen. Was aber noch gewichtiger sei, wäre, daß sie bekanntlich Christenkinder abfingen und sie ihren Brüdern auf der Berbereiküste verkauften, wo dieselben beschnitten und in der mahomedanischen Religion aufgebracht würden. So unwahrscheinlich auch der letzte Anklagepunkt war, fand er doch bei den Spaniern Glauben und diente dazu, die gegenseitige Eifersucht und den Haß gegen die unglückliche Nachkommenschaft Ismaels nur noch zu erhöhen.*)

*) Ferreras, Histoire d'Espagne, Bd. IX, S. 524. — Marmol, Rebelion

Die von der Geistlichkeit erhaltene Denkschrift wurde von der Regierung, auf deren Veranstaltung sie wahrscheinlich aufgesetzt worden war, unverzüglich in Betracht gezogen. Zur Prüfung des Gegenstandes ward auf der Stelle eine Commission niedergesetzt und ihr Bericht einer Junta vorgelegt, die, sowohl aus Geistlichen als aus Laien bestehend, Namen von den talentvollsten und gelehrtesten Männern des Königreiches enthielt. Unter ihnen finden wir auch den Herzog Alba, der noch nicht zur Vollziehung seiner traurigen Mission nach den Niederlanden abgereist war. Den Vorsitz führte Diego de Espinosa, der damalige Lieblingsminister Philipp's, wenigstens der Hauptlenker der Staatsgeschäfte. Er war gerade der Mann, den der König wünschte. Von der niederen Stellung eines Facultätsvorstandes des Collegiums von Cuença in Salamanca hatte er sich stufenweise zu dem hohen Posten eines Präsidenten im castilischen und indischen Rathe aufgeschwungen. Er war jetzt auch Bischof von Siguenza, was eine der reichsten Pfründen des Königreiches war. Indem er in der Inquisition eine hohe Stellung einnahm, sollte er bald dem Valdés im nicht beneidenswerthen Amte eines Großinquisitors nachfolgen. Um das Maß seiner Ehren voll zu machen, wurde er kurz nachher, auf die Empfehlung seines Herrn hin, von Rom mit dem Cardinalshute versehen. Nie hatte Philipp zuvor einem andern seiner Unterthanen eine solche Ehrerbietung bewiesen, wie diesem Minister, und sie vermehrte sich noch durch die neuhinzugekommene geistliche Würde.

Espinosa befand sich damals im Aufsteigen, oder vielmehr auf dem Höhepunkte seiner Macht. Seine Befähigung für Staatsangelegenheiten würde außergewöhnlich geschienen haben, selbst wenn er dem weltlichen Stande angehört hätte. Geduldig unterzog er sich schweren Arbeiten und verrichtete fröhlich die Geschäfte Anderer, wie seine eigenen. Das war insofern gut für ihn, als es ihm bei der obersten Leitung der Staatsangelegenheiten jene Controlle, nach der es seinem Ehrgeiz so sehr gelüstete, beibrachte. Bei einer würdigen, stolzen Haltung besaß er nur leise Spuren von jener Bescheidenheit, die einem

---

de los Moriscos, Bd. I, S. 142. — Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 55.

durch die Gunſt ſeines Herren und ſeine eigenen Verdienſte ſo hoch Geſtiegenen ſehr wohl angeſtanden haben würde. Sein übermüthiges Benehmen verletzte den alten caſtiliſchen Adel, der von der gegenwärtigen hohen Stellung des Miniſters verächtlich auf die niedere Stufe, wovon er aufgeſtiegen war, herabblickte. Kein ſo großes Mißvergnügen ſoll der König darüber empfunden haben, denn er ſah es nicht ungern, daß ein von ihm aus dem Staube Gezogener der alten Ariſtokratie ihren Stolz verwies.*) Ihr Verdruß ſollte übrigens bald gelindert werden durch den Fall des Günſtlings, was übrigens ein ſo merkwürdiges, unerwartetes und für den, welchen es traf, ſo tragiſches Ereigniß war, wie der Fall Wolſey's.

Bei einem Manne, der ſich für das Amt eines Großinquiſitors eignete, ließ ſich für die Raçe der Ungläubigen nicht viel Sympathie vorausſetzen. Für die Moriscos war es ein Unglück, daß ihr Geſchick in die Hand eines Miniſters, wie Espinoſa, gelegt wurde. Nach reiflicher Ueberlegung gelangte die Junta zum Schluſſe, daß es für das gegenwärtige Uebel das einzige Heilmittel ſein würde, wenn man die Art an die Wurzel legte, indem man alle hiſtoriſchen Verkettungen, welche, da ſie die Moriscos mit ihrer früheren Geſchichte verknüpften, insgeſammt der Bekehrung im Weg ſtänden, einfach durchhieb. Man empfahl daher an, daß es ihnen unterſagt ſein ſollte, ſich beim Sprechen oder Schreiben des Arabiſchen zu bedienen, ſondern daß ſie bloß das Caſtiliſche gebrauchen ſollten. Nicht einmal ihre Familiennamen ſollten ſie beibehalten dürfen; ſie ſollten dafür ſpaniſche annehmen. Alle ſchriftlichen Urkunden und Aktenſtücke irgend einer Art waren null und nichtig, falls ſie nicht im Caſtiliſchen abgefaßt waren. Da man einem ganzen Volke zum Sprachwechſel Zeit geſtatten muß, wurde ein Termin von drei Jahren feſtgeſetzt, nach deſſen Ablauf dieſe Beſtimmung in Kraft treten ſollte.

*) So beurtheilte dieſe Sache ein ſcharfſichtiger Venetianer, der, weil er ſich im Gefolge des Geſandten Tiepolo befand, die Vorgänge am Hofe Philipp's des Zweiten in der Nähe beobachten konnte. — „Levato di bassissimo stato dal re, e posto in tanta grandezza in pochi anni, per esser huomo da bene, libero et schietto, et perchè S. M. vuol tener bassi li grandi di Spagna, conoscendo l'altierissima natura loro.“ — Gachard, Relations des Ambassadeurs Vénitiens sur Charles-Quint et Philippe II, Brüſſel 1855, S. 175.

Es sollte von ihnen gefordert werden, daß sie ihre Nationaltracht gegen die spanische umtauschten. Da aber die morgenländische Kleidung mit großem Schmuck versehen und oft sehr theuer war, sollte es ihnen gestattet sein, ihre gegenwärtigen Kleider, wenn diese aus Seide gefertigt wären, noch ein Jahr, und falls sie aus Baumwolle, dem gewöhnlichen Anzug der ärmeren Klassen, beständen, noch zwei Jahre länger zu tragen. Ferner sollte sowohl den alten, wie den jungen Frauenzimmern gesetzlich vorgeschrieben werden, mit unverschleierten Angesichtern auszugehen, was unter den Mahomedanern für schändlich galt.

Ihre Ehen sollten nach christlichem Brauche öffentlich abgeschlossen werden und den ganzen Hochzeitstag über ihre Hausthüren offen stehen, damit Jedermann ins Haus gehen und nachsehen konnte, ob sie sich nicht etwa unheiliger Gebräuche bedienten. Ferner wurde es ihnen verboten, ihre Familienfeste mit Nationalgesängen und Nationaltänzen zu feiern. Da endlich ein sehr einfältiges Gerücht in Umlauf gekommen war, daß die Eingeborenen die warmen Bäder, welche sie zu Hause zu nehmen pflegten, zu lüderlichen Genüssen mißbrauchten, wurde von ihnen verlangt, daß sie die Badegefäße zerstören und inskünftig nichts Aehnliches gebrauchen sollten.

Alle diese Bestimmungen sollten durch sehr strenge Strafen eingeschärft werden. Für den ersten Verstoß sollte der Schuldigbefundene mit einmonatlichem Gefängniß, mit zweijähriger Verbannung aus dem Lande und mit einer Geldbuße von sechshundert bis zehntausend Maravedis bestraft werden. Beim zweimaligen Vergehen waren die Strafen zu verdoppeln; beim dreimaligen aber hatte den Verbrecher, außer den früheren Strafen, noch lebenslängliche Verbannung zu treffen. Diese Verordnung war in den meisten Stücken nach derjenigen Karl's des Fünften, die, wie wir sahen, dieser aus Klugheit nicht vollstreckte, zugeschnitten.*)

*) Diese merkwürdige Verordnung steht in der Nueva Recopilacion, Ausgabe von 1640, Buch VIII, Tit. 2, Abtheilung 13—18.

Die schwersten Strafen standen auf dem argen Verbrechen des Gebrauchs von warmen Bädern. Im Wiederholungsfalle wurde der Verbrecher zu sechsjähriger Galeerenstrafe und in die Confiscation der Hälfte seines Besitzthums verurtheilt.

Das waren denn die Hauptbestimmungen eines Gesetzes, welchem — was Grausamkeit und Absurdität anlangt — kaum ein zweites in der Geschichte an die Seite gestellt werden kann. Denn, was könnte wohl absurder sein, als der Versuch, durch einen Gesetzesakt in den lange eingewurzelten Gewohnheiten einer Nation einen so großen Wechsel hervorzubringen, — die Erinnerungen an die Vergangenheit, an die sich die Menschen unter dem Drucke des Mißgeschicks so fest anklammern, zu verwischen, — gleichsam mit einem einzigen Federstriche nicht nur den Glauben, sondern auch die Nationalität eines Volkes auszukleckſen — und mit einem Male den Moslem sowohl in einen Christen, wie in einen Castilier umzuwandeln? Ließe sich wohl ein größerer Schimpf denken, der je einem Volke angethan worden, als die Zwangsbestimmung, zufolge deren die Frauen ihre Schleier, welche nach morgenländischem Begriff zu den Verpflichtungen der Bescheidenheit gehörten, bei Seite legen sollten? Oder die Vorschrift bezüglich des Offenlassens der Thüren, wodurch die im Hause befindlichen Personen den frechen Blicken eines jeden Vorübergehenden ausgesetzt waren? Oder etwa jene bezüglich der Bäder, die doch — namentlich im warmen Klima des Südens — für Reinlichkeit und Wohlbefinden so wesentlich sind?

Aber das Meisterstück der Absurdität ist ohne Zweifel die Verfügung hinsichtlich der arabischen Sprache, gleich als ob es in der Macht des Menschen stände, zu bewirken, daß eine ganze Bevölkerung binnen einem Zeitraume von drei Jahren in einer fremden Sprache, anstatt in ihrer eigenen redete — und zwar unter besonders schwierigen Umständen, theils wegen dem Mangel an Verwandtschaft zwischen den semitischen und europäischen Sprachen, theils wegen der abgeschlossenen Lage der Moriscos, denen, gleich den Juden, um sie vom vertrauten Verkehr mit den Christen abzuschneiden, in den Städten abgesonderte Viertel angewiesen waren. Von dieser Bestimmung zu schließen, ist uns wohl zu zweifeln erlaubt, ob denn eigentlich die Regierung lieber die Moslems bekehren, als sie vielmehr in so große Gesetzesverletzungen verstricken wollte, daß sie einen plausibeln Vorwand erhielt, die Moriscos ganz und gar aus dem Lande zu jagen. Diese Auffassung wird bestätigt durch die bedeutungsvolle Antwort Otadin's, des Professors

der Theologie zu Alcalá, der, von Philipp über den Werth der Verordnung zu Rathe gezogen, diese von Herzen billigte, indem er das schreckliche spanische Sprüchwort: „Je weniger Friede, desto besser," anführte. *) Es war dem schwachköpfigen Philipp dem Dritten vorbehalten, den Unglücksfällen seiner Regierung mit der Vertreibung der Moriscos vollends die Krone aufzusetzen. Freilich kann man nicht in Abrede stellen, daß diese Vertreibung von der großen Mehrzahl des spanischen Volks ernstlich gewünscht wurde, indem die Spanier, wie wir sahen, mit sehnsüchtigem Verlangen nach dem von den Moslems besessenen schönen Gebiete blickten und die Moriscos mit einem eben so großen Mißtrauen und Abscheu betrachteten, wie man gewöhnlich gegen Feinde, die Einem unversöhnliche Beleidigungen zugefügt haben, empfindet.

Gleichwohl gab es in der Junta Einige, denen die vorgeschlagene Verordnung nicht gefiel. Unter diesen ist Einer, — der Herzog Alba, — über den man, wenn man sich sein Betragen in den Niederlanden vergegenwärtigt, erstaunt sein kann. Indeß folgte hier, wie in jenem Lande, ohne Zweifel die von ihm ergriffene Partei weniger aus menschenfreundlichen, als aus politischen Rücksichten. Welche Gründe er aber auch gehabt haben mag, so wurden sie doch von Espinosa gering angeschlagen, denn dieser empfand wahrscheinlich eine heimliche Genugthuung, indem er einem Manne, den er mit der Eifersucht eines Rivals betrachtete, widerstehen konnte. **)

Welche Ansicht von der Sache eigentlich Philipp hegte, kann man bloß vermuthungsweise aus der allgemeinen Beschaffenheit seines Charakters entlehnen. Er gab vor, daß ihn die Entscheidung der

*) „De los enemigos los menos." — Circourt gibt nicht nur eine Uebersetzung des ganzen Briefes des Professors, sondern fügt auch noch seinen kostbaren Commentar zum Texte bei. — (Hist. des Arabes d'Espagne, Bd. II, S. 278.) Dem Ferreras zufolge war Philipp mit der Maxime seines geistlichen Berathers äußerst zufrieden. — Hist. d'Espagne, Bd. IX, S. 525.

**) Cabrera schiebt die Verantwortlichkeit der folgenden Wirren auf Espinosa und Deza, indem er die sarkastische Bemerkung macht, daß „zwei Mönchskapuzen eine Angelegenheit, die man besser Männern mit Helmen auf dem Kopfe überlassen haben würde, zu ordnen gehabt hätten." — Cabrera, Filipe Segundo, Buch VIII, Kap. 21.

„weiſen und gelehrten Männer", die er mit dem Gegenſtande beauftragt hatte, beſtimmte. Daß jedoch dieſe Entſcheidung ſeinem perſönlichen Ermeſſen nicht ſehr zuwiderlief, läßt ſich aus der Schnelligkeit, womit er die Verordnung unterzeichnete, ſchließen. Er unterſchrieb dieſelbe am 17. November 1566, wo das Pragmaticum Geſetzeskraft erhielt.

Indeſſen beſchloß man, daſſelbe nicht augenblicklich zu publiciren, ſondern vertraute es den Händen eines Mitgliedes der Junta, dem Diego Deza, an, der beim Heiligen Amte Auditor war und von Eſpinoſa unlängſt auf den wichtigen Poſten eines Kanzleipräſidenten von Granada erhoben worden war. Hierdurch gelangte er mit einem Male an die Spitze der Civilverwaltung der Provinz, ſowie der Marquis von Mondejar an der Spitze der Militäradminiſtration ſtand. Die von dieſen beiden Männern gehegten verſchiedenen politiſchen Anſichten führten einen Behördenconflict herbei, der ſich für den Staat als höchſt nachtheilig erwies. Deza, welcher ſpäter die Cardinalswürde erhielt, verbarg unter einem gefälligen Benehmen einen unbeugſamen Willen. Deſſenungeachtet unterwarf er ſich völlig den Wünſchen ſeines Gönners Eſpinoſa, der ihm die Ausführung ſeiner Pläne übertrug.

Mit mehr Politik, als Menſchlichkeit, beſchloß der Präſident, die Publicirung des Edikts bis auf den nächſten erſten Januar, 1567, zu verſchieben. Das war am Tage vorher, wo die Spanier den Jahrestag der Uebergabe der Hauptſtadt zu begehen pflegten. Ein ſolches erniedrigendes Ereigniß, das über die Moriscos zu einer ſo kritiſchen Zeit hereinbrach, konnte vielleicht ihren Muth brechen und ſie geneigt machen helfen, das verhaßte Edikt mit geringerem Widerſtande aufzunehmen.

Am feſtgeſetzten Tage marſchirten die Magiſtratsperſonen der vornehmſten Gerichte, mit dem Corregidor von Granada an der Spitze, in feierlicher Prozeſſion nach dem Albaicin, dem von den Moriscos bewohnten Stadttheile. Da ſie beim Klange der Pauken, Trompeten und anderer Inſtrumente durch die Straßen zogen, lockte der Lärm und die Neugierde die Einwohner aus ihren Häuſern, ſo daß die Prozeſſion, die ſich auf den großen Platz Bab el Bonat begab, zu einem langen Zuge

anſchwoll. Jener Platz war ein freier, großer Raum, wo ſich in alten Zeiten das Volk von Granada zu verſammeln pflegte, wenn es die Krönung eines neuen Herrſchers feierte. Noch jetzt ſtanden die Thürme, von welchen an jenen Tagen die moslemitiſchen Banner über die Häupter der beifallrufenden Menge wehten. Während das Volk nun ſich lärmend um dieſe alten Gebäude drängte, verlas der öffentliche Ausrufer von einem erhabenen Orte aus in vernehmbaren Tönen auf Arabiſch die königliche Verordnung. Man kann ſich vorſtellen, wie mit abwechſelnden Gefühlen von Scham, Kummer und Entrüſtung die aus beiden Geſchlechtern beſtehende große Verſammlung einer Urkunde zuhörte, in der jedes Wort für die Zuhörer eine perſönliche Beleidigung zu enthalten ſchien; die eine Verletzung aller Begriffe des Anſtändigen und Züchtigen, worin ſie von Kindesbeinen an aufgebracht worden waren, enthielt; die die theuren Bande, welche uns an Vaterland und Angehörige knüpfen, zerriß; die das Heiligthum des Familienlebens verletzte, den Gebrauch der Mutterſprache unterſagte und ihnen eine Erniedrigung auferlegte, wie ſie dem niedrigſten ihrer Sklaven unbekannt war. Die Schwächeren überließen ſich in ihrem großen Schmerze händeringend kläglichen, heftigen Ausrufen. Die Stärkeren dagegen brachen unter den wüthendſten Geberden in Drohungen und grimmige Scheltworte aus. Noch Andere hörten zu mit jener verbiſſenen und entſchloſſenen Miene, die hinlänglich bewies, daß ihre Haltung, obſchon ſchweigend, nichts deſto weniger gefährlich war. Die ganze Menge befand ſich in einem ſolchen Gährungszuſtande, daß ein Zufall auf der Stelle eine Exploſion, die Granada bis in ſeine Grundveſten erſchüttert haben würde, hätte herbeiführen können. Glücklicherweiſe gab es in der Verſammlung einige verſtändige Leute, die älter und gemäßigter, als die übrigen, waren, und die genug Anſehen beſaßen, um ihre Landsleute von einem Tumulte abzuhalten. Dieſe erinnerten daran, daß zu den Lebzeiten ihrer Väter der Kaiſer Karl der Fünfte bewogen worden ſei, die Vollſtreckung einer ähnlichen Verordnung zu ſuspendiren. In allen Fällen ſei es beſſer, erſt alles Mögliche auf dem Wege friedlicher Ueberzeugung zu verſuchen. Führe das zu Nichts, ſei es noch immer Zeit, auf Rache zu denken. *)

*) Marmol, Rebelion de los Moriscos, Bd. I, S. 147—151. — Circourt,

Demzufolge wurde aus den älteren Moriscos ein Mann, der unter ſeinen Landsleuten in großem Anſehen ſtand, erwählt, damit er dem Präſidenten die Aufwartung machte und ihm ihre Anſichten von dem Edikt auseinanderſetzte. Er machte dieſe Auseinanderſetzung ſehr ausführlich und auf eine Weiſe, die jeden Unbefangenen von der Grundloſigkeit der gegen die Moslems gerichteten Anklagen und von der Grauſamkeit und Unausführbarkeit der von der Regierung gemachten Vorſchläge hätte überzeugen müſſen. Nachdem der Präſident dem Abgeordneten ein geduldiges und freundliches Gehör geſchenkt hatte, machte er einen kurzen, aber nicht ſehr glücklichen Verſuch, das Verfahren der Verwaltung zu rechtfertigen. Schließlich beſeitigte er die ganze Frage, indem er erklärte, daß „das Geſetz zu gerecht und zu heilig ſei, und mit zu vieler Erwägung abgefaßt worden wäre, als daß es je wieder ungültig gemacht werden könnte; was aber endlich bei dieſer Sache das Intereſſe beträfe, ſo ſchlüge Seine Majeſtät die Rettung einer einzigen Seele höher an, als alle von den Moriscos bezogenen Einkünfte.“*) Eine ſolche Antwort mußte alle Hoffnung auf eine ähnliche Beilegung, wie man ſie früher mit dem Kaiſer zu Stande gebracht, gründlich zerſtören.

Nachdem die Moriscos bei dem Präſidenten Nichts ausgerichtet hatten, beſchloſſen ſie, ihre Beſchwerde vor den Thron zu bringen. In dieſer Beziehung gelang es ihnen, den Don Juan Henriquez, einen Edelmann von ſehr hohem Range und Anſehen, der zu Beza in der Mitte von Granada große Güter beſaß und ſtarke Sympathie für die

---

Hist. des Arabes d'Espagne, Bd. II, S. 283. — Ferreras, Hist. d'Espagne, Bd. IX, S. 535.

Dr. Salazar de Mendoza denkt, daß einzig und allein die Revolutionsluſt den Moriscos eingegeben habe, eine ſo gerechte und lobenswerthe Maßregel, wie dieſe Verordnung, die es in jeder Beziehung auf ihre eigene Wohlfahrt abgeſehen hatte, als Vorwand zum Aufſtande zu gebrauchen. — „Tomaron por achaque esta accion tan justificada y meritoria del Rey, y para sus almas tan provechosa y saludable.“ — Monarquia de España, Bd. II, S. 137.

*) Y al fin concluyó con decirle resolutamente, que su Magestad queria mas se que farda, y que preciaba mas salvar una alma, que todo quanto le podian dar de renta los Moriscos nuevamente convertidos. — Marmol, Rebelion de los Moriscos, Bd. I, S. 163.

unglücklichen Eingeborenen empfand, für sich zu gewinnen. Nach langem Bedenken übernahm dieser die Mission, begab sich nach Madrid, wirkte sich eine Audienz bei dem Könige aus und überreichte demselben ein Gesuch zu Gunsten seiner unglücklichen Unterthanen. Philipp empfing ihn gnädig und versprach, der Petition alle mögliche Aufmerksamkeit zu widmen. „Was ich in dieser Sache gethan habe," sagte der König, „ist geschehen auf den Rath weiser, gewissenhafter Männer, welche mir zu verstehen gaben, daß es meine Pflicht sei." *)

Kurz darauf ward dem Henriquez bedeutet, daß er die Antwort von dem Präsidenten von Castilien zu erwarten habe. Nachdem Espinosa das Bittgesuch angehört hatte, drückte er sein Erstaunen darüber aus, daß ein Mann von so hohem Range, wie Don Juan Henriquez, sich habe mit einer solchen Mission beauftragen lassen. „Gerade deßhalb habe ich sie übernommen," entgegnete der Edelmann, „weil ich dadurch eine bessere Gelegenheit habe, dem Könige einen Dienst zu erweisen." — „Es ist völlig nutzlos," sagte der Minister; „religiöse Männer haben Seiner Majestät vorgestellt, daß es ein Leichtes sei, diese Mauren zu retten, und er hat sich vorgenommen, die erlassene Ordonnanz zu vollziehen." **)

An dieser Stelle abgewiesen, legte der unverdrossene Gesandte sein Schreiben dem Staatsrathe vor und suchte ihn für seine Clienten zu interessiren. Hierin war er glücklicher. Denn verschiedene Räthe, darunter der Herzog von Alba und Luis de Avila, der große Befehlshaber von Alcántara, welchen Karl der Fünfte mit seiner Freundschaft beehrt hatte, gingen mit Freuden auf seine Ansichten ein. Doch richtete das wenig bei dem Minister aus. Dieser wollte nicht einmal für die Vollstreckung der Verordnung einen Aufschub behufs einer weiteren Prüfung gestatten oder ihre Vollziehung im Anfange auf einen oder zwei Punkte beschränken, um die Stimmung der Moriscos annähernd

*) „Que él habia consultado aquel negocio con hombres de ciencia y conciencia, y le decian que estaba obligado á hacer lo que hacia." — Ebend. S. 175.

**) „Que el negocio de la prematica estaba determinado y su Magestad resoluta en que se cumpliese." — Ebend. wie oben.

kennen zu lernen.*) Nichts Anderes, als die augenblickliche Vollſtreckung des Geſetzes in allen ſeinen Einzelheiten, vermochte den trotzigen Espinoſa zufrieden zu ſtellen.

Auch wollte er ſeinen Ton nicht etwas herabſtimmen aus Achtung vor dem General-Kapitän, dem Marquis von Mondejar. Dieſer Edle hatte ſich mit Fug und Recht gekränkt gefühlt, daß er bei Verhandlungen von Sachen, die ſeine Regierung ſo weſentlich betrafen, nicht zugezogen worden war. Sowohl aus Gründen politiſcher Berechnung, wie aus Menſchlichkeit war er dem Inhalte der Verordnung entſchieden feind. Vielleicht hatte man, weil man das wußte, ihm keinen Sitz in der Junta gegeben. Seine Einwendungen machten auf Espinoſa keinen Eindruck, und als er hervorhob, daß er, wenn das Geſetz vollzogen werden ſollte, mit einer hinreichenden Militärmacht verſehen werden müßte, um irgend welche Widerſtandsverſuche zu erdrücken, ſo nahm der Miniſter die Gefahr ſehr leicht, indem er ihm verſicherte, daß dreihundert Mann friſche Truppen für den Fall ausreichten. Alsdann ſchnitt Espinoſa peremptoriſch alle weitere Discuſſion ab, indem er dem General-Kapitän ſagte, daß es gut ſein würde, wenn er nach Granada, wo ſeine Anweſenheit zur kräftigen Vollſtreckung des Geſetzes erheiſcht würde, auf der Stelle zurückkehrte.**)

Jetzt war es klar, daß für weitere Discuſſion kein Ausweg mehr offen ſtand, und daß die unglücklichen Moriscos unter der jetzigen Regierung keine Ausſicht mehr hätten, ſich, wie ſie zur Zeit Karls des Fünften gethan hatten, vom Geſetze durch Zahlung einer runden Summe loszukaufen. Alle Unterhandlungen waren zu Ende. Sie hatten bloß zwiſchen unbedingtem Gehorſam und offener Rebellion zu wählen. Kein Wunder, daß ſie die letztere wählten.

---

*) Ebend., S. 176. — Cabrera, Filipe Segundo, Buch VIII, Kap. 21.

**) „A estas y otras muchas razones que el marques de Mondejar daba, Don Diego de Espinosa le respondió, que la voluntad de su Magestad era aquella, y que se fuese al reyno de Granada, donde seria de mucha importancia su persona, atropellando como siempre todas las difficultades que le ponian por delante.“ — Marmol, Rebelion de los Moriscos, Bd. I, S. 168.

Zweites Kapitel.

Die Rebellion der Moriscos.

Der Widerstand der Moriscos. — Nächtlicher Angriff auf Granada. — Der Aufstand in den Alpujarras. — Die Wahl eines Königs. — Die Niedermetzelung der Christen.

1568.

Am nämlichen Tage, wo die Verordnung in der Hauptstadt publicirt wurde, ward sie in jedem Theile des Königreichs Granada bekannt gemacht. Ueberall nahm man sie mit gleicher Scham, Kümmerniß und Entrüstung auf. Ehe jedoch diese Empfindungen zu einer übereilten Handlung leiteten, besaßen die Moriscos in den Alpujarras die Vorsicht, sich mit ihren Landsleuten in dem Albaicin in Verbindung zu setzen, und erhielten von diesen den Rath, daß sie sich ruhig verhalten sollten, bis man den Ausgang der zu Madrid gepflogenen Conferenzen erführe.

Ehe diese noch zum Abschluß kamen, verfloß das Jahr, nach welchem es für jeden Morisco ein Verbrechen sein sollte, wenn er seidene Kleider trüge. Auf die Verordnung des Präsidenten machte die Geistlichkeit in allen Kirchen der Hauptstadt von den Kanzeln bekannt, daß das Gesetz wörtlich vollstreckt werden sollte. Hierauf erschienen mehrere Edikte anderen Inhalts, die alle darauf abzielten, die Moriscos noch mehr zu reizen. *)

*) So erschien eine Verordnung, wonach alle Moriscos vom Lande, die mit ihren Familien in Granada zusammenwohnen wollten, bei Todesstrafe die Stadt verlassen und wieder nach ihren früheren Wohnsitzen zurückkehren mußten. — (Marmol, Rebelion de los Moriscos, Bd. I, S. 169.) Eine andere Verordnung verlangte von den Moriscos, alle ihre Kinder, die in einem Alter von drei bis fünfzehn Jahren ständen, herzugeben, damit sie in Schulen gebracht und dort in der christlichen Religion, sowie in der castilischen Sprache unterrichtet würden. (Ebend., S. 170.) Die Nueva Recopilacion enthält zwei um diese Zeit erlassene Gesetze, die jeden Verkehr mit Türken oder Mauren, auch wenn dieselben nicht als Korsaren, sondern um des Handels willen nach Granada kamen, zu einem Todesverbrechen machten. (Buch VIII, Tit. 26, Abtheilung 16 und 18.) Ein derartiges Gesetz be-

Nachdem alle Hoffnung auf eine Befreiung von dem verabscheuten Gesetze geschwunden war, beriethen sich die Führer im Albaicin, wie man am besten der Regierung widerstehen könne. Der erste Schritt schien die Besitznahme von der Hauptstadt zu sein. Es gab damals in Granada einen Moriſco, Namens Farar Aben-Farar, der seines Gewerbes ein Färber war. Obschon er aber einem so niedern Berufe angehörte, floß doch das beste Blut der Abencerrages in seinen Adern. Er war ein heftiger, ja grimmiger Mensch, der die Christen aus voller Seele haßte und sich nach der Stunde sehnte, wo er sie mit ihren Köpfen für die Leiden seiner Landsleute büßen lassen könnte. Da ihn sein Geschäft oft in die Alpujarras führte, besaß er unter den dortigen Einwohnern eine ausgebreitete Bekanntschaft. Er nahm es auf sich, ein Heer von achttausend Mann auszuheben und dasselbe heimlich bei Nacht in die Vega zu bringen, von wo er sich mit dem Beistande seiner Landsleute in dem Albaicin den Eingang in die Stadt erzwingen und die Garniſon in der Alhambra überwältigen wollte. Wer Widerstand leistete, sollte über die Klinge springen, und so wollte er sich zum Herrn der Hauptstadt machen. Zur Ausführung dieses Planes war der grüne Donnerstag, der in den nächsten April fiel, festgesetzt, weil die Spanier an diesem Tage mit ihren religiösen Feierlichkeiten beschäftigt sein würden.

Ein so Vielen bekanntes Geheimniß konnte nicht so streng und so lange bewahrt bleiben, daß nicht Etwas davon den Christen zu Ohren gekommen wäre. Dem Deza, der von dem unruhigen Geiste der Moriscos einen ähnlichen Versuch erwartet hatte, scheint dies geringe Sorge gemacht zu haben. Der General-Kapitän dagegen hielt es für klug, noch einige Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Deßhalb vertheilte er unter die Bürger Waffen, verstärkte die Garniſon der Alhambra und besuchte mehrere große Gränzstädte, um sie in besseren Vertheidigungszustand zu setzen. Da die Moriscos sahen, daß ihr Vorhaben den Behörden bekannt war, beschlossen sie, die Ausführung desselben vor der Hand zu verschieben. Sie schoben sie sogar bis auf den Anfang

weist, wie sehr die Spanier fortwährend befürchteten, daß ihre mauriſchen Unterthanen mit den fremden Moslems eine hochverrätherische Correspondenz unterhielten

des folgenden Jahres 1569 hinaus. Hierzu sollen sie durch eine in ihren heiligen Schriften enthaltene Prophezeihung, daß das Jahr ihrer Befreiung mit einem Sonnabend beginnen würde, bewogen worden sein. Doch wahrscheinlich bestimmte die weiseren Männer des Albaicin's weniger ihr eigener Glaube an die Weissagung, als vielmehr die Wirkung, die dieselbe auf die abergläubischen Bergbewohner, unter welchen sie mit Fleiß verbreitet wurde, haben mußte.*)

Nachdem für den Aufstand der erste Januar festgesetzt worden war, suchten die Moslems von Granada den Verdacht der Regierung durch alle äußeren Kundgebungen von Unterwürfigkeit zu beschwichtigen. Allein, das wurde ihnen durch Nachrichten, welche die Regierung aus glaubwürdigeren Quellen erhielt, vereitelt. Eine noch sicherere Evidenz von den Absichten der Moriscos lieferte ein dem Marquis von Mondejar zufällig in die Hände gefallener Brief, der von einem Führer des Albaicin an die Moslems der Berbereiküste gerichtet war, und sie um der Bande der Blutsverwandtschaft und des gemeinschaftlichen Glaubens willen zur Hülfe aufforderte. „Wir sind arg bedrängt," sagt der Absender, „und unsere Feinde umschließen uns rings herum wie ein verzehrendes Feuer. Geschrieben," schließt der leidenschaftliche Verfasser des Briefes, „in Nächten voll Thränen und Angst, und noch aufrecht erhalten durch Hoffnung, und zwar durch jene Hoffnung, die aus der Bitterkeit des Gemüths entspringt."**)

Aber die Mächte der Berberei waren zu sehr von ihren kleinen Fehden in Anspruch genommen, so daß sie ihren granadischen Brüdern nicht viel mehr, als süße Versprechungen bieten konnten. Vielleicht dachten sie auch, daß sie in diesem ungleichen Kampfe mit der spanischen Monarchie keine hinreichende Hülfe leisten könnten. Indeß erlaubten sie ihren Unterthanen, als Freiwillige am Kriege Theil zu nehmen. Die Korsaren der Berberei, welche die Küsten des Mittel-

*) Marmol, Rebelion de los Moriscos, Bd. I, S. 223—233. — Mendoza, Guerra de Granada, Valencia 1776, S. 43. — Hita, Guerras de Granada, Bd. II, S. 724.

**) „Escrita en noches de angustia y de lagrimas corrientes, sustentadas con esperanza, y la esperanza se deriva de la amargura." — Marmol, Rebelion de los Moriscos, Bd. I, S. 219.

ländiſchen Meeres unſicher machten, leiſteten in der Folge manche gute Dienſte; ebenſo die Monfis, wie die afrikaniſchen Abenteurer hießen, die ſich zu ihren Brüdern in den Alpujarras geſellten, und ſich durch einen unverſöhnlichen Grimm gegen die Chriſten auszeichneten.

Mittlerweile wurde durch die Hoffnung der Wiedererlangung der Freiheit das heiße Blut der Bergbewohner zu ſehr entflammt, ſo daß ſie nicht ruhig den zum Losbruche feſtgeſetzten Tag abwarten konnten. Noch vor der Zeit begingen ſie mehrere Gewaltthätigkeiten — die Vorläufer des bevorſtehenden Blutvergießens. Im Monat Dezember 1568 wurde eine Abtheilung ſpaniſcher Alguazils, nebſt einigen Gerichtsbeamten, als ſie ſich nach Granada begeben wollten, nahe bei der Stadt gänzlich niedergemacht. Ein Trupp von funfzig Soldaten ſollte eine beträchtliche Menge Flinten nach der Hauptſtadt ſchaffen, und da ihre Ladung für die unbewaffneten Moriscos eine zu verlockende Beute war, wurden ſie ſämmtlich — und zwar meiſtens im Bett — in einem kleinen Dorfe des Gebirges, wo ſie ihr Nachtquartier aufgeſchlagen hatten, ermordet.*) Aben-Farar, der kühne Färber von Granada, ſah voraus, was für eine Aufregung dieſe Gewaltthätigkeit in der Hauptſtadt hervorrufen mußte, und gewann deßhalb die Ueberzeugung, daß er jetzt den beabſichtigten Angriff mit Sicherheit nicht einen einzigen Tag länger verſchieben dürfe.

Ohne ſich Zeit zum Sammeln einer ſtärkeren Macht zu nehmen, ſtieg er in der Nacht des ſechsundzwanzigſten Dezembers, alſo eine Woche vor der feſtgeſetzten Friſt, an der Spitze von nur hundert und achtzig Mann auf die Vega von Granada hernieder. Die Nacht war ſchauerlich. Ein wilder Schneeſturm wüthete im Gebirge und fuhr von da mit ſchonungsloſem Grimme auf die Niederungen herab.**)

---

*) Marmol, Rebelion de los Moriscos, Bd. I, S. 235.

**) „La furia horrible de los torbellinos
Cada momento mas se vee yr creciendo;
Cubre la blanca nieve los caminos,
Tambien los hombres luego va cubriendo.“

So ſingt, oder vielmehr, ſo erzählt der Chronik-Dichter Rufo, deſſen aus vierundzwanzig Geſängen beſtehendes Heldengedicht beweiſt, daß er mehr Geſchichtſchreiber, als Dichter, war. Ja, er bekennt ſelbſt in der Vorrede, daß er ſich durchaus an

Von dem Aufruhr der Elemente begünstigt, forcirte sich Aben-Farar, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, durch die verfallenen Mauern den Eingang in die Stadt, drang auf der Stelle in das Albaicin ein und suchte die Einwohner aus dem Schlummer zu wecken. Einige wenige nur sollen an die Fenster gekommen sein; da sie aber vernahmen, was für eine Aufforderung an sie gestellt wurde, schlossen sie eiligst die Fensterflügel und zogen sich zurück, indem sie dem Aben-Farar antworteten: „es sei Tollheit, die Unternehmung mit so geringer Macht zu wagen, und er sei zu früh gekommen.“*) Vergebens stieß der wüthende Anführer über ihre Perfidie und Feigheit Verwünschungen aus, vergebens marschirte er durch die einsamen Straßen, zerstörte auf seinem Wege die Crucifixe und andere christliche Glaubenssymbole, und vergebens rief er die Losung des Gläubigen: „Es ist nur Ein Gott, und Mahomed ist sein Prophet!“ Glücklicherweise übertäubte das Brausen des Sturmes jeden andern Lärm. Erst dann, als er auf eine Wache von fünf oder sechs Soldaten traf, die auf einem öffentlichen Platze um ein Feuer herumkauerten, wurde Alarm gemacht. Einen davon machte Farar nieder, die übrigen entflohen unter dem Geschrei, daß der Feind ihnen auf der Ferse sei. Die große Glocke von St. Salvador läutete nun Sturm und rief die Bürger zu den Waffen. Da aber schon der Tagesanbruch immer näher heranrückte, und der maurische Führer sich zu einem Treffen, bei welchem er von seinen Brüdern in dem Albaicin nicht unterstützt wurde, zu schwach fühlte, hielt er für gerathen, den Rückzug anzutreten. Er zog sich zurück mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele, so unerschrocken und in solcher Ordnung, als ob es nur eine Feiertagsparade gewesen wäre.

---

die Wahrheit gehalten habe: eine Eigenschaft, welche die Haupttugend des Geschichtschreibers bildet. — Siehe die Austriada, Madrid 1584.

*) „Pocos sois, i venís presto.“ — Mendoza, Guerra de Granada, S. 47. Hita theilt in seinem Werke ein Cancion mit, dessen Chorus die Klage enthält, daß die Bergbewohner den Angriff nicht zu früh, sondern zu spät gemacht hätten: —

„Pocos sois, y venís tarde.“

(Guerras de Granada, Bd. II, S. 32.) Dieser Widerspruch erklärt sich dadurch, daß der Verfasser der Verse, der wahrscheinlich Hita selber ist, voraussetzt, nicht die Neujahrsnacht, sondern der Weihnachtsabend sei die für den Angriff festgesetzte Zeit gewesen.

Mittlerweile kamen die aus ihren Betten aufgeschreckten Bürger zusammen, um die Ursache des Tumultes zu erfahren. Aus ihren Augen schossen forschende Blicke, ihre Gesichter waren blaß vor Furcht und ihre Unruhe verminderte sich nicht etwa, als sie vernahmen, daß, während sie im Schlafe gelegen, die Feinde, gleich einer Heerde Wölfe, um ihre Häuser herumgelungert hätten. Der Marquis von Mondejar ließ seine Leute aufsitzen und würde augenblicklich die Eindringlinge verfolgt haben, hätte er nicht zuvor die wirkliche Stimmung in dem Albaicin kennen lernen wollen. Denn dort wohnte eine Bevölkerung von zehntausend Moriscos, die, hätten sie böswillige Absichten gehegt, trotz der rechtzeitigen Bemühungen der Regierung, sie zu entwaffnen, doch für die geringe spanische Besatzung in der Alhambra zu stark gewesen sein würden. Nachdem er sich jedoch versichert hatte, daß in jener Gegend Alles ruhig sei, stürzte er an der Spitze seiner Kavallerie und mit einer kleinen Mannschaft Infanterie hinaus, den Feind aufzusuchen. Aber dieser war in die von Granada südlich gelegenen Gebirgspässe zurückgefallen: daher Mendoza, nachdem er ihm, soweit es ihm das blendende Unwetter erlaubte, den größeren Theil des Tages auf der Spur geblieben, die weitere Verfolgung beim Anbruch der Nacht als hoffnungslos ausgab und seine abgemattete Reiterei wieder in die Stadt zurückbrachte.

Unterdessen durchstreifte Aben-Farax mit seinem Trupp die schneeigen Säume der Sierra Nevada, kam bei dem breiten, volkreichen Thale Lecrin heraus und verbreitete überall, wohin er kam, die Nachricht, daß der Anfang der Insurrection gemacht und das Albaicin in Bewegung sei, und er forderte alle guten Gläubigen auf, zur Vertheidigung ihres Glaubens die Waffen zu ergreifen. Die Aufforderung fiel auf keinen steinichten Boden. Ein Lauffeuer war jetzt angezündet, das über das ganze Gebirge bis nach Granada reichte und sich von Almeria und der östlichen Gränze von Murcia bis in die Gegend von Velez Malaga westlich erstreckte. Binnen drei Tagen stand das ganze Land unter Waffen. Alsdann machte sich die wilde Leidenschaft des Arabers Luft — all' jener unstillbare Haß, der, durch eine siebenzigjährige Unterdrückung in seiner Brust angehäuft, sich als allgemeines einstimmiges Rachegeschrei offenbarte. Das blutige Drama ward

begonnen mit der Niedermetzelung faſt eines jeden Chriſten innerhalb der mauriſchen Gränzen, und zwar unter den begleitenden Umſtänden einer raffinirten, bedachten Grauſamkeit, wovon man glücklicherweiſe in der Geſchichte nur wenige Beiſpiele findet.*)

Indeß war der erſte Schritt der revolutionären Bewegung ein falſcher geweſen, in ſo fern, als es den Aufſtändiſchen nicht gelungen war, ſich in den Beſitz der Hauptſtadt, die für die künftigen Operationen einen ſehr wichtigen Stützpunkt geliefert haben würde, zu ſetzen. Dieſes Mißlingen aber beruhte, wenn die damaligen Geſchichtſchreiber Recht haben, mehr auf falſcher Berechnung, als auf Feigheit. Ihnen zufolge waren viele von den vornehmſten Leuten in dem Albaicin reiche Bürger und an das wohlbehäbige, luxuriöſe, dem Geſchmacke der Mauren ſo zuſagende Leben gewöhnt. Nie hatte es in ihrer Abſicht gelegen, dadurch, daß ſie ſich in eigener Perſon in den furchtbaren Kampf mit der caſtiliſchen Krone einließen, ihr Vermögen in Gefahr zu bringen. Es war ihnen bloß daran gelegen geweſen, ihre einfältigen Landsleute in den Alpujarras zum Widerſtande anzutreiben, um die Spanier einzuſchüchtern und ſie zur Milderung, wo nicht Aufhebung der verhaßten Ordonnanz zu bewegen.**) Wenn ſie wirklich ſo berechnet hatten, waren ſie, wie die Folge zeigte, ſehr im Irrthume geweſen.

Da die Moriscos jetzt ihre Unabhängigkeit proklamirt hatten, wurde es nöthig, an die Stelle des Herrſchers, deſſen Autorität ſie bei Seite geworfen hatten, einen neuen zu wählen. Für dieſen gefährlichen Vorrang erkoren die Führer im Albaicin einen jungen Mann, der den Spaniern unter ſeinem caſtiliſchen Namen Don Fernando de Valor bekannt war. Er ſtammte in directer Linie aus dem alten Hauſe der Omeyas***) her, das ziemlich vierhundert Jahre lang ruhmreich

*) Marmol, Rebelion de los Moriscos, Bd. I, S. 238. — Mendoza, Guerra de Granada, S. 45—52. — Miniana, Hist. de España, S. 367. — Herrera, Historia General, Bd. I, S. 726. — Ferreras, Hist. d'Espagne, Bd. IX, S. 573—575.

**) „Creyendo que lo uno y lo otro seria parte para que por bien de paz se diese nueva orden en lo de la prematica, sin aventurar ellos sus personas y haciendas.“ — Marmol, Rebelion de los Moriscos, Bd. I, S. 239.

***) Nach der unbeſtreitbaren Autorität meines gelehrten Freundes Don Pascual

auf dem Throne von Cordova gesessen hatte. Er war bei seiner Wahl erst zwei und zwanzig Jahre alt und besaß, einem Zeitgenossen, der ihn gesehen, zufolge, eine hübsche Gestalt und ein einnehmendes Betragen. Sein Gesicht war tief olivenfarbig, sein Bart dünn, sein Auge groß und schwarz; die Augenbrauen waren stark markirt und liefen beinahe zusammen.*) Trotz dieses von der Feder eines Castilianers entworfenen schmeichelhaften Bildes läßt uns seine folgende Laufbahn schließen, daß seine beste Empfehlung seine Abkunft von der königlichen Familie war. Obgleich noch so jung, hatte er doch so liederlich gewirthschaftet, daß sein väterliches Erbtheil vergeudet war und daß er sich gerade jetzt im Schuldgefängnisse befand. Er besaß das feurige Temperament seiner Nation: das hatte er bewiesen, als er eigenhändig einen Mann, welcher in einem Criminalprocesse gegen seinen Vater gezeugt, ermordet hatte. Doch kann man nicht leugnen, daß er ungeachtet seines Hanges zum Luxus einige Stärke des Charakters und einen unzweifelhaften Muth bewies. Er war den Institutionen seines Landes zugethan und verbarg seine Wildheit unter einem einschmeichelnden, gefälligen Aeußeren, das ihn zum Lieblinge der Menge machte.**)

Bald nach seiner Wahl, unmittelbar vor dem Eindringen des Aben-Farax, gelang es dem Morisco-Fürsten, von Granada zu ent-

---

de Gayangos im Arabischen Beni Umeyyah. Siehe seine Mohamedanischen Dynastien in Spanien an unterschiedlichen Orten.

*) Era mancebo de veinte y dos años, de poca barba, color moreno, verdinegro, cejijunto, ojos negros y grandes, gentil hombre de cuerpo: mostraba en su talle y garbo ser de sangre real, como en verdad lo era, teniendo los pensamientos correspondientes. — Hita, Guerras de Granada, Bd. II, S. 13.

Nur Wenige dürften in den rohen Tadel des gelehrten Nic. Antonio einstimmen wollen, der Hita's herrlichen Werke „Milesische Erzählungen, die nur Faullenzer und Gedankenlose ergötzen können," nennt. (Bibliotheca Nova, Bd. I, S. 536.) Ohne Zweifel war Hita der König der Romanschreiber; allein, Fiction ist doch keine Unwahrheit, und wenn uns der Novellendichter, der an den Kriegen in den Alpujarras Theil nahm, von Dingen erzählt, die er, wie er versichert, mit eignen Augen gesehen hat, so dürfen wir ihn gewiß als eine geschichtliche Autorität citiren.

**) „Usava de blandura general; querio ser tenido por Labeza, i no por Reila crueldad, la codicia cubierta engañó á muchos en los principios." — Mendoza, Guerra de Granada, S. 129.

kommen. Er floh in das Gebirge, wo er bei seinen Verwandten, der mächtigen Familie der Valoris im Dorfe Beznar, eine Zufluchtsstätte suchte. Hier schaarten sich seine Landsleute um ihn her und bestätigten durch Acclamation die Wahl des Volkes von Granada. Das verdankte der junge Häuptling großentheils den Bemühungen seines Oheims Aben-Jahuar. Dieser, der gewöhnlich El Zaguer genannt wurde, besaß bei seinem Stamme großes Ansehen und gab seine eigenen Ansprüche auf das Scepter zu Gunsten seines Neffen auf.

Die Krönungsfeierlichkeit war kriegerischer Natur und paßte trefflich zu den rauhen Glücksumständen des Abenteurers. Vier mit dem moslemitischen Halbmonde verzierte Standarten waren auf dem Boden ausgelegt, indem ihre Spitzen je nach den vier Himmelsgegenden hinwiesen. Der maurische Fürst, angethan mit einem Purpurmantel und mit einer carmoisinrothen Schärpe (Shawl) um seine Schultern, als den Insignien der Königswürde, kniete auf die Banner nieder, wandte das Gesicht gen Mecca und schwur feierlich, nachdem er ein kurzes Gebet verrichtet, daß er für die Vertheidigung seiner Krone, seines Glaubens und seiner Unterthanen leben und sterben wolle. Alsdann warf sich einer seiner vornehmsten Diener auf die Erde nieder und küßte, zum Zeichen der Huldigung des Volks, die Fußstapfen des neuerwählten Monarchen. Hierauf nahmen ihn vier Diener auf ihre Schultern und hoben ihn empor unter dem Zuwinken der Banner und dem lauten Zurufe der Menge: „Allah erhöhe Muley Mohamed Aben Humeya, den Herrn von Andalusien und Granada!“*) Dieser

*) Ebend. S. 40.

Die Krönungsfeierlichkeiten nahmen begreiflicherweise im Heldengedichte Rufo's einen hervorragenden Platz ein. Eine Stanze wird genug sein: —

„Entoncas con aplauso le pusieron
Al nuevo Rey de purpura un vestido,
Y a manera de beca le ciñeron
Al cuello y ombros un cendal bruñido,
Quadro vanderas a sus pies tendieron,
Una házia el Levante esclarecido,
Otra a do el sol se cubre en negro velo,
Y otras dos a los polos dos del cielo.“

La Austriada, Fol. 24.

einfachen Formen hatten sich in alten Zeiten die arabischen Fürsten Spaniens bedient, als sich ihre Herrschaft, weit entfernt in den engen Felsengurt des Gebirges eingeschlossen zu sein, noch über die schönsten Theile der Halbinsel erstreckte. *)

Der erste Akt Aben-Humeya's war die Ernennung der Befehlshaber des Heeres. Seinen Oheim El Zaguer ernannte er zum Oberbefehlshaber seiner Streitmacht. Den Aben-Farar aber, der selber nach dem Diadem gestrebt hatte, brachte er sich etwas vom Leibe, indem er ihn damit beauftragte, so viel als möglich Schätze aus den christlichen Kirchen in den Alpujarras zusammen zu schaffen. Zugleich ernannte er Beamte für die verschiedenen Tahas oder Distrikte, in welche das Land eingetheilt worden war. Nachdem diese Anordnungen getroffen waren, verlegte der neue Monarch — den die Spanier verächtlich den Reyezuelo (den kleinen König) der Alpujarras nannten — seine Residenz in den Mittelpunkt seines Gebietes und wiederholte dort die Krönungsfeierlichkeiten. Auch machte er eine schnelle Rundreise nach allen Hauptorten des Gebirges und forderte die Einwohner auf, zu ihrem alten Glauben zurückzukehren und das verhaßte spanische Joch abzuwerfen. Indem er sich hierauf in der wildesten Gegend der Alpujarras niederließ, zog er daselbst seine Streitkräfte zusammen und entwarf den Feldzugsplan. Dieser entsprach ganz der Beschaffenheit des Terrains. Der Boden, zerrissen und abschüssig, durchschnitten von mancher tiefen Schlucht und von gefährlichen Pässen, bot ausgezeichnete Gelegenheit, einen eindringenden Feind zu beunruhigen und ihn unrettbar in Defilé's zu verstricken, wo ein Paar der Gegend kundige Bergbewohner einem an Disciplin und Zahl weit überlegenen Feinde viel zu schaffen machen konnten.

Während Aben-Humeya auf diese Weise mit den Vorbereitungen zum Kampfe beschäftigt war, hatte das Tödten der spanischen Bevölkerung in den Alpujarras schon begonnen, und zwar befanden sich mehr oder weniger Spanier in allen jenen maurischen Städten und Gehöften, welche gleich gesprenkelten Flecken an den dunkeln Seiten-

*) „Tal era la antigua ceremonia con que eligian los reyes de la Andalucia, i despues los de Granada." — Mendoza, Guerra de Granada, S. 40.

wänden der Sierra lagen oder unten an ihrem Fuße sich in den grünen Thälern eingenistet hatten. Hier wohnten sie an der Seite der Moriscos und waren wahrscheinlich weniger mit den Arbeiten des Webstuhls, durch die sich seit langer Zeit die Einwohner dieser Gegend auszeichneten, als vielmehr mit jener sorgfältigen Landwirthschaft beschäftigt, die sie ihren mauriſchen Nachbarn vielleicht abgelernt hatten und wodurch sie jeden Platz mit Grün bekleideten und die Wildniß wie eine Rose blühen machten*). Indem sie also unter Denen lebten, die mit ihnen die nämliche Religion bekannten und wenigstens gelegentlich mit ihnen die Liebesdienste des gesellschaftlichen Lebens, welche bisweilen zum Anknüpfen engerer Familienbande führten, austauschten, lebten die Christen der Alpujarras in einer blinden Sicherheit und dachten keineswegs daran, daß unter ihren Füßen eine Mine angelegt war.

Doch kaum war das erste Zeichen zum Aufruhr geblasen, als sich gleichsam wie durch Zauber die Scene umwandelte. Jeder Morisco entlarvte sich jetzt, kehrte sich gegen die Christen und zeigte sich in seiner wahren Gestalt — als ihr geschworner, tödtlicher Feind.

Eine derartige gleichzeitige Bewegung von so großer Ausdehnung läßt einen wohlverabredeten Operationsplan voraussetzen, und wir mögen daher wohl in das Staunen der castiliſchen Schriftsteller mit einstimmen, daß ein solches, so vielen Personen bekanntes Geheimniß so lange treu verschwiegen bleiben konnte, zumal da Diejenigen, welche das größte Interesse es zu entdecken**) haben mußten, mitten unter den Moriscos lebten und, wir können hinzufügen, theilweise Spione der Inquisition mit einem scheinbar fast übernatürlichen

*) „Que en la agricultura tienen
Tal estudio, tal destreza,
Que á preñeces de su hazada
Hacen fecundas las piedras.“
Calderon, Amar despues de la Muerte, Jornada II.

**) „Tres años tuvo en silencio
Esta traicion encubierta
Tanto número de gentes,
Cosa, que admira y cleva.“ — Ebend. wie oben.

Geruchsvermögen zum Ausspüren der Ketzeranrüchigkeit, waren*). Es beweist den starken Haß des Morisco, daß er so lange der die Zunge lösenden gemüthlichen Unterhaltung widerstehen konnte, sowie dem Mitleid, das in ähnlichen Fällen, um einen Freund vom Schicksale seiner Genossen zu retten, häufig dem Herzen Luft macht. Allein bei diesen außerordentlichen Leuten fand sich kein solches Beispiel des Leichtsinns oder des Erbarmens. Als nun die Stunde schlug, wo die Christen aus den drohenden Blicken und Geberden ihrer moslemitischen Nachbarn die Gefahr entdeckten, waren sie in demselben Grade erstaunt, wie der sorglose Wanderer, auf den, während er unbekümmert durch eine angenehme Gegend reist, plötzlich aus seinem Versteck neben der Landstraße der Räuber losstürzt.

Der erste Impuls scheint die Christen meist in die Kirchen getrieben zu haben, weil sie da sicher zu sein hofften: war doch in jedem Dorfe — mochte es auch noch so klein sein — wenigstens Eine Kirche, wo die beiden Raçen sich zu den gottesdienstlichen Gebräuchen des Christenthums zusammenfanden. In den heiligen Gebäuden und in der Gegenwart ihrer hochverehrten Pastoren, deren geistliche Autorität sich über alle Einwohner erstreckte, glaubten sie Schutz zu finden. Allein das grimmige Thier des Waldes, das jetzt seine Freiheit wieder erlangt hatte, achtete wenig auf die Stimme seines frühern Wärters — wenigstens bloß, um sich umzukehren und ihn zu zerreißen.

Hier zusammengepfercht gleich einer Heerde erschreckten Wildes, dem die Hunde auf der Spur sind, fanden die eingeschüchterten Leute bald heraus, daß die Kirche kein sicherer Platz sei und flüchteten sich in den anstehenden Thurm, weil er fester war und gegen Feinde bessere Vertheidigungsmittel enthielt. Die Schaar ihrer Verfolger brach darauf in die Kirche ein, beraubte sie alsbald ihres Zierathes, stampfte die Crucifixe und andere religiöse Symbole unter ihre Füße, wälzte die Heiligenbilder im Kothe und entweihte die Altäre durch das

*) „Una cosa mui de notar califica los principios desta rebelion, que gente de mediana condicion mostrada á guardar poco secreto nablar juntos, callasen tanto tiempo, i tantos hombres, en tierra donde hai Alcaldes de corte i Inquisidores, cuya profesion es descubrir delitos." — Mendoza, Guerra de Granada, S. 36.

Opfern von Schweinen oder durch eine andere, ihre Verachtung und ihren Haß der christlichen Gottesverehrung anzeigende Handlung*).

Hernach griffen die Moriscos die Thürme an, deren Eingang die Spanier so stark als möglich verbarricadirt hatten. Freilich konnten auch hier die Christen nur geringe Hoffnung, eine Belagerung auszuhalten, haben, denn, mit Ausnahme der in der Eile der Flucht aufgerafften Waffen, besaßen sie keine Vertheidigungsmittel. Leider waren diese Thürme mehr oder weniger von Holz gebaut, an welches die Angreifer eilends Feuer legten und so die bedauernswerthen Darinbefindlichen zwangen, entweder sich zu ergeben, oder in den Flammen unterzugehen. Manchmal wählten sie das letztere, und dann starb die kleine Besatzung von Männern, Frauen und Kindern zusammen auf gemeinschaftlichem Scheiterhaufen. Häufiger jedoch scheuten sie diesen schrecklichen Tod und übergaben sich ihren Feinden auf Gnade und Ungnade, worauf ihnen dann auch solche Gnade erwiesen wurde, daß sie bereueten, daß sie nicht unter den brennenden Sparren geblieben waren.

Die Männer wurden sogleich von den Frauen geschieden, um wie das liebe Vieh unter Schlägen und Flüchen hinter Schloß und Riegel getrieben zu werden. Kein Tag verging, an welchem sie nicht, zur Verlängerung ihrer Leiden je zu dreien oder vieren aus dem abscheulichen Gefängniß hervorgezogen worden wären. Alsdann wurden sie mit auf den Rücken gebundenen Händen und entblößt in einen wüthenden Pöbelhaufen hineingeworfen, der, aus beiden Geschlechtern bestehend und mit Schwertern, Beilen und Knüppeln bewaffnet, seine Opfer bald zu Boden schlug und das blutige Werk vollbrachte.

Um der launenhaften Grausamkeit der Schlächter genugzuthun, mußte die Todesart oft abwechseln. Zu Guecija, wo der Olivenbaum in Menge vorhanden war, gab es ein Augustinerkloster, dessen Mönche in Kesseln siedenden Oeles ermordet wurden**). Manchmal begleiteten

*) Bleda, Cronica de España, S. 680. — „Robaron la iglesia, hicieron pedazos los retablos y imagines, destruyeron todas las cosas sagradas, y no dexaron maldad ni sacralegio que no cometieron.“ Marmol, Rebelion de Granada, Bd. I, S. 275.

**) „Quemaron por voto un convento de Frailes Augustinos, que es

den Tod des Opfers Umstände einer teuflischen Grausamkeit, die nicht einmal durch etwas von unsern nordamerikanischen Wilden Berichtetes übertroffen worden ist. In einem Orte, Namens Pitres de Ferreyra, wurde der Priester des Dorfes vermittelst eines Kloben an einen aus dem Thurme hervorstehenden Balken hinaufgezogen und dann aus einer großen Höhe auf den Boden herabfallen gelassen. Dieser Akt wurde mehrmals in der Gegenwart seiner alten Mutter wiederholt, die schmerzvoll ihren sterbenden Sohn umarmte und ihn anflehte, „in Gott und die gesegnete Jungfrau zu vertrauen, welche ihn durch diese Martern in das ewige Leben einführen wollten." Darauf wurde der zerfleischte, an jedem Gliede gebrochene und verrenkte Körper des armen Opfers den maurischen Frauen, die ihn mit ihren Scheeren, Ziehnadeln und andern weiblichen Geräthschaften schnell vollends tödteten, übergeben*).

In der That scheinen während der ganzen Verfolgung die Frauen einen eben so tollen Durst nach Rache, wie die Männer, besessen zu haben. Sogar die Kinder ermuthigte man, ihre Rolle in dem blutigen Drama zu spielen, so daß mancher erbarmenswürdige Gefangene für die Pfeile der maurischen Knaben als Zielscheibe ausgestellt wurde.

Die Wuth der Barbaren war hauptsächlich gegen die Priester gerichtet, weil diese gegen die dem Moslem liebe Religion so oft Anathemata geschleudert und als ihre geistlichen Vorgesetzten sie oft für Verstöße gegen die von ihnen verabscheute Religion zur Rechenschaft gezogen hatten. Zu Coarba wurde der Priester vor einem Becken glühender Kohlen ausgestreckt, bis seine mit Pech und Oel bestrichenen Füße zu Asche verbrannt waren. Seine beiden Schwestern wurden gezwungen, den Schmerzen des Bruders, die durch die brutale Be-

recogieron a la Torre echandoles por un horado de lo alto azeite hirviendo: sirviendose de la abundancia que Dios les dió en aquella tierra, para ahogar sus Frailes." — Mendoza, Guerra de Granada, S. 60.

*) Marmol, Rebelion de Granada, Bd. I, S. 271. — Ferreras, Histoire d'Espagne, Bd IX, S. 382.

handlung, welche er die Geschwister von seinen Quälern aushalten sah, noch vermehrt wurden, beizuwohnen *).

Gewöhnlich wurde Feuer zur Tortur gebraucht, was möglicherweise eine Wiedervergeltung für ähnliche, den Ungläubigen von der Inquisition angethane Qualen sein sollte. Mitunter schienen die Strafen so zugestutzt zu sein, daß sie eine teuflische Parodie auf die Gebräuche der römisch-katholischen Religion bildeten. In der Stadt Filir mußte der Pastor vor dem Altar seinen Sitz einnehmen, während seine beiden Sakristane zu beiden Seiten saßen. Die Glocke wurde geläutet, als ob die Leute zum Gottesdienst zusammenkommen sollten. Jedem Sakristane gab man ein Verzeichniß mit den Namen der Mitglieder der christlichen Gemeinde, welche sie, um zu sehen, ob Niemand abwesend wäre, wie gewöhnlich vor dem Gottesdienst, ablesen mußten. Sowie jeder Morisco auf seinen Namen antwortete, ging er an dem Priester vorbei und gab ihm einen Schlag mit der Faust oder die Frauen rauften ihn beim Bart und Haupthaar, indem sie den Akt mit einem derben Schimpfworte, das ihren tödtlichen Haß ausdrückte, begleiteten. Nachdem auf diese Weise jeder Morisco die Gelegenheit gehabt hatte, seinen persönlichen Groll an dem früheren Pastor auszulassen, trat der Scharfrichter mit einem Rasirmesser hervor, schand das Gesicht des Geistlichen in der verabscheuten Form eines Kreuzes und ging dann daran, indem er den Anfang bei den Fingern machte, seinem elenden Opfer bedächtig jedes Glied vom Körper loszutrennen **).

Aber es ist unnöthig, den Leser durch eine längere Beschreibung dieser grauenhaften Details zu empören. Wir haben ihm deren schon

*) „Y para darle mayor tormento traxeron alli dos hermanas doncellas que tenia, para que le viesen morir, y en su presencia las vituperaron y maltrataron." — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. I, S. 316.

**) „Llegó un herege á él con una navaja, y le persinó con ella, hendiendole el rostro abaxo, y por través; y luego le despedazó coyuntura por coyuntura, y miembro á miembro." — Ebend. S. 348.

Unter andern von ihnen erfundenen Martern, sagt Mendeza, füllten sie den Pfarrer von Manena mit Pulver und sprengten ihn in die Luft. — Guerra de Granada, S. 60.

genug gegeben, nicht nur, um die Rachſucht des Moriſco zu zeigen, ſondern auch, um Belege zu dem Urtheil zu bieten, daß bloß eine lange grauſame Behandlung und Unterdrückung den Moriſco dazu vermögen konnten, ſeine Rache in ſo ſchrecklicher Weiſe auszulaſſen*). Die Geſammtzahl der binnen einer Woche in dieſen Maſſacres umgekommenen Chriſten beläuft ſich — wenn man den Angaben der caſtiliſchen Schriftſteller Glauben ſchenken darf — auf nicht weniger als dreitauſend**). Wenn man die ſocialen Beziehungen in Betracht zieht, die bis zu einem gewiſſen Grade zwiſchen ſo alten Nachbarn geherrſcht haben mußten, ſo ſollte man denken, daß man in manchen Fällen mit den Duldern Mitleid empfunden, oder daß, um einen Freund oder Genoſſen vom allgemeinen Untergange zu retten, ſich ein ſchützender Arm gezeigt hätte. Allein, das einzige annähernde Beiſpiel einer ſolchen Menſchlichkeit gab ein Moriſco, indem er einen Spanier mit ſeinem Schwerte durchſtach, um ihn auf dieſe Weiſe von einem ihn ſonſt erwartenden langſamen Tode zu retten***).

---

*) Unter allen ſpaniſchen Geſchichtſchreibern offenbart keiner einen ſo unerſättlichen Appetit nach dieſen Schrecklichkeiten, wie Ferreras, der der Aufzählung der von den Moriſcos bei dieſer Verfolgung verübten teufliſchen Grauſamkeiten beinahe funfzig Quartſeiten widmet und im Ganzen zu der chriſtlichen Märtyrergeſchichte einen bedeutenden Beitrag liefert. Indeß bleibt es zweifelhaft, ob die Spanier völlig berechtigt ſind, für alle bei dieſer Verfolgung Umgekommenen die Märtyrerkrone zu beanſpruchen. Diejenigen allerdings verdienen ſie, die ihr Leben hätten durch die Abſchwörung ihres Glaubens erkaufen können; allein, es liegt kein Beweis vor, daß ſich dieſe Gnadenbedingung auf Alle erſtreckte. Wir können überzeugt ſein, daß den Handlungen der Moriſcos noch etwas Anderes, als religiöſer Haß, zu Grunde lag, indem die Moslems als eine unterjochte Raçe glühenden Haß gegen ihre Eroberer und Durſt nach Rache für die vielfältig erduldeten Leiden empfanden.

**) „Murieron en pocos mas de quatro dias, con muertos exquisitas y no imaginados tormentos, mas de tres mil martires.“ — Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 70.

***) „Se adelantó un Moro, que solia ser grande amigo suyo, y haciendose en contradiso con él en el umbral de la puerta, la atravesó una espada por el cuerpo, diciendole: Toma, amigo, que mas vale que te mate yo que [illegible]“ — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. I, S. 277.

Von der ganzen christlichen Bevölkerung kamen nur wenig Männer, die den Moslems in die Hände gefallen waren, mit dem Leben davon. Die Frauen blieben nicht immer verschont. Besonders die mauriſchen Frauenzimmer, die chriſtliche Männer geheirathet, das Chriſtenthum angenommen und es nicht abſchwören wollten, wurden für ihr eigenes Geſchlecht zu Gegenſtänden der Rache. Leider gewährte nicht einmal die unſchuldige, hülfloſe Kindheit vor der Verfolgungswuth Schutz. Die Geſchichtſchreiber erwähnen die Namen verſchiedener Knaben von zwölf und dreizehn Jahren, welche barbariſch gemordet wurden, weil ſie nicht die Religion, in der ſie auferzogen waren, mit derjenigen Mohameds vertauſchen wollten. Konnten ſie wegen ihrer Jugend ihren Glauben auch noch nicht begründen, ſo hatten ſie wenigſtens in der Schule auswendig gelernt, daß die Verleugnung des Glaubens eine große Sünde ſei, und als ſie nun wie Lämmer zur Schlachtbank geführt wurden, ſollen ihre Mütter, welche die Regungen der Natur aus Gehorſam gegen ein höheres Geſetz zum Schweigen brachten, ſie angeſpornt haben, nicht vor der Probe zurückzuſchrecken und nicht um ein Paar Jahre Leben ihre Seelen zu verhandeln*). Ein katholiſcher Geſchichtſchreiber iſt nicht wenig ſtolz darauf, daß unter allen in dieſen fürchterlichen Metzeleien Umgekommenen es nicht ein einziges Individuum irgend eines Alters oder Geſchlechts gab, das ſeine perſönliche Sicherheit durch das Aufgeben ſeiner religiöſen Ueberzeugung zu erkaufen ſich verſucht gefühlt hätte**). Im Gegentheil verwandten ſie die ihnen geſtattete kurze Friſt, ſich einander Muth einzuſprechen und für die Wahrheit ſo ernſtlich Zeugniß abzulegen, daß ſie ſich gleichſam um die Märtyrerkrone zu bewerben ſchienen. Freilich gab es zugeſtandenermaßen unter dieſen Märtyrern manche, deren bisheriges Leben eine nur ſchwache Einſicht von dem Werthe der Religion,

*) Ferreras, Hist. d'Espagne, Bd. IX, S. 617.

**) „Fue gran testimonio de nuestra fé i de compararse con la del tiempo de los Apostoles; que en tanto numero de gente como murió a manos de infieles ninguno huvo que quisiese renegar.“ — Mendoza, Guerra de Granada, S. 61.

für welche sie leben hingegeben zu [illegible] bereit waren*).

Der Hauptsitz für diese Verschwörungen in Granada und Spanien ist dem Aben-Humeya, dem leidenschaftlichen Führer der Granada, dessen Charakter wir kennen gelernt, wie das des wilderen Thores in den Alpujarras gewesen zu sein scheint, zur Last gelegt worden. Um den von Aben-Humeya erhaltenen Auftrag auszuführen, mußte er alle Landstriche besuchen. Wohin er auch kam, da sah er mit Verdruß, wie langsam seine Landsleute mit dem Bekehren vorwärts kamen. Er hob die Gefangenen auf und die dienten Gefangenen vor seinen Augen abschlachten. So feierte er zu Lanjaron die Hochzeit von nicht weniger als zweihundert und vierzig christlichen Leben und Geistlichen**). Seine Reise durch das Land ging wörtlich über die Leichname seiner Opfer.

So grimmig Aben-Humeya auch war, bewies er doch noch einige Funken menschlichen Gefühls, welche bewirkten, daß er über die großartigen Schlächtereien seines Beamten empört war. Er war um so mehr aufgebracht, als er nach Urirar eilte, um das Leben einiger befreundeten Gefangenen zu retten, aber bei seiner Ankunft fand, daß er, weil der Mann des Blutes vor ihm dagewesen, zu spät gekommen war. Bald darauf ließ er seinen Beamten vor sich laden, nicht in der unpolitischen Absicht, ihm seine Grausamkeiten vorzuhalten, sondern um ihn wegen der aus den Kirchen geplünderten Schätze zur Rechenschaft zu ziehen; und weil er mit dem gegebenen Nachweis entweder wirklich unzufrieden war, oder doch so that, setzte er auf der Stelle den Aben-Farar von seinem Amte ab. Der wilde Führer fügte sich ohne zu murren. Er stieg hinab in den Rang der Gemeinen, um

*) „Todos estuvieron tan constantes en la fé, que si bien fueron combidados con grandes riquezas y bienes á que la dejasen, con ninguno se pudo acabar; aunque entre los martyrizados huvo muchas mugeres, niños, y hombres que a havian vivido descompuestamente." — Salazar de Mendoza, Monarquia de España. Bd. II, S. 139.

**) „Murieron este dia en Uxixar docientos y quarenta Christianos clarigos y legos, y entre ellos seis canonigos de aquella iglesia, que es colegial." — Marmol, Rebellion de Granada, Bd. I, S. 297.

nicht wieder auf der Scene zu erscheinen. Er war einer von jenen Unheilstiftern, welche der Strudel der Revolution an die Oberfläche treibt; nachdem sie dort eine Zeit lang geschwommen, verschwinden sie aus den Augen, und die Wogen der Geschichte schließen sich über ihnen auf immer.

Drittes Kapitel.

Die Rebellion der Moriscos.

Der panische Schrecken in Granada. — Truppenmusterung. — Mondejar zieht zu Felde. — Die gefährliche Passage bei Tablate. — Der Rückzug der Moriscos. Das Treffen bei Alfajarali. — Gefährlicher Marsch. — Das Massacre zu Jubiles. — Die befreiten Christen.

1568, 1569.

Da die Leute in Granada mit jedem Tage neue Nachrichten von den in den Alpujarras verübten Gräuelthaten erhielten, füllte sich die ganze Stadt mit Kummer und Schrecken. Während man die Männer in Haufen auf den öffentlichen Plätzen zusammenstehen sehen konnte, liefen die Frauen von Haus zu Haus, um die schreckliche Kunde, die durch Wiedererzählen kaum übertrieben werden konnte, zu berichten. Man drängte sich in die Kirchen, wo der Erzbischof und die Geistlichen, um den Zorn des Himmels von Granada abzuwenden, den ganzen Tag über beteten. Die Plätze, wo sonst Geschäfte verrichtet wurden, standen öde. Die Läden und Buden waren geschlossen*). Weil man sich des neulichen Einbruchs des Aben-Farax erinnerte,

*) „Estavan las casas yermas i tiendas cerradas, suspenso el trado, mudadas las horas de oficios divinos i humanos; atentos los Religiosos i ocupados en oraciones i plegarias, como se suele en tiempo i punto de grandes peligros.“ — Mendoza, Guerra de Granada, S. 54.

Mendoza malt den Schrecken von Granada mit der Feder eines Tacitus.

griff die Besorgniß um sich, daß die Bergbewohner mit einem zweiten Angriffe auf die Hauptstadt umgingen und mit dem Beistande ihrer Landsleute in dem Albaicin bald die Straßen mit dem Blute der Christen zu überschwemmen gedächten. Von diesen Befürchtungen veranlaßt suchten Einige eine Zuflucht in der Festung der Alhambra; Andere dagegen flohen auf das Land. Viele wachten die langen Nächte über, während die sich Niederlegenden bei dem geringsten Geräusche aus ihrem Schlummer auffuhren, indem sie das Kriegsgeschrei der Moslems zu hören und den Feind vor den Thoren glaubten.

Noch war die Besorgniß, welche die Moriscos empfanden, geringer, als die der Christen, obschon sie gegründeter war: — denn die Moriscos waren der schwächere Theil in der Stadt. Sie kannten die von den Christen gehegten Befürchtungen und wußten, daß die Menschen, sobald sie sich nur von ihrer Furcht befreien können, sich nicht eben lange wegen der anzuwendenden Mittel zu bedenken pflegen. Bei Tage wagten sie sich nicht auf die Straße, und des Nachts verrammelten sie, wie bei einer Belagerung, ihre Hausthüren*). Sie sahen sehr gut ein, daß eine einzige unkluge Handlung von ihrer Seite, oder selbst der geringfügigste Zufall die Spanier über sie bringen und zu einer allgemeinen Schlächterei führen konnte. Sie glichen dem Reisenden, der über seinem Haupte die bewegliche Lawine sieht, die der geringste Stoß der Elemente oder seine eigenen unvorsichtigen Bewegungen aus ihrer schlüpfrigen Grundlage losmachen und verderbenstiftend auf sein Haupt herabbringen kann. Auf diese Weise waren die von zwei verschiedenen Raçen abstammenden Einwohner einer und derselben Stadt gleichsam in zwei feindliche Heerlager getheilt, betrachteten einander mit aufmerksamen, verdächtigen Blicken, und waren jeden Augenblick auf einen tödtlichen Conflict gefaßt.

Bei diesem Stande der Dinge suchten die Moriscos die Besorgnisse der Spanier zu beschwichtigen, waren verschwenderisch mit ihren Ergebenheits-Erklärungen und mit Versicherungen, daß sie mit ihren

*) Circourt, Hist. des Arabes d'Espagna, Bd. II, S. 322.

Landsleuten in den Alpujarras weder ein Einverständniß noch Sympathie hätten. Um unter den Christen ein stärkeres Vertrauen zu erwecken, vertheilte die Regierung freigeberisch Waffen unter sie, damit sie so viel als möglich selbst für ihre Sicherheit Sorge tragen konnten. Die Einwohner theilten sich in Compagnien ein. Schnell verwandelte sich der Bürger in einen Soldaten, und an einen jeden Mann, welchem Geschäft oder welcher Profession er auch angehören mochte, an den Arbeiter, den Kaufmann, den Rechtsgelehrten, kam die Reihe im Militärdienste. Selbst wenn die Advocaten in die Gerichte gingen, waren sie mit ihren Waffen versehen*).

Vor Allem aber trug die Regierung zur Wiederbelebung des öffentlichen Vertrauens bei, indem sie die Besatzung in der Alhambra mit fünfhundert frischen, regelmäßigen Truppen verstärkte. Als nun der Marquis von Mondejar sah, daß durch diese verschiedenen Maßregeln in der Hauptstadt die Ruhe wieder hergestellt war, beschäftigte er sich ausschließlich mit der in die Alpujarras vorzunehmenden Expedition, wodurch er die Empörung im Keime ersticken und die unglücklichen Gefangenen befreien wollte, deren Geschick ihren Freunden und Verwandten in Granada die lebhaftesten Besorgnisse erregte. Demnach richtete er an die großen Herren und Städte Andalusiens die Aufforderung, daß sie ihm unverzüglich zur Führung des Krieges ihre Contingente zustellen sollten. In dieser Gegend herrschte noch das Feudalprinzip, wonach die einzelnen Städte für ihre Besitzungen Kriegsdienste leisten und, wenn dazu aufgefordert, eine gewisse Anzahl Truppen ins Feld stellen mußten. Sie hatten diese die ersten drei Monate hindurch auf ihre eigenen, und die nächsten sechs Monate zu getheilten Kosten mit der Regierung zu unterhalten**). In früheren

*) „En un punto se mudaron todos los oficios y tratos en soldadesca, tanto que los relatores, secretarios, letrados, procuradores de la Audiencia entraban con espadas en los estrados, y non dexaban de parescer muy bien en aquella coyuntura.“ — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. I, S. 358.

**) „Servian tres meses pagados por sus pueblos enteramente, i seis meses adelante pagavan los pueblos la mitad, i otra mitad el Rei. — Mendoza, Guerra de Granada, Bd. I, S. 53.

Tagen, wo kaum eine Jahreszeit verfloß, ohne daß es einen Strauß mit den Moslems gab, war dies System ganz am Platze. Allein, da nach dem Falle von Granada eine lange Pause der Unthätigkeit eingetreten war, hatte der selten ins Feld gerufene Bürger alle wesentlichen Erfordernisse des Soldaten eingebüßt. Seine gewöhnliche Dienstzeit war zu kurz, um ihn die nöthige Uebung und Disciplin beizubringen. Weit entfernt, einen Feldzug mit dem patriotischen oder ritterlichen Gefühl, welches dem Kriegerstande Würde verleiht, zu beginnen, brachte er den Söldnergeist eines Krämers mit, der bloß für seinen eignen Gewinn besorgt und, sobald er sich durch ein glückliches Treffen oder die Plünderung einer unglücklichen Stadt bereichert hat, darauf bedacht ist, nach Hause zurückzukehren und andern eben so Ungeübten und Subordinationslosen, wie er selber war, Platz zu machen*).

Obschon aber diese Bürgermiliz von einem taktischen Gesichtspunkte aus sehr mangelhaft war, waren ihre Leute doch gut mit Waffen und Equipage versorgt, und als der bunte Truppenhaufe über die Vega zog, nahmen sich die hellen Uniformen und blanken, in der Sonne glänzenden Waffen nebst den stolz fliegenden alten Stadtbannern, die über manches Schlachtfeld gegen die Ungläubigen gezogen waren, recht gut aus**).

Doch Nichts übertraf den kriegerischen Anblick und Glanz der Ritterschaft des Landes, der Adeligen und Cavaliere, die mit ihren Vasallen und Haushaltstruppen bei der gegenwärtigen Gelegenheit mit eben so großer Freudigkeit ins Feld gerückt waren, wie einst ihre Väter bewiesen hatten, wenn der Ruf erschallte, daß der Feind die

*) Mendoza hat mit wenigen kräftigen Strichen den rohen habgierigen Charakter der andalusischen Soldaten in kühnem Relief gezeichnet oder besser eingegraben: — „Mal pagoda i por esto no bien disciplinada; mantenida del robo, i a trueco de alcanzar o conservar este mucha libertad, poca verguenza, i menos honra.“ — Mendoza, Guerra de Granada, S. 103.

**) „Toda gente lucida y bien arreada á punto de guerra, que cierto representaban la pompa y nobleza de sus cindades.“ — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. I, S. 396.

Gränzen überschritten habe*). Sie standen der Miliz der Städte bedeutend an Zahl nach. Aber dies Nachstehen an Zahl wurde mehr denn aufgewogen durch die Trefflichkeit ihrer Disciplin, durch ihre vollkommenen Bewegungen und durch das ritterliche Gefühl, welches bewirkte, daß sie bloß nach Ruhm verlangten und alle Söldnergedanken bei Seite setzten. Eine solche Gesinnung offenbarte Louis Peer de Castillejo, der alte Regidor von Cordova. Als ihm nämlich ein unabhängiges Kommando nebst dazu gehörigem Gehalte angeboten wurde, gab er stolz zur Antwort: „Ich brauche weder Rang, noch Zahlung. Ich, meine Söhne, meine Verwandten, mein ganzes Haus werden immer bereit gefunden werden, unserm Gott und unserm König zu dienen. Das ist der Titel, kraft dessen wir unsere Erbgüter und unser Adelspatent besitzen.“**).

Da Mondejar solche loyale und hochgesinnte Kavaliere zur Stütze hatte, konnte er nicht an dem Glücke seiner Waffen zweifeln. Indeß hatte er schon eine Niederlage erlitten, denn er erhielt die Nachricht, daß seine Avantgarde, die zur Besetzung eines in die Berge führenden starken Passes ausgeschickt worden, aus ihrer Stellung vertrieben wäre und Etwas, das einer Schlappe ähnelte, davon getragen hätte. Dieselbe würde noch entschiedener gewesen sein, hätten sich nicht acht muthige Geistliche — vier Franziskaner und vier von der Gesellschaft Jesu — ins Mittel gelegt. Als diese die Truppen zurückweichen sahen, stürzten sie sich ins dickste Gefecht und machten durch ihr Beispiel, daß die beschämten Soldaten einen kräftigeren Widerstand leisteten. Der jetzige Krieg nahm die Gestalt eines Religionskrieges

---

*) „Muchos capitanos fuertes,
muchos lucidos soldados,
ricos banderas tendidas,
y su estandarte dorado.“
Hita, Guerras de Granada, Bd. II, S. 61.

**) Circourt, Hist. des Arabes d'Espagne, Bd. II, S. 326.

Sevilla allein stellte zweitausend Mann Truppen mit einem der erlauchtesten Kavaliere der Stadt als Befehlshaber. Sie kamen jedoch erst in einer spätern Zeit des Krieges an. — Siehe Zuñiga, Annales de Sevilla, Madrid 1677, Fol., S. 533.

an: daher mancher tapfere Geistliche, bewaffnet mit Schwert und Crucifix, daran, als an einem Kreuzzuge, Theil nahm.

Der General-Kapitän beeilte sich mit seinen Rüstungen und, ohne weitere Verstärkungen abzuwarten, marschirte er aus Granada am zweiten Januar 1569 an der Spitze eines kleinen Häufleins, das, Alles in Allem gerechnet, nicht über zweitausend Mann Infanterie und vierhundert Mann Kavallerie zählte. Rasch stießen zu ihm die Aufgebote der benachbarten Städte Jaen, Loja, Alhama, Antequera und anderer Orte, so daß sich binnen wenigen Tagen sein kleines Heer verdoppelt hatte. Die Hauptstadt ließ er in den Händen seines Sohnes, des Grafen von Tendilla: eines Mannes, der weniger Umsicht, als sein Vater, einen finsterern, heftigerern Charakter und wenig Sympathie für die Mauren besaß. Auf seinen Befehl mußte die Bauernschaft der Vega die Armee täglich mit zwanzigtausend Pfund Brot versorgen*). Die frisch in der Stadt stationirten Truppen, sowie diejenigen, welche bloß dahin kamen, als zu einem Rendezvous auf ihrem Wege in die Sierra, wurden alle bei den Einwohnern des Albaicin, wo sie sich häufig die gewöhnlichen militärischen Zügellosigkeiten erlaubten, einquartiert. Die Moriscos besaßen noch viele Ueberreste jener eifersüchtigen Empfindsamkeit, welche die Morgenländer dazu treibt, ihre Weiber und Töchter den Blicken des Fremden zu entziehen. Es war jedoch vergebens, daß sie ihre Beschwerden bei dem Gouverneur in der ehrfurchtsvollsten und flehendsten Weise vorbrachten. Der hochmüthige Spanier antwortete ihnen bloß mit einem finstern Verweise, so daß die Moriscos zu spät bereuten, daß sie die ihnen von Aben-Farar gebotene Gelegenheit zur Wiedererlangung ihrer Unabhängigkeit nicht benutzt hatten**).

---

*) „Repartió los lugares de la vega en siete partidos, y mandóles, que cada uno tuviese cuidado de llevar diez mil panes amasados de á dos libras al campo el dia que le tocase de la semana.“ — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. I, S. 464.

**) „Pasó este negocio tan adelante, que muchos Moriscos afrentados y gastados se arrepintieron por no haber tomado las armas quando Abenfarax los llamaba.“ — Ebend. S. 407.

Von Granada aus schlug der General-Kapitän den geradsten Weg längs des westlichen Bogens der Sierra Nevada ein, das heißt längs jenes Gebirges, welches mit seinen frostigen Berggipfeln, die in der Sonne wie silberne Pallisaden glänzen, die Hauptstadt im Süden umzäunt und sie während des Sommers vor den versengenden Winden Afrikas schützt. Von hier stieg er rasch hinab in das schöne Thal Lecrin, das daliegt wie ein bunter Teppich, in den manche wildwachsende Blume gewebt ist, und das sich bis an den Rand der Alpujarras erstreckt. Jetzt indeß herrschte hier die Erstarrung des Winters, so daß die schönen Farben der Landschaft selbst in dieser begünstigten, mit zahlreichen Quellen und eilenden Bächen getränkten Gegend, verblichen waren und nur noch einen düstern Anstrich darboten, der mehr zu den Scenen, welche die Spanier zu sehen im Begriff standen, paßte.

Nachdem Mondejar, um seine Truppen sich erholen zu lassen, eine Nacht in Padul gehalten hatte, drängte er nach Durcal vorwärts. Er erreichte diesen Ort gerade noch zeitig genug, um seine Avantgarde von einer beschämenderen Niederlage zu retten, als sie schon erlitten hatte; denn der Feind, der sie auf allen Seiten hart bedrängte, war im Besitz der Hauptwege nach der Stadt. Derselbe machte jedoch bei der Annäherung der Hauptmacht der Spanier einen schleunigen Rückzug und postirte sich in einer starken Stellung am Paß von Tablate. Dieser Platz war geschützt durch eine barranca oder Schlucht, die zwar nicht, was ihre Weite anbetraf, schrecklich war; allein ihre Felsenwände liefen senkrecht hinab in eine Tiefe, die den in den fürchterlichen Abgrund hinunterblickenden Reisenden schwindeln machte. Da sich diese Kluft acht Stunden weit in die Länge erstreckte, so diente sie wie ein von der Hand der Natur gegrabener Wall und gewährte dem schönen Thal Schutz gegen die Uebergriffe der wilden Gebirgsstämme.

Ueber diesen Schlund war eine schwache Brücke aus Holz gebaut, die der alleinige Weg aus dieser Gegend nach dem Lande der Alpujarras war. Allein, die Moriscos hatten sie jetzt fast gänzlich zerstört, hatten die Dielen und Bohlen derselben abgetragen und ihre Hauptstützen abgerissen, so daß nicht ein einzelner Mensch, geschweige

denn ein ganzes Heer, über den wackeligen Bau mit Sicherheit zu gehen versuchen konnte*). Wahrscheinlich hatten sie die Brücke nicht völlig zerstört, weil sie sobald als möglich die Verbindung mit ihren Landsleuten im Thale wiederherstellen wollten.

Mittlerweile hatten die Moslems eine das äußerste Ende der Brücke beherrschende Stellung eingenommen, wo sie ruhig das Herankommen der Spanier abwarteten. Ihr Heer, das in den verschiedenen Perioden des Feldzugs bald an Stärke wuchs, bald abnahm, war ein gemischter Haufe, schlecht disciplinirt und noch schlechter bewaffnet. Einige seiner Krieger hatten Feuerwaffen, Andere Armbrüste; noch Andere besaßen bloß Schleudern oder Wurfspieße oder selbst bloß scharfgespitzte Stöcke. Kurz, jederlei Waffen, wenn auch noch so roh, die sie vor den spanischen mit der Vollstreckung des Entwaffnungsgesetzes beauftragten Beamten hatten verbergen können, führten sie. Doch waren sie eine kühne, unabhängige Raçe, eingeschult in ein Leben von Gefahr und Entbehrung, und wenn sie auch den Christen in anderer Beziehung nachstanden, hatten sie doch den einen offenbaren Vortheil voraus, daß sie mit der wilden Gebirgsgegend, in der sie von ihrer Kindheit an aufgebracht worden, genau bekannt waren.

Sowie die Spanier sich der Schlucht näherten, wurden sie von dem auf der gegenüberliegenden Seite aufgestellten Feinde mit einem Hagel von Kugeln, Steinen und Pfeilen begrüßt. Doch richteten die feindlichen Geschosse, weil sie nicht gut gezielt waren, nur geringen Schaden an. Als dagegen die Kolonnen der Christen den Rand der barranca erreicht und sich dort in Reihe und Glied aufgestellt hatten, eröffneten sie auf ihre Widersacher ein viel wirksameres Feuer. Als aber erst die schweren Geschütze, welche Mondejar bei sich führte, aufgepflanzt waren, richteten diese unter dem Feinde eine solche Vernichtung an, daß dieser für gut erachtete, die Brücke aufzugeben und sich hinter einen, ihn vor dem Feuer schützenden Hügel zu postiren.

Jedermann überlegte jetzt, wie man wohl über die Schlucht hinüberkommen könnte, und mancher Blick richtete sich mit wahrem Ent-

*) „Apenas podia por ella un hombre suelto; y aun este poco paso, le tenian descavado y solopado por los cimientos, de manera que si cargase mas de una persona, fuese abaxo.“ — Marmol Rebelion de Granada, S. 409.

setzen auf die gebrechliche Brücke, die, indem sie gleich einem Spinngewebe bei jedem Luftzuge zitterte, über den schrecklichen Abgrund hinüberführte. Keiner getraute sich, den gefahrvollen Weg zu wagen. Endlich erbot sich ein Franziskanermönch, Namens Christoval de Molina, das Wagstück zu unternehmen. Wiederum war es ein Geistlicher, der auf dem Wege der Gefahr Bahn brach. Nachdem er seinen Schild über den Rücken gehangen und sein Gewand fest um sich geschlungen hatte, nahm er in die Linke ein Crucifix, schwang mit der Rechten das Schwert und setzte heldenmüthig seinen Fuß auf die Brücke*). Aller Augen waren jetzt auf ihn geheftet, als er, indem er den Namen Jesus anrief, zwar muthig, aber vorsichtig vorwärts schritt und sich auf dem gebrechlichen Gerüste, das unter dem Gewichte seines Körpers erzitterte, in Stücke zu fallen und ihn hinunter in den Schlund zu stürzen drohte, den Weg ausfuchte. Aber er sollte nicht auf diese Weise sterben. Seine helle Ankunft am andern Ende ward begrüßt mit dem Beifallsrufe der Soldaten, die, wegen ihres Zauderns beschämt, nun vorwärts drängten und seinen Schritten folgten.

Der Erste, welcher sich heranwagte, war eben so glücklich wie sein Vorgänger. Der Zweite aber that einen falschen Tritt oder wurde schwindelig, schlüpfte mit dem Fuße aus, und stürzte Hals über Kopf hinab, wo er auf dem Grunde der Schlucht zerschmettert wurde. Nun folgten die Soldaten einer nach den andern, und zwar erlitten sie weniger Unfälle, als man wegen der gefährlichen Beschaffenheit des Weges hätte erwarten sollen. Während der ganzen Zeit blieben sie vom Feinde unbelästigt, weil derselbe vielleicht durch die unerwartete Kühnheit der Spanier eingeschüchtert wurde und vielleicht nicht innerhalb der Tragweite des tödtlichen Feuers der Artillerie zu kommen Lust trug. Sobald als die Büchsenschützen in genügender Stärke hinübergelangt waren, stellte sich Mondejar an ihre Spitze und führte

*) „Mas un bendito frayle de la orden del serafico padre San Francisco, llamado fray Christoval de Molina, con un crucifixo en la mano izquierda, y la espada desnuda en la derecha, los habitos cogidos en la cinta, y una rodela echada á las espaldas, invocando el poderoso nombre de Jesus, llegó al peligroso paso, y se metió determinadamente por él. — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. I, S. 410.

ſie gegen die Moslems. Dieſe empfingen ihn mit einer lebhaften Salve, die beinahe ſein Untergang geweſen wäre: denn hätte nicht ſein guter Küraß die Kugel einer Büchſe abgewandt, ſo würde ſein Feldzug gleich im Anfange zu Ende gebracht worden ſein. Das Scharmützel dauerte nur kurze Zeit, da die Moriscos, entweder ſchon entmuthigt durch den Erfolg der Angreifenden, oder zufolge des von ihrem Führer vorgezeichneten Operationsplanes, ihre Stellung aufgaben und ſchleunig in das Gebirge aufbrachen. Wie ſchon bemerkt, lag es in der Abſicht Aben-Humeya's, ſeine Feinde in die Engpäſſe der Sierra zu verſtricken, wo, abgeſehen von dem Vortheile, welchen ihm die Kenntniß des Terrain's gewährte, nach ſeinem Dafürhalten die rauhe Bodenbeſchaffenheit ſowohl die Kavallerie, wie Artillerie, von denen er weder die eine, noch die andere beſaß, ausſchließen mußte*).

Nachdem der ſpaniſche Feldherr ſeine vorherige Stellung wieder eingenommen hatte, arbeitete er die Nacht hindurch an der Wiederherſtellung der Brücke, und ſeine Leute verwandten ſolchen Fleiß darauf, daß ſie den nächſten Morgen ſchon von der Reiterei und dem ſchweren Geſchütz mit Sicherheit paſſirt werden konnte. Unterdeſſen erhielt er Nachricht, daß in der benachbarten Stadt Orgiba hundert und achtzig Spanier, die ſich bei dem Ausbruch der Inſurrection in den Kirchthurm geflüchtet hatten, dort noch aushielten und ſehnſüchtig auf die Hülfe ihrer Landsleute warteten. Deshalb drang er ohne Verzug vorwärts, marſchirte wieder durch das zu beiden Seiten von rauhen

*) Ebend. S. 410 ff. — Mendoza, Guerra de Granada, S. 67 und 68. — Herrera, Historia General, Bd. I, S. 736.

Hita hat den kühnen Uebergang über die Brücke bei Tablate gefeiert in einer ſeiner Romanzen oder Balladen, womit er den zweiten Band ſeines Werks reichlich ausgeſpickt hat, und die einen traurigen Gegenſatz zu den Balladen des vorhergehenden Bandes bilden. Die letzteren, welche dem volksthümlichen Minnegeſange eines früheren Zeitalters angehören, beſitzen all den Duft und Wohlgeruch, welcher der einheimiſchen wildwachſenden Blume jenes Bodens eigen iſt. Hingegen beſtehen die Balladen des zweiten Bandes, welche wahrſcheinlich Hita's eigne Erzeugniſſe ſind, aus ärmlichen Nachahmungen des Antiken und liefern den Beleg, daß, wenn ſeine reiche überfließende Proſa ſich zur Poeſie erhebt, ſeine Poeſie noch verwandter mit der Proſa iſt.

Bergen eingezäunte Thal, welches bei weiterem Vorrücken immer steiler wurde und ihm dadurch zeigte, daß er bereits in die Schluchten der Alpujarras gekommen war. Es war ein stürmisches Wetter. Wegen des häufigen Regens und der von den Bergen niederkommenden Sturzbäche waren die Wege noch schlechter als gewöhnlich. Ferner hatten die Spanier viel von den feindlichen Streifzüglern zu leiden, welche die Höhen besetzt hielten, von oben riesige Felsblöcke herabrollten und Geschosse jeder Art auf die Häupter der Eindringenden herabschleuderten. Um sich von dieser Belästigung zu befreien, schickte Mondejar Abtheilungen Reiterei aus — wovon die eine von seinem Sohne Don Antonio de Mendoza befehligt wurde —, damit sie die Rücken der Berge säuberten und die Scharmützler vertrieben. Zugleich schickte er Pioniere vor, die den Boden ebenen und für die Reiterei zugänglich machen sollten. Sein Befehl wurde herrlich vollzogen. Die mit den Pferden wenig bekannten Bergbewohner, welche vor denselben eben so sehr, wie die alten Mexikaner, erschrocken zu sein scheinen, sahen mit so großem Erstaunen das leichtfüßige andalusische Roß die rauhen Seiten der Sierra hinaufklimmen und zwar auf Steigen, welche der Jäger nicht gern betrat, daß sie, ohne den Angriff abzuwarten, schleunig den Boden räumten und auf die Hauptabtheilung ihres Heeres zurückfielen.

Diese Hauptabtheilung stand zu Lanjaron, einem einige Meilen weiter gelegenen Orte, wo die Moriscos eine sanfte, den darunter liegenden Engpaß beherrschende Anhöhe sich ausgesucht hatten, um aus Stein und Erde ein Bruſtwerk aufzuwerfen. Hinter demselben hatten sie sich verschanzt, so daß sie entschlossen zu sein schienen, hier den Spaniern eine Schlacht zu liefern.

Als die letzteren nahe ans feindliche Lager herankamen, begann es dunkel zu werden, weshalb Mondejar, weil er nicht genug mit den Boden bekannt war, den Angriff auf den nächsten Morgen zu verschieben beschloß. Die Nacht trat ein und machte es stockfinster. Doch erleuchteten wohl hundert Wachfeuer, die auf den Bergspitzen flackerten, die Atmosphäre und strahlten einen schwachen Widerschein herab ins düstere Thal. Die ganze Nacht über hörten die Christen die wilden Weisen der maurischen musikalischen Instrumente, in die

sich gellende Kriegsrufe mischten, so daß sie unter Waffen blieben und jeden Augenblick einen Angriff besorgten*). Allein ein nächtlicher Angriff stimmte nicht zu der gewöhnlichen Taktik der Mauren. Auch lag es, so schien es, nicht in ihrem Plane, den Spaniern an diesem Orte überhaupt eine Schlacht anzubieten. Hatten sie überhaupt diese Absicht gehabt, so änderten sie wenigstens dieselbe. Denn beim Tagesanbruch war zum großen Erstaunen der Spanier von den Moriscos keine Spur mehr zu sehen; dieselben hatten ihre Position im Stiche gelassen und sich, wie ihre Raubvögel thaten, in das Innere des Gebirges geflüchtet.

Mondejar war gerade nicht darüber böse, daß er nicht mit einem Treffen zu einer Zeit aufgehalten worden war, wo jeder Augenblick kostbar sein mußte. Er marschirte rasch auf Orgiba los, wo er glücklicherweise noch zeitig genug ankam, um die fast aufs Aeußerste gebrachte Besatzung zu befreien und den belagernden Pöbelhaufen in die Flucht zu schlagen.

Mit schwerem Herzen und aus den Augen brechenden Thränen kamen die armen Eingeschlossenen heraus aus ihrer Veste und umarmten ihre Befreier, die sie vor einem so schrecklichen Tode errettet hatten. Die Furcht vor dem sie erwartenden grausamen Schicksale allein hatte ihre Herzen zu einem so langen, so heldenmüthigen Widerstande gekräftigt. Aber, sie würden vor der Zeit dem Hunger erlegen sein, hätten sie nicht die kluge Vorsicht gebraucht gehabt, in den Thurm mit sich mehrere Moriscokinder zu nehmen, deren Eltern dieselben heimlich mit Speise versahen, welche einen freilich sehr dürftigen Unterhalt für die Besatzung abgab. Als nun die Belagerten herauskamen und sich zeigten, erzählten ihre abgemagerten Gestalten und ausgehungerten Gesichter eine Schmerzensgeschichte, welche die Steine hätte rühren können**).

*) „Estuvo allí aquella noche á vista de los enemigos, que teniendo ocupado el paso con grandes fuegos por aquellos cerros, no hacian sino tocar sus atabalejos, dulzaynas, y xabecas, haciendo algazaras para atemorizar nuestros Cristianos, que con grandisimo recato estuvieron todos con las armas en las manos.“ — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. I, S. 413.

**) Ebend. S. 414. — Herrera, Historia General, Bd. I, S. 737. —

Orgiba eignete sich durch seine Lage zu einem befestigten Platze, um nöthigenfalls den Rückzug des Heeres zu decken und die regelmäßig von Granada zu sendenden Proviant- und Munitionszufuhren zu schützen. Nachdem der General-Kapitän eine kleine Besatzung daselbst zurückgelassen hatte, fuhr er ohne weitern Aufenthalt mit der Verfolgung des Feindes fort.

Aben-Humeya war nach der Poqueira, einer rauhen Gegend der Alpujarras, retirirt. Hier hatte er sich mit einer Armee, die sich auf mehr als das Doppelte seiner frühern Macht belief, am äußersten Ende eines gefährlichen Defilé's, der Paß von Alfajarali genannt, aufgestellt. In seinem Rücken lag die Stadt Bubion, die Hauptstadt des Distriktes, in welche, weil sie für einen sichern Ort gehalten wurde, viele von den reicheren Moriscos ihre Frauen und Schätze gebracht hatten.

Mondejar wurde jetzt durch seine Marschroute mitten in die wildesten Gegenden der Alpujarras geführt, wo die Scenerie einen erhabenen Anblick, sehr verschieden von dem, was er auf den niedrigeren Flächen des Landes angetroffen hatte, darbot. Hier erhob sich ein Berg hinter dem andern, bis ihre bereiften, hoch über den Wolken schwebenden Häupter in die Region des ewigen Schnees hinaufkamen. Die Scene war so düster, wie großartig. Anstatt der weit ausgedehnten Holzungen, welche gewöhnlich die hohen Berge umgürteten und die Nackiheit derselben vor dem Auge verbargen, war hier Nichts weiter zu sehen, als geborstene Felsmassen, so schwarz, als ob ein vulkanisches Feuer sie versehrt hätte, und die in einer Art wilder Confusion über einander lagen, gleich als ob eine erschreckliche Convulsion der Natur die Berge aus ihren Grundvesten gerissen und wieder in das ursprüngliche Chaos zurückgeworfen hätte. Gleichwohl hatte sich die Industrie der Moriscos bemüht, das wilde Aussehen der Landschaft zu mildern, indem sie überall, wo der felsige Boden es gestattete, Terrassen ausgegraben und den Weinstock und andere Pflanzen hineingesetzt hatten, in fröhlich schimmernden Trupps von einer abwech-

---

Bleda, Cronica de España, S. 694. — Mendoza, Guerra de Granada, S. 69 und 70. — Ferreras, Hist. d'Espagne, Bd. X, S. 17.

ſelnden Kultur, die ſich wie eine Guirlande um die knochige, ſchwärzliche Sierra herumwandten.

Im Thale hatte die Armee bisher noch in einer milden Temperatur geathmet; jetzt dagegen veränderte ſich das Klima bedeutend. Der von den eiſigen Seitenwänden der Berge herabfahrende Wind fand den Weg durch den Harniſch der Kavaliere, wie durch die leichte Kleidung der Soldaten, erſtarrte ihre Glieder und ging ihnen gleichſam durch und durch. Man ſtieß auf große Schwierigkeiten, die Kanonen auf die ſteilen Höhen und längs der Straßen und Päſſe zu ziehen, die zwar von dem leichtfüßigen Bergbewohner leicht überſchritten wurden, aber den Bewegungen eines im ſchweren Kriegsaufzuge daherſchreitenden Heeres ſehr hinderlich waren.

Der Marſch ging in vollkommener Ordnung von Statten. Die Büchſenſchützen bildeten die Nachhut, die Kavallerie ritt zu beiden Seiten, während Abtheilungen von der Infanterie, deren Hauptkörper das Centrum einnahm, nach Links und Rechts vorgeſchoben wurden, um auf den höher gelegenen Theilen längs der Route der Armee die Bergbewohner vom Beläſtigen abzuhalten.

Den dreizehnten Januar kam Mondejar in das enge Defilé von Alfajaralt, an deſſen anderem Ende die gemiſchte Menge, welche ſich um die Standarte des Aben-Hnmeya geſchaart hatte, bereits in Schlachtreihe aufgeſtellt war. Ihr rechter Flügel ſtützte ſich auf die ſteile Seitenwand der Sierra, der linke war durch eine tiefe Schlucht gedeckt, und dieſe Poſition wurde noch verſtärkt durch einige Hinterhalte, welche die Beſchaffenheit des Bodens ausnehmend begünſtigte*). In der That ſcheinen Hinterhalt und Ueberfall die regelmäßige Strategie des mauriſchen Kriegers geweſen zu ſein; gelangen ihm dieſe nicht, ſo verlor er den Muth, wie der Löwe, der ja auch, wenn ſein erſter Sprung nach der Beute ein verfehlter war, ſelten einen zweiten verſuchen ſoll.

*) A la mano derecha cubiertos con un sierra, havia emboscados quinientos arcabuceros i vallesteros, demás destro otra emboscada en lo hondo del barranco de mucho mayor numero de gente.“ — Mendoza, Guerra de Granada, Bd. I, S. 71.

Von dieſer wilden Taktik machte der Morisco-Anführer Gebrauch. Sobald als die Spanier hinlänglich in das Defilé hineingekommen waren, ließ er ihnen keine Zeit ſich in Schlachtordnung aufzuſtellen, ſondern gab ſeinen Leuten das Signal, und dieſe ſtürzten hervor aus Höhlen, Dickichten und Schluchten, oder rollten an den Bergwänden herab gleich ihren Winterſtrömen, fielen über die Chriſten her in der Fronte, auf der Flanke und im Rücken und griffen ſie auf jeder Seite an.*) Von dieſem feurigen, plötzlichen Angriffe erſchreckt, retirirte die Nachhut nach dem Centrum, während die Büchſenſchützen in der Vorhut in noch größere Unordnung geriethen. Einige Augenblicke ſchien es, als wenn der Schrecken allgemein würde. Doch die Stimme des Anführers übertönte den Tumult, und durch ſeine ſchnellen, verſtändigen Maßregeln gelang es ihm zum Glück, die Ordnung wieder herzuſtellen und das Vertrauen ſeiner Leute neu zu beleben. Er ſchickte einen Trupp Reiterei unter ſeinem Schwiegerſohne zur Unterſtützung der Nachhut und einen anderen Trupp unter dem Kommando ſeines Sohnes Antonio de Mendoza nach der Fronte ab. Beide vollzogen muthig ihre Befehle. Mendoza, der durch die Schnelligkeit, womit er nach der Fronte galloppirte, ſeinen Begleitern zuvorkam, warf ſich in das dickſte Gewühl und wurde mit einem Steine von ſeinem Pferde herabgeworfen. Der Feind umringte ihn auf der Stelle; nur mit Mühe und Noth und bloß nach hartem Kampfe wurde er von ſeinen Leuten befreit. Sein Freund Don Alonſo Portocarrero, der Sproſſe eines edlen andaluſiſchen Hauſes, deſſen Söhne in Kämpfen gegen die Ungläubigen immer zuvorderſt kämpften, wurde von zwei vergifteten Pfeilen verwundet; denn die Mauren der Alpujarras tauchten ihre Waffen in ein tödtliches Gift, das ſie aus einer im Gebirge wild wachſenden Pflanze deſtillirten.**)

*) „Ellos quando pensaron que nuestra gente iva cansada acometieron por la fronte, por el costado, i por la retaguardia, todo a un tiempo; de manera que quasi una hora se peleó con ellos a todas partes i a las espaldas, no sin igualdad i peligro.“ — Ebend. wie oben.

**) Dieſes Gift wurde aus der in den Alpujarras in Menge wachſenden Aconite oder Sturmhut (Wolfswurz) gewonnen. Seine Wirkung war ſo bösartig, daß wenn, wie uns der Geſchichtſchreiber verſichert, ein Tropfen ſich mit dem aus einer

Jetzt entspann sich ein grimmiger Kampf; denn den Morisco stachelte Haß und die Erinnerung an tausendfältige Beleidigungen. Da er mit den Waffen zum Angriff schlecht versorgt und mit Waffen der Abwehr gar nicht versehen war, setzte er sich der stärksten Hitze des feindlichen Feuers aus und suchte die Reiter aus ihren Sätteln zu reißen, während die Steine und Pfeile, untermischt mit einigen Flintenkugeln, wie Regentropfen auf die wohlgehärteten Rüstungen der andalusischen Ritter fielen. Die letzteren waren jetzt in volle Hitze gerathen, sprengten kühn hinein in das Dickicht der maurischen Menge, traten sie unter die Pferdehufe und hieben sie links und rechts mit ihren scharfen Klingen nieder. Zu gleicher Zeit richteten die Büchsenschützen ein wohlgezieltes Feuer auf die Flanke der Moriscos, die denn auch nach einem tapferen, einstündigen Kampfe, worin sie überall zurückgewiesen wurden, das mit ihren Todten bedeckte Feld eben so hastig räumten, wie sie darauf erschienen waren, und, indem sie im Gebirge verschwanden, alle Verfolgung unmöglich machten. *)

Vom Schlachtfelde marschirte Mondejar schnurstracks gegen Bubion, die Hauptstadt des Districts, die jetzt von den Moriscos völlig unvertheidigt gelassen worden war, obgleich viele ihrer Weiber und Töchter darin waren. Was aber den Mondejar am meisten freute, war die Befreiung von hundert und achtzig Christenfrauen, die, außer sich vor Freude und Dankbarkeit, herbeikamen, um die Kniee ihrer Erlöser zu umklammern. Sie konnten ihren Landsleuten, welche sie von einem Geschick, das schlimmer, als der Tod war, befreit hatten, manche Schreckensgeschichte erzählen; denn es hieß, daß Anstalten getroffen worden waren, die reizendsten von ihnen in die Harems der wilden Berbereifürsten, die mit den Moriscos ein Bündniß geschlossen hatten, zu senden. Die siegreichen Truppen fanden in der Stadt eine reiche Beute an Gold, Silber und Juwelen, sowie an den schönsten

---

Wunde fließenden Blute mischte, der Geist oder Hauch des Giftes im Blute aufwärts stieg und sich so durch den ganzen Körper verbreitete! Quittensaft galt für das beste Gegengift. — Ebend. S. 73 und 74.

*) Ebend. S. 74—74. — Cabrera, Filipe Segundo, S. 554. — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. I, S. 416—418. — Herrera, Historia General, Bd. I, S. 787. — Bleda, Cronica de España, S. 684.

Stoffen, besonders seidenen, wegen deren Verfertigung die Einwohner des Landes berühmt waren. Da der spanische Befehlshaber sich nicht gern mit unnöthigem Gepäck beladen wollte und auch keine Anstalt zum Fortschaffen der umfangreicheren Artikel getroffen hatte, so wurde der größere Theil davon, ganz dem gewöhnlichen Kriegszerstörungsgeiste angemessen, den Flammen übergeben.*) Gern hätten sich die Soldaten die in diesem Platze gefundenen mauriſchen Frauen, weil sie selbige als Kriegsbeute betrachteten, zugeeignet; allein zum großen Aerger seiner Leute legte sich der Marquis ins Mittel und schützte dieselben.

Mondejar erfuhr jetzt, daß Aben-Hameya, nachdem er die Trümmer seines Heeres an sich gezogen, den Weg nach Jubiles eingeschlagen hatte. Das war ein Ort im wildesten Landestheile mit einer sehr starken Festung, wo er seinen Feinden den letzten Widerstand zu leisten gedachte. Mondejar trat den Marsch an, weil er seinen Sieg verfolgen und dem Feinde nicht die Zeit sich zu erholen geben wollte. Noch war er nicht viele Stunden weit vorgerückt, als er Pietres, die Hauptstadt des Districts Ferreiras, erreichte. Dieser Platz hatte einige Wichtigkeit und besaß an den in großen mauriſchen Städten gewöhnlich gefundenen Bequemlichkeiten großen Reichthum, denn die wohlhabenderen Einwohner machten in ihrer Liebe zu kostbaren Kleidern und in reichen Hausverzierungen ihren Brüdern in Granada den Rang streitig.

Den Siegern wurde hier die Freude zu Theil, daß sie hundert und fünfzig Landsmänninnen aus der Gefangenschaft, worin dieselben sich immer, seitdem sie die Massacrirung ihrer Freunde und Verwandten mit angesehen, befunden hatten, befreien konnten. Der Platz wurde der Plünderung preisgegeben, doch wollte der seinen Grundsätzen treue Marquis, trotz des Murrens und sogar der Drohungen seiner Soldaten, nicht erlauben, daß man den dagebliebenen mauriſchen Frauen ein Leides zufügte. Bei dieser Handlungsweise gehorchte er den Vorschriften der gesunden Politik, sowie der Menschlichkeit, die ja zum Glück

*) „Mas la priesa de caminar en siguimiento de los enemigos, i la falta de bagages en que la cargar i gente con que asegurarla, fue causa de quemar la mayor parte, porque ellos no se aprovechasen. — Mendoza, Guerra de Granada, S. 75.

für die Menschheit nie von einander getrennt werden können. Er wünschte nicht den Krieg zum Aeußersten zu treiben, oder eine Race auszurotten, deren Erfindungsgeist und Betriebsamkeit für das Land eine fruchtbare Geldquelle abgaben. Deßhalb wollte er noch den Weg der Versöhnung offen lassen und ließ, während er Feuer und Schwert in das Territorium des Feindes trug, die Aussicht auf Gnade für Diejenigen, welche sich unterwerfen und zu ihrer Unterthanenpflicht zurückkehren wollten, übrig.

Die Heerroute ging durch eine wilde, verlassene Gegend, die wegen ihrer hohen Erhebung selbst um Johannis kühl war, jetzt aber, im Monat Januar, das traurige Aussehen einer Polarwinterlandschaft hatte. Der Schnee, welcher auf den höchsten Bergspitzen nie schmolz, lastete schwer auf ihren breiten Schultern und versperrte, indem er an ihren Seiten hinabstob, den Spaniern den Weg. Einen brauchbaren Durchgang zu finden, war mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft, zumal für den Train schweren Geschützes, das mit unglaublicher Mühe durch die vereinten Kräfte der Soldaten und Pferde fortgezogen werden mußte. Die in den sonnigen Gefilden Andalusiens geborenen und erzogenen Soldaten hatten sich nicht gut vorgesehen für eine durchdringende Kälte, von der sie nie einen Begriff gehabt hatten. Viele erfroren die Hände und Füße. Andere, erstarrt und erschöpft durch übergroße Anstrengung, strolchten im Nachzuge und fielen in die Schneewehen oder verschwanden in den heimtückischen Schluchten und Spalten, die unter dem glänzenden Mantel des Eises sich vor dem Auge versteckten. Den Moriscos erging es noch schlimmer, namentlich den Frauen und Kindern, die, nachdem sie hinter dem retirirenden Heere einhergezogen waren, um der Verfolgung desto besser zu entgehen nach den unzugänglicheren Theilen der Berge hinaufgeklettert waren, wo sie Zuflucht in Höhlen suchten und in großer Anzahl durch Hunger und Kälte umkamen. *)

Mittlerweile war Aben-Humeya durch seine neulich erhaltenen Schlappen so entmuthigt, daß er zu wenig Vertrauen in die Stärke

*) „Los Moros tomaron lo alto de la sierra, y no pararon hasta meterse en la nieve, donde perecieron cantidad de mugeres y de criatura de frio.“ — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. I, S. 437.

seiner gegenwärtigen Position setzte, um daselbst den Sturm der Spanier abzuwarten. Er verließ daher den Platz, nahm seine Frauen und Effecten mit sich und wandte sich in Eilmärschen nach Paterna, seiner Hauptresidenz, welche wegen der unmittelbaren Nähe der Sierra Nevada den Vortheil bot, daß er nöthigenfalls dorthin in ihre wilden, geheimen Zufluchtsörter, wohin ihm Niemand außer Eingeborenen zu folgen Lust haben würde, entfliehen konnte. Er ließ im Schlosse zu Jubiles eine große Anzahl Moriscofrauen, sowie dreihundert Männer, die wegen Alters oder Gebrechlichkeit ihn wahrscheinlich in seinen Bewegungen aufgehalten haben würden, zurück.

Als daher der spanische General nach Jubiles kam, setzte ihm die in der Festung liegende schwache Garnison keinen Widerstand entgegen. Uebrigens enthielt die Festung zur Befriedigung der Habgier der Soldaten eine reiche Beute an Gold, Perlen und kostbaren Steinen.*) Doch legten sie ihre Unzufriedenheit in kühneren Ausdrücken, als gewöhnlich, an den Tag über die Protection, die ihr Befehlshaber den Moriscofrauen, deren es in diesem Platze über zweitausend gab, gewährte. Unter den Frauen fand man auch eine große Anzahl christliche Gefangene, die die wilden Leidenschaften ihrer Landsleute durch ihre kläglichen Schilderungen der von ihnen mit angesehenen Schreckensscenen, des Abschlachtens ihrer Väter, Gatten und Brüder und der über sie selber behufs ihrer Bekehrung zum Islam ergangenen Verfolgungen, erregten. Sie flehten den General-Kapitän an, mit ihren Leiden ein Erbarmen zu haben und ihre Beleidigungen dadurch zu rächen, daß er alle männlichen und weiblichen im Platz gefundenen Mauren über die Klinge springen ließe.**) Wie sehr sie auch sonst gefaßt gewesen sein mögen, lieber das Märtyrerthum auf sich zu nehmen, als ihren Glauben abzuschwören, so kümmerten sie sich doch offenbar wenig um die edelste Vorschrift desselben: die Vorschrift, ihren Feinden zu vergeben. In dieser Beziehung bewies sich Mondejar entschieden als einen

*) „El Marques les dió á saco todo el mueble, en que habia ricas cosas de seda, oro, plata, y aljofar, de que cupo la mejor y mayor parte á los que habian ido delante.“ — Ebend. S. 444.

**) „No tomen, señores, á vida hombre ni muger de aquestos hereges, que taw malos han sido, y tanto mal nos han hecho.“ — Ebend. S. 440.

beſſeren Chriſten; denn, während er mit Rührung ihrer Schmerzensgeſchichte zuhörte und Alles that, um ſie in ihrer Trübſal zu tröſten,*) ſo wollte er doch nicht den ſeinen männlichen oder weiblichen Gefangenen zugeſtandenen Schutz aufgeben, noch ſie der Brutalität ſeiner Soldaten anheimgeben.

Die Nacht hindurch ſorgte er für ihre Sicherheit, indem er ihnen in der Kirche zu bleiben erlaubte. Da dieſe aber nicht über tauſend Perſonen faſſen konnte, ſo wurden die übrig gebliebenen, darunter alle Männer, auf einem offenen Platze in der Nähe der Kirche untergebracht. Die ſpaniſchen Truppen campirten nicht ſehr weit von dieſem Orte.

Während der Nacht verlief ſich einer der Soldaten in das Quartier der Gefangenen und wollte ſich einige Freiheiten mit einer mauriſchen Jungfrau herausnehmen. Zufällig war ihr als Frau verkleideter Liebhaber, der zu ihrem Schutze bei ihr geblieben war, an ihrer Seite. Sein mauriſches Blut gerieth über die Beleidigung in Wallung, und er rächte ſich dadurch, daß er dem Spanier einen Dolchſtich verſetzte. Das Geſchrei des letzteren hatte bald ſeine Kameraden auf die Beine gebracht. Sie ſtürzten auf den Platz und fielen über den jungen Moriſco her, der jetzt das dem widerſtandsunfähigen Verwundeten entriſſene Schwert ſchwang und ſo tapfer um ſich hieb, daß er noch verſchiedene Andere verwundete. Nun ſchrie man, daß ſich unter den Gefangenen als Frauenzimmer verkleidete Männer befänden. Mehr Soldaten ſtrömten ihren Kameraden zu Hülfe herbei und fielen wüthend über ihre hülfloſen Opfer her. Der Tumult war allgemein. Auf der einen Seite konnte man Geſtöhn und Rufe um Gnade hören, auf der andern rohe Flüche, auf welche tödtliche Streiche folgten, die bewieſen, wie wenig die Gnadenrufe ausgerichtet hatten. Die Herzen der Soldaten waren härter, als der Stahl, womit ſie ſchlugen, denn ſie gedachten der von den Moriscos ihren Landsleuten angethanen Grauſamkeiten. Indem ſie nach Rechts und nach Links hieben, ſchlugen ſie ohne Unterſchied Männer und Frauen, die beide gleich vertheidigungslos

*) „El Marques se enternació de ver aquellas pobres mugeres tan lastimadas, y consolandolas lo mejor que pudo," etc. — Ebend. wie oben.

waren, nieder. In ihrer blinden Wuth verwundeten sie sich sogar unter einander, denn es war nicht leicht, Freund von Feind zu unterscheiden, wegen der Dunkelheit, in der, wie der Chronikschreiber sagt, wenig Licht vorhanden war, ausgenommen solches, welches von den Funken des aufstreichenden Stahles oder von den Blitzen der Feuergewehre kam. *) Umsonst suchten die Offiziere ihre Leute von der Schlächterei zurückzurufen. Denn das heiße Blut des Andalusiers war in voller Wallung, und eben so leicht hätte man die Explosion einer Mine, deren Lauffeuer schon angezündet ist, aufhalten können, als seiner Wuth Einhalt thun. Erst als das Licht des jungen Tages die Pfützen Blutes auf dem Pflaster und die auf einander gehäuften, daliegenden Leichname der hülflosen Opfer zeigte, war sein Blutdurst gestillt. Eine große Anzahl Frauen und beinahe alle Männer kamen bei dieser Metzelei um. **) Den Gefangenen in der Kirche gelang es, die Thüren zu befestigen und auf diese Weise ihre Feinde, die mehrmals in das Gebäude einzudringen suchten, abzuhalten. Der Marquis von Mondejar, der über das von seinen Leuten begangene unmenschliche Verbrechen und über ihren flagranten Ungehorsam gegen seine Befehle empört war, leitete auf der Stelle eine Untersuchung wegen des Vorgefallenen ein, und die Hinrichtung von drei Hauptschuldigen diente für den andalusischen Soldaten zur heilsamen Warnung, daß es gewisse Gränzen gab, über welche hinaus die Geduld des Befehlshabers auf die Probe zu stellen gefährlich wäre. ***)

Ehe Mondejar Jubiles verließ, entsandte er nach Granada unter einer starken Bedeckung die christlichen Gefangenen, die seit ihrer Be-

*) „Hubo muchos soldados heridos, los mas que se herian unos á otros, entendiendo los que venian de fuera, que los que martillaban con las espadas eran Moros, porque solamente les alumbraba el centellear del acero, y el relampaguear de la polvora de los arcabuces en la tenebrosa escuridad de la noche." — Ebend. S. 445.

**) „De los Moriscos quasi ninguno quedó vivo, de las Moriscas huvo muchas muertas, de los nuestros algunos heridos, que con la escuridad de la noche se hacian daño unos á otros." — Mendoza, Guerra de Granada, S. 77.

***) Ebend. w. o. — Bleda, Cronica de España, S. 685. — Herrera, Historia General, Bd. I, S. 737. — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. I, S. 441. ff. — Cabrera, Filipe Segundo, S. 558.

[illegible] Viele aus ihnen waren Personen, die, an feine Weichlichkeit gewöhnt und zärtlich erzogen, für die Leiden und Entbehrungen jeder Art, denen sie ausgesetzt wurden, übel vorbereitet gewesen waren. *)

Als ihre Freunde und Landsleute sich um sie her sammelten, um ihnen ihre Sympathie zu bezeigen und ihre Unglücksgeschichte zu hören, erstickten die Stimmen der armen Wanderer unter Seufzern und Klagen. Der Kummer wirkte ansteckend, daher begleitete die gramvolle, schwerathmende Menge die Prozession wie einen Leichenzug nach dem Kloster „Unserer lieben Frauen der Siegreichen" im gegenüberliegenden

*) „Habia entre ellas muchas dueñas nobles, apuestas y hermosas doncellas, criadas con mucho regalo, que iban desnudas y descalzas, y tan maltratadas del trabajo, del captiverio y del camino, que no solo quebraban los corazones á los que las conocian, mas aun á quien no las habia visto." — Marmol, Rebelion de Granada. Bd. I, S. 448.

Theile der Stadt, wo mit großer Feierlichkeit Gottesdienst verrichtet und für ihre Befreiung aus der Gefangenschaft Dankgebete dargebracht wurden. Von der Kirche begaben sie sich nach der Alhambra und wurden daselbst von der Marquise von Mondejar, der Frau des General-Kapitäns, die zur Erleichterung der Leiden ihres Looses Alles aufbot, gnädig empfangen. Diejenigen, welche Freunde und Verwandte in der Stadt hatten, fanden in den Häusern derselben ein Unterkommen, während die übrigen der Erzbischof von Granada und die wohlthätigen Leute der Stadt, welche sie mit Kleidern und sonstigen Lebensbedürfnissen versahen, freundlich willkommen hießen.*) Die Geschichten, welche die Flüchtigen von den schrecklichen Scenen, die sie in den Alpujarras mit angesehen, zu erzählen wußten, erweckten in den Spaniern gegen die Moriscos einen noch tiefern Haß: was für die Sicherheit der Einwohner des Albaicin von einer übelen Vorbedeutung war.

Viertes Kapitel.

Die Rebellion der Moriscos.

Die Lage des Aben-Humeya. — Das Schicksal der maurischen Gefangenen. — Die Erstürmung von Guajaras. — Das Entweichen des Aben-Humeya. — Die Operationen des Los Velez. — Die Kabale gegen Mondejar. — Die Zügellosigkeit der Soldaten. — Das Gemetzel in Granada. — Die Wiederanfachung der Insurrection.

Ehe der Marquis von Mondejar Jubiles verließ, erhielt er einen Besuch von siebenzehn, jenen Landestheil bewohnenden Moriscos, welche kamen, um ihre Unterwerfung anzuzeigen und sich zugleich von aller Theilnahme an der Insurrection zu reinigen, sowie um den Schutz

*) „Y volviendo á las casas del Arzobispo, las que tenian parientes las llevaron á sus posadas, y las otras fueron hospedadas con caridad entre la buena gente, y de limosna se les compró de vestir y de calzar.“ — Ebend. wie oben.

des General-Kapitäns zu bitten. Seiner Politik gemäß erfüllte er ihr Gesuch augenblicklich und gab ihnen einen freien Geleitschein, nebst dem Auftrage, daß sie ihren Landsleuten erzählen, was er gethan, und sie womöglich überreden sollten, zu ihrer Unterthanenpflicht zurückzukehren, weil das das einzige Mittel, den über sie sonst schnell hereinbrechenden Ruin abzuwenden, sei. Dieser dem Gefühl der Spanier so widerstrebende Akt der Milde war eine neue Ursache des Aergers für seine Soldaten, welche die den Rebellen zugestandenen günstigen Bedingungen für beinahe nichts Geringeres, als einen Sieg über die Spanier, ansahen.*) Doch wurden die guten Folgen seiner Politik bald ersichtlich, als der Marquis seinen Marsch wieder antrat; denn, sowie seine Nachsicht mehr bekannt wurde, unterwarfen sich eine Menge Moriscos und mehrere Plätze auf seiner Route, die alle um seine Gnade und um Schutz gegen seine Leute flehten.

Unterdessen gewahrte Aben-Humeya, der nebst seinen Frauen und Kriegern zu Paterna lag, mit Grauen, wie schnell sein Gebirgsthron seinen Füßen entschlüpfte. Der Geist des Mistrauens und der Unzufriedenheit kehrte in sein Lager ein. Dasselbe schied sich in zwei Theile: in Solche, welche, da sie längeren Widerstand für unmöglich hielten, sich gern augenblicklich mit dem Feinde abgefunden hätten, und in Solche, die zu einem kühneren Verfahren riethen. Aber die Wortführer der letztern Partei wurden, wenn wir den castilischen Schriftstellern Glauben schenken dürfen, weniger durch patriotische, als vielmehr persönliche Motive geleitet, indem sie meist Männer waren, welche während des Aufstandes eine so hervorragende Rolle gespielt hatten, daß sie nicht in die von den Spaniern zugestandene Amnestie mit eingeschlossen zu werden hoffen konnten. Hierher gehörten namentlich die afrikanischen Abenteurer, die sich vor allen Andern durch grimmige Verfolgung der Christen hervorgethan hatten. Sie waren es, welche gegenwärtig die Entschlüsse des mauriſchen Fürsten bestimmten, indem sie in seinem Geiste gegen einige seiner Anhänger, besonders gegen den

*) „Los soldados no podian llevar á paciencia ver que se tratase de medios con los rebeldes; y quando otro dia se supo que los admitia, fue tan grande la tristeza en el campo, como si hubieran perdido la jornada.“ — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. I, S. 443.

Vater einer seiner Frauen, einen Mann von großem Ansehen unter den Moriscos, Verdacht rege machten. Die Wörter Verdacht und Sterben hatten für Aben-Humeya so ziemlich dieselbe Bedeutung. Er ließ seinen Verwandten vorladen und, als derselbe ins Zimmer eintrat, vor seinen Augen niedermachen.*) Er würde noch einige andere aus der Familie desselben ermordet haben, hätten diese sich nicht seinen Klauen entzogen; auf diese Weise zeigte er, mit wie gutem Recht seine Abstammung von jenen asiatischen Despoten hergeleitet wurde, die sich so wenig aus dem Leben ihrer Verwandten machten, wie aus dem ihnen in den Weg kommenden Ungeziefer.**)

Er stand noch an der Spitze einer zahlreichen Armee, die sich in der That auf sechstausend Mann belief. Die Zahl war aber auch ihre größte Stärke; denn, ohne Disciplin und beinahe ohne Waffen, bestand sie aus so rohem, so wenig sich zusammenfügendem Material daß sie, wie er bereits aus Erfahrung gelernt, niemals von der castilischen Miliz den Kampfandrang aushalten konnte. Ein anderer Grund zur Entmuthigung des maurischen Fürsten waren die Nachrichten, die stündlich wegen des Abfalls seiner Unterthanen einliefen. Die von dem Sieger bewiesene Milde richtete mehr aus, als dessen Waffen: gleichwie der Schnee, der sich bei der rauhen Luft des Winters nur fester an die Bergseiten anschloß, losgeht und wegschmilzt bei der sanften Berührung des Lenzes. Trotzdem daß sich Aben-Humeya unlängst noch so keck geberdet hatte, verlor der unglückliche junge Mann jetzt alles Vertrauen in sein Glück und in seine Anhänger. Indem er in der ärgsten Verlegenheit war, wußte er nicht, wohin er sich wenden sollte. Er besaß nur wenig von der Beständigkeit und dem Muthe des Patrioten, der sein Leben an eine große Sache gesetzt hat. Daher griff er jetzt zu demselben Auswege, um dessentwillen er noch unlängst seinen Schwiegervater mit dem Tode bestraft hatte.

---

*) Ebend. S. 443.

**) Abderrahman, — oder, wie ihn Gayanzos schreibt: Abdu-r-rhaman — der Erste, der Gründer der Dynastie, aus welcher sich Aben-Humeya herleitete, suchte Zuflucht in Spanien vor einer blutigen Verfolgung, in der jedes Mitglied seiner zahlreichen Familie durch den krummen Säbel oder die Bogensehne umgekommen sein soll.

Er sandte an den Marquis von Mondejar eine Botschaft, daß er sich übergeben und, wenn ihm Zeit gelassen würde, sein Volk überreden wolle, ein Gleiches zu thun. Mittlerweile ersuchte er den spanischen Befehlshaber, in seinem Marsche anzuhalten, damit die Collision mit seinen Truppen verhütet würde. Obgleich sich Mondejar hierauf nicht einlassen wollte, rückte er doch langsamer vorwärts, während er mit dem Feinde Unterhandlungen einleitete. Er wurde bereits der Rebellenarmee ansichtig, als er auf das Ersuchen Aben-Humeya's einwilligte, eine Nacht über in dem benachbarten Dorfe Iñiza zu halten, damit man Zeit zu einer persönlichen Zusammenkunft habe. Das machte nöthig, daß die Truppen, wovon einige schon bis in Flintenschußweite nach dem Feinde vorgerückt waren, wieder zurückmarschiren und eine Stellung hinter ihrer gegenwärtigen Position einnehmen mußten. Indem sie diese Bewegung ausführten, kamen sie beinahe in Contact mit einer Abtheilung des maurischen Heeres, und da die Moriscos, nicht wissend, worum es sich eigentlich handelte, die Bewegung als eine feindliche Demonstration ansahen, sandten sie über die Spanier einen Hagel von Pfeilen und anderen Geschossen. Natürlich waren die spanischen Soldaten herzlich gern bereit, mit einer Gewehrsalve zu erwidern. Bald wurde das Fechten allgemein. Aben-Humeya las gerade einen ihm von einem Stabsoffiziere Mondejar's überbrachten Brief, worin der Ort der Zusammenkunft festgesetzt wurde, als er, durch das Feuern aufgeschreckt, mit Entsetzen seine Leute mit dem Feinde im heißen Kampfe begriffen sah. Er setzte voraus, daß er von den Spaniern getäuscht worden sei, warf den Brief auf den Boden, schwang sich in den Sattel und, ohne daß er seine Armee, die über das Schlachtfeld nach allen Richtungen floh, wieder zu vereinigen versucht hätte, schlug er die Straße nach der Sierra Nevada ein mit einem Gefolge von bloß fünf oder sechs Dienern. *) Da er ein behendes Pferd ritt, hatte er schon bald die Defilés des Gebirges erreicht. Indem er jedoch

*) Y como vió que los Christianos iban la sierra iba, y que los suyos huían desvergonzadamente, entendiendo que todo lo que Don Alonso Venegas trataba era engaño, echo las cartas en el suelo, y subiendo á gran priesa en un caballo, dexó su familia atras, y huyo tambien la vuelta de la sierra." — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. I, S. 460.

eifrig verfolgt wurde, hielt er es für sicherer, sich selber als seinem Rosse zu vertrauen, und stieg ab. Damit seine Verfolger das Pferd nicht benutzen könnten, schnitt er ihm die Sehnen durch und verschwand dann in den dunkeln Pfaden der Sierra, wohin ihm zu folgen fruchtlos gewesen wäre.

Die Niederlage seiner Armee war vollständig, so daß, hätte nicht der Marquis von Mondejar seine Leute zurückbeordert und dem Abschlachten Einhalt gethan, die Sieger den Flüchtigen einen unberechenbaren Verlust zugefügt haben würden. Denn der Marquis wünschte die Thür der Versöhnung so weit als möglich offen zu halten. Sein Verfahren, welches von seinen Leuten nicht verstanden wurde und nicht verstanden werden konnte, wurde von denselben als Verrätherei gebrandmarkt. Einigen Trost für diese Täuschung fanden sie in der Plünderung von Paterna, der Residenz des Aben-Humeya, welche mit kostbaren, den Moriscos so werthen Luxussachen, die für die Sieger eine willkommene Beute lieferten, reichlich versorgt war.*)

Unter den maurischen Gefangenen befand sich die Mutter Aben-Humeya's, zwei seiner Schwestern und eine seiner Frauen, denen allen, wie gewöhnlich, Mondejar seinen Schutz verlieh.

Doch war der spanische Befehlshaber verlegen, was er mit den Gefangenen anfangen sollte. Hätte er seine Einwilligung gegeben, so würden seine Soldaten, wie wir sehen, die Frage einfach dadurch gelöst haben, daß sie sich dieselben als Siegesbeute zugeeignet hätten. Viele Leute in einer höheren Stellung, als die Soldaten, hegten mit ihnen die gleiche Ansicht von dem Gegenstande. Die Frage war wichtig genug, um der Regierung vorgelegt zu werden. Philipp brachte sie vor den Staatsrath und befragte, da er sie für eine Gewissensache, welche die Interessen der Religion in sich schloß, ansah, die Königliche Audienz von Granada, über die Deza den Vorsitz führte, um ihre Meinung. Die endliche Entscheidung war so, wie man selbige von Tribunalen, an deren Spitze Inquisitoren standen, erwarten mußte. Es wurde erklärt, daß die Moriscos durch ihren Aufstand verdient

*) Ebend., S. 458 ff. — Ferreras, Hist. d'Espagne, Bd. X, S. 29—31. — Mendoza, Guerra de Granada, S. 80 und 81. — Cabrera, Filipe Segundo, S. 560 und 561. — Herrera, Historia General, Bd. I, S. 737.

hätten, in die Sklaverei verkauft zu werden. Das Merkwürdigste dabei ist der für das Urtheil angeführte Präcedenzfall, daß dieselbe Entscheidung ja schon auf dem Conzil von Toledo in der entlegenen Zeit der Westgothen gefällt worden wäre, wo erklärt wurde, daß gewisse rebellische Juden durch den Akt der Rebellion ihre Freiheit verwirkt hätten.*) Dem Morisco, hieß es, sollte es nicht besser, als dem Juden, ergehen, weil er nicht nur, wie jener, ein Rebell und Ungläubiger, sondern ein Abtrünniger obendrein sei. Diese Entscheidung soll den Philipp sehr befriedigt haben, wiewohl er „mit der frommen Mäßigung, welche einen so gerechten, bedachten Fürsten auszeichnete,"**) die Strenge des Spruchs in dem von ihm publicirten Pragmaticum in so fern milderte, als er Knaben unter zehn und Mädchen unter elf Jahren von der Application desselben ausnahm. Diese letztern sollten der Sorge von verantwortlichen Personen, die ihnen eine christliche Erziehung genießen zu lassen hatten, anvertraut werden. Leider ist zu vermuthen, daß von den mit der Vollstreckung des Gesetzes Beauftragten die guten Absichten, welche die Regierung bei dieser Bestimmung hegte, nicht sehr gewissenhaft in's Werk gesetzt wurden.***)

Während diese Frage noch schwebte, fiel Jubiles den Siegern in die Hände, und da Mondejar nicht das Recht zu haben glaubte, seine weiblichen Gefangenen, von denen durch dieses Ereigniß über tausend in seinen Besitz kamen, in Freiheit zu setzen: so übergab er sie drei angesehenen Moriscos, denen er, wie man sich erinnern wird, Geleitsscheine zugestellt hatte. Sie durften die Frauen ihren Familien wiedergeben, unter der Bedingung, daß sich dieselben, falls es die Regierung verlangte, alle wieder stellten. Freilich hieß das großes Vertrauen in die Redlichkeit der Moriscos setzen, ein Vertrauen, das die Folge rechtfertigte. Denn, als die Frauen zufolge dem Pragmaticum, von der

*) Die angezogene Entscheidung wurde wahrscheinlich im letzten Conzil von Toledo gefaßt — im Jahre 690 der christlichen Ära. — Siehe Mariana, Hist. de España, Bd. I, S. 452.

**) Ich ziehe die Worte Marmol's an: — „Con una moderacion piadosa, de que quiso usar como principe considerado y justo." — Rebelion de Granada, Bd. I, S. 495.

***) Ebend. wie oben.

Regierung beanſprucht wurden, wurden ſie von ihren Familien ausgeliefert — einige Frauen etwa ausgenommen, die in der Zwiſchenzeit verſtorben waren. Der größere Theil von ihnen wurde öffentlich in Granada verſteigert.*)

Der einzige bedeutende Platz, welcher jetzt noch gegen Mondejar aushielt, war das in der Ebene von Salobreña, nach Velez Malaga zu, gelegene Las Guájaras. Es war das ein felſiger, ſteiler Berg, auf deſſen Gipfel die Natur, ohne vieles Zuthun der Menſchenhand, eine Art rohe Feſtung gebaut hatte. Ihn vertheidigte eine wilde Schaar Moriscos, die, indem ſie von den Höhen aus die Ebenen durchſtreiften und verheerende Einfälle machten, das ganze umliegende Land in Schrecken ſetzten. Die Beſchwerden der Einwohner bewogen den Mondejar, am fünften Februar Urirar zu verlaſſen. Mit ſeiner ganzen Armee, die neuerdings durch die Ankunft friſcher Truppen ſehr verſtärkt worden war, marſchirte er eilends auf Guajáras los. Er ſtieß auf einen ſtärkeren Widerſtand, als er erwartet hatte. Bei ſeinem erſten Verſuche, den Platz wegzunehmen, wurde er mit einem ſchweren Verluſte zurückgeſchlagen. Die mauriſche Garniſon ſandte von ihrem hochgelegenen Standpunkte auf die Häupter der Spanier einen wahren Hagel von Geſchoſſen herab und wälzte, was noch ſchlimmer war, große Felſenmaſſen hernieder, die, als ſie durch die Reihen der Caſtilier fuhren, die Infanterie und Kavallerie zu Boden ſtreckten und in ihrer Wirkung dem Kanonenfeuer gleichkamen. Achthundert Spanier blieben todt auf dem Platze, und manches edle Haus Andaluſiens hatte um dieſes unglücklichen Tages willen Trauer anzulegen.

Mondejar, ärgerlich über dieſe Schlappe — die erſte von ihm erlittene Niederlage, — beſchloß, den nächſtfolgenden Tag den Angriff in eigener Perſon zu leiten. Er näherte ſich jetzt dem Feinde mit größerer Vorſicht, als das erſte Mal, und brachte ohne große Einbuße glücklich ſeine Büchſenſchützen auf einen höher liegenden Platz, von wo

*) Ebend., S. 465 und 498.

Mendoza ſagt, ſie ſeien alle überliefert worden: — „etwas zuvor noch nie Dageweſenes, ſei es nun, daß es aus Furcht oder aus Gehorſam entſprang, oder ſei es, daß es eine ſolche Menge Frauen gab, daß ſie nicht viel beſſer, denn Hausgeräthe betrachtet wurden.“ — Guerra de Granada, S. 96.

aus ihr Feuer die Schanzen des Feindes beherrschte und demselben einen schrecklichen Verlust zufügte. Doch hatte sich beim Untergang der Sonne der Platz noch nicht übergeben. Indeß sah El Zamar, sein tapferer Vertheidiger, ein, daß seine kleine Garnison, weil sie ohne Munition und beinahe ohne Waffen war, die Hoffnung eines längeren Widerstandleistens aufgeben mußte. Während der Stille der Nacht räumte er daher den Platz, und die Moriscos, unter denen es sowohl Frauen als Kinder gab, klommen mit der Furchtlosigkeit der Gemse leise den abschüssigen Berg hinab. Sie entkamen, ohne die Aufmerksamkeit der Spanier zu erregen. Sie ließen in der Stadt nur Leute zurück, die wegen zu hohen Alters oder wegen Krankheit nicht den gefährlichen Abhang mit hinunterklimmen konnten.

Als sich am nächsten Tage der spanische Feldherr zur Erneuerung des Sturmes anschickte, war er sehr erstaunt, daß der Feind — mit Ausnahme einiger elenden widerstandsunfähigen Geschöpfe — verschwunden war. Alle schlimmen Leidenschaften Mondejar's waren durch die hartnäckige Vertheidigung des Platzes und durch den erlittenen Verlust wach geworden. In seiner großen Wuth befahl er, daß die ohnmächtige Besatzung über die Klinge springen sollte. Man beachtete keine Bitte um Gnade. Man nahm keine Rücksicht auf Alter und Geschlecht. Sämmtliche Moriscos wurden zusammengehauen in der Gegenwart des Generals, der sogar die zögernden Soldaten angetrieben haben soll, die Schlächterei völlig zu Ende zu führen.*) Dieses seinem früheren Benehmen so entgegengesetzte Verfahren entsprang, wie Einige vermuthet haben, aus dem Unwillen, daß ihm oft zu große Milde gegen die Moriscos vorgeworfen wurde. Man hatte ihn sogar deßhalb bei der Krone angeklagt, und die gegenwärtigen Umstände gaben ihm die Mittel an die Hand, die Anklage vollständig zu widerlegen. Trotzdem muß der Geschichtschreiber bedauern, daß die Ehre

*) „Fue tanta la indignacion del Marques de Mondejar, que, sin perdonar á ninguna edad ni sexo, mandó pasar á cuchillo hombres y mugeres, quantos habia en el fuerte; y en su presencia los hacia matar á los alabarderos de su guardia, que no bastaban los ruegos de los caballeros y capitanes, ni las piadosas lagrimas de las que pedian la miserable vida.“ — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. I, S. 493.

eines tapfern, edelmüthigen Führers auf diese Weise befleckt wurde, während bisher sein Charakter durch die gräulichen Handlungen, welche diesen Krieg kennzeichneten, nicht besudelt worden war.*)

Aber selbst diese Grausamkeit wurde durch diejenige seines Sohnes, des Grafen von Tendilla, noch übertroffen. El Zamar, der tapfere Vertheidiger der Festung, wanderte mit seinem Töchterchen in den Armen über die steilen Klippen des Gebirges. Von Hunger und Anstrengung ermattet ward er zuletzt von seinen Feinden eingeholt und als Gefangener nach Granada geschickt, wo ihm der grimmige Tendilla das Fleisch mit glühenden Kneipzangen von den Knochen reißen und seinen zerfleischten, noch zuckenden Leichnam viertheilen ließ. Das Verbrechen El Zamar's bestand darin, daß er zu tapfer für die Unabhängigkeit seiner Nation gefochten hatte.

Nachdem Mondejar die Mauern von Guájaras geschleift hatte, kehrte er mit seinen blutbefleckten Lorbeeren nach seinem Hauptquartier Orgiba zurück. Der Thurm und die Stadt waren vor seiner Ankunft gefallen. Auf allen Seiten hatten sich seine Waffen siegreich erwiesen. Aber Eins fehlte noch: — die Gefangennahme Aben-Humeya's, des „kleinen Königs" der Alpujarras. So lange dieser noch am Leben war, konnte die jetzt erstickte Insurrection jederzeit wieder angefacht werden. Es war bekannt, daß er sich in die Wildniß der Sierra Nevada geflüchtet hatte, und er zog daselbst, wie der General-Kapitän schrieb, mit nur ein paar Leuten von dem einen Felsen zum andern.**)

---

*) Ebend. S. 482 ff. — Mendoza, Guerra de Granada, S. 85—95. — Ferreras, Hist. d'Espagne, Bd. X, S. 32—36. — Bleda, Cronica de España, S. 688 ff. — Herrera, Historia General, B. I, S. 738. — Cabrera, Filipe Segundo, S. 569.

Sowohl für Geschichtschreiber, wie für Sänger ist der Sturm von Guájarras ein Lieblingsthema gewesen. Unter den letzteren befindet sich Hita, der nicht verfehlt hat, einen Kranz von Versen um das Grab mehr als eines von jenen Kavalieren zu winden, die in dem blutigen Kampfe fielen, und um deren Tod, wie er uns erzählt, „alle edlen Damen von Sevilla Trauer anlegten." — Guerras de Granada, Bd. II, S. 112—118.

**) „Que no habia osado parar en la Alpuxarra, y con solos cincuenta ó sesenta hombres, que le seguian, andaba huyendo de peña en peña." — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. I, S. 464.

Mondejar ſchickte zwei Abtheilungen Soldaten in die Sierra, mit dem Befehle, ihn auszuſpüren und ihn womöglich zu ergreifen.

Der Befehlshaber der einen von dieſen beiden Abtheilungen, Namens Maldonado, entdeckte, daß Aben-Humeya, nachdem er ſich den Tag über in den unzugänglichen Oertern des Gebirges verſteckt gehalten, ſich des Nachts heimlich mit einigen ſeiner Leute nach einem Platze am Saume der Sierra, Namens Mecina, zu begeben pflegte. Dort fand er ein Obdach bei ſeinem Verwandten Aben-Aboo, einem jener Moriscos, die nach dem Siege bei Jubiles, von Mondejar ein freies Geleite erhalten hatten. Als der ſpaniſche Hauptmann dieſe Nachricht empfangen, und ſich nach der Lage des Hauſes erkundigt hatte, marſchirte er mit ſeiner kleinen Schaar, die aus zweihundert Mann beſtand, darauf zu. Er näherte ſich mit der größten Vorſicht. Indem er die Nacht über marſchirte, gelangte er völlig unbemerkt in die Nähe von Aben-Aboo's Wohnung. Da ihn die Dunkelheit bei ſeinem Vorrücken verbarg, war er ſchon nur noch einen Flintenſchuß weit von dem Gebäude entfernt, als in dieſem entſcheidenden Augenblicke alle ſeine Vorſichtsmaßregeln durch die Unvorſichtigkeit eines ſeiner Leute, deſſen Büchſe zufällig losging, vereitelt wurden. Der Schuß, welcher in der Stille der Nacht von den Bergen wiederhallte, erweckte die Einwohner des Hauſes, deren Schlaf demjenigen des ermatteten Seefahrers, deſſen Schiff untergehen will, glich. Einer von ihnen, El Zaguer, der Onkel Aben-Humeya's, (derſelbe, welcher ihm zu ſeiner Krone — der Dornenkrone — behülflich geweſen war), wurde zuerſt munter, eilte an's Fenſter, ſprang aus einer bedeutenden Höhe hinab und ſuchte das Gebirge auf.

Sein in einem andern Theile des Gebäudes ſchlafender Neffe war nicht ſo glücklich. Als er an's Fenſter kam, ſah er mit Entſetzen, daß der Boden vorn heraus von einer Abtheilung caſtiliſcher Truppen beſetzt gehalten wurde. Indem er an ein anderes Fenſter ſprang, machte er ganz die nämliche Entdeckung; ſeine Feinde umzingelten das ganze Haus. Ganz verdutzt und in peinlicher Verlegenheit wußte er nicht, was er thun ſollte. Indem er ſich auf dieſe Weiſe in der Falle befand und unmöglich mit ſeinen Feinden unterhandeln konnte, wußte er recht wohl, daß er von ihnen ſo wenig Erbarmen erwarten konnte,

wie der Wolf, den die Jäger in seinem Lager erwischt haben. Unterdessen donnerten die Spanier an die Thür des Gebäudes und begehrten Einlaß. Glücklicherweise war das Haus gut verschlossen. Da gerieth Aben-Humeya auf einen Einfall, den er auf der Stelle ausführte. Er eilte die Treppe hinab, stellte sich hinter die Thür und zog sachte die Riegel auf. Das hierdurch verursachte Geräusch wurde übertäubt durch das Getöse der Anstürmenden, die, als sich die Thür öffnete, voraussetzten, daß sie dieselbe aufgesprengt hätten. Sie strömten ins Haus hinein und vertheilten sich über alle Theile desselben, um den Flüchtigen aufzusuchen. Der hinter der Thür verborgene Aben-Humeya entging ihrer Aufmerksamkeit. Als seine Feinde verschwunden waren, schlüpfte er hinaus in die Dunkelheit und fand — geborgen unter seinem treuen Mantel — glücklich den Weg ins Gebirge.

Es war vergebens, daß die über das Entschlüpfen ihrer Beute wüthenden Spanier den Aben-Aboo über die Verstecke seines Vetters und seines Onkels El Zaguer in der Sierra auseraminirten. Die peinlichsten Martern vermochten nicht, seine Standhaftigkeit wankend zu machen. „Ihr könnt mich umbringen," sagte der tapfere Morisco, „aber meine Freunde werden am Leben bleiben." Die Soldaten ließen ihn für todt liegen und kehrten nach dem Lager zurück, wohin sie eine Menge seiner Freunde als Gefangene mitnahmen. Es gab jedoch unter ihnen nicht einen einzigen, der nicht früher ein freies Geleite erhalten gehabt hätte. Sie wurden daher alle von dem Marquis in Freiheit gesetzt. Er bewies hierdurch eine gewissenhafte Erfüllung seiner Zusicherungen, worin er leider, wie wir später sehen werden, von seinen Soldaten nicht sehr nachgeahmt wurde. Der als todt auf dem Platze gelassene heldenmüthige Aben-Aboo starb indessen nicht, sondern blieb am Leben, stellte sich bei einer neuen Insurrection an die Spitze und rächte sich hinlänglich an seinen Feinden*).

*) Der castilische Geschichtschreiber kann nicht umhin, diesem tapfern Morisco — in freilich etwas derben Ausdrücken — seine Bewunderung zu zollen: — „Este barbaro," wie er ihn nennt, „hijo de aspereza y frialdad indomable, y menospreciador de la muerte." — (Marmol, Rebelion de Granada, Bd. I, S. 503.) — Die Geschichte von dem Entkommen des Aben-Humeya findet sich auch, und

Während hier die Waffen des Marquis von Mondejar also mit Glück kämpften, wüthete der Krieg noch grimmiger am östlichen Abhange der Alpujarras, wo ein kriegerischer Schlag Bergbewohner Almeria und die anliegenden Plätze zu überfallen drohte und die Einwohner fortwährend in Besorgniß erhielt. Die letztern wandten sich an die Regierung in Granada und baten um wirksame Maßregeln zu ihrer Befreiung. Die Folge war, daß der Präsident Deza den Marquis Los Velez, welcher von der anstoßenden Provinz Murcia der Adelantado war, ersuchte, eine Truppenmacht zu mustern und für die Vertheidigung der Gränze zu sorgen. Dieser Schritt schien den Freunden Mondejar's eine Beleidigung des letztern zu sein, weil eigentlich seine militärische Gewalt sich über die von den Moriscos bedrohte Gegend erstreckte. Die Sache war um so ärgerlicher, als das dem Commando vorgesetzte Individuum ein Rival war, zwischen dessen Hause und dem des Mondejar eine alte Fehde herrschte. Der König sanctionirte indeß die Anordnung, indem er vielleicht glaubte, daß Mondejar keine hinreichende Streitkraft besitze, um die ganze Gegend der Alpujarras zu schützen. Mag dem aber sein, wie ihm wolle, so brachte hierdurch Philipp zwei Befehlshaber von gleicher Autorität auf das Kriegstheater, Männer, deren Charaktere und gewöhnliche Handlungsweise einander so entgegengesetzt waren, daß sich von ihnen wenig Harmonie erwarten ließ.

Don Luis Fajardo, Marquis von Los Velez, war ein adeliger Herr in etwas vorgerückten Jahren, deren größeren Theil er mit aktivem Militärdienst ausgefüllt hatte. Er hatte die Kriegswissenschaft unter dem großen Kaiser studirt und den Ruf eines prompten, entschlossenen Soldaten sich erworben. Er war kühn im Gefecht, stolz, ja übermüthig in seinem Betragen, und besaß einen unbeugsamen Willen, den weder Freund noch Feind wankend machen konnten. Durch den strengen Lagerdienst war die Rauhheit seines Wesens nicht gemildert worden, und, wie sein Verfahren auf der gegenwärtigen Expedition zeigte, er war nicht mit den Humanitätsrücksichten, die

zwar mit nur geringer Abweichung, im Cabrera (Filipe Segundo, S. 573) und Ferreras (Hist. d'Espagne, Bd. X, S. 39 und 40).

ſo oft das Schwert Mondejar's von den Vertheidigungsloſen und Schwachen ablenkten, geplagt. Die Moriscos, welche ſeinen Charakter durchſchauten, verabſcheuten ihn: was ſie durch den ihm gegebenen Spitznamen: „Der eiſenköpfige Teufel," bewieſen*).

Als der Marquis die Aufforderung Deza's erhielt, ſammelte er ohne Verzug ſeine Verwandten und ſeine zahlreichen Vaſallen um ſich her, und dieſe zeigten durch die Freudigkeit, mit welcher ſie kamen, wie gern ſie der Aufforderung zu einem feindlichen Einfalle über die Gränze Folge leiſteten. Seine eigene Familie war ein kriegeriſches Geſchlecht, das von der Wiege an unter dem Getöſe der Waffen aufgebracht worden war. Auf ſeiner gegenwärtigen Expedition war er von drei Söhnen begleitet, wovon dem jüngſten, einem dreizehnjährigen Knaben, die ſtolze Auszeichnung zu Theil wurde, daß er ſeines Vaters Banner tragen durfte**). Durch die ſchnellgelieferten Truppenaufgebote ſtützte ſich Los Velez jetzt auf eine ſtärkere Kriegsmacht, als Mondejar. An der Spitze dieſer tapfern, aber ſchlecht disciplinirten Schlachtreihe zog er hinein in die düſtern Schlünde des Gebirges, in der Abſicht, den Feind auf der Stelle zu einer Schlacht zu nöthigen.

Unſer Raum erlaubt uns nicht, die ausführliche Beſchreibung von einem Feldzuge zu geben, der in ſeinen allgemeinen Umriſſen dem bereits beſchriebenen auf ein Haar gleicht. Der Kampf war wirklich zu ungleich, als daß er bei der Mehrzahl der Leſer ein großes Intereſſe erwecken könnte, während vom militäriſchen Standpunkte aus die Details, wegen der gänzlichen Unwiſſenheit der Moriscos in der Kriegskunſt, von noch geringerer Bedeutung ſind.

---

*) „Quando entendieron que peleaban contra el campo del Marques de los Velez, á quien los Moros de aquella tierra solian llamar Ibiliz Arraez el Hadid que quiere decir, *diabolo cabezu de hierro*, perdieron esperanza de vitoria." — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. I, S. 451.

Der aus Murcia gebürtige Hita, der mit dem Los Velez zu Felde zog, gibt eine fleißig ausgearbeitete Beſchreibung dieſes kräftigen Führers. Er preiſt ihn als einen der tapferſten Befehlshaber von der Welt, der durch ſeine Thaten dem Cid, dem Bernardo del Carpio oder jedem andern hochberühmten ſpaniſchen Helden den Rang ſtreitig machte. — Guerras de Granada, Bd. II, S. 68 ff.

**) Circourt, Hist. des Arabes d'Espagne, Bd. II, S. 346.

Das Geschick des Feldzugs wurde durch drei Schlachten entschieden, die nach einander bei Plätzen, die alle am östlichen Gebirgszuge lagen, bei Huécija, Filir und Ohanez, vorfielen. Die blutigste war diejenige bei Filir. Die maurische Armee zog eine große Menge Nachzügler in ihrem Schweife; von ihnen blieben sechstausend — darunter viele Frauen*) — todt auf dem Schlachtfelde, außerdem sollen die Spanier zweitausend Kinder abgeschlachtet haben**). Einige suchten Zuflucht in Höhlen und im Dickicht, wurden aber bald aus ihren Verstecken hervorgezogen und kaltblütig von den Soldaten abgeschlachtet. Andere stürzten sich, um dem Tode von Feindeshand zu entgehen, Hals über Kopf in die Abgründe und kamen auf diese Weise elendiglich um; manchmal hielten die so Umkommenden beim Herabstürzen ihre Kinder in den Armen. „Die von den Truppen verübten Grausamkeiten," sagt Einer, der sich bei der Armee befand und die Thaten derselben aufzeichnete, „waren derartig, daß die Feder sich sie zu berichten sträubt"***). „Ich selber," fügt er hinzu, „sah den mit Wunden bedeckten Leichnam einer maurischen Frau auf dem Boden liegen und ihre sechs todten Kinder rund um sie her. Es war ihr gelungen, ein siebentes, das noch ein Säugling war, mit ihrem Körper zu schützen, denn obschon die Lanzen ihre Kleider durchbohrt hatten, war das Kind doch wunderbar ohne jede Wunde erhalten." „Es klammerte sich," fährt er fort, „an den Busen seiner todten Mutter an, von welchem es mit Blut vermischte Milch sog. Ich trug es fort und rettete es†)". Zur Ehre der menschlichen Natur berichtet er andere

*) „Mas mugeres que hombres," sagt Mendoza, Guerra de Granada, S. 83.

**) „En menos de dos horas fueron muertas mas de seis mil personas entre hombres y mugeres; y de niños, desde uno hasta diez años, habia mas de dos mil degollados." — Hita, Guerras de Granada, Bd. II, S. 126.

Hoffentlich ist das nur die Uebertreibung des Romanschreibers. Mendoza erwähnt keine Kinder und setzt die Zahl der Gefallenen auf siebenhundert herab. Allein, Hita war mit im Kampfe.

***) „La soldadesca que andaba suelta por el lugar cometió crueldades inauditas, y que la pluma se resiste á transcribir." — Ebend., S. 125.

†) „El niño arrastrando como pudó se llegó á ella, y movido del deseo de mamar, se asió de los pechos de la madre, sacando leche mezclada con la sangre de las heridas." — Ebend., S. 126.

ähnliche Fälle, wo bisweilen aus den steinharten Herzen dieser Plünderer ein Funken menschlichen Gefühles sprang.

Das Schlachtfeld lieferte den Siegern reiche Beute. Sie zogen die Todten aus und plünderten die Leichname der Frauen, an denen sie Halsbänder, Armbänder, goldene und silberne Schmucksachen, sowie köstliches Geschmeide fanden, womit sich die mauriſchen Frauenzimmer zu schmücken beliebten. Mit Beute gesättigt, ergriffen die Soldaten die erste beste Gelegenheit, ihren Fahnen Lebewohl zu sagen und in die Heimath zurückzukehren. Ihre Plätze waren bald wieder ausgefüllt, da die Entfaltung ihres Reichthums die Habgier ihrer Landsleute anspornte, sich freudig um das Banner eines Befehlshabers zu schaaren, der sie sicherlich zu Sieg und Beute führen mußte. Doch vermochte dieser Befehlshaber mit all seiner Strenge Nichts gegen den unter den Truppen herrschenden Insubordinationsgeist auszurichten, denn als er einmal einen Soldaten wegen eines starken Ungehorsams strafen wollte, wurde ihm bedeutet, daß im Lager dreitausend Mann bereit wären, für ihren Kameraden einzustehen und ihn vor Leid zu schützen*).

Zu den wilden Excessen der Soldaten gesellte sich ein wunderbarer Respect für die religiösen Förmlichkeiten, welche den Charakter des gegenwärtigen Krieges versinnbildlichten. Ehe es zum Treffen ging, kniete die ganze Armee betend nieder und flehte feierlich den Schutz des Himmels auf seine Kämpfer herab. Nach der Schlacht von Ohanez, wo die Bergbäche dergestalt mit geronnenem Geblüte angefüllt waren, daß die Spanier mit Mühe ihren Durst löschen konnten, schickten sie sich an, Maria's Reinigung festlich zu begehen**).

*) „Advirtiendo al mismo tiempo que hay tres mil hombres paisanos suyos puestos sobre las armas, y decididos á perder la vida por salvarle.“ — Ebend., S. 132.

**) Hita hat der wilden Flucht von Ohanez eine seiner feurigsten Romanzen gewidmet. Die erste Stanze wird den Ton derselben zeigen:

„Las tremolentas banderas
del grande Fajardo parten
para las Nevadas Sierras,
y van camino de Ohanes.
Ay de Ohanez!“

Man machte nach der Kirche eine Prozession, an deren Spitze sich der Marquis von Los Velez mit seiner Ritterschaft, alle in voller Rüstung und mit Wachskerzen in den Händen, befand. Dann folgten die christlichen aus der Gefangenschaft befreiten Frauen, die nach dem Befehle des Generals mit blauweißen Kleidern, mit den sich für die Jungfrau schickenden Farben, angethan waren*). Das Ende der Prozession bildeten ein Zug Mönche und andere Geistliche, die am Kreuzzuge Antheil genommen hatten. Langsam marschirte die Prozession durch die Reihen der Soldaten, welche sie bei ihrem Eintritte in die Kirche mit Gewehrsalven salutirten. In der Kirche wurde das Te Deum gesungen, und alle Anwesenden warfen sich in tiefer Anbetung vor dem Herrn der Heerschaaren nieder, der ihnen ihre Feinde in ihre Hand gegeben hatte.

Von dieser feierlichen Anbetung brachen die Soldaten schnurstracks zum Plündern auf, woran der seinem Rival, dem Marquis von Mondejar, unähnliche Befehlshaber, gleich dem gemeinsten seiner Soldaten, einen herzlichen Antheil nahm. Weit entfernt, daß die maurischen Gefangenen, sechszehnhundert an Zahl, den nämlichen Schutz, wie bei dem edelmüthigern Mondejar, gefunden hätten, wurden sie vielmehr den zügellosen Soldaten preisgegeben. Unter ihnen befanden sich viele schöne Jungfrauen, und vierzehn Tage lang herrschte im Lager ein Fasching des wildesten Getümmels und Ausschweifens**). In diesem sonderbaren Gemisch von religiösem Gefühl und menschheitempörendem Verbrechen gewahren wir die charakteristischen Merkmale des Kreuzzuges. Nirgends sehen wir, wie den übelsten Leidenschaften unserer Natur so der Zügel schießen gelassen wird, als in

*) „Todos los caballeros y capitanes en la procesion armados de todas sus armas, con velas de cera blanca en las manos, que se las habian enviado para aquel dia desde su casa, y todas las Christianas en medio vestidas de azul y blanco, que por ser colores aplicados á nuestra Señora, mando el Marques que las vistiesen de aquella manera á su costa.“ — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. I, S. 469.

**) „Trayéndose muchas Moras hermosas, pues pasaron de trescientas las que se tomaron allí; y habiéndolas tenido los soldados á su volundad mas de quince dias, al cabo de ellos mandó el marqués que las llevasen á la iglesia.“ — Hita, Guerras de Granada, Bd. I, S. 155.

den Religionskriegen, wo jede Partei sich im Kampfe gegen die Feinde Gottes zu befinden glaubt und die Heiligkeit der Sache über die scheußlichsten Vergehungen einen Schleier wirft, der ihre Schrecklichkeit dem Auge des Uebelthäters verhüllt.

Während die Moriscos ganz erstaunt waren über die ihnen so rasch hinter einander von dem eisenherzigen Marquis versetzten grimmigen Streiche, führte sein Rival mit einem milden, liberalen Verfahren seine Feinde noch viel erfolgreicher zum Gehorsam zurück. Die elenden Wanderer, entmuthigt durch ihre Niederlagen, erschöpft von Anstrengung und Hunger und über das Gebirge schweifend ohne Kleidung zum Bedecken ihres Leibes und ohne eine Obdach bietende Heimath, kamen einer nach dem andern um Gnade ein. Beinahe alle Städte und Dörfer in dem Mondejar zugewiesenen Gebiete empfanden eine gleiche Niedergeschlagenheit, schickten in das spanische Quartier Deputationen, und unterwarfen sich und flehten um Schutz. Während diese Deputationen gnädig aufgenommen wurden, sorgte der General für die zukünftige Sicherheit seiner Eroberungen, indem er in die Hauptorte Besatzungen legte und nach verschiedenen Theilen kleine Detachements, die wie eine Art bewaffnete Polizei die Ordnung aufrecht erhalten sollten, entsandte. Auf diese Weise, sagt ein Zeitgenosse, wurde im Lande die Ruhe dergestallt wieder hergestellt, daß kleine Truppenabtheilungen von zehn bis zwölf Mann von dem einen Ende desselben bis zum andern ungestört gehen konnten*).

Zugleich schrieb Mondejar an den König, um ihn mit dem wirklichen Sachverhalt bekannt zu machen. Er flehte seinen Herrn an, mit den unterworfenen Leuten gnädig zu verfahren und es ihm auf diese Weise zu ermöglichen, die Versicherungen, die er hinsichtlich der wohlwollenden Absichten der Regierung gegeben, wahr zu machen**).

---

*) „Por manera que ya estaba la Alpuxarra tan llana, que diez y doce soldados iban de unos lugares en otros, sin hallar quien los enojase.“ — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. I, S. 498.

Mendoza bestätigt vollkommen den Bericht Marmol's hinsichtlich des ruhigen Zustandes des Landes. — Guerra de Granada, S. 96 und 97.

**) „Le suplicase de su parte los admitiese, habiendose misericordiosamente con los que no fuesen muy culpados, para que él pudiese cumplir la

Ein zweites Schreiben richtete er an den Marquis von Los Velez und lud dieſen Herrn dringend ein, mit ihm dieſer humanen Politik gemäß zu cooperiren, da dieſelbe den Intereſſen des Landes am angemeſſenſten ſei. Allein, ſein Rival, der die Sache in einem ganz andern Lichte ſah, ſagte dem Marquis von Mondejar rund heraus, daß noch mehr als eine einzige Hauptſchlacht nöthig ſein werde, um den Muth der Moriscos zu brechen, und daß, weil ihre Anſichten hierin ſo verſchieden wären, das Beſte ſein würde, wenn jeder Befehlshaber nach ſeinem eignen Ermeſſen verführe*).

Leider fanden ſich noch Andere, obendrein Leute von Einfluß bei Hofe, welche dieſelbe finſtere Anſchauungsweiſe, wie der Marquis von Los Velez, hegten. Das waren Männer, die unter dem Einfluſſe religiöſer Bigotterie ſtanden, Männer mit einem unverſöhnlichen Haß gegen die Moriscos und mit einem friſchen Angedenken der von denſelben verübten Gräuel. Noch gab es Andere, von einer gemeinern Art, die bloß an ſich ſelber und an den Profit, den ſie aus der Fortſetzung des Krieges ziehen konnten, dachten.

Zu der erſtern Klaſſe gehörte der Präſident Deza, nebſt den Mitgliedern des Audienzgerichts und den Civilbehörden von Granada. Indem ſie fortwährend mit hämiſchen Augen auf das Verfahren des General-Kapitäns blickten, hörten ſie nicht auf dem Könige ſeine Politik zu denunziren und ſeine unzeitgemäße Milde gegen einen verſchlagenen Menſchenſchlag, der ſich dieſelbe zu nutze machen würde, um ſich von den letzten Schlägen wieder zu erholen und neue Rebellionspläne zu bilden, zu verdammen. Es ſei unrecht, ſagten ſie, daß ſolche Verbrechen, wie die verübten, Verbrechen ſowohl gegen die göttliche, wie menſchliche Majeſtät, ungeſtraft bleiben ſollten**). Mondejar's Feinde blieben nicht hierbei ſtehen, ſondern beſchuldigten

palabra que tenia ya dada á los reducidos, entendiendo ser aquel camino el mas breve para acabar con ellos por la via de equidad.“ — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. I, S. 483.

*) „Que hiciese por su parte lo que pudiese, porque ansi haria él de la suya.“ — Ebend., S. 470.

**) „Dexar sin castigo exemplar á quien tantos crimenes habian cometido contra *la Magestad divina y humana*.“ — Ebend., S. 499.

ihm, daß er die Schatzkammer um ihre Gebühren, den fünften Theil der im Kriege gegen die Ungläubigen gewonnenen Beute, betrogen habe. Endlich legten sie ihm zur Last, daß er Mangel an Respect gegen die Civilbehörden von Granada bewiesen, indem er diesen seinen Operationsplan mitzutheilen unterlassen habe.

Da der Marquis von seinen Freunden bei Hofe über diese böswilligen Versuche, ihm bei der Regierung seine Ehre abzuschneiden, benachrichtigt wurde, schickte er einen vertrauten Gesandten nach Madrid, der dem Könige die Umstände auseinander setzen und die Anklagen seiner Feinde widerlegen sollte. Die Anschuldigung des Gelderunterschleifs scheint auf Philipp keinen Eindruck gemacht zu haben, wiewohl dieser Fürst, wäre irgend ein Grund zum Verdacht vorhanden gewesen, sehr schnell Mißtrauen gehegt haben würde. Die Anschuldigung wegen Mangels an Hochachtung gegen die Civilbehörden von Granada stützte sich vielleicht auf stärkere Gründe. Die beste Rechtfertigung des Betragens Mondejar's hinsichtlich dieses Punktes muß man in dem Charakter und Betragen seiner Gegner suchen. Gleich vom Anfange herein hatten ihn Deza und die Municipalität mit Eifersucht angesehen und alles Mögliche gethan, seine Pläne zu durchkreuzen und seine Autorität zu beschränken. Nur Zutrauen erzeugt wieder Zutrauen. Wahrscheinlich konnte auch der frühzeitiges Befehlen gewöhnte Mondejar nicht viel Opposition vertragen*). Er gerieth in Zorn über die ihm von seinen beschränkten Rivalen in den Weg geworfenen Hindernisse und Plackereien. Wir besitzen nicht genug Einsicht in den Streit, um ein für allemal zu entscheiden, wer Recht hatte; allein, in so weit wir die Ankläger des Marquis, mit dem verschmitzten Inquisitor an der Spitze, kennen, werden wir nicht sehr weit von der Wahrheit entfernt sein, wenn wir es mit dem aufrichtigen, edelmüthigen Kriegsmanne halten, der, während seine Tadler gemüthlich in der Hauptstadt lebten, während der Stürme des Winters und durch das schneebedeckte Gebirge den Feind bekriegt und verfolgt, und in wenig

*) „El Marques," sagt Mendoza, „hombre de estrecha i rigurosa disciplina, criado al favor de su abuelo i padre en gran oficio, sin igual ni contradictor, impaciente de tomar compañia, communicava sus consejos consigo mismo." — Guerra de Granada, S. 103.

mehr, als einem Monate, mit keiner anderen Hülfe, als den ungeordneten Truppen der Städte, einen gefährlichen Aufstand gedämpft und die Ruhe im Lande wiederhergestellt hatte.

Philipp war ganz verwirrt von den über die Lage der Dinge in Granada ihm gesandten widersprechenden Berichten. Der Agent Mondejar's gab dem Staatsrathe zu verstehen, daß es gut sein müßte, wenn Seine Majestät thäte, was sein Vater Karl der Fünfte unter ähnlichen Umständen gethan haben würde, und sich selbst auf den Platz der Handlung begäbe, um den eigentlichen Sachverhalt mit eignen Augen anzusehen. Aber dieser Rath war dem Minister Espinosa nicht willkommen. Dieser affectirte eine so große Verachtung der Moriscos, daß er erklärte, ein solcher Schritt müßte der königlichen Würde Abbruch thun. Es würde besser von Seiner Majestät gehandelt sein, wenn er Jemanden als seinen Stellvertreter sende, ihm die Vollmacht gebe, den Krieg zu leiten und ihn aus einem so unbestritten hohen Range wähle, daß es keinen der beiden jetzt im Felde befindlichen Befehlshaber verdrießen könne, wenn er über sie gesetzt würde.

Wie der staatskluge Minister ohne Zweifel vorhergesehen hatte, sagte es dem Philipp viel besser zu, nach diesem Plane zu handeln, als sich in eigner Person nach dem Kampfplatze zu begeben; denn, wenngleich er vor keiner wenn auch noch so großen Anstrengung im Kabinette zurückschreckte, besaß er doch, wie wir sahen, viel Phlegma, sobald er sich körperlich anstrengen sollte. Demzufolge billigte er den Plan, Jemanden als den Repräsentanten des Monarchen auf den Kriegsschauplatz zu schicken. Der zu diesem verantwortlichen Amte auserkorene Mann war Philipp's natürlicher Bruder, Don Juan von Oesterreich *).

Aus den Gerüchten, die von den Vorgängen im Madrider Kabinet von Zeit zu Zeit nach Granada gelangten, folgten die nachtheiligsten Konsequenzen. Namentlich war dies hinsichtlich der Truppen der Fall. Denn kaum hatten diese erfahren, daß der Marquis von

*) Mendoza, Guerra de Granada, S. 115 ff. — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. I, S. 511—513. — Miniana, Historia de España, S. 376. — Cabrera, Filipe Segundo, S. 573 und 574.

Mondejar vom Kommando abgesetzt werden sollte, schüttelten sie die geringe Mannszucht, die er ihnen bisher noch hatte auferlegen können, vollends ab und überließen sich der Gewaltsamkeit und dem Raube, wozu sie so gut aufgelegt waren, da ja der Präsident und die Behörden von Granada ihnen hierin Recht zu geben schienen. Die nämlichen Patrouillen, welche Mondejar mit der Aufrechthaltung des Landfriedens beauftragt hatte, waren die ersten, die ihn brachen. Sie drangen in die Gehöfte und Häuser ein, die sie schützen sollten, plünderten sie aus und begingen an den Hausbewohner die scheußlichsten Missethaten. Die Besatzungen in den vorzüglichsten Städten ahmten ihrem Beispiele nach und trieben fürwahr die Räubereien noch großartiger. Sogar die Hauptstadt sandte unter den Augen des Grafen von Tendilla selbst Abtheilungen Truppen aus, die mit erbarmungsloser Gewaltthat die grünen Pflanzungen in den Thälern niedertraten, die Dörfer plünderten und die Einwohner aus ihren brennenden Wohnungen in die Gefangenschaft fortschleppten*).

Mit der tiefsten Entrüstung sah der Marquis von Mondejar, wie das herrliche Gewebe seiner Politik, woran er so emsig gearbeitet hatte, von den nämlichen Händen, die es hätten schützen sollen, schnöde zerrissen wurde. Niemand in der ganzen Provinz konnte sich jetzt heftiger als er, nach der Ankunft eines Bevollmächtigten, der die wirrischen Soldaten wieder zu Zucht und Gehorsam brächte, sehnen; denn die Aufrechterhaltung der Mannszucht beruhte auf einer noch größern Schwierigkeit, als die Ueberwindung des Feindes. Während die Sachen sich dergestalt verhielten, passirte in Granada ein Ereigniß, welches in seinem allgemeinen Verlaufe Einen an die wildesten Scenen der französischen Revolution zu erinnern vermag.

Als die Unruhen anfingen, hatte der Präsident eine Anzahl Morisco's, die sich auf nicht weniger als hundert und funfzig belaufen haben soll, verhaften und ins Gefängniß der Kanzelei setzen lassen. Gewisse verrätherische Pläne, wegen deren man sie schon lange im

*) Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 8 ff. — Mendoza, Guerra de Granada, S. 97 und 128. — Miniana, Historia de España, S. 376. — Cabrera, Filipe Segundo, S. 575 und 576.

Verdachte gehabt hatte, sollen zu diesem gewaltthätigen Verfahren den schwachen Vorwand geliefert haben. Einige freilich waren Schulden halber gefangen gesetzt worden. Allein, die Mehrzahl von ihnen waren wohlhabende Männer, die bei ihren Landsleuten in sehr großem Ansehen standen. Während des ganzen Feldzugs hatte man sie im Kerker stecken lassen, so daß sie gewissermaßen als Geiseln für das gute Betragen der Bewohner des Albaicin hafteten.

Anfangs März kam ein Gerücht in Umlauf, daß die Bergbewohner, geführt von Aben-Humeya, dessen Vater und Bruder sich unter den Gefangenen befanden, sich auf einen Nachtangriff auf die Stadt vorbereitet hätten und daß sie unter dem Beistande der Bewohner des Albaicin ihr Vernichtungswerk mit dem Erstürmen des Kanzleigefängnisses und mit der Befreiung ihrer Landsleute beginnen wollten. Da diese Erzählung leicht geglaubt wurde, verursachte sie unter den Bürgern die lebhaftesten Besorgnisse und war für die unglücklichen Gefangenen von schlimmer Vorbedeutung. Den siebenzehnten März Abends wurde dem Deza gemeldet, daß man auf den benachbarten Bergen Lichter, die ganz so wie Signale aussahen, wahrgenommen habe, und daß dieselben durch entsprechende Lichter in manchen maurischen Häusern beantwortet worden seien. Ohne Zweifel, hieß es, würde der Angriff noch in der nämlichen Nacht geschehen. Der Präsident scheint keine Maßregeln zum Schutze der Stadt getroffen zu haben. Aber, als er diese Nachricht erhielt, theilte er sie unverzüglich dem Alcayden des Gefängnisses mit und wies ihn an, für die Sicherheit seiner Gefangenen zu sorgen. Der Alcayde sammelte eilends seine Freunde um sich und ließ an die Spanier, von denen sich gerade damals eine große Anzahl im Gefängnisse befunden zu haben scheint, Waffen vertheilen. Nach dieser Vorbereitung harrten sie alle gleichsam in stiller Erwartung irgend eines großen Ereignisses.

Endlich läutete einige Zeit vor Mitternacht die auf der Campana aufgestellte Wache wüthend Sturm, wie man zu thun pflegte, wenn man Alarm machen wollte. Alle Spanier im Gefängnisse waren augenblicklich auf den Beinen und, nachdem der Alcayde ihnen die Thüren geöffnet hatte, zeigte er ihnen den Weg, damit sie ohne Weiteres über ihre in einem andern Theile des Gebäudes sitzenden Opfer

herfielen. Viele von diesen waren alt und schwach, die meisten harmlose Bürger, deren ruhige Lebensweise sie nicht an Streit und Schlacht gewöhnt hatte. Zudem hatten sie jetzt gar keine Waffen, und schienen eine so widerstandslose Beute zu sein, wie die Schafe, in deren Heerde während der Abwesenheit des Schäfers die heißhungrigen Wölfe eingebrochen sind. Doch ließen sie sich nicht das Leben nehmen, ohne den Versuch zu machen, es zu retten. Indem ihnen die Verzweiflung Stärke lieh, ergriffen sie in ihren Zellen die Stühle, Bänke und anderes Zimmergeräthe, um sich damit gegen ihre Angreifer zu vertheidigen. Einige wandten eine Kraft an, die ihnen bloß die Verzweiflung gegeben haben konnte, indem es ihnen gelang, Steine aus den Mauern oder Eisenstangen aus den Fenstern herauszureißen, wodurch sie nicht allein die Mittel erhielten sich zu vertheidigen, sondern auch unter ihren Angreifern Schaden anzurichten. Kurz, sie fochten wie Männer, die um ihr Leben kämpfen. Indeß verloren Manche alle Hoffnung des Entkommens: daher sie einen Haufen Matten, Betten und andere brennbare Stoffe aufthürmten, dieselben vermittelst ihrer Fackeln anzündeten und sich in die Flammen stürzten, indem sie auf diese Weise das ganze Gebäude in Feuer setzen und bei dem allgemeinen Brande zusammen mit ihren Mördern umkommen wollten*). Allein, die von ihnen angefachten Flammen wurden bald mit ihrem eignen Blute gelöscht und ihre verstümmelten Ueberreste auf dem Scheiterhaufen, wo sie durch die Feuerbrände geräuchert wurden, liegen gelassen.

Zwei Stunden lang hatte schon der so ungleiche tödtliche Kampf zwischen den beiden Parteien gewährt. Die Einen stießen, als ob sie auf dem Schlachtfelde kämpften, ihr altes Kriegsgeschrei: „Sanct Jago" aus, und die Andern riefen, wenn wir den castilischen Nachrichten glauben dürfen, den Propheten an, damit er ihnen zu Hülfe kommen sollte. Aber weder eine göttliche, noch menschliche Macht intervenirte zu ihren Gunsten, und trotz des wilden Aufruhrs, der

*) „Otros, como des esperados, juntando esteras, tascos, y otras cosas secas, que pudiesen arder, se metian entre sus mesmas llamas, y las avivaban, para que, ardiendo la carcel y la Audiencia, pereciesen todos los que estaban dentro." — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. I, S. 517.

geschaffen wurde von Männern, die im tödtlichen Kampfe begriffen waren, der entsprang aus dem Getöse schwerer Streiche und fallender Geschosse, der herrührte von dem gellenden Geschrei der Sieger und dem Sterbegestöhn und dem Todeskampfe der Besiegten: drang doch — wenn uns die Geschichtschreiber recht berichten — der Lärm nicht über die Mauern des Gefängnisses hinaus, um draußen anzuzeigen, was drinnen vor sich ging. Ja, nicht einmal die im Hofe stationirte Wache soll aus dem Schlafe geweckt worden sein*).

Endlich gelangte einige Kunde von den Vorgängen in die Stadt, wo man sich erzählte, daß die Moriscos gegen ihre Gefängnißwärter unter Waffen ständen und wahrscheinlich binnen Kurzem die Herren des Gefängnisses sein würden. Dieses Gerücht war übergenug für das Volk, das, durch die Allarmglocke aufgeschreckt, in einem Zustande der Aufregung war, der es zu jeder Gewaltthätigkeit befähigte. Indem die Leute eilends ihre Waffen ergriffen, stürzten, oder besser flogen sie, wie Geier, welche von Weitem das Aas wittern, nach der Scene des Geschlächters. Da jetzt die Angreifer im Gefängnisse durch die Hinzukommenden verstärkt wurden, wurden sie bald mit den Moriscos fertig, und als das Tageslicht am Morgen durch die vergitterten Fenster brach, enthüllte es die Tragödie in ihrem vollen Umfange. Von den sämmtlichen Moriscos waren bloß zwei entkommen: der Vater und der Bruder Aben-Humeya's, über die eine besondere Wache gesetzt worden war. Die Spanier hatten fünf Todte und siebenzehn Verwundete: ein Umstand, der beweist, welchen kräftigen Widerstand die Moslems geleistet hatten, obschon es ihnen an Waffen gebrach**).

Das war die Abschlachtung im Kanzleigefängnisse von Granada, welche, wie schon angedeutet, nirgends ein passenderes Seitenstück findet, als in den noch in großartigerem Maßstabe verübten Mordthaten während der französischen Revolution, den berüchtigten Septembergräueln. Allein, die Uebelthäter, welche die letztgenannten

*) Ebend. wie oben.

**) „Los mataron á todos, sin dexar hombre á vida, sino fueron los dos que defendió la guardia que tenian." — Ebend. wie oben. — Siehe auch Mendoza, Guerra de Granada, S. 122; und Herrera, Historia General, Bd. I, S. 744.

Abscheulichkeiten begingen, waren die Werkzeuge einer blutdürstigen Faction, welche von jedem Freunde der Menschlichkeit im Lande verabscheut wurde*). In Granada hingegen war es die Regierung selber, oder wenigstens die höchsten Stellenträger der Regierung, die für die That verantwortlich waren. Denn, wer könnte daran zweifeln, daß ein Vorgang, dessen Gelingen von dem Zusammentreffen zu vieler Umstände abhing, als daß es reiner Zufall gewesen sein könnte, von den Lenkern der Staatsangelegenheiten, wenn nicht angestiftet, so doch begünstigt worden war?

Eine andere Erscheinung, die bei diesem Vorfalle nicht weniger auffällig ist, ist die von den zeitgenössischen Schriftstellern bewiesene Apathie, obschon sie im Uebrigen Männer sind, die bei mehr als einer Gelegenheit gezeigt haben, wie bereitwillig sie ihre Sympathie mit den Leiden der Moriscos kundgeben. Nachdem uns einer dieser Geschichtschreiber die klägliche Geschichte erzählt hat, macht er die trockene Bemerkung, daß das Ereigniß für den Alcayden des Gefängnisses eine prächtige Sache war, da sich derselbe eine große Summe Geldes, welches die reichen Moriscos bei sich hatten, in die Tasche steckte. Nachdem ein anderer Schriftsteller bemerkt hat, daß die Vermuthung eines von den Gefangenen beabsichtigten Aufstandes im höchsten Grade absurd sei, bricht er den Gegenstand mit den Worten ab, daß „die Mo-

*) Es scheint uns nicht, daß Herr Prescott, indem er diesen Vergleich wählte, einen glücklichen Griff gethan hat. Denn, abgesehen von der factischen Unrichtigkeit, daß die hinter den Tödtern (tueurs) der Septembertage Stehenden eine im ganzen Lande verabscheute Faction gewesen seien, trotzdem daß die Partei des Berges und die Jakobiner fast überall in Frankreich ihre Zweigvereine hatten, und abgesehen davon, daß sehr viele von denen, die damals umkamen, arge Verbrechen an dem Volke, daß sich gegen sie wandte, verübt hatten: war das Tödten in den Septembertagen — was das tertium comparationis zerstört — auch nicht ein bloßes Morden. Die gefangenen Aristokraten wurden nicht gleich den Moslems durch andere mit Waffen versehene Gefangene überfallen, sondern über sie wurde ein wirkliches Volksgericht gehalten, wobei Protocoll geführt und Zeugen verhört wurden. Da eine gewisse Partei beliebt hat, die Septemberscenen so schwarz als möglich zu färben, verweisen wir auf die gründliche, aktengemäße Darstellung jener Vorfälle in Villaumé, Histoire de la Révolution Française, Paris, 1850.

Anmerkung des Uebersetzers.

riscos ein schwächlicher, geistesgerrütteter Menschenschlag waren, der gerade genug Witz besaß, um sich einen solchen Unfall," — wie er die Schlächterei scherzweise nennt — zuzuziehen.*) Die Madrider Regierung erhielt von dem Blutgelde den größten Antheil. Denn, als die Frauen und Familien der Verblichenen das in manchen Fällen sehr große Erbe ihrer Güter beanspruchten, wurden aus Gründen, die uns nicht mannhaft gemacht sind, ihre Ansprüche von den Alcaldes des Audienzgerichtshofes zu Granada verworfen und die Güter zum Besten der Krone eingezogen. Eine solche Entscheidung, bemerkt ein Geschichtschreiber, kann zu der Vermuthung führen, daß die Gefangenen noch schändlicherer Verbrechen, als ihnen gewöhnlich zur Last gelegt werden, schuldig waren.**) Wahrscheinlich wird der unparteiische Leser zu einem sehr verschiedenen Schlusse kommen; denn da es gerade die reichen Bürger waren, die zu einem solchen Untergange ausersehen wurden, liegt der Schluß ganz nahe, daß sich zu den Gefühlen der Furcht und des Hasses die schmutzigere Leidenschaft der Habsucht gesellte, um das Geschlächter in's Werk zu setzen.

Mag dem aber sein, wie ihm wolle, so schuf diese abscheuliche That zwischen den Spaniern und den Moriscos einen unüberschreitbaren Abgrund. Sie lehrte die letztern, daß sie nicht länger auf ihren perfiden Feind bauen konnten, weil er, während er die eine Hand zum Zeichen der Versöhnung aushielt, die andere in die Höhe hob, um sie zu Boden zu schlagen. Der Ruf nach Rache schallte über das ganze Gebirge der Alpujarras. Die Bergbewohner griffen vom Neuen zu den Waffen. Sie schnitten die Maraudeurs ab, lauerten den von Mondejar über das Land vertheilten Patrouillen auf und bedrohten

*) „Havia en ellos culpados en-platicas i demonstraciones, i todos en deseo; gente flaca, liviana, inhabil para todo, sino para dar ocasion a su desventura." — Mendoza, Guerra de Granada, S. 182.

**) „Las culpas de los quales debieron ser mayores de lo que aqui se escribe, porque despues pidiendo las mugeres y hijos de los muertos sus dotes y haciendas ante los alcaldes del crimen del aquella Audiencia, y saliendo el fiscal á la causa, se formo proceso en forma; y por sentencias y revista fueron condenados, y aplicados todos sus bienes al real fisco." — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. I, S. 517.

ſogar die Militärpoſten der Spanier. Bisweilen lieferten ſie den letztern glückliche Treffen im freien Felde, und in dem einen Falle überwanden und erſchlugen ſie einen ſtarken Haufen Chriſten, als dieſelben beutebeladen von einem feindlichen Einfalle heimzukehren im Begriff waren. Endlich forderten ſie den Aben-Humeya auf, zurückzukehren und das Kommando wieder zu übernehmen, indem ſie bis auf den letzten Mann bei ihm auszuhalten verſprachen. Der Chef leiſtete dem an ihn ergangenen Rufe Folge. Er verließ ſeinen Zufluchtsort in der Sierra Nevada, nahm ſein Gebiet wieder in Beſitz und ſammelte, indem er auf ſeinen heimathlichen Bergen die blutrothe Fahne aufpflanzte, um ſich bald eine ſchrecklichere Schaar, denn zuvor.*) Er entfaltete jetzt ſogar eine größere Pracht, als vorher. Er umgab ſich mit einer Leibgarde von vierhundert Büchſenſchützen**), theilte ſein Heer in Bataillone und Compagnieen ein und ſuchte in ihm etwas Aehnliches, wie die ſpaniſche Organiſation und Taktik, einzuführen.***) Seinen Bruder Abdallah entſandte er nach Konſtantinopel, damit er ſeine Lage dem Sultan vorſtellte und denſelben anflehte, mit den moslemitiſchen Brüdern auf der Halbinſel gemeinſame Sache zu machen. Kurz, die Rebellion trat jetzt kühner auf, als je zuvor während des vergangenen Feldzugs, ſo daß die Chriſten in Andaluſien und Granada mit der größten Beſorgniß auf die Ankunft eines Befehlshabers mit genügender Machtvollkommenheit harrten, der die Pläne der eiferſüchtigen Befehlshaber in Uebereinſtimmung ſetzte, die unordentlichen Soldaten zum Gehorſam zwänge und den Krieg ſchnell zu Ende brächte.

---

*) „Levanto un estandarte bermejo, que mostrava el lugar de la persona del Rei a manera de Guion.“ — Mendoza, Guerra de Granada, S. 118.

**) „Para seguridad de su persona pagó arcabuceria de guardia, que fue creciendo hasta quatrocientos hombres.“ — Ebend. wie oben.

***) „Siguió nuestra orden de guerra, repartió la gente por esquadras, juntóla en compañias, nombro capitanes.“ — Ebendaſelbſt wie oben.

Fünftes Kapitel.

Die Rebellion der Moriscos.

Die erste Lebenszeit Don Juan's von Oesterreich. — Er wird von Philipp als Bruder anerkannt. — Sein Durst nach Auszeichnung. — Sein Kreuzen im Mittelländischen Meere. — Er wird General-en-Chef. — Die Erneuerung des Krieges. — Die Wohnsitzveränderung der Moriscos.

1569.

Da Don Juan von Oesterreich nicht allein in dem Kriege mit den Moriscos, sondern auch in einigen der merkwürdigsten Scenen des übrigen Theils dieses Geschichtswerks einen wichtigen Platz einnehmen wird, so wird es schicklich sein, die Leser mit dem, was von seiner frühern Lebenszeit bekannt ist, zu behelligen. Doch liegt gerade über dieser Zeit ein geheimnißvoller Schleier, den bisher alles Bemühen der Geschichtsforscher nicht völlig hat lüften können.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er im Jahre 1547 geboren wurde.*) Gewöhnlich gibt man zu, daß der vierundzwanzigste Februar sein Geburtstag ist, aber ich werde nicht recht klug, welchen Grund man hierzu hat. Wie man sich vielleicht erinnert, war das auch der Geburtstag seines Vaters, Karls des Fünften. Seine Mutter, Barbara Blomberg, wohnte zu Regensburg in Deutschland. Man beschreibt sie als ein schönes junges Mädchen, welches einige Jahre vor dem Tode der Kaiserin Isabelle die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich lenkte.**) Die spanischen Geschichtschreiber wollen sie aus einer

*) Dieses Datum, welches um zwei Jahre früher, als das von den Geschichtschreibern gewöhnlich angenommene, fällt, scheint jetzt durch die Untersuchungen des Lafuente festgestellt zu sein. (Siehe die Historia General de España, Madrid, 1854, Bd. XIII, S. 437, Nota.) Abgesehen von andern Belegen, führt der Geschichtschreiber an, daß die Inschrift der Medaille, welche zu Ehren des von Don Juan im Jahre 1571 davon getragenen Sieges bei Lepante geschlagen wurde, ausdrücklich besagt, daß er vier und zwanzig Jahre alt sei.

**) Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 3. — Villafañe, Vida

adeligen Familie herleiten.*) Es müßte fürwahr hart hergehen, wenn der Spanier nicht für seinen Helden einen Stammbaum ausfindig machte. Aber verschiedene Umstände führen uns zu der Vermuthung, daß die Mutter Don Juan's eine sehr niedrige Stellung eingenommen haben muß.

Nach ihrem Bekanntwerden mit Karln verheirathete sie sich mit einem Deutschen, Namens Kegel, welchem der Kaiser ein Kommissariat übertrug.**) So viel mir bekannt ist, bestand die einzige Sorge, die Karl um seine frühere Maitresse trug, darin, daß er ihr einen Tag vor seinem Tode eine jährliche Pension von zweihundert Gulden aussetzte.***) Das war sicherlich kein fürstliches Vermächtniß und läßt schließen, daß die Person, welcher es vermacht wurde, in einer sehr niedrigen Stellung gewesen sein muß, weil sie es sonst nicht zu ihrem Wohlbefinden nöthig gehabt hätte. Zu dem nämlichen Schlusse führt uns das Geheimniß, in welches die Geburt des Kindes eingehüllt wurde, ein Geheimniß, das einen starken Gegensatz zu der Publizität bildet, die hinsichtlich der natürlichen Tochter des Kaisers, Margaretha von Parma, deren Mutter sich rühmen konnte, daß in ihren Adern das beste Blut der Niederlande floß, obwaltete.

Drei Jahre hindurch blieb der Knabe, der den Namen Geronimo (Hieronymus) erhielt, unter dem Dache seiner Mutter. Darauf wurde er auf den Befehl Karl's in die Hände eines Flamänders, eines gewissen Maffi, der in der kaiserlichen Bande Musiker war, gegeben.

---

y Virtudes de Doña Magdalena de Ulloa, Salamanca, 1722, S. 36. — Siehe auch Lafuente, Historia de España, Bd. XIII, S. 432.

Der letztgenannte Schriftsteller hat die Abstammung Juan's von Oesterreich in der Revista de Ambos Mundos (Nummer 3) in einem besonderen Artikel behandelt.

*) Vanderhammen spielt auf die Zweifel, die hinsichtlich des Ranges der Mutter seines Helden gehegt wurden, an, tröstet sich aber damit, daß, wenn in diesem Punkte Etwas fehle, die stolze Abkunft ihres kaiserlichen Liebhabers, wie Niemand in Abrede stellen könnte, das mehr als aufwiege. — Don Juan de Austria, Fol. 3.

**) Lafuente, Hist. de España, Bd. XIII, S. 423, Note.

***) Gachard, Retraite et Mort de Charles-Quint, Bd. II, S. 506.

Der Kaiser gab am Abend vor seinem Tode dem Luis Quixade in einer Privatunterredung sechshundert Goldkronen zum Ankauf der oben erwähnten Pension.

Dieſer Mann verlegte ſeine Wohnung nach dem caſtilliſchen Dorfe Leganes unweit Madrid. Der Kontrakt exiſtirt noch, worin Maſſi, nachdem er über den Empfang von hundert Gulden quittirt hat, ſich anheiſchig macht, gegen eine jährliche Zahlung von fünfzig Gulden das Kind ſo ſorgfältig zu erziehen, als wenn es ſein eigens wäre.*) Das war ſicher eine mäßige Penſion für Einen, der eines Tages öffentlich als der Sohn eines Kaiſers auftreten ſollte. Es zeigte, wie gern Karl ſchacherte, ſelbſt wenn es auf Koſten ſeines eigenen Kindes war.

Dem Knaben wurde kein Unterricht gegeben, den Unterricht etwa ausgenommen, welchen er dem Prieſter des Kirchſpiels entnehmen konnte. Doch da dieſer Prieſter ſo wenig, wie Maſſi, um das Geheimniß von der Geburt Geronimo's wußte, ſchenkte er ihm wahrſcheinlich nicht mehr Aufmerkſamkeit, als den übrigen Knaben des Dorfes. Auch können wir nicht zweifeln, daß ein Knabe von ſeinem lebhaften Geiſte lieber ſeine Zeit im Freien zubrachte, als daß er in der Stube ſaß und die Predigten ſeines Lehrers mit anhörte. So wie er älter wurde, zeichnete er ſich vor ſeinen jungen Spielkameraden durch ſeinen Muth aus. Bei allen ihren Jagden im Freien machte er den Anführer und bekundete ſeinen Hang zum Kriege, indem er in den Baumgärten den Vögeln nachſtellte und unter ihnen mit ſeiner Armbruſt eine große Vernichtung anrichtete.**)

Dieſe rauhe Lebensweiſe führte er vier Jahre. Hatte ſie auch keinen andern Nutzen für den Knaben, ſo kräftigte ſie wenigſtens ſeinen Körper für die ernſten Proben des Mannesalters. Der Kaiſer hielt es nun für zeitgemäß, ihn an einem Platze unterzubringen, wo er eine beſſere Unterweiſung, als in der Hütte eines Bauern erhalten konnte. Deßhalb ſtellte er ihn unter die Aufſicht ſeines getreuen Majordom's

*) Dieſes intereſſante Document fand man unter den teſtamentariſchen Papieren Karl's des Fünften. Eine Abſchrift davon iſt unter den Manuſcripten des Kardinals Granvelle erhalten geblieben. — Papiers d'Etat, Bd. IV, S. 499 bis 500.

**) „Gastava buena parte del dia en tirar con una ballestilla a los paxaros.“ — Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 10.

Luis Quirada, welcher das Kind zu Villagarcia bei Valladolid in seine Familie aufnahm. In dieser Vormundswahl für seinen Sohn bewies Karl seine gewöhnliche Menschenkenntniß. Quirada war durch seinen Glaubenseifer, seine Loyalität, sein zartes Ehrgefühl das wahrhaftige Muster des castilischen Hidalgo in seiner besten Erscheinung, während er zugleich alle ritterlichen Eigenschaften besaß, die ihn zum vollkommenen Abbilde des antiken Ritterthums machten. Seine Frau, Doña Magdalena de Ulloa, die Schwester des Marquis von Mota, war eine Dame, noch mehr ausgezeichnet durch ihre Tugenden, als durch ihren Rang. Sie hatte natürlich bei dem Heranbilden des Knaben in seiner frühen Jugend das Meiste zu thun, und es war fast unmöglich, daß unter ihrer Zucht ein mit einem gutmüthigen Wesen begabtes Kind verfehlen konnte, die gebildeten Sitten und den feinen Geschmack, welche später um den barschen Soldatencharakter Glanz verbreiteten, anzunehmen.

So viel auch Quirada der Verschwiegenheit seiner Frau vertrauen mochte, hielt er doch im gegenwärtigen Falle nicht für gut, sie auf die Probe zu stellen und ihr das Geheimniß von der Abkunft Geronimo's mitzutheilen. Er sagte, es sei der Sohn eines vornehmen Mannes, welcher sein Freund sei, und gab den Wunsch zu erkennen, daß seine Frau den Knaben wie ihr eigenes Kind behandeln möge. Das war um so leichter, als Magdalena keine eigenen Kinder besaß. Die von ihrem Gemahl dem Kinde bewiesene Sorgfalt kann sie möglicherweise auf den Gedanken gebracht haben, daß er mit dem Knaben etwas näher verwandt sei, als er einzugestehen wünschte, kurz, daß er der Sprosse einer Intrigue Quirada's vor seiner Verheirathung sei.*) Allein ein Ereigniß, welches nicht lange nach der Aufnahme des Kindes in der Familie vorfiel, soll in ihr einen Verdacht hinsichtlich der Abstammung des Kindes rege gemacht haben, der der Wahrheit näher kam. Ihr Haus in Villagarcia gerieth in Brand, und da es in der Nacht war, griffen die Flammen dergestalt um sich, daß sie erst entdeckt wurden, als sie durch die Fenster schlugen. Indem der Lärm auf der

*) „Y puede ser llegase á sospechar, si acaso tendria por padre á su espose.“ — Villefañe, Vida de Magdalena de Ulloa, S. 38.

Gasse die schlafenden Hausbewohner weckte, sprang Quirada aus dem Bett und eilte, indem er zuerst an das anvertraute Pfand dachte, in das Zimmer Geronimo's, ergriff das erschreckte Kind und brachte es in seinen Armen nach einem sicheren Platze. Alsdann kam er in das Haus zurück, drang durch den Rauch und das Feuer hindurch und rettete auch glücklich seine Frau aus ihrer gefährlichen Lage. Weil er auf diese Weise seine Liebe seiner Loyalität zum Opfer brachte, ist diese Handlung von einem castilischen Geschichtschreiber eine „seltene That, die bei Weitem jede heldenmüthige Verrichtung, deren sich das Alterthum rühmen kann, übertrifft," genannt worden.*) Es wird uns nicht mitgetheilt, ob Magdalenen dies Verfahren Quirada's gleichermaßen gefiel. Indeß ist es sicher, daß das Interesse, welches ihr Gatte an dem Kinde nahm, in ihrem Busen keine Eifersucht rege zu machen vermochte. Im Gegentheil schien dadurch ihr eigenes Interesse an dem Knaben, dessen ungewöhnliche Schönheit und liebreiches Wesen bald ihre ganze Zärtlichkeit gewann, nur zu wachsen. Sie nahm sich seiner herzlich an und behandelte ihn ganz wie eine liebevolle Mutter, was ihr von dem Pflegesohne mit warmer Gegenliebe zurückvergolten ward. Ja, dieser gedachte ihrer noch bis zu seinem letzten Tage mit kindlicher Liebe und Ehrfurcht.

Im Jahre 1558, also ein Jahr, nachdem sich Karl der Fünfte nach Yuste zurückgezogen hatte, wünschte er entweder seinen Sohn zu sehen, oder er gedachte, was eben so wahrscheinlich ist, dem Quirada seine Lage angenehmer zu machen: daher er den Majordom ersuchte, seine

*) „Accion singular y rara, y que dexa atras quantas la antiquidad celebra por peregrinas." — Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 31.

Nach einem andern Biographen stießen dem Quirada zwei Feuersbrünste, die eine in Villagarcia und die andere in Valladolid, zu. In beiden Fällen brannte das Haus nieder, aber der gute Ritter rettete den Mündel, indem er ihn in seinen Armen forttrug. (Villafaña, Vida de Magdalena Ulloa, S. 44 und 53.) Dieses zweimalige Zusammentreffen der nämlichen Umstände widerspricht zu sehr der Theorie des Zufalls, als daß wir uns geneigt finden könnten, ihm leicht Glauben zu schenken. Die Bemerkung Vanderhammens bezieht sich auf das zweite Feuer, welches er allein erwähnt. Freilich ließe sie sich auf gleiche Weise auf beide Feuersbrünste anwenden.

Familie nach dem anliegenden Dorfe Cuacos zu bringen. Während seines dasigen Aufenthalts muß der junge Geronimo seine Mutter — denn so nannte er die Doña Magdalena — ohne Zweifel manchmal begleitet haben, wenn sie einen Besuch im Kloster abstattete. In der That berichtet uns sein Biograph, daß sein Anblick auf die Gesundheit des Kaisers wie eine Panacea wirkte*). Indessen wird seiner in den Briefen von Yuste mit keiner Sylbe Erwähnung gethan, und wir könnten, falls er wirklich das Kloster besuchte, sicher sein, daß Karl genug Selbstbeherrschung besaß, um nicht durch unvorsichtiges Andeutaglegen seiner Zärtlichkeit seine Verwandtschaft zu dem Kinde zu verrathen.**) Eine Erinnerung an ihn erhielt sich noch lange im Gedächtnisse der Leute von Cuacos: die nämlich, daß ihn die Bauern, wenn er ihre Obstgärten bestahl, mit Steinen geworfen haben sollen. Das war der erste Kriegsunterricht des zukünftigen Helden von Lepanto.

Man hat keinen Grund zu bezweifeln, daß der Knabe bei dem Leichenbegängnisse des Kaisers mit zugegen war. Ein Dabeigewesener erzählt uns, daß er ihn daselbst tief in Trauer gekleidet an der Seite Quirada's, für dessen Pagen er von den Klosterbrüdern gehalten wurde, stehen sah***). Wir können uns leicht vorstellen, welch' einen tiefen Eindruck auf sein junges Gemüth das Schauspiel dieses feierlichen und ergreifenden Todtenbegängnisses machte, einen Eindruck, der durch die dem Andenken seines Vaters stets gezollte Verehrung noch sich verstärken mußte. Vielleicht leitete der Umstand, daß Geronimo unter den Trauertragenden erschien, zuerst auf die Vermuthung,

*) Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 16.

**) Siguenza, der seine Nachricht von den Mönchen in Yuste erhalten haben soll, erzählt uns in der That, daß, „man den Knaben von Zeit zu Zeit bei dem Kaiser sah, welcher dafür sorgte, daß er seine gewöhnliche Zurückhaltung und würdevolle Haltung bewahrte: so daß Niemand sein Geheimniß vermuthen konnte. Ein- oder zweimal," setzt der Hieronymitenpater hinzu, „trat der Bursche in das Zimmer seines Vaters, der sicherlich so mit ihm sprach, wie er mit jedem andern Knaben gesprochen haben würde." — Historia de la Orden de San Geronimo, Bd. III, S. 205.

***) Relation d'un Religieux de Yuste, bei Gachard, Retraite et Mort de Charles-Quint, Bd. II, S. 55.

daß er mit dem Kaiser verwandt sei. Wir finden, daß Quirada in einem Briefe, den er bald nachher an Philipp richtete, von Gerüchten spricht, die über diesen Gegenstand in der Nachbarschaft im Umlauf waren. *)

Unter den testamentarischen Papieren Karl's befand sich eins, das mit dem Privatsiegel des Kaisers in ein Couvert eingesiegelt und an seinen Sohn Philipp oder im Todesfalle desselben an seinen Enkel Carlos, oder an jeden andern Inhaber der Krone, gerichtet war. Es war datirt aus dem Jahre 1554, fiel also vor die Zeit, wo der Kaiser sich nach Yuste zurückgezogen hatte. Es erkannte seine Beziehung zu einer deutschen Jungfrau und die Geburt eines Sohnes, Namens Geronimo, an. Der Name der Mutter ist nicht genannt. Er gab an, wo Erkundigung über das damals bei dem Violinspieler in Leganes lebende Kind eingezogen werden konnte. Er drückte den Wunsch aus, daß der Knabe für den geistlichen Stand erzogen werden und, wenn derselbe alt genug sei, in ein Ordenskloster mit reformirten Regeln gehen sollte. Indessen wollte Karl den Neigungen des Knaben keinen Zwang angethan wissen, und wenn dieser das weltliche Leben vorzöge, sollte er ein angemessenes Landgut im Königreiche Neapel mit einem jährlichen Einkommen von dreißig bis vierzig tausend Dukaten zugewiesen erhalten. Wie aber auch immer Geronimo wählen möge, sollte man ihm doch — so bat der Kaiser — alle Ehre und Achtung, die ihm als seinem Sohne gebührte, zollen. Er schloß seinen Brief mit der Bemerkung, daß, wenn er aus nahe liegenden Gründen diese Bestimmungen nicht mit in sein Testament eingefügt hätte, er nichts destoweniger wünschte, daß sie dieselbe Kraft haben sollten, als wenn er es gethan hätte. **). Philipp scheint sie gleich so aufgenommen zu haben, wiewohl er, weil er damals in Flandern war, den

*) „Hallo tan público aquí lo que toca aquella persona que V. M'tad sabe que está á mi cargo que me ha espantado, y espántame mucho mas las particularidades que sobrello oyo.“ — Ebend., Bd. I, S. 449.

**) Eine Abschrift dieses interessanten Documentes, die man in Granvelle's Sammlung in Besançon auffand, ist neuerdings in der schönen Ausgabe der Papiere des Kardinals veröffentlicht worden. — Papiers d'Etat, Bd. IV, S. 495 ff.

Beschluß faßte, die öffentliche Anerkennung seines Bruders bis zu seiner Rückkehr nach Spanien zu verschieben.

Mittlerweile waren die Gerüchte über die Abkunft Geronimo's der Regentin Joanna zu Ohren gekommen. Aus einer ganz erklärlichen Neugier ließ sie ihren Sekretär an Quirade schreiben, um herauszufinden, ob etwas Wahres daran sei. Der zuverlässige Hidalgo suchte die Frage zu umgehen, indem er sagte, daß ihm vor einigen Jahren ein Freund einen Knaben zur Pflege anvertraut hätte, allein, da in dem Testamente des Kaisers das Kind gar nicht erwähnt würde, so müßte man die Geschichte von der Verwandtschaft beider als eitles Geschwätz behandeln.*) Joanna stellte sich mit dieser Antwort nicht zufrieden, denn für sie schien es ausgemacht zu sein, daß das Gerücht guten Grund hatte. Als bald darauf Quirada von zu Hause abwesend war, nahm sie die Gelegenheit wahr, um an seine Gattin Doña Magdalena zu schreiben und sie zu bitten, daß sie den Knaben an einen Ort, wo sie ihn sehen könne, mitbringen möge. Der hierzu gewählte Ort war ein Auto de fe, das so eben in Valladolid begangen werden sollte. Obschon Doña Magdalena ihre Bedenken hegte, konnte sie doch nicht wohl ein Ansuchen, das, weil es aus einer solchen Quelle kam, einem Befehle, dem sie zu gehorchen hatte, glich, verweigern. Es sollte scheinen, daß eine Ceremonie von einer so herzbrechenden, schrecklichen Art, wie ein Auto de fe der letzte Ort gewesen wäre, wo man sich hätte der Munterkeit und Freude überlassen wollen. Allein der damalige und noch viel spätere Spanier betrachtete das als das süßeste Opfer, welches dem Allmächtigen dargebracht werden könnte und er ging dorthin mit der nämlichen Gleichgültigkeit gegen die Leiden des Opfers und vielleicht auch mit derselben Vergnügungslust, als wenn er sich zu einem Stiergefechte begeben hätte.

Am genannten Tage nahmen Magdalena und ihr Pflegesohn einen Platz ein auf der mit Teppichen belegten, für Personen von

*) „Que pues su Mtad, en su testamento ni codecilo, no hazia memoria del, que era razon tenello por burla, y que no sabia que poder responder otra cosa, en público ni en secreto.“ — Gachard, Retraite et Mort de Charles-Quint, Bd. I, S. 446.

Rang bestimmten Platform, von wo aus man eine volle Aussicht auf das Schaffot hatte, auf dem die Märtyrer um des Gewissens willen leiden sollten. Es war inmitten der hier versammelten vornehmen Welt, daß der Sohn Karls des Fünften seinen ersten Unterricht in der Schule der Verfolgung erhalten sollte, daß er lernen sollte sein Herz gegen das Mitleid mit menschlichem Schmerz zu stählen, daß er vor Allem lernen sollte, ein wie schwarzes Verbrechen es wäre, wenn man Mitleid mit den Ketzern hegte. Für Jemanden, der noch so jung war und in einem Alter stand, wo der Geist für Eindrücke sehr empfänglich ist, war das eine furchtbare Lehre; die bittern Früchte davon wurden sehr bald in dem Kriege gegen die Moriscos ersichtlich.

Sowie sich die Leute vom Hofe dem von Doña Magdalena eingenommenen Platze näherten, blieb die Regentin stehen und sah sich nach dem Knaben um. Magdalena hatte ihren Mantel über ihn geworfen, um ihn so viel als möglich vor den Augen des Publikums zu verbergen. Sie nahm jetzt den Mantel weg, und Joanna richtete auf das Kind einen so langen ernsten Blick, daß dasselbe verschämt die Augen niederschlug. Doch ließ sie nicht ab, bis sie in seinen hellen blauen Augen, seiner breiten Stirne und in den reichen gelben, das Haupt umringelnden Locken einige der Merkmale der österreichischen Linie erkannte; glücklicherweise fehlte die Entstellung der hervorspringenden Lippe, die jenem Hause nicht weniger charakteristisch war. In ihrem Herzen regte sich gewaltig die Zärtlichkeit einer Schwester, da sie sich überzeugt fühlte, daß in seinen Adern das nämliche Blut, wie in den ihrigen, floß. Sie bog sich nieder, schlang ihre Arme um seinen Hals, küßte den Knaben und nannte ihn bei dem theuren Namen Bruder.*) Gern hätte sie ihn überredet, mit ihr zu kommen und neben ihr zu sitzen. Allein, der Knabe schmiegte sich an seine Pflegemutter an und wollte nicht von ihr fort zu einer fremden Dame gehen.

Dieser eigenthümliche Auftritt erregte die Aufmerksamkeit der in der Nähe befindlichen Zuschauer. Kaum wurden die Blicke derselben

*) „La Princesa al punto arrebatada del amor, le abraçó, y besó, sin reparar en el lugar que estava, y el acto que exercia. Llamóle hermano y tratóle de alteza.“ — Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 23.

vom Kinde durch das Erscheinen der Gefangenen auf dem Schaffote, wo diese ihr Urtheil empfangen sollten, abgewandt. Nachdem dasselbe verkündet worden war und die elenden Opfer zum Tode geführt wurden, drängte sich die Menge so heftig um Magdalenen mit dem Knaben, daß die Wachen Mühe hatten, sie zurückzuhalten, bis die Regentin, die das Unangenehme der Lage erblickte, einen aus ihrem Gefolge, den Grafen Osorno, ihnen zu Hülfe schickte. Dieser adelige Herr bahnte sich durch die Menge den Weg und trug den Geronimo in seinen Armen in den königlichen Wagen. *)

Nicht lange darauf wurde alles Geheimnißvolle entfernt durch die öffentliche Anerkennung des Kindes als des Sohnes des Kaisers. Nachdem Philipp 1559 nach Spanien zurückgekehrt war, so war es eine seiner ersten Verrichtungen, daß er eine Zusammenkunft mit seinem Bruder anordnete. Der für das Zusammentreffen gewählte Ort war ein sehr großer Park unweit von Valladolid in der Nähe des Klosters La Espina, ein Platz, den die castilischen Prinzen in der ältern Zeit oft um des Jagdvergnügens willen aufsuchten.

An dem festgesetzten Tage legte Quirada kostbare Kleider an, bestieg das beste Pferd, welches er in seinen Ställen hatte und ritt an der Spitze seiner Vasallen hinaus, dem Könige entgegen. An seiner Seite hatte er den kleinen Geronimo, der einfach gekleidet war und auf einem gewöhnlichen Zelter saß. Sie hatten kaum einige Meilen zurückgelegt, als sie durch das Gehölz den Schall von Hufstritten hörten, was ihnen die Annäherung der königlichen Reiterschaar ankündete. Quirada machte Halt, stieg ab und näherte sich mit großer Ehrerbietung dem Geronimo. Er ließ sich vor ihm auf ein Knie nieder und bat um die Erlaubniß, seine Hand küssen zu dürfen. Zugleich ersuchte er seinen

*) „Llego el caso a estado, que le huvo de tomar en braços el Conde Osorno hasta la carroça de la Princesa, porque le gozassen todos.“ — Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 25.

Diese Erzählung klingt freilich sonderbar, wenn man die abgemessenen Sitten des castilischen Hofes und das zurückhaltende, geziemende Benehmen Joanna's bedenkt. Doch der Verfasser, der am Hofe geboren und erzogen war, hatte, wie er uns mittheilt, Zutritt zu den höchsten mündlichen und schriftlichen Informationsquellen.

Mündel, abzusteigen und das Schlachtroß, welches er selber geritten hatte, zu nehmen. Geronimo war in peinlicher Verlegenheit und würde das Ganze für einen Scherz seines Vormunds gehalten haben, hätte der gesetzte, würdevolle Charakter des letztern eine solche Voraussetzung zugelassen. Nachdem er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, fügte er sich den Wünschen seines Vormunds, und eine Ahnung zukünftiger Größe mußte durch seine Seele blitzen, wenn er, wie uns berichtet wird, als er wieder aufsteigen wollte, sich zu Quirada wendete und zu ihm mit ausdrucksvoller Würde sagte: „weil dem so sei, möchte er ihm wohl den Steigbügel halten.“ *)

Noch waren sie nicht weit geritten, als sie die königliche Partie ansichtig wurden. Quirada zeigte seinem Mündel den König und fügte hinzu, daß Seine Majestät ihm etwas Wichtiges mitzutheilen habe. Sie stiegen darauf ab und der Knabe näherte sich, gemäß den Vorschriften seines Vormunds, dem Philipp, kniete nieder und bat um die Erlaubniß, Seiner Majestät Hand küssen zu dürfen. Der König hielt dieselbe gnädig dar und blickte den Knaben forschend an. Endlich brach er das Stillschweigen, indem er fragte, „ob er wüßte, wer sein Vater sei.“ Geronimo gerieth durch das Unerwartete der Frage außer Fassung, zumal, da er in der That nicht wissen konnte, ob die Gerüchte wegen seiner Geburt, wenn sie ihm jemals zu Ohren gekommen waren, sich auf Wahrheit gründeten: er schlug also die Augen nieder und gab keine Antwort. Philipp war nicht von seiner Verlegenheit unangenehm berührt, indem er ohne Zweifel zufrieden gestellt war, daß er in seinem intelligenten Antlitz und seiner edlen Miene lesen konnte, daß er seiner Abstammung keine Unehre machen werde. Er stieg von seinem Pferd, umarmte den Geronimo und rief aus: „Fasse Muth, mein Kind; du stammst von einem großen Manne ab. Der Kaiser Karl der Fünfte, welcher jetzt unter den Seligen wohnt, ist dein und mein Vater.“ **) Indem er sich alsdann zu den herum-

*) „Vuelto ya en si de la suspension primera, alargó la mano, y montó en el caballo; y aun se dice que con airosa grandeza, añadió; Pues si eso es asi tened el estribo.“ — Villafañe, Vida de Doña Magdalena de Ullao, S. 51.

**) „Macte, inquit, animo puer, praenobilis viri filius estu; Carolus Quin-

ſtehenden adeligen Herren wandte, ſtellte er ihnen den Knaben als den Sohn ihres verſtorbenen Herrſchers und als ſeinen eignen Bruder vor. Die Höflinge, deren gattungsmäßiger, ſchneller Inſtinct ſie ſtets die aufſteigende Sonne anzubeten treibt, drängten alsbald herzu, um dem Geronimo ihren Gehorſam zu bezeigen. Der Auftritt ſchloß damit, daß der König ſeinem Bruder ein Schwert umſchnallte und ihm um ſeinen Nacken das glänzende Halsband des Goldnen Vließes warf.

Die Kunde von dieſem ſonderbaren Vorfalle verbreitete ſich bald in der ganzen Nachbarſchaft, denn der Ceremonie hatten außer den eigentlichen Theilnehmern noch viele andere Zeugen beigewohnt. Der König mit ſeinem Gefolge fand daher bei ſeiner Rückkehr eine Menge Volks, das ſich längs des Weges ſammelte, um von dem neuentdeckten Sproſſen des königlichen Hauſes einen Blick zu erhaſchen. Die ſchöne Geſtalt des Jünglings bewirkte, daß der Pöbelhaufe in lärmendes Beifallrufen ausbrach und, als der königliche Zug durch die Straßen der alten Stadt Valladolid ritt, mit lärmenden Vivats die Luft erſchütterte. Philipp drückte ſeine Zufriedenheit mit den Ereigniſſen des Tages aus, indem er erklärte, daß „er in ſeinem ganzen Leben nie eine beſſere Jagd gemacht und noch nie ihm ſo liebes Wildpret mit nach Hauſe gebracht hätte.“ *)

Nachdem der König ſeinen Bruder öffentlich anerkannt hatte, beſchloß er, ihn mit einer für ſeinen Stand paſſenden Stellung zu verſorgen. Er wies ihm als Reſidenz einen der beſten Paläſte Madrids an. Er verſah ihn mit einer zahlreichen Dienerſchaar und machte, daß im Hauſe deſſelben ein ſo großer Staat, wie in dem eines Prinzen von Geblüte, unterhalten wurde. Der Graf von Priego fungirte als ſein Hauptmajordomus; Don Luis Carrillo, der älteſte Sohn jenes adeligen Herrn, wurde zum Hauptmann der Garde gemacht, und Don Luis de Cordova wurde Oberſtallmeiſter. Kurz, die Adeligen und

---

tus Imperator, qui coelo degit, utriusque nostrûm pater est.“ — Strada, De Bello Belgico, Bd. I, S. 608.

*) „Jamás habia tenido dia de caza mas gustoso, ni logrado presa que le hubiese dado tanto contento.“ — Villafañe, Vida de Doña Magdalena de Ulloa, S. 52.

Dieſe merkwürdige Geſchichte der Anerkennung des Bruders von Seiten Phi-

Kavaliere vom beſten Blute Caſtiliens verſchmähten nicht, Stellen im Dienſte des Bauernknaben zu beſetzen. Mit einer oder zwei Ausnahmen genoß er alle den königlichen Infantes zugehörigen Privilegien. Er beſaß nicht, gleich ihnen, Zimmer im Palaſte, und wurde nicht mit „Hoheit“, was ihr beſonderes Vorrecht war, ſondern mit „Excellenz“ angeredet. Dieſer Unterſchied ward aber nicht immer ſtreng beobachtet.*)

Noch ein bedeutenderer Wechſel fand Statt mit ſeinem Namen, der aus Geronimo jetzt in Juan von Oeſterreich verwandelt wurde. Dieſer vornehme Name deutete ſeine Abkunft von dem kaiſerlichen Hauſe Habsburg an, auf welches ſpäter ſeine Thaten einen größeren Glanz warfen, als der ſtolzeſte Fürſtentitel zu thun vermocht hätte.

Nach der Erhebung ſeines Pfleglings blieb Luis Quixada in der nämlichen Stellung, wie zuvor. Er fuhr fort, ſein Ayo oder Gouverneur zu ſein und zog mit Doña Magdalena nach Madrid, wo er ſeine Wohnung im Hauſe Don Juan's nahm. Indem Quixada auf dieſe Weiſe in der engſten perſönlichen Beziehung zu ihm ſtand, behauptete er ſeinen Einfluß über ihn ungeſchwächt fort, bis er ſelber ſtarb.

Philipp wußte den Werth dieſes treuen Hidalgo vollkommen zu ſchätzen, ſo daß derſelbe das Glück hatte, in eben ſo hohem Grade und, wie es den Anſchein hat, mit einer größeren Belohnung für ſeine Dienſte, die Gunſt des Sohnes zu genießen, wie er früher diejenige des Vaters genoſſen hatte. Er war Oberſtallmeiſter bei Don Carlos, dem Kronerben; er verſah den wichtigen Präſidentenpoſten im indiſchen Rathe, und er beſaß einige fette Pfründen im militäriſchen Orden von Calatrava. In einem Briefe Quixada's an den König finden wir die Bemerkung, daß er ſich bemüht habe, die Lücken in der erſten

---

lipp's wird mit weniger Abweichung, als gewöhnlich, von verſchiedenen damaligen Schriftſtellern erzählt.

*) Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 27. — „Mandóle llamar Ecelencia; pero sus reales costumbres le dieron adelante titulo de Alteza i de señor entre los grandes i menores.“ — Cabrera, Filipe Segundo, Buch V, Kap. 3.

Erziehung seines Zöglings dadurch auszufüllen, daß er ihn auf eine Weise, die sich besser für seine zukünftige Bestimmung passe, unterrichtete. *) Wir können nicht zweifeln, daß gemäß den Begriffen des guten Ritters von den für einen solchen Unterricht wesentlichen Erfordernissen, die ritterlichen Uebungen über die vom Kaiser anempfohlene Klosterzucht gestellt worden sein müssen. Wie das aber auch sein mag, so beschloß Philipp, seinem Bruder die beste Gelegenheit zu einer freien Ausbildung zu geben, indem er ihn auf die Universität Alcala schickte. Diese Universität, vor etwas über einem Jahrhundert vom großen Ximenes gegründet, genoß nebst der älteren Anstalt in Salamanca den Ruf, daß sie auf der Halbinsel der berühmteste Sitz der Wissenschaft sei. Don Juan hatte als Begleiter seine zwei Neffen, Don Carlos und Alexander Farnese, den Sohn Margarethens von Parma, bei sich. Sie bildeten zusammen ein Triumvirat, von welchem jedes Mitglied auf den Seiten der Geschichte einen großen Raum einnehmen sollte, und zwar Don Carlos wegen seiner Irrthümer und Mißgeschicke, die beiden übrigen aber wegen ihrer militärischen Thaten. Sie standen alle drei beinahe in demselben Alter. Zufolge einem damaligen Schriftsteller übertraf Don Juan die beiden andern durch die Anmuth oder vielmehr Schönheit, seines Leibes, sowie durch das Bezaubernde seiner Sitten, **) während seine Seele jener edleren Eigenschaften, welche die höchste Auszeichnung versprechen, voll war. ***)

Die Biographen Don Juan's theilen uns mit, daß derselbe seinen Studien geziemend oblag. Aber die Studien, welche ihm am meisten zusagten, waren diejenigen, welche mit der Kriegskunst zusammenhingen. In allen ritterlichen Fertigkeiten war er vollkommen;

*) „Tengo mucho cuidado que aprenda y se le enseñen las cosas necesarias, conforme á su edad y á la calidad de su persona, que, segun la estrecheza en que se crió y ha estado hasta que vino á mi poder, es bien menester con todo cuidado tener cuenta con él.“ — Gachard, Retraite et Mort de Charles-Quint, Bd. I, S. 450.

**) „Longè tamen anteibat Austriacus et corporis habitudine, et morum suavitate. Facies illi non modò pulchra, sed etiam venusta.“ — Strada, De Bello Belgico, Bd. I, S. 609.

***) „Eminebat in adolescente comitas, industria, probitas, et, ut in novae potentiae hospite, verecundia.“ — Ebend. am angeführten Orte.

er seufzte nur nach einem Felde, wo er dieselben entfalten konnte. Die Kenntniß seiner eigentlichen Abstammung erfüllte seinen Geist mit einem edlen Ehrgeiz, so daß er sich danach sehnte, seinen Anspruch auf vornehme Herkunft durch irgend eine Heldenthat zu rechtfertigen.

Nach einem dreijährigen Studium verließ er 1564 die Universität. In das folgende Jahr fiel die berühmte Belagerung von Malta, wo die ganze Christenheit erwartungsvoll auf den Ausgang des verzweifelten Kampfes sah, den eine Hand voll Krieger auf ihrer einsamen Insel gegen die ganze Macht des ottomanischen Reiches kämpften. In dem Herzen Don Juan's erwachte Sympathie für die christlichen Ritter: weßhalb er beschloß, sein eigenes Geschick mit zu den ihrigen in die Wagschale zu werfen und seine ersten Lorbeeren unter dem Banner des Kreuzes zu gewinnen. Er fragte dabei seinen Bruder nicht um Erlaubniß, weil er wußte, daß diese ihm verweigert werden würde. Er entfernte sich heimlich vom Hofe und schlug, von nur wenigen Dienern begleitet, den Weg nach Barcelona ein, von wo eine Streitmacht den Belagerten zu Hülfe absegeln sollte. Ueberall, wohin ihn sein Weg führte, wurde er mit dem, seinem Range zukommenden Respecte empfangen. In Saragossa wohnte er bei dem Erzbischof, unter dessen Dache er Krankheitshalber längere Zeit aufgehalten wurde. Während er noch hier war, empfing er einen Brief vom Könige, der den Grund seiner Abreise erfahren hatte und ihm zurückzukommen gebot, weil er zur Theilnahme an dem verzweifelten Kampfe noch zu jung sei. Don Juan achtete wenig auf den königlichen Befehl. Er drang bis nach Barcelona, von wo zu seinem Aerger die Flotte schon abgesegelt war. Er beschloß daher, über das Gebirge zu reisen und in Marseille ein Schiff zu besteigen. Der Vicekönig von Catalonien hatte den leidenschaftlichen Jüngling nicht von seinem Vorhaben abzubringen vermocht, als eine andere Depesche vom Hofe anlangte, worin Philipp in einem entschiedeneren Tone, als vorher, den Befehl zurückzukehren an seinen Bruder unter Androhung seiner gestrengen Ungnade wiederholte. Ein Brief von Quirada hatte ihn schon gewarnt, daß er sicherlich in Ungnade fallen werde, wenn er fortführe, mit den königlichen Befehlen zu spielen. Da war keine

andere Wahl, als zu gehorchen. Daher kehrte der in seinem ehrgeizigen Vorhaben gestörte Don Juan in die Hauptstadt zurück.*)

Dieses Abenteuer erregte im ganzen Lande großes Aufsehen. Die jungen Adeligen und Kavaliere bei Hofe waren durch das Beispiel Don Juan's, das ihnen ein Vorwurf ihrer eignen Bärenhäuterei zu sein schien, in Flammen gesetzt worden, und sie hatten ihre Rüstungen angeschnallt, um ihm in den Krieg zu folgen.**) Die gemeinen Leute, welche in Spanien kühne romantische Thaten besonders gern haben, waren entzückt über den abenteuerlichen Sinn des jungen Prinzen, der eines Tages unter den Helden seiner Nation einen Platz einzunehmen Hoffnung machte. Das war der Anfang der Popularität Don Juan's bei seinen Landsleuten, die ihn mit der Zeit fast wie einen Gott verehrten. Philipp selbst, obschon er für nöthig gehalten haben mag, seinem Bruder seine Insubordination zu verweisen, scheint innerlich sich über den edlen Sinn, den dieselbe offenbarte, gefreut zu haben. Wenigstens zeigte die Gunst, welche er dem Gefehlthabenden zu beweisen fortfuhr, daß die königliche Ungnade von keiner langen Dauer war.

Die plötzliche Veränderung in dem Stande Don Juan's könnte uns an eine Feengeschichte erinnern, worin sich der arme Bauernknabe plötzlich durch Verzauberung in einen großen Prinzen verwandelt sieht. Ein so plötzlicher Umschwung des Glücksrades möchte wohl einem weiseren Manne, als ihm, die Sinne verwirrt haben. Auch war Philipp wohl auf die ganz natürliche Furcht gerathen, daß die faule Hofständelei, welcher sein Bruder jetzt ausgesetzt war, sein einfaches Wesen verderben und ihn von dem ehrenhaften Pfade der Pflicht ablenken könnte. Er muß deshalb sehr damit zufrieden gewesen sein, zu sehen, daß, weit entfernt hiervon, die Erhebung des Jünglings

*) Strada, De Bello Belgico, Bd. II, S. 609 und 610. — Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol 34—36. — Cabrera, Filipe Segundo, Buch VI, Kap. 24.

**) „La fama de la partida de Don Juan sacó del ocio a muchos cavalleros de la corte i reynos, que avergonçados de quedarse en él, le siguieron." — Cabrera, Filipe Segundo, am angeführten Orte.

nur dazu gedient hatte, seinen Plänen ein weiteres Feld zu geben und seine Brust mit höheren und edleren Vorsätzen zu füllen.

Das behutsame Benehmen Don Juan's in Bezug auf seinen Neffen Don Carlos, damals, als ihn dieser mit in seine wilden, unausführbaren Pläne ziehen wollte, befestigte ihn noch mehr in der königlichen Gunst. *)

Im Frühlinge des Jahres 1568 bot sich dem Philipp eine Gelegenheit dar, den Ehrgeiz seines Bruders zu befriedigen, indem er ihm den Oberbefehl einer Flotte übertrug, die damals in dem Hafen von Carthagena gegen die Korsaren der Berberei, welche neuerdings in dem spanischen Handel große Verheerungen angerichtet hatten, ausgerüstet wurde. Allein, obschon ihn der König zu diesem Posten ernannte, war derselbe doch vorsichtig genug, um dem Mangel seines Bruders an Erfahrung dadurch abzuhelfen, daß er als Zweiten im Kommando einen Offizier, in dessen Fähigkeiten er vollkommenes Vertrauen hegte, setzte. Dieser hieß Antonio de Zuñiga y Requesens, war Oberbefehlshaber von St. Jacob und ist eine berühmte Persönlichkeit, die in dem weitern Verlauf unserer Erzählung dem Leser noch oft vorgeführt werden wird. Requesens, der damals den Gesandtschaftsposten zu Rom ausfüllte, besaß die talentvolle Gewandtheit, die damals, wo oft derselbe Mann von dem Kabinetdienste zum Felddienste berufen wurde, sehr erforderlich war. Während Don Juan vor dem Publikum als der Oberbefehlshaber der Flotte erschien, lastete die eigentliche Verantwortlichkeit für die Unternehmungen der Expedition auf dem Lieutenant desselben.

Den dritten Juni segelte Don Juan an der Spitze einer Flotte, wie keine schönere je auf den Gewässern des Mittelländischen Meeres gefahren war, aus dem Hafen hinaus. Das Schiff des Prinzen war eine herrliche, prächtig ausgestattete Galeere, ausgeschmückt mit einer Menge Gemälde, deren hauptsächlich aus der alten Geschichte und Mythologie entnommene Gegenstände eine didaktische Tendenz hatten und dem jungen Befehlshaber manche nützliche Lehre beibringen sollten. Die Moral eines jeden Gemäldes war in einer kernigen

*) Siehe früher unsern zweiten Band, Buch IV, Kap. 6.

Maxime, die auf Lateinisch darunter stand, ausgedrückt. Nach welcher Richtung also Don Juan immerhin seine Augen richten mochte, mußte sein Blick stets auf eine belehrende Predigt fallen, so daß seine Galeere verglichen werden könnte mit einem Buche, das reichlich mit Bildern ausgestattet ist, damit selbige den Inhalt dem Gedächtnisse des Lesers einprägen helfen. *)

Die Kreuzfahrt dieser Flotte war vollkommen erfolgreich. Als Don Juan nach acht Monaten in den Hafen zurückkehrte, konnte er sich rühmen, daß er in verschiedenen Treffen den Stolz der Korsaren gebeugt und dieselben so verstümmelt hatte, daß sie lange Zeit hindurch ihre Räubereien nicht fortsetzen konnten, kurz, daß er im Mittelländischen Meere die Ehre der Flagge seines Landes gerächt hatte.

Seine Rückkehr nach Madrid wurde mit den Ehrenbezeigungen eines Triumphes bewillkommnet. Die Höflinge und die Bürgerlichen, kurz, die Leute aller Stände, wetteiferten mit einander, ihm den süßen Weihrauch der Schmeichelei anzuzünden, wodurch sie seinen jugendlichen Geist mit erhabenen Gebilden der Zukunft, die ihm auf dem Pfade des Ruhmes vorwärts winkten, erfüllten.

Als im Jahre 1568 der Aufstand der Moriscos ausbrach, richteten sich die Blicke Aller natürlich auf Don Juan von Oesterreich als denjenigen Mann, der wahrscheinlich zur Niederwerfung der Insurrection geschickt werden würde. Aber Philipp hielt es für sicherer, das Kommando denjenigen anzuvertrauen, die, wegen ihres langen Aufenthalts in der Nähe, mit der Beschaffenheit des Landes und der Einwohner besser bekannt waren. Als es indeß durch die Zwistigkeiten der nebenbuhlerischen Befehlshaber nothwendig wurde, Jemanden zu senden der mit genügender Vollmacht zur Niederhaltung dieses factieusen Geistes und zum Erzwingen einer größern Uebereinstimmung im Handeln bekleidet war, empfahl der Staatsrath den Don Juan als Oberbefehls-

*) Vanderhammen hat von dieser königlichen Galeere, und den gemalten Verbildlichungen derselben, eine ins Einzelne gehende Beschreibung gegeben. Von den unter den Gemälden stehenden Denksprüchen schmeckt derjenige, welcher „Dolum reprimere dolo“ hieß, stark nach dem politischen Monarchen. — Don Juan de Austria, Fol. 44—48

haber. Der König, welcher vielleicht die Wahl im Grunde dem Staatsrathe an die Hand gegeben hatte, billigte sie.

Doch hütete sich der „kluge" Monarch, seinen Bruder mit einem so unabhängigen Oberbefehle, wie das Publikum voraussetzte, zu bekleiden. Im Gegentheil war die Autorität desselben fast auf eben so enge Grenzen, wie sie es im Mittelländischen Meere gewesen war, beschränkt. Es wurde ein Kriegsrath ernannt, dessen Gutachten den Don Juan in jeder wichtigen Frage leiten sollten. Im Falle einer Meinungsverschiedenheit war die Frage der Entscheidung des Königs anheimzustellen. *).

Die Hauptmitglieder dieses Körpers, der eigentlich die höchste Gewalt besaß, waren der Marquis von Mondejar, der seit dieser Zeit nicht wieder in eigner Person zu Felde gezogen zu sein scheint; der Herzog von Sessa, der Enkel des großen Kapitäns Gonsalve de Cordova, der seinem Vorfahren nicht viel an militärischem Talent nachgestanden zu sein scheint; der Erzbischof von Granada, ein Prälat mit einem so starken Maße Bigotterie, wie kein anderer spanischer Geistlicher je mehr besaß; Deza, der Audienzgerichtspräsident, welcher die Moriscos mit dem grimmigen Hasse eines Inquisitors haßte, und endlich des Don Juan treuer Ayo, Quirada, der über ihn mehr Einfluß, als irgend ein Anderer, ausübte und der die ersten Feldzüge seines Zöglings, welche leider den Schluß seiner eignen bilden sollten, in Augenschein zu nehmen gekommen war. **)

Schwerlich hätte man auf einen unglücklicheren Gedanken gerathen können, als auf die Errichtung einer so schwerfälligen Maschinerie, wie es dieser Rath war, weil derselbe seinem innersten Wesen nach der zum guten Erfolge der militärischen Operationen erforderlichen Schnelligkeit hinderlich sein mußte. Das Unheil wurde nur

*) „Su comision fue sin limitacion ninguna; mas su libertad tan atada, que de cosa grande ni pequeña podia disponer sin comunicacion i parecer de los consegeros, i mandado del Rei." — Mendoza, Guerra de Granada, S. 139.

**) Ebend. S. 130 ff. — Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 81. — Marmol, Bd. I, S. 511—513. — Villafaña, Vida de Doña Magdalena de Ulloa, S. 73. — Cabrera, Filipe Segundo, Bd. IX, Kap. 1.

noch größer, indem jeder streitige Punkt dem Könige zur Entscheidung vorgelegt werden mußte. Weil das ein Fall war, welcher zufälligerweise sich oft ereignete, fand der junge Prinz bald, daß ihm von seinen Freunden eben so viele Hindernisse, wie von seinen Feinden, in den Weg gelegt wurden; und zwar hätten diese Hindernisse nur durch eine ungewöhnliche Entschiedenheit und Energie von seiner Seite überwunden werden können.

Den sechsten April 1569 nahm Don Juan von dem damals in Aranjuez befindlichen Könige Abschied und eilte nach dem Süden. Die Einwohner von Granada warteten sehnsüchtig auf seine Ankunft: die Christen, weil sie hofften, daß er der Unordnung in dem Heere abhelfen und den Krieg schnell zu Ende bringen werde; die Moriscos aber, weil sie voraussetzten, daß er ihnen gegen die Gewaltsamkeit der Spanier Schutz angedeihen lassen werde. In der Hauptstadt traf man Anstalten, um ihn glänzend zu empfangen. Philipp selber war es, der das Festprogramm lieferte.*) Einige Meilen vor der Stadt empfing den Don Juan der Graf von Tendilla an der Spitze einer kleinen Abtheilung Infanterie, deren Uniformen theils in dem castilischen, theils nach maurischem Schnitte waren, so daß sie im Ganzen einen eigenthümlichen, malerischen Anblick gewährten, indem Seide, Sammet und reiche Stickerei munter um die eisernen Harnische und polirten Waffen der Krieger flutheten.**) Als der Prinz auf seinem Wege ein Stück zurückgelegt hatte, stieß zu ihm ein langer Zug geistlicher und bürgerlicher Beamter, auf welche die vornehmsten Kavaliere und Bürger Granadas folgten. An ihrer Spitze befand sich der Erzbischof und der Präsident, von denen der letztere sorgfältig seinen Rang wahrte, indem er zur rechten Hand des Prälaten ging. Don Juan bewies ihnen beiden die größte Ehrfurcht. Sowie sie näher kamen, stieg er vom Pferde, umarmte die beiden Geistlichen und unterhielt sich,

*) „Ya el Presidente tenia orden de su Magestad de la que se habia de tener en el recibimiento de su hermano.“ — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II. S. 17.

**) „De manera que entre gala y guerra hacian hermosa y agradable vista.“ — Ebendaselbst wie oben.

indem er seinen Hut in der Hand hielt, einige Zeit mit ihnen.*) Als der Zug vorbeimarschirte, stellte der Präsident dem Prinzen die angesehensten Personen vor und dieser empfing sie mit einer ungezwungenen, huldreichen Höflichkeit, welche ihm die Herzen aller derer, die sich ihm näherten, gewann. Darauf setzte er seinen Weg fort, indem ihn auf beiden Seiten der Präsident und der Erzbischof geleiteten. Die umliegenden Felder waren mit Zuschauern angefüllt und auf der Ebene von Beyro fand er zu seinem Empfange ein großes Truppencorps, das sich auf nicht weniger als zehntausend Mann belaufen haben soll, aufgestellt. Dasselbe begrüßte ihn, als er herbei kam, mit wundervoll präcis ausgeführten Gewehrsalven. Als Don Juan über ihre schöne Schlachtreihe dahinblickte und ihre vollkommene Disciplin und Pünktlichkeit gewahrte, erglänzten seine Augen und der Soldatenstolz röthete seine Wangen.

Kaum war er zum Stadtthore hinein, wurde er von einem Frauenschwarme, der sich in einer bittenden Stellung um ihn herschaarte, umgeben. Diese Frauen waren die Wittwen, Mütter und Töchter der in den Massacres der Alpujarras so elendiglich Umgekommenen. Sie waren in Trauer gekleidet, und zwar einige von ihnen so dürftig, daß man hieraus deutlich ihre Armuth ersehen konnte. Indem sie auf ihre Kniee fielen, Ströme von Thränen vergossen und ihre Worte fast unter Schluchzen erstickten, flehten sie um Gerechtigkeit, — um Gerechtigkeit gegen die Mörder ihrer Angehörigen. Sie hätten, sagten sie, ihre Freunde unter den Streichen der Henker enden sehen; allein, der Schmerz, welcher damals ihr Herz zerriß, wäre nicht so groß gewesen, als der jetzt von ihnen empfundene, da sie erfahren hätten, daß die gräulichen Handlungen dieser Missethäter ungerochen bleiben sollten.**) Don Juan suchte ihre Aufregung zu be-

*) „El qual lo recibió muy bien, y con el sombrero en el mano, y le tuvo un rato abrazado. Y apartandose á un lado, llegó el Arzobispo, y hizo lo mismo con él:“ — Ebend. S. 18.

**) „Que no sintieron, tanto dolor con oir los crueles golpes de las armas con que los hereges los mataban á ellos y á sus hijos, hermanos y parientes, como el que sienten en ver que han de ser perdonados. — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 19. — Hieraus gewinnt es

ſänftigen, indem er mit ihrem Mißgeſchick die innigſte Sympathie ausdrückte, auf eine Weiſe, welche Niemanden, der ſein Antlitz ſah, an der Wahrheit ſeiner Worte zweifeln ließ; und er verſprach, Alles aufzubieten, um ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Eine lebhaftere Scene erwartete ihn, als die Prozeſſion durch die Straßen der alten Hauptſtadt zog. Ueberall waren die Häuſer prächtig verziert mit goldgewirkten Teppichen. Die die Zugänge beſetzt haltende Menge erfüllte die Luft mit loyalen Zurufen. Strahlende Augen blickten herab von den Balconen und Fenſtern, wo die edelſten Matronen und Jungfrauen von Granada in reichem Anzuge ſich zuſammengeſchaart hatten, um das glänzende Feſt und den jungen Helden, welcher der Gegenſtand deſſelben war, zu ſehen.*) Auf dieſe Weiſe begab er ſich weiter, bis er das Königliche Audienzgericht erreichte, wo auf den Befehl des Königs zu ſeiner Wohnung prachtvolle Zimmer hergerichtet worden waren.**)

Am folgenden Tage wartete dem Don Juan eine Deputation der vornehmſten Moriscos der Hauptſtadt auf. Sie kamen, um gegen die zahlreichen Beſchädigungen und Beleidigungen, denen ſie, ſo oft ſie ausgingen, ausgeſetzt geweſen waren, ſeinen Schutz anzuflehen. Namentlich beklagten ſie ſich über die bei ihnen einquartierten ſpaniſchen Truppen, und über die Weiſe, in welcher das Heiligthum ihrer Wohnungen durch die ſcheußlichſten Gewaltthätigkeiten verletzt worden war. Don Juan erwiderte in einem Tone, der wenig dem Bedauern glich, welches er den weiblichen Bittſtellern am vorhergehenden Tage bezeigt hatte. Er ſagte zu den Moriscos, daß, weil er zur Wiederherſtellung der Ordnung nach Granada geſandt worden ſei, diejenigen, welche ſich loyal erwieſen hätten, in allen ihren Rechten ſich geſchützt

---

den Anſchein, als ob dieſe chriſtlichen Frauen die Rache mehr, als ihre Freunde, liebten.

*) „Y mas galas y regocijos, porque estaban la ventanas de las calles, por donde habia de pasar, entoldados de paños de oro y seda, y mucho numero de damas y doncellas noblesen ellas, ricamente ataviadas, que habian acudido de toda la ciudad por verle.“ — Ebend. wie oben.

**) Ebendaſelbſt, S. 17—19. — Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 83. — Mendoza, Guerra de Granada, S. 133.

finden würden. Diejenigen dagegen, welche in der letzten Rebellion Antheil genommen hätten, würden mit der schärfsten Strenge bestraft werden. *) Er ersuchte sie, ihre Beschwerden schriftlich aufzusetzen, gab ihnen aber die Warnung, ja Nichts niederzuschreiben, was sie nicht beweisen könnten, wenn sie sich nicht sehr großen Unannehmlichkeiten aussetzen wollten. Die unglücklichen Moriscos sahen, daß sie bloß eine solche Gerechtigkeit, wie sie ein Feind austheilt, zu erwarten hätten.

Schon die erste Sitzung des Rathes zeigte, wie ungenügend für die Kriegsführung das eingerichtete System sei. In den sich entspinnenden Debatten bemerkte Mondejar, daß der Krieg nach seinem Dafürhalten eigentlich beendigt sei, und daß die Moriscos größtentheils in einer so günstigen Stimmung wären, daß, wenn man ihm die Sache zu thun überließe, er sie alle in sehr kurzer Frist zum Gehorsam zurückführen werde. Dieser Vorschlag ward von dem stolzen Präsidenten, der sie eine falsche Sippschaft, auf deren Versprechen man nicht trauen könne, nannte, verächtlich behandelt. Der Krieg, sagte er, würde nie beendigt werden, so lange als es den Moriscos der Hauptstadt frei stünde, mit ihren Landsleuten im Gebirge in Verbindung zu stehen und dieselben im Geheimen über die Vorgänge im christlichen Lager zu benachrichtigen. Der erste Schritt müßte sein, sie alle von Granada ins Innere zu schaffen, und der zweite, in den Alpujarras an den Uebelthätern, welche die Blutbäder angerichtet hätten, ein solches Beispiel zu statuiren, daß dadurch der Schrecken in die Herzen der Ungläubigen geworfen und sie von fernerer Widersetzlichkeit gegen die Regierung abgeschreckt würden. Bei dieser Meinungsverschiedenheit ergriffen die Mitglieder, je nach ihrer Gemüthsverschiedenheit, verschiedene Seiten. Der General-en-Chef und Quirade neigten sich beide auf die Seite der Meinung Mondejar's. Nach einer langwierigen Discussion wurde es nöthig, die Frage dem König, der keineswegs beim Fällen seiner Urtheile sich durch Rasch-

*) „Juntamente con usar de equidad y clemencia con los que lo merecieren, los que no hubieren sido tales serán castigados con grandisimo rigor." — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 21.

heit auszeichnete, vorzulegen. Alles das erforderte viel Zeit, während deren man die activen Operationen nicht wieder aufnehmen konnte. *)

Aber Don Juan ließ die Zeit nicht nutzlos verstreichen. Er prüfte den Zustand der Befestigungen in Granada und der Umgegend; er suchte die Armee auf einen bessern Fuß zu setzen und den Insubordinationsgeist, der unter manchen Theilen derselben eingerissen war, zu ersticken; endlich verordnete er Truppenverstärkungen nicht nur aus Andalusien und den umliegenden Provinzen, sondern auch aus Castilien. Dieser Aufruf hatte eine gute Wirkung; namentlich schaarten die großen adeligen Herren des Südens ihre Leute um sich und eilten mit ihnen nach Granada, um unter diesem allgemein beliebten Feldherrn das Schwert zu ziehen. **)

Indessen führte der Aufschub die nachtheiligsten Folgen herbei, weil er dem Feinde Zeit gab, sich von den Schlägen des vorhergehenden Feldzuges wieder zu erholen. Wie wir im vorigen Kapitel sahen, war Aben-Humeya auf seinen Gebirgsthron zurückgekehrt und befand sich daselbst in größerer Stärke, als vorher. Sogar die sogenannten „Moriscos des Friedens," welche zu ihrer Unterthanentreue zurückgekehrt waren, wurden durch die Beleidigungen der spanischen Soldaten und durch die Mißachtung, welche dieselben dem sicheren Geleite des Mondejar bewiesen, dergestalt aufgebracht, daß sie jetzt in zahlreichen Schaaren in das Lager Aben-Humeya's kamen, um ihm ihre Dienste anzubieten und das Versprechen zu leisten, bis auf den letzten Mann zu ihm zu stehen. Andere Truppen bezog er aus Afrika. Die moslemitischen Fürsten, bei welchen er um Hülfe nachgesucht hatte, schlugen ihm zwar das Gesuch, sich offen auf sein Unternehmen einzulassen, ab, erlaubten aber allen ihren Unterthanen, die Lust dazu hegten, sich zu seinen Standarten zu gesellen. Die Folge hiervon

*) Ebend., S. 23 und 24. — Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 85. — Cabrera, Filipe Segundo, Buch IX, Kap. 1. — Herrera, Historia General, Bd. I, S. 744 und 745.

**) Mendoza, Guerra de Granada, S. 141. — Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 85. — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 27. — Cabrera, Filipe Segundo, Buch IX, Kap. 1.

war, daß ein starker Haufe Berberei-Mauren über das Meer kamen und unter dem Morisco-Führer Dienste nahmen. Sie waren ein grimmiger, unerschrockener Menschenschlag, waren an ein wildes Abenteurerleben gewöhnt und besaßen eine bessere Kenntniß der Kriegstaktik, als die spanischen Bergbewohner.

Während Aben-Humeya durch die Rekruten verstärkt wurde, bezog er jetzt auch aus seinem mehr erweiterten Gebiete größere Einkünfte.*) Obschon er Pracht und Aufwand liebte, so verschwendete er seine Gelder doch nicht ganz mit der Bestreitung des größeren Staates, den er jetzt in seiner Lebensweise einführte. Er verausgabte sie reichlich zur Bezahlung seiner fremden Truppen. Auch machte er sich die im letzten Feldzuge gewonnene Erfahrung und das Beispiel seiner afrikanischen Truppen zu Nutze, um unter seinen Morisco-Kriegern ein besseres System der Tatik einzuführen. Die von ihm eingehaltene Politik bestand darin, daß er, wie früher, Hauptschlachten vermied und sich hauptsächlich auf den Guerillakrieg, der dem Genie des Bergbewohners angemessener war, beschränkte. Er überfiel kleine, durch das Land die Runde machende Abtheilungen Spanier und schnitt die Zufuhren ab, wodurch er die Besatzungen in ihren Verstärkungen sehr beschränkte. Er machte Einfälle in das Land der Christen, drang sogar bis auf die Vega vor und trug kühn den Krieg bis unter die Mauern von Granada.

Allerdings dauerten seine Verheerungen in dieser Gegend nicht lange nach der Ankunft Don Juan's, denn dieser ergriff wirksame Maßregeln, um die Hauptstadt vor Insultirung zu schützen. Aber der Prinz war sehr ärgerlich über die rasche Ausdehnung des Moriscogebietes. Doch konnte er keine entscheidenden Maßregeln, um dieser Ausdehnung Einhalt zu thun, ergreifen, so lange als sich der Rath noch nicht für einen bestimmten Operationsplan entschieden hatte. Er

*) Außer dem Zehnten aus dem Ertrage des Bodens soll die eine Quelle seiner Einkünfte in dem confiscirten Eigenthume derjenigen Moriscos, die sich seiner Herrschaft zu fügen weigerten, bestanden haben. Eine andere Quelle war der fünfte Theil der dem Feinde abgenommenen Beute. — Ebend., S. 35. — Siehe auch Mendoza, Guerra de Granada, S. 120.

wurde ferner gehemmt durch den Befehl des Königs, daß er nicht persönlich ins Feld rücken, sondern in Granada bleiben und ihn daselbst repräsentiren sollte, indem er dort mit der Regulirung der Geschäfte und der Sorge für die Sicherheit der Stadt genug zu thun finden würde. *) Philipp scheint besorgt zu haben, daß den Don Juan sein abenteuerlicher Geist zu irgend einem kecken Streiche hinreißen und unnöthig sein Leben in Gefahr bringen möchte. Wie wir aus zahlreichen Stellen seiner Briefe ersehen können, scheint es ihm in der That mehr um die Sicherheit seines Bruders, als um das Gelingen des Feldzuges zu thun gewesen zu sein. **) Auch mochte er es für besser halten, den Krieg den Händen des alten Feldherrn, des Marquis Los Velez anzuvertrauen, weil dieser sich einer größeren Erfahrung rühmen konnte, als Don Juan, und dem Könige eine hohe Meinung von seinem militärischen Talente beigebracht hatte.

Dieser adelige Herr führte noch das Kommando über das östlich von den Alpujarras gelegene Land, worin seine eigenen großen Besitzungen lagen. Wie wir sahen, besaß er ein hartherziges anmaßendes Wesen, welchem die Obergewalt des jungen Generals-en-Chef sehr zuwider war. Nur selten geruhte er an ihn zu schreiben, indem er es vorzog, seine Mittheilungen an den König direkt zu machen. ***). Der von seiner Herrschsucht verleitete Philipp drückte bei

---

*) „Y la vuestra, ya yo os dixe que la queria para cosas mayores, y que asi agora yo no os embiaba á las de la guerra sino á esa ciudad á dar desde ella la orden en todo que conbiniese: Pues y por otras ocupaciones y cartas no lo podia hazer." — Carta del Rey á Don Juan de Austria, 10 de Mayo, 1569, Manuskr.

**) Don Juan scheint über die ihm vom König auferlegten Beschränkungen zornig gewesen zu sein. Das läßt sich wenigstens aus einem Tadel Philipp's abnehmen, wenn derselbe seinem Bruder sagt, daß „er zwar wegen der großen Liebe, welche er zu ihm hegt, für dies Mal eine solche Sprache mit Nachsicht behandeln will, daß es aber nicht gut für Don Juan sein wird, sie zu wiederholen." — Carta del Rey á Don Juan, 20 de Mayo, 1569, Manuskr.

***) Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 94.

Marmol entwirft mit einem oder zwei kräftigen Pinselstrichen (coups de pinceau) von dem Marquis ein Bild. „No se podia determinar qual era en él mayor extremo, su esfuerzo, valentía y discrecion, ó la arrogancia y ambicion

dieſem unregelmäßigen Verfahren ein Auge zu, weil er auf dieſe Weiſe an der Leitung der Angelegenheiten einen direkteren Antheil nehmen konnte, als es ſonſt der Fall geweſen wäre. Es war das ſehr unklug gehandelt und führte, wie wir ſehen werden, Unheil herbei.

Ohne dazu kommandirt zu ſein, beſchloß der Marquis den Feldzug damit zu eröffnen, daß er mit der ihm zu Gebote ſtehenden kleinen Macht in die Alpujarras eindrang. Allein eine Abtheilung von vierhundert Truppen, welche er den Paß bei Ravaha zu beſetzen beordert hatte, wurde vom Feinde abgeſchnitten; daher denn der ſtolze Führer widerſtrebend dem Befehle Don Juan's, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen, endlich gehorchte. Dieſer Erfolg ermuthigte den Aben-Humeya, den Marquis in ſeinem neuen Hauptquartier zu Verja anzugreifen. Der Plan war gut durchdacht, wurde aber vor ſeiner Ausführung leider durch einen Kriegsgefangenen dem ſpaniſchen Befehlshaber verrathen. Er ſchlug folglich fehl. Aben-Humeya drang bis in die Mitte der Stadt vor, fand ſich aber daſelbſt von einem Hinterhalte umringt, ſo daß er nur mit Schwierigkeit und mit großem Verluſt ſeinen Rückzug bewerkſtelligen konnte. Allein, wenn die Spanier den Sieg behielten, ſo ärnteten die Moriscos die Früchte deſſelben. Der von dem Moslem-Fürſten bewieſene Muth flößte ſeinen Landsleuten neues Leben ein, und dieſer Nutzen wog die Folgen der Niederlage hinlänglich auf. Die reiche und ſtark bevölkerte Gegend vom Rio de Almanzora griff zu den Waffen. Der Marquis von Los Velez hielt es für angemeſſen, ſeine gegenwärtige Stellung aufzugeben und ſein Hauptquartier nach Adra, einem Seehafen des Mittelländiſchen Meeres, der ihm den Empfang von Verſtärkungen und Lebensmittelzufuhren erleichterte, zu verlegen. *)

Der Empörungsgeiſt verbreitete ſich jetzt raſch über die übrigen Theile der Alpujarras, beſonders aber längs der Sierra von Bentomiz, welche aus der Nachbarſchaft von Alhama nach Süden läuft.

---

de honra, acompañada de aspereza de condicion." — Rebelion de Granada, Bd. II, S. 99.

*) Ebend., S. 73 ff. — Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 94. — Mendoza, Guerra de Granada, S. 175. — Miniana, Historia de España, S. 377.

Die dasigen Bergbewohner, die bisher keinen Antheil an den Unruhen des Landes genommen hatten, reihten sich unter das rothe Banner Aben-Humeya's und brachen in offene Rebellion aus. Die Einwohner von Velez und von der bedeutenderen Stadt Malaga waren hierüber entsetzt und zitterten, denn sie befürchteten, daß der Feind von den Bergen hernieder kommen und ihre Straßen mit Blut überschwemmen würde. Sie musterten schleunig die Miliz des Landes und trafen Vertheidigungsanstalten.

Glücklicherweise wurden sie bei dieser Lage der Sachen durch das Ansichtigwerden des Groß-Commandeurs Requesens erfreut. Dieser lief in den Hafen von Velez Malaga mit einem von Italien kommenden Geschwader ein; er hatte mehrere Bataillons spanische Veteranen am Bord und war von der Regierung beordert worden, die Armee der Alpujarras zu verstärken. Im ganzen spanischen Heere gab es keine bessern Truppen, als die seinigen, die durch manchen rauhen Feldzug abgehärtet waren und durchgängig die vollständigste Manns-zucht hielten. Requesens war, wie man sich erinnern wird, der nämliche Offizier, der während des Krieges im Mittelländischen Meere als der Lieutenant oder Stellvertreter Don Juan's von Oesterreich fungirt hatte. Das Erste was er that, war, daß er seinen jungen General um das Kommando der Expedition gegen die Rebellen von Bentomiz bat. Dieselben hatten sich jetzt in großer Stärke auf dem hohen Tafellande von Frariliana, wo sie die natürlichen Vertheidigungen des Bodens durch künstliche Befestigung verstärkt und jede Annäherung dadurch fast unmöglich gemacht hatten, zusammengezogen. Das Gesuch des Großcommandeurs von St. Jacob ward ohne Weiteres bewilligt, und derselbe führte nun ohne Verzug seine Bataillone mitten in die Sierra hinein.

Wir haben keinen Platz, um auf Einzelnheiten einzugehen. Es genügt zu sagen, daß die Expedition eine der am besten geleiteten während des ganzen Krieges war. Der Feind machte einen verzweifelten Widerstand, und, wären nicht die alten Bürger von Malaga noch zeitig genug angekommen, so würde der Großcommandeur aus dem Felde geschlagen worden sein. Die Morisco-Weiber fochten an der Seite ihrer Männer, und viele von ihnen stürzten sich, als Alles

verloren war, Hals über Kopf*) in die Abgründe, um den Spaniern nicht in die Hände zu fallen.**) Der Feind hatte einen Verluſt von zweitauſend Todten und dreitauſend Gefangenen, und die Sieger hatten eine reiche Beute an Gold, Silber, Juwelen und koſtbaren Stoffen. Der Rebellionsgeiſt war in der Sierra von Bentomiz völlig erdrückt.

Doch war der Sieg nicht unblutig. Nicht minder als ſechshundert Chriſten blieben auf der Wahlſtatt. Der Verluſt traf am meiſten die aus Italien gekommenen Truppen. In dieſer tapfern Schaar war faſt jeder Kapitän verwundet.***) Die Liſte der Verwundeten und Todten enthielt ferner den Namen manches durch Geburt, ſowie durch Tapferkeit ausgezeichneten Kavaliers. Zweitauſend Moriscos entkamen glücklich in das Lager des Aben-Humeya. Sie kamen ihm recht zu paſſen, denn dieſer Chef führte die Erſtürmung von Seron im Schilde.****)

Das war ein ſtark befeſtigter Platz, der gleich der Horſt des

*) So gut das Wörterbuch Hilpert's iſt, enthält es doch nicht dieſe erſte und eigentliche Bedeutung von dem Worte headlong, i. e. with the head foremost. Siehe die großen engliſchen und amerikaniſchen Wörterbücher von Ogilvin, Wright, Johnſon, Webſter und Brag. So habe ich auch gefunden, daß die meiſten deutſchen Wörterbücher von dem Wort burden nicht die Bedeutung „Chorus, Refrain", geben. — Anmerk. des Ueberſetzers.

**) „Quando vieron el fuerte perdido, se despeñaron por las peñas mas agrias, quiriendo mas morir hechas pedazos, que venir en poder de Christianos." — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 89.

***) „Casi todos los capitanes." — Ebend. a. a. O.

****) Das wilde Treffen bei Fraxiliana wird im Einzelnen beſchrieben von Mendoza (Guerra de Granada, S. 165—169) und Marmol (Rebelion de Granada, Bd. II, S. 86—90). Während des ganzen Krieges wurde kein Kampfplatz ſtreitiger gemacht, und beide Geſchichtſchreiber legen Zeugniß ab von der außerordentlichen Tapferkeit der Moriscos, die der beſten Zeiten des arabiſchen Reiches würdig geweſen wäre. Während Philipp den edlen, auf der Expedition bewieſenen Eifer ſeines Großcommandeurs preiſt, tadelt er ihn zugleich dafür, daß er die Flotte verlaſſen und ſich auf die Unternehmung eingelaſſen hat. „El comendador mayor tubo buen suceso como deseais, y como entiendo yo que lo merece su zelo y su intencion, mas salir su persona en tierra, teniendo en vuestra ausencia el cargo de la mas fué cosa digna de mucha reprehension." — Carta del Rey á Don Juan, 25 de Junio, 1569, Manuſkr.

Adlers auf dem Gipfel einer steilen Klippe lag, welche auf den Rio de Almanzora herabschaute und dessen fürchterliche Pässe beherrschte. Es war deßhalb ein sehr wichtiger Posten, und ihn hielt damals eine spanische Garnison unter einem Offiziere, Namens Mirones, besetzt. Da Aben-Humeya es mit Sturm zu nehmen gedachte, schickte er eine starke Truppenabtheilung gegen dasselbe. Allein, die Moriscos besaßen kein schweres Geschütz und waren, wie sich bald ergab, in der Kunst des Belagerns wenig erfahren. Daher beschloß man, den gegenwärtigen Operationsplan aufzugeben und den Platz durch das zwar langsamere, aber sichere Mittel der Blokirung zu unterwerfen. Demzufolge lagerten sich fünftausend Mann am 18. Juni vor die Stadt und schnitten jede Verbindung mit Außen völlig ab.

Es gelang der Garnison, Don Juan von ihrem Zustande in Kenntniß zu setzen, und dieser gab unverzüglich dem Alonso de Carbajal den Befehl, ihr mit einer Truppenabtheilung und einer starken Proviantlieferung zu Hülfe zu kommen. Nachdem derselbe jedoch kaum abmarschirt war, erhielt Don Juan die Nachricht, daß der König den Marquis von Los Velez mit der Vertheidigung von Seron betraut hätte. Auf den Rath Quirada's schickte er dem Carbajal daher einen Gegenbefehl und gebot ihm zurückzukehren. Dieser Offizier, der bereits ganz in die Nähe des Platzes vorgedrungen war, gehorchte mit schwerem Herzen und überließ Seron seinem Schicksale. Trotzdem, daß sich der Marquis von Los Velez eifersüchtig zeigte, weil sich Don Juan in die Angelegenheit gemischt hatte, ging er doch bei der Entsetzung der belagerten Festung so langsam zu Werke, daß die zum Aeußersten gebrachte Garnison am elften Juli eine ehrenhafte Kapitulation abschloß. Aber, kaum war der Platz übergeben, so mordeten die Sieger mit Beiseitsetzung der Kapitulationsbedingungen alle männlichen Personen über zwölf Jahren kaltblütig und machten die Frauen und Kinder zu Sklaven. Diese Unthat soll auf den geheimen Befehl Aben-Humeya's verübt worden sein. Der Anführer der Moriscos konnte seine Treulosigkeit damit rechtfertigen, daß er bloß das ihm von den Spaniern gegebene Beispiel nachgeahmt hatte.*)

*) Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 108—111. — Ferreras,

Die Einbuße von Seron verursachte in dem Heere großes Bedauern. Auch konnte dies Bedauern nicht gelindert werden durch die Erwägung, daß jene Einbuße nicht sowohl der Tapferkeit der Moslems, als den Fehlern der spanischen Befehlshaber, oder vielmehr dem zur Leitung des Krieges eingerichteten elenden Systeme zuzuschreiben war. Doch wurde das Frohlocken der Moriscos bedeutend herabgestimmt durch die Nachrichten, welche sie kurz vor der Uebergabe von Seron hinsichtlich des ihren Landsleuten in Granada zugestoßenen Unheils erhalten hatten.

Nach vielem Zögern hatte Philipp den Plan Deza's, wonach die Moriscos von der Hauptstadt in das Innere des Landes geschafft werden sollten, sanctionirt. Der zur Inswerksetzung der Maßregel angesetzte Tag war der drei und zwanzigste Juni. Eine starke Truppenabtheilung zusammt den bedeutendsten Befehlshabern wurde im Stillen in der Hauptstadt zusammengezogen, um der Vollziehung des Planes Nachdruck zu geben. Inzwischen liefen Gerüchte um, daß die Moriscos in der Hauptstadt mit ihren Landsleuten in den Alpujarras eine geheime Verbindung unterhielten; daß sie die Bergbewohner mit Waffen und Geld versähen, daß die jungen Männer Granada verließen, um die Reihen der Aufständischen zu verstärken; endlich, daß man eine Verschwörung gebildet habe, zu dem Zwecke, einen Angriff auf die Hauptstadt zu machen, und daß sogar die Namen der Führer bekannt seien. Es ist unmöglich, jetzt, wo eine so geraume Zeit seitdem verflossen ist, zu sagen, in wie weit diese Beschuldigungen begründet waren. Allein der Leser mag sich daran erinnern, daß vor dem barbarischen Blutbade im Kanzleigefängnisse ähnliche Gerüchte in Umlauf gesetzt worden waren.

Den drei und zwanzigsten desselben Monats, also am Vorabende von St. Johannis, wurde ein Edict publicirt, welches allen männlichen Moriscos in Granada, die in dem Alter von zehn bis sechszig Jahren standen, befahl, sich nach den Kirchen der Sprengel, zu denen sie gehörten, zu begeben, um da zu vernehmen, was aus ihnen wer-

---

Hist. d'Espagne, Bd. X, S. 83 und 84. — Cabrera, Filipe Segundo, Buch IX, Kap. 6.

den sollte. Die Frauen hatten noch etwas länger in der Stadt zu bleiben, damit sie über die kostbarsten Effecten, welche nicht leicht zu transportiren waren, verfügen könnten. Das war nicht sehr schwer bei den niedern Preisen, um die sie in ihrer Noth sich von ihrem Eigenthume trennen mußten. Ueber das Schicksal der Kinder werden wir nicht aufgeklärt. Ohne Zweifel blieben dieselben in den Händen der Regierung, damit sie im römisch-katholischen Glauben auferzogen würden.*)

Nichts konnte die Consternation der Moriscos bei der Publicirung dieses Decretes übertreffen, auf das sie, obschon es so lange schon gleichsam an einem Faden über ihren Häuptern gehangen hatte, völlig unvorbereitet waren. Wenn sie sich die in dem Kanzleigefängnisse verübten, grausamen Mordthaten ins Gedächtniß zurückriefen, konnte es nicht befremden, daß sie auf die Vermuthung geriethen, daß man Nichts weniger, als das Abschlachten der ganzen mauriſchen Bevölkerung, jetzt im Sinne hätte. Es war vergebens, daß der Marquis von Mondejar ihre Befürchtung zu beseitigen suchte. Sie wurden allerdings etwas beruhigt durch die eigenhändig vom Präsidenten Deza unterschriebene Versicherung, daß ihr Leben nicht in Gefahr sei. Allein, ihre Befürchtung in dieser Hinsicht wurde erst ganz gestillt, als Don Juan sein königliches Wort gegeben hatte, daß man ihnen an ihrem Leibe keinen Schaden zufügen wolle, kurz, daß es die große Aufgabe der Regierung sei, für ihre Sicherheit zu sorgen. Alsdann unterwarfen sie sich, ohne den geringsten Widerstand zu versuchen. Auch wäre ein Widerstand in der That fast unmöglich gewesen, weil es ihnen an Waffen und andern Vertheidigungsmitteln gebrach, und weil sie auf allen Seiten von den wohlbewaffneten Soldaten Castiliens umgeben waren. Sie begaben sich demnach in die ihnen angewiesenen Kirchen, an deren Thüren die Nacht hindurch starke Wachen aufgestellt blieben.

*) Mendoza, Guerra de Granada, S. 146. — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 100. — Bleda hat in diesem Theile seines Werkes (Cronica de España, S. 705) Nichts weiter gethan, als den Bericht Mendoza's abgeschrieben, und zwar so fehlerhaft, daß er sich bei dem Datum dieses Ereignisses um einen Monat verrechnet.

Den nächsten Morgen mußten die Moriscos herausmarschiren und eine Prozession, die sich nach dem großen Hospitale in der Vorstadt begab, bilden. Das war ein herrliches Gebäude, welches die gute Königin Isabella nicht lange nach der Eroberung errichtet hatte. Hier hatten sie zu bleiben, bis man sie zufolge der verschiedenen Plätze ihrer Bestimmung in Divisionen eingetheilt hatte. Er gewährte einen traurigen und feierlichen Anblick — dieser Haufe von Verbannten —, als er sich mit langsamem, unsicherm Schritte, mit Stricken zusammengebunden*) und von der wilden Soldadesca escordirt oder vielmehr wie eine Verbrecherbande fortgetrieben, dahin bewegte. Sie waren jetzt Alle, Jung und Alt, Arm und Reich, leider auf die nämliche Stufe gebracht; die Gestalten der meisten nicht sowohl durch die Last der Jahre, als die der Sorgen gebückt; ihre Hände lagen fromm gefaltet auf ihrer Brust und ihre Wangen wurden bethränt, als sie zum letzten Male auf ihre schöne Stadt, die süße Heimath ihrer Kindheit, die stolze Residenz des alten Reiches, die ihnen wegen so vieler zarten und glorreichen Erinnerungen theuer war, zurückblickten. **)

Der Marsch ging ohne Störung vor sich, mit nur einer einzigen Ausnahme, die indeß beinahe die schlimmsten Folgen nach sich gezogen hätte. Einer der Gefangenen — denn als solche kann man sie betrachten — ließ einige Worte fallen, welche einen spanischen Alguazil beleidigten und bewirkten, daß derselbe ihn mit seinem Stabe schlug. Allein der geschlagene Jüngling hatte das feurige arabische Blut in seinen Adern. Er ergriff rasch ein Stück Ziegelstein und schlug damit beinahe seinem Beleidiger das Ohr vom Kopfe. Die That kostete ihm sein Leben. Die Spanier, welche ihrem verwundeten Kameraden zu Hülfe eilten, hieben ihn schnell zusammen.

---

*) „Puestos en la cuerda, con guarda de infanteria i cavalleria por una i otra parte.“ — Mendoza, Guerra de Granada, S. 147.

**) „Fue un miserable espectaculo,“ sagt ein Augenzeuge, „ver tantos hombres de todas edades, las cabezas baxas, las manos cruzadas y los rostros bañados de lagrimas, con semblante doloroso y triste, viendo que dexaban sus regaladas casas, sus familias su patria, y tanto bien como tenian, y aun no sabian cierto lo que se haria de sus cabezas.“ — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 102.

Jetzt kam das Gerücht in Umlauf, daß die Moriscos dem Don Juan, deſſen Kleidung in der Farbe derjenigen des Alguazil glich, nach dem Leben getrachtet hätten. Das weckte die Leidenſchaften der Soldaten. Sie ſtrömten nach dem Orte, wo die Gewaltthätigkeit vorgefallen war, und ſtießen die furchtbarſten Verwünſchungen aus. Ihre Schwerter und Lanzen, die in ein paar Augenblicken in den Leibern ihrer erſchreckten Opfer ſtecken konnten, funkelten dabei in der Luft.

Glücklicherweiſe entdeckte das ſcharfe Auge Don Juan's die Verwirrung. Mit einer Leibgarde Büchſenſchützen war er in eigner Perſon da, um die Fortſchaffung der Moriscos zu überwachen. Er ſprengte auf ſeinem Pferde in den Tumult hinein, zeigte ſich den Truppen und rief ihnen zu, daß ihm Niemand habe Etwas zu Leide thun wollen. Er ermahnte ſie, zu ihrer Pflicht zurückzukehren und nicht ihm, ſowie ſich ſelbſt, dadurch Schande zu machen, daß ſie unſchuldige Leute, die zu ſchützen er feierlich ſein Wort gegeben habe, zu beſchädigen ſuchten. Darauf kehrten die Soldaten, beſchämt durch den Tadel ihres jungen Führers und befriedigt durch die an dem Beleidiger genommene Rache, in ihre Reihen zurück. Die zitternden Moriscos erholten ſich nach und nach von ihrem Schrecken, die Prozeſſion trat ihren Marſch wieder an, und ohne weitere Unterbrechung erreichte man das Hoſpital Iſabellen's. *)

Hier dauerte es nicht lange, bis die königlichen Contadores die Verbannten gezählt hatten. Dieſelben beliefen ſich auf fünf und dreißig hundert. Die Zahl der Frauen, die bald nachfolgen ſollten, war viel höher. **) Die ſämmtlichen Namen, Alter und Beſchäftigungen der Männer wurden ſorgfältig einregiſtrirt.

Den folgenden Tag hatten die Moriscos auf den großen freien Platz vor dem Hoſpitale aufzumarſchiren. Sie wurden daſelbſt in Compagnien eingetheilt, und jede derſelben ward mit einer ſtarken Bedeckung verſehen, damit ſie nach ihren verſchiedenen Beſtimmungsplätzen

*) Ebend., S. 103. — Mendoza, Guerra de Granada, S. 147. Beide Geſchichtſchreiber waren bei dem Vorfall anweſend.

**) „Los que salieron por todos tres mil i quinientos, el numero de mugeres mucho mayor.“ — Mendoza, Guerra de Granada, S. 147.

abgeführt würden. Diese Bestimmungsplätze beschränkten sich keineswegs auf Andalusien, sondern reichten bis nach Neucastilien hinein. Wir können uns wohl versichert halten, daß man bei diesem Verfahren die Vorschriften der Menschlichkeit in so weit beachtete, daß man Verwandte nicht von einander trennte. Allein, die Geschichtschreiber belehren uns nicht darüber, denn wahrscheinlich hielten sie es ihrer Geschichtschreibung unwürdig, uns mit derartigen Kleinigkeiten in Bezug auf das gefallene Volk zu behelligen.

Es war am fünf und zwanzigsten Juni 1569, als die Moriscos den Freunden und Gefährten ihrer Jugend, von denen sie jetzt auf immer scheiden sollten, ein schmerzliches Lebewohl sagten und ihre kummervolle Pilgerschaft antraten. Das junge Tageslicht dämmerte so eben auf den rothen Thürmen der Alhambra, als die Schaaren der Verbannten zu den Thoren ihrer geliebten Hauptstadt, den Thoren des ihnen theuersten Ortes auf Erden, heraustraten, und ihre Gesichter der neuen Heimath, der Heimath, die viele von ihnen nie blicken sollten, zukehrten. Mit der schändlichsten Gleichgültigkeit hatte die Regierung es vernachlässigt, für die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse der armen Wanderer Sorge zu tragen. Einige starben unterwegs rein Hungers. Andere, und namentlich Solche, die von Kindheit an an eine sorgfältige Pflege gewohnt waren, sanken zusammen und starben vor Ermattung. Manche wurden von den Soldaten, deren Habgier bei dem Anblicke ihrer Hülflosigkeit wach wurde, ergriffen und in die Sklaverei verkauft. Noch andere wurden von ihren Bedeckungen kaltblütig ermordet. *) Auf diese Weise kamen sie in den angewiesenen Plätzen in weit geringerer Anzahl, als sie beim Verlassen der Hauptstadt gewesen waren, an, und hatten nun die übrige Lebenszeit inmitten einer Bevölkerung zu schmachten, die sie mit dem Abscheu, womit der gute Katholik des sechszehnten Jahrhunderts die „Feinde Gottes" anzusehen pflegte, betrachtete. **)

*) Muchos murieron por los caminos de trabajo, de cansancio, de pesar, de hambre; a hierro, por mano de los mismos que los havian de guardar, robados, vendidos por cautivos." — Ebend., S. 148.

**) „Los enemigos de Dios" — war der freundliche Name, womit von nun an sowohl die Moriscos, wie die Mauren, von den Christen belegt wurden.

Aber die aus dieſer ſtrengen Verfahrungsweiſe der Regierung hervorgehenden Uebel beſchränkten ſich nicht auf die Moriscos allein. Dieſe erfinderiſchen Leute waren den Spaniern an landwirthſchaftlichen Kenntniſſen und in den verſchiedenen Gewerben dergeſtalt überlegen, daß ſie den wichtigſten Theil der Bevölkerung von Granada gebildet hatten. Die einzige Wiſſenſchaft, worin ſie von ihren Rivalen übertroffen wurden, war diejenige, welche auf Koſten aller übrigen gedeiht: — die Kriegskunſt. Da die Regierung das wohl einſah, nahm ſie einige von den beſten Handwerkern der Hauptſtadt von der Verbannung, welche ihre Landsleute traf, aus und ließ ſie in Granada bleiben. Allein, ſie waren nicht zahlreich genug, um das gewünſchte Reſultat hervorzubringen: daher denn ſchon bald das von den Moriscos bewohnt geweſene Stadtviertel den ſchmerzlichen Anblick einer Einöde gewährte. Raſch fielen die leichten, freundlichen Gebäude, welche in ihren Formen die phantaſiereiche Anmuth arabiſcher Baukunſt offenbarten, in Trümmer. Die Blumenbeete und Anlagen, die von Wohlgerüchen geduftet und in der vollen Ueppigkeit der ſüdlichen Vegetation geprangt hatten, wurden zu Wüſteneien rankenden Unkrautes, und die Höfe und öffentlichen Plätze, wo die von den Bergbächen der Sierra Nevada genährten Weiher und ſtrahlenden Fontänen eine erfriſchende Kühle über die heiße Temperatur der drückendſten Sommermonate ausgegoſſen hatten, verwandelten ſich bald in traurige Düngerhaufen.

Die aus der Fortſchaffung der Moriscos erwachſenden Uebelſtände machten ſich in der Armee ſchmerzlich fühlbar. Wie wir ſahen, waren die Truppen in den mauriſchen Häuſern einquartiert worden. Bei den jetzigen Hausbeſitzern, die größtentheils armſelige, verſchwenderiſche Spekulanten waren, fanden ſie eine ganz andere Koſt, als früher bei den reichen, üppig lebenden Eigenthümern. Die Truppen halfen, in ſo weit ſich das thun ließ, dadurch ab, daß ſie die Bürger plünderten. Daraus entſprangen unaufhörliche Zwiſte zwiſchen dem Volke und der Armee, und in der letztern griff raſch ein Inſubordinationsgeiſt um ſich, der ſie ihren Freunden fürchterlicher als ihren Feinden machte.*)

*) Mendoza, Guerra de Granada, S. 148—150.

Ein Augenzeuge dieſer Wirren ſchließt ſeine Erzählung von der Fortſchaffung der Moriscos mit der Bemerkung, daß ſie traurig mit anzuſehen war für Jeden, der über die früher bewieſene Geſchäftsklugheit*) und den frühern Wohlſtand dieſes zum Unglück beſtimmten Stammes nachdachte, die prächtigen Paläſte der Moriscos in den Tagen ihres Ruhmes, ihre Gärten und Anlagen, die Plätze ſo mancher freudigen Gelage und fröhlichen Feiertage, geſehen hatte und nun das Ganze mit dem Ruine, dem Alles verfallen war, verglich.**) „Es ſcheint," ſchließt er, „als ob die Vorſehung an dem Schickſale dieſer ſchönen Stadt hätte zeigen wollen, daß die herrlichſten Sachen in dieſer Welt am meiſten dem Verfalle ausgeſetzt ſind."***) Dem Philoſophen der Gegenwart mag dieſes Schickſal eher die natürliche Folge des Syſtemes religiöſer Intoleranz zu ſein ſcheinen, des Syſtems, welches diejenigen, die unter einer gütigen Herrſchaft treue und loyale Unterthanen geweſen ſein und durch ihre Induſtrie und Geſchicklichkeit die Hülfsmittel des Landes unendlich vermehrt haben würden, in Feinde verwandelte.

---

*) Wir geben das Wort policy nach des Reverend John Boag's Definition: In common usage, ſagt er, iſt policy die art, prudence or wisdom of individuals in the management of their private or social concerns. Siehe ſein Imperial Lexicon of the English Language, Edinburgh und London.

**) „Quedó grandisima lastima á los que habiendo visto la prosperidad, la policía, y el regalo de las casas, carmenes y guertas, donde los Moriscos tenian todas sus recreaciones y pasatiempos, y desde á pocos dias lo vieron todo asolado y destruido." — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 104.

***) „Parecia bien estar sujeta aquella felisima ciudad á tal destruccion, para que se entienda que las cosas mas esplendidas y floridas entre la gente están mas aparejadas á los golpes de fortuna." — Marmol, wie oben.

Sechstes Kapitel.

Die Rebellion der Moriscos.

Die Operationen des Los Velez. — Die Verschwörung gegen Aben-Humeya. — Seine Ermordung. — Die Erwählung Aben-Aboo's. — Die kräftige Betreibung des Krieges. — Die grimmigen Kämpfe in der Vega. — Der stürmische Muth Don Juan's. — Die Ueberraschung Guejar's.

1569.

Während die im vorhergehenden Kapitel erzählten Ereignisse vorfielen, lag der Marquis von Los Velez mit einer bedeutenden Macht in Adra, einem Hafen des Mittelländischen Meeres am Fuße der Alpujarras, den er hauptsächlich deshalb gewählt hatte, weil er glaubte, daß er daselbst leichter Proviantzufuhren für das Heer einnehmen könne. Hierin fand er sich getäuscht. Noch ehe der Monat Juni zu Ende war, hatte es bei den Truppen mit dem Proviant knapp herzugehen angefangen. Das Uebel wuchs mit jedem Tage. Seine Truppen,*) die hauptsächlich aus rohen andalusischen Rekruten bestanden, besaßen völlig den unabhängigen und in der That widerspenstigen Geist, welcher der undisciplinirten Miliz eigenthümlich ist. Es gebrach den Soldaten nicht an Muth. Aber die nämlichen Leute, die furchtlos den Gefahren des Feldzugs Trotz geboten hatten, wurden jetzt unter den Qualen des Hungers unzufrieden und desertirten in großer Anzahl von ihren Fahnen.

Dem Mangel an Lebensmittelzufuhr lagen sehr verschiedene Ursachen zu Grunde. Die vorzüglichste Ursache ist wahrscheinlich in der Fahrlässigkeit des Kriegsrathes, von dem manche Mitglieder auf den Marquis nicht gut zu sprechen und über seine Verlegenheiten nicht mißgestimmt waren, zu suchen.

*) Wir übersetzen levies einfach durch Truppen. Eigentlich bedeutet levy die Truppenaushebung. Hier aber, wie an vielen andern Stellen dieses Werks, meint es die Truppen selber, die durch Truppenaufgebote zusammengebracht worden sind. — Anmerk. des Uebersetzers.

Einige kräftige Maßregeln mußten auf der Stelle ergriffen werden, sonst mußte die Armee — das war klar — völlig zusammenschmelzen. Auf die Verordnung des Königs erhielt Requesens, der mit einer Flotille bei dem Hafen Velez Malaga lag, den Befehl, das Lager mit Proviant zu versorgen. Zugleich bezog dasselbe, wie vorher Verstärkungen, hauptsächlich aus der andalusischen Miliz. Einen noch bedeutenderen Zuwachs erhielt die Armee in den wohldisciplinirten Veteranen, die mit dem Großcommandeur aus Italien gekommen waren. Indem Los Velez auf diese Weise nicht nur verstärkt, sondern auch auf acht Tage oder darüber mit Lebensmitteln versehen war, brach er am sechs und zwanzigsten Juli an der Spitze von zwölftausend Mann auf und drang unverzüglich in die Alpujarras ein. Der Kriegsrath hatte ihm aufgetragen, sich zu Ugijar festzusetzen, weil dasselbe ihn wegen seiner Lage im Mittelpunkte in den Stand setzte, die Bewegungen Aben-Humeya's zu beobachten und, je nachdem es die Umstände erheischten, auf irgend einem beliebigen Punkte zu wirken.

Mit Schwierigkeit schlug der Marquis ein Heer von fünf bis sechstausend Mann, das aufgestellt war, um ihm den Eintritt ins Gebirgsland streitig zu machen. Alsdann drängte er vorwärts und wurde auf den Hochebenen über Ugijar, das er bereits besetzt hatte, den Aben-Humeya ansichtig, der hier den Kern seiner Truppen aufgepflanzt hatte, um ihn zu empfangen.

Man kann die beiden Führer, was ihren Charakter, ihre Gestalt und ihre Ausrüstung anbelangt, als keine übeln Repräsentanten der europäischen und arabischen Ritterschaft betrachten. Der Marquis stak völlig in seiner schwarzen Rüstung, ritt auf einem schweren Streitrosse, das ebenfalls mit Rüstung bedeckt war, und man sah ihn, als er kühn seine Leute vorwärts führte und sich anschickte, auf der Stelle sich in das dickste Getümmel des Gefechtes zu stürzen, eine Lanze schwingen, die kurz und dick war und mit einem Knüttel viel Aehnlichkeit hatte.*) Er war die wahre Versinnbildlichung brutaler Macht.

*) „Armado de unas armas negras de la color del acero, y una celada en la cabeza llena de plumages, y una gruesa lanza en la mano mas recia que larga.“ — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 133.

Aben-Humeya dagegen lenkte mit Anmuth seinen schnellfüßigen schneeweißen Andalusier; um seine Schultern flatterte ein leichter, rother Morisco-Mantel; um das Haupt war der türkische Turban gewunden,*) und weit entfernt, bloße Kraft vorzustellen, erinnerte er vielmehr an die entgegengesetzten Ideen der Gelenkigkeit und klugen Gewandtheit, welche die charakteristischen Züge der Kinder des Morgenlandes sind.

Während der Morisco-Fürst an seinen Reihen hinritt, ermahnte er seine Leute, sich nicht vor dem Namen Los Velez zu fürchten, denn in der Stunde der Gefahr würde Gott den Seinigen beistehen, und in jedem Falle sei es besser, als tapfere Männer auf dem Schlachtfelde zu sterben, denn mit Schande zu leben.**) Trotz dieser hochherzigen Worte dachte Aben-Humeya nicht im Entferntesten daran, seinem Feinde im ehrlichen Kampfe zu begegnen. Das war ja dem Princip und der gewöhnlichen Weise seiner Kriegsführung, die dem Guerillakampfe angehörte, entgegen; denn er pflegte häufig auszufallen und zu überraschen, wobei er sich einen verwundbaren Punkt herausſuchte, um einen Schlag zu führen und sich dann eilends wieder in das Gebirge zurückzuziehen.

Doch seine Anhänger benahmen sich muthvoll, obschon sie an Zahl dem Feinde sehr nachstanden. Sie machten den Boden des Schlachtfeldes tapfer streitig, bis eine Abtheilung andalusischer Reiterei, dem Auge verborgen durch eine Anhöhe, den Feind umging, unerwartet den Moriscos in den Rücken fiel und sie in Unordnung brachte. Zu gleicher Zeit drang der Marquis kräftig in der Fronte an, so daß sie nachgaben und bald auf allen Seiten wichen. Als Aben-Humeya sah, daß der Tag verloren war, ließ er seinem feurigen Zelter die Zügel schießen, sprengte rasch vom Schlachtfelde und ließ,

*) „Andaba Aben Umeya vistoso delante de todos en un caballo blanco con una aljuba de grana vestida, y un turbante Turquesco en la cabeza.“ — Ebend., S. 134.

**) „No temiesen el vano nombre del Marques de los Velez, porque en los mayores trabajos acudia Dios á los suyos; y quando les faltase, no les podria faltar una honrosa muerte con las armas en las manos, que les estaba mejor que vivir deshonrados.“ — Ebend., S. 134.

obgleich man ihn heiß verfolgte, seine Feinde hinter sich zurück. Nachdem der Führer den Fuß der Sierra Nevada erreicht hatte, stieg er ab, zerschnitt seinem edlen Rosse die Kniekehlenmuskeln und tauchte in die Tiefen des Gebirges, das wieder, um ihn zu empfangen, seine freundlichen Arme öffnete.*) Doch stießen schon nach Kurzem daselbst seine Anhänger zu ihm, und sobald er eine genügende Stärke besaß, zeigte er sich an den östlichen Rändern der Sierra, schoß von da wie ein Adler auf seine Beute, überfiel die darunter liegenden Ebenen, streifte durch das reiche Thal des Rio de Almanzora und trug Feuer und Schwert sogar bis an die Gränze von Murcia. Hier nahm er Rache an Los Velez, indem er dessen Stadt Las Cuevas überfiel, seine Häuser in Brand steckte, seine Landgüter verheerte und seine mauriſchen Vasallen zur Rebellion aufstachelte.**)

Unterdessen blieb der Marquis, anstatt seinen Sieg zu verfolgen, unthätig innerhalb der Mauern von Calahorra liegen. Hierher hatte der Kriegsrath ihm Lagervorräthe für den Unterhalt seiner Armee besorgen sollen. Zu seinem großen Verdruß hatte man keine geschickt, und da seine eigenen Versuche, sich solche zu verschaffen, nicht glückten, befand er sich bald in der nämlichen Lage, wie zu Abra.

Die vom Hunger befallenen Truppen, die wenig Sold erhielten und noch weniger zu plündern hatten, wurden erst unzufrieden, dann wurden sie widerspenstig und zuletzt desertirten sie in großer Menge. Es war vergebens, daß der jähzornige alte Befehlshaber seine Wuth in Drohungen und Verwünschungen ausließ. Sein hochmüthiges Wesen hatte ihn bei seinen Soldaten sogar mehr verhaßt, als gefürchtet gemacht. Sie liefen jetzt davon, nicht mehr heimlich und bei Nacht, sondern am hellen Tage, ganze Kompagnieen auf einmal, mit den Büchsen auf den Schultern und mit angebrannten

---

*) „Y apeandose del caballo, le hizo desjarretar, y se embreñó en las sierras. — Ebend., a. a. O.

Hita feiert die Flucht des „Königleins" der Alpujarras in einer seiner Balladen. — Guerras de Granada, Bd. II, S. 310.

**) Mendoza, Guerra de Granada, S. 209. — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 150. — Hita, Guerras de Granada, Bd. II, S. 233.

Lunten.*) Als Don Diego Fajardo, der Sohn des Marquis, sie aufzuhalten suchte, jagte ihm Einer, der die Uebrigen an Kühnheit übertraf, eine Kugel in den Leib. Schon bald war das herrliche Kriegsheer, womit der Marquis so stolz in die Alpujarras hineingezogen war, unter dreitausend Mann zusammengeschmolzen. Unter den Treugebliebenen befanden sich die italienischen Veteranen, die ihren wohlverdienten Ruhm nicht dadurch beflecken wollten, daß sie niederträchtig ihren Anführer im Stiche ließen.

Der Kriegsrath beschwerte sich bitter beim König über die höchst verderbliche Unthätigkeit des Marquis, der die errungenen Vortheile zu benutzen unterließ. Los Velez bezahlte ärgerlich mit der gleichen Münze zurück, indem er alle Schuld auf den Kriegsrath wälzte, weil derselbe unterlassen habe, ihn mit den Mundvorräthen zu versehen, die ihm das Verfolgen der errungenen Vortheile möglich gemacht haben würden. Da Philipp mit Recht wegen der mißlichen Lage der Umstände besorgt war, befahl er dem Marquis von Mondejar, sich nach Hofe zu begeben, damit er sich mit ihm über den Zustand des Landes benehmen könne. Das war der vorgeschobene Beweggrund seiner Abberufung. Im Grunde aber scheint es wahrscheinlich, daß der König, weil er das Hinneigen dieses adeligen Herrn zu einer friedlichen Politik gewahrte und seine persönliche Feindschaft mit Los Velez kannte, es für das Gerathenste hielt, ihn völlig von jedem Antheile an der Leitung des Krieges fern zu halten. Und das bewirkte er vollkommen, indem er ihn ins ehrenhafte Exil sandte, ihn erst zum Vicekönig von Valencia ernannte und später ihn auf den wichtigen Posten eines Vicekönigs von Neapel erhob. Von dieser Zeit an erscheint der Name Mondejar nicht wieder auf dem Schauplatze des Morisco-Krieges.**)

Der Marquis empfing nicht den Lohn, zu dem ihn seine Verdienste berechtigten. Er scheint einige der besten Eigenschaften eines

*) „I tan adelante pasó la desorden, que se juntaron quatrocientos arcabuceros, i con las mechas en las serpentinas salieron a vista del campo.“ — Mendoza, Guerra de Granada, S. 195.

**) Ebend., S. 198 ff. — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 146.

guten Feldherrn beſeſſen zu haben. Wie kühn im Kampfe, ſo vorſichtig war er im Rathe. Langſam und bedächtig entwarf er ſeine Pläne, doch führte er ſie mit ſeltener Beharrlichkeit aus. Er war gut mit dem Lande, dem Schauplatze der Inſurrection, bekannt und verſtand ſich vollkommen auf den Charakter der Bewohner deſſelben. Ja, was ſeltener zu finden war, er beurtheilte nachſichtig die Exceſſe, zu denen die Moriscos durch eine lange Reihe von Beleidigungen und Bedrückungen verleitet worden waren. Sein menſchliches Gefühl trug zuſammen mit ſeinen politiſchen Anſichten dazu bei, daß er zur Ueberwindung des Feindes verſöhnende Maßregeln für wirkſamer hielt, als bloße Furcht. Wir haben geſehen, wie treffend ſich dieſe Anſicht erwies. Wäre er von denen, welche mit ihm zuſammen mit der Leitung der Geſchäfte befaßt waren, gehörig unterſtützt worden, ſo können wir an dem endlichen Gelingen ſeiner Pläne kaum zweifeln. Aber, leider, waren die beiden hervorragendſten Männer des Kriegsrathes, der Präſident Deza und der Marquis von Los Velez, beſchränkte, unverſöhnliche Glaubenseiferer, welche, weit davon entfernt mit den Moriscos Mitleid zu empfinden, vielmehr den ganzen Volksſtamm als „die Feinde Gottes“ betrachteten. Unglücklicherweiſe fanden die Anſichten der letztern eine freundliche Statt bei der Regierung, und Philipp, der mit Recht glaubte, daß der Marquis von Mondejar der kräftigen Betreibung der Feindſeligkeiten nur im Wege ſtehen würde, handelte deßhalb konſequent, wenn er ihm aus dem Lande ſchickte. Doch, während er auf dieſe Weiſe von der Leitung des Krieges entfernt wurde, kann man es als eine entſchiedene Anerkennung der Verdienſte Mondejar's anſehen, wenn ihm die Krone den wichtigſten Poſten, über den ſie zu verfügen hatte, übertrug.

Ehe der Marquis abreiſte, verlegte Philipp den Hof nach Córdova, um die Verbindung mit dem Kriegsſchauplatze zu erleichtern. Auch hoffte er, daß die Soldaten, wenn ſie ihn ſo nahe wüßten, ihre Unordnungen etwas mehr einſtellen und mehr von loyalen und patriotiſchen Gefühlen beſeelt ſein würden. Er glaubte, daß er, indem er dieſen Weg einſchlüge, das Beiſpiel ſeiner großen Vorfahren, Ferdinands und Iſabellens, nachahmte; denn dieſe hatten ja auch während des Krieges mit Granada den Hof gewöhnlich in eine der Hauptſtädte

des Südens verlegt. Indessen erachtete er es nicht für nothwendig, so wie jene, seine Armeen persönlich anzuführen und die Anstrengungen des Feldzuges zu theilen.

Den neunzehnten Oktober veröffentlichte Philipp ein Edikt, welches anzeigte, daß er den Krieg kräftig zu betreiben beabsichtigte. Dasselbe verordnete, daß alle Moriscos, welchen bisher in Granada zu bleiben erlaubt worden war, jetzt daraus entfernt werden sollten, damit ihnen keine Communicationsmittel mit ihren Brüdern im Gebirge mehr übrig blieben. Ferner machte es bekannt, daß der Krieg in Zukunft mit Feuer und Blut geführt, *) oder mit andern Worten, daß den Aufständischen kein Pardon mehr bewiesen werden sollte. Das war das erste Mal, wo sich die Regierung dieses grimmigen Ausdrucks bediente. Um die Miliz der Städte wieder für den Felddienst zu gewinnen, sollte der Sold derselben dem der italienischen Freiwilligen gleichgemacht werden, und um den Städten die Sache leichter zu machen, wollte die Regierung den größern Theil der Kosten tragen. — Noch ehe der König diese Verordnung herausgab, hatte er Nachricht von einem Ereignisse erhalten, welches die Christen und die Moslems auf gleiche Weise überraschte. Dies Ereigniß war der Tod Aben-Humeya's, und zwar ein Tod, den er durch den Arm eines seiner eigenen Leute gefunden hatte.

Nachdem der Morisco-Fürst den Krieg an die Gränze von Murcia verlegt hatte, belagerte er zwei bis drei starke Plätze dieser Gegend. Wie sich erwarten ließ, gelangen ihm diese Versuche nicht, weil er kein Belagerungsgeschütz besaß. Als er hier gefehlt hatte, führte er seine Truppen in die Alpujarras zurück und schlug sein Hauptquartier in dem alten maurischen Palaste von Lanjaron, das am Abhange des Gebirges liegt und das herrliche Thal von Lecrin beherrscht, auf. Hier erlaubte die unthätige Lage der Spanier dem jungen Monarchen zu bleiben und sich allen sinnlichen Freuden, womit die moslemitischen Fürsten des Ostens sich die Zeit in den Kriegszwischenräumen zu vertreiben beliebten, zu überlassen. An Zahl der Frauen konnte sich sein

*) „Que se publicase la guerra á fuego y á sangre.“ Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 160.

Harem mit dem jedes morgenländiſchen Satrapen meſſen. Das befremdete die Moriscos, weil ſie begreiflicherweiſe ſeit ihrer nominellen Bekehrung zum Chriſtenthume die Vielweiberei aufgegeben hatten, während es allerdings in den Augen der Moslems als ein gutes Zeugniß von der Orthodoxie ihres Fürſten erſcheinen konnte.

Seitdem Aben-Humeya den Thron beſtieg, hatte ſeine Beliebtheit beim Volke fortwährend abgenommen. Seine ſchöne Geſtalt, die Höflichkeit ſeiner Sitten, ſein ritterlicher Sinn und ſeine Hingabe an die Sache hatten ihm am Anfange leicht die Zuneigung ſeiner Unterthanen gewonnen. Allein, die zu plötzliche Erhöhung wirkte unglücklicherweiſe auf ihn, wie eine ſolche gewöhnlich auf ſchwache Geiſter, auf Leute ohne feſte Grundſätze, oder Menſchen ohne erhabene Richtſchnur, zu wirken pflegt. Der Beſitz der Macht machte ihn tyranniſch im Gebrauche derſelben.*) Seine willkürlichen Thaten ſchufen ihm Feinde, die nicht weniger gefährlich waren, weil ſie die Feindſchaft nicht ſehen ließen. Das Bewußtſein des begangenen Unrechts machte ihn mißtrauiſch. Er umgab ſich mit einer Leibwache von vierhundert Mann. Außerdem legte er ſechszehn hundert in den Platz, wo er reſidirte; die Hauptzugänge deſſelben ſollen verbarrikadirt geweſen ſein.**) Wen er im Verdacht hatte, behandelte er mit beſonderer Freundlichkeit. Er zog ihn in ſeine Umgebung, überhäufte ihn mit Gunſtbezeigungen und verſetzte ihm, wenn er ſich dadurch hatte in Sicherheit wiegen laſſen, den tödtlichen Streich.***) Während des kurzen Zeitraums ſeiner Regierung ſollen, wie uns verſichert wird, nicht

---

*) „Vivia ya con estado de Rei, pero con arbitrio de tirano.“ — Mendoza, Guerra de Granada, S. 209.

*) „Teniendo barreadas las calles del lugar de manera, que nadie pudiese entrar en él sin ser visto ó sentido “ — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 163.

*) Mendoza, Guerra de Granada, S. 210.

Dieſes Tiberius-gleiche Bild entwirft von ihm zwar ein Feind, aber ein Mann, der in ſeinen freiſinnigen Anſichten und ſeiner Charakterkenntniß von keinem andern Geſchichtſchreiber ſeiner Zeit übertroffen wird.

weniger, als dreihundert und funfzig Personen seiner Eifersucht oder Rache zum Opfer gefallen sein. *)

Unter den Offizieren Aben-Humeya's befand sich einer, Namens Diego Alguazil, der eine schöne Anverwandte besaß, mit welcher er auf vertrauterem Fuße gelebt haben soll, als sich das für beide wegen ihrer nahen Verwandtschaft schickte. Als derselbe eines Tages unklugerweise von ihr mit Aben-Humeya in der feurigen Sprache eines Anbeters redete, wurde dadurch die Neugier des Königs so sehr entzündet, daß er sie zu sehen wünschte. Neben ihren persönlichen Reizen besaß die schöne Zahara viele Kenntnisse einer guten weiblichen Erziehung (accomplishments), die sie noch anziehender machten. Sie hatte eine herrliche Stimme, welche sie zum Bezaubern auf der Laute begleitete, und in ihrem Tanze zeigte sie alle sanften und wollüstigen Bewegungen der schwarzäugigen Schönheiten Andalusiens. **) Als sie vor den König gebracht wurde, bot sie Alles auf, um ihm zu gefallen, denn, obschon sie ihren Verwandten gern gehabt zu haben scheint, hatte die ehrgeizige Coquette doch Nichts dagegen einzuwenden, wenn sie einen königlichen Bewerber fesseln konnte. Das gelang ihr denn auch vollkommen. Der verliebte Fürst gab dem Alguazil den Wunsch zu erkennen, daß ihm derselbe den Besitz seiner Geliebten abtreten möge. Allein, der Morisco liebte sie zu sehr, als daß Drohungen und Bitten der stärksten Art ihn hätten zur Zusage vermögen

---

*) „Los cuales pasaron de trescientos cincuenta, segun yo he sido informado de varios Moriscos que seguian sus banderas; y de tal manera procedia el reyecillo, que vino á ser odiosísimo á los suyos por sus crueldades.“ — Hita, Guerras de Granada, Bd. II, S. 303.

**) „Que no la hay mas hermosa
en toda la Andalucia:
blanca es y colorada
como la rosa mas fina;
Tañe, danza, canta á estremo,
que es un encanto el virla;
es moza, bella y graziosa
nadie vió tal en su vida.“ — Ebend., Bd. II, S. 324.

Der strengere Pinsel Mendoza's verschmäht nicht, dem Bilde der Morisco-Schönheit dieselben warmen Farben aufzutragen. — Guerra de Granada, S. 213.

können. Der so zurückgewiesene unbedenkliche Aben-Humeya, der bloß seine Leidenschaft befragte, ließ nun die vielleicht nicht sehr widerstrebende Zahara mit Gewalt ergreifen und in seinen Harem schaffen. Durch diese That machte er sich Alguazil zum tödtlichen Feinde.

Auch genoß er nicht lange die Gunst seiner neuen Geliebten, da diese, weil sie aus einem alten Geschlechte in Granada*) herstammte, mit dem Morisco-Monarchen den Thron zu theilen gehofft hatte. Allein, den Aben-Humeya trieb seine Leidenschaft nicht bis zu einem solchen Grade von Gefälligkeit; weßhalb denn Zahara, empört, daß sie zu dem Range der Gemeinen des Seraglio herabgewürdigt wurde, bald bloß noch auf Rache brütete. Unter so bewandten Umständen fand sie ein Mittel, um mit ihrem Verwandten zu verkehren, und verabredete mit ihm einen Plan, um ihre mörderische Absicht ins Werk zu setzen.

Das wichtigste Korps in der Morisco-Armee waren die türkischen Söldlinge. Aber sie waren ein so wilder, widerspenstiger Menschenschlag, daß Aben-Humeya für ihre Dienste theuer zu bezahlen hatte. Eine starke Abtheilung dieser Truppen lag an der Gränze von Orgiba unter dem Kommando Aben-Aboo's, — eines nahen Anverwandten des Morisco-Fürsten, dessen Leben, wie man sich erinnern wird, er einst gerettet hatte, indem er sich eher der äußersten Tortur unterzog, als daß er das Versteck desselben verrieth. An diesen Befehlshaber schickte Aben-Humeya einen Boten ab, mit dem Auftrage, daß die Türken eine gewisse Expedition, die ihnen sowohl Etwas zu thun gab, als auch ihre Plünderungssucht befriedigte, unternehmen sollten.

Indem Zahara die Abreise des Boten ihrem Vetter mittheilte, ließ dieser ihm auflauern, ihn ermorden und seine Depeschen in Beschlag nehmen. Alsdann ließ er an den Aben-Aboo einen Brief, worunter die königliche Unterschrift nachgeahmt war, schreiben. Diese Fälschung verrichtete sein Neffe, ein junger Mann, der damals bei dem Aben-Aboo die Stelle des Sekretärs versah und unlängst einen Abscheu gegen seinen Herrn gefaßt hatte. In dem Briefe stand ge-

*) „Muger igualmente hermosa i de linage." — Mendoza, Guerra de Granada, S. 213.

ſchrieben, daß die Inſubordination der Türken dieſe ſtaatsgefährlich machte, daß ſie auf die eine oder andere Weiſe, und zwar bald, aus dem Wege zu ſchaffen ſeien. Zu dieſem Zwecke würde Aben-Aboo beordert, mit ihnen nach Mecina an der Gränze der Sierra Nevada zu marſchiren, wo Diego Alguazil mit einem Trupp Soldaten zu ihm ſtoßen würde, um ihm bei der Ausführung des Planes beizuſtehen. Die beſte Weiſe, hieß es im Briefe, ſich der Türken zu entledigen, ſei, ſie zu vergiften.

Dieſen Brief überbrachte ein Courier, und gleich darauf traf Alguazil mit hundert Soldaten ein, da der ſchlaue Verſchwörer alsbald vor dem Aben-Aboo erſcheinen wollte, um ihm keine Zeit zum Nachdenken zu laſſen.

Er fand den Befehlshaber in der größten Verwirrung und Betroffenheit. Alguazil erklärte, daß er in Folge gewiſſer Inſtructionen käme, die er vom König erhalten habe und die zu grauſam wären, als daß er ſie ausführen könne. Aben-Aboo hatte eben ſo wenig Luſt, die ihm zugetheilte blutige That zu verrichten. Er ſetzte kein Mißtrauen in die Aechtheit des Briefes. Da nun gerade Huſſein, der Befehlshaber der Türken, vor dem Hauſe vorbeiging, rief man ihn herein und zeigte ihm die Depeſche. Der feurige Chef beſtand darauf, daß er dieſelbe einigen Kameraden mittheilen müßte. Unter den türkiſchen Anführern herrſchte die größte Entrüſtung, denn ſie waren außer ſich über dieſen gemeinen Verrath des nämlichen Mannes, dem zu dienen ſie gekommen waren und ihr Leben eingeſetzt hatten. Sie forderten ſammt und ſonders nicht ſeine Abſetzung, ſondern ſeinen Tod. Diego ſah, daß er ſeinen Plan gut berechnet hatte. Er goß liſtig noch Oel ins Feuer, indem er that, als ob er innig die Entrüſtung der Moslems theilte. Endlich kam man überein, daß man an dem Tyrannen den Tod vollſtrecken und ſeine Krone dem Aben-Aboo anbieten wolle.

Dieſer Führer ſtand in großem Rufe wegen ſeiner Verſtändigkeit und Klugheit. Seine Leidenſchaften, die hierin denen Aben-Humeya's unähnlich waren, ſtanden ſogar unter der Herrſchaft der Vernunft. Weit davon entfernt, einem ungeregelten Ehrgeize zu fröhnen, hatte er nie das ihm bewieſene Vertrauen gemißbraucht. Allein, die

gegenwärtige Versuchung war für seine Tugend zu stark. Vielleicht dachte er, daß, weil doch nun einmal der Thron leer werden sollte, der Abkömmling der Omeya's einen bessern Anspruch, als jeder Andere, darauf hätte. Doch, welche Sophisterei er sich immerhin vormachte, er war überzeugt, daß diejenigen, welche ihm die Krone versprachen, die Macht besaßen, ihr Versprechen wahr zu machen. Er gab seine Zustimmung unter der Bedingung, daß binnen drei Monaten seine Erwählung durch den Dey von Algier, den Repräsentanten des türkischen Sultans, bestätigt werden sollte.

Nachdem die Verschwörer ihre Pläne ins Reine gebracht hatten, verloren sie keine Zeit, dieselben auszuführen. Sie brachen noch zur nämlichen Stunde am Abend des dritten Oktobers nach Lanzaron auf und nahmen vierhundert Mann Truppen, zur Hälfte aus Türken und zur Hälfte aus Moriscos bestehend, mit sich. Um Mitternacht gelangten sie in ihrem Bestimmungsorte an. Man wußte zu gut, daß Diego Alguazil und die türkischen Hauptleute das Vertrauen Aben-Humeya's besaßen, als daß man ihrem Eintritte in die Stadt irgend welchen Widerstand entgegen gesetzt hätte. Auch widersetzte sich nicht die Wache ihrem Eintritte in seine Wohnung, trotzdem daß sich der Morisco-Fürst schon zur Ruhe begeben hatte. Als sie an sein Zimmer kamen, fanden sie zwar die Thüren verschlossen, hatten dieselben aber schnell erbrochen. Weder eine Hand, noch eine Stimme erhob sich zu seiner Vertheidigung.*)

Der durch den Lärm aus dem Schlafe geweckte Aben-Humeya würde vom Lager aufgesprungen sein; aber die treulose Zahara hielt ihn fest umschlossen, bis Diego Alguazil und einige andere Verschwörer hereinstürzten und ihm vermittelst eines mauriſchen Schleiers die Hände zusammenfesselten.**) Er war in der That so bestürzt, daß er fast gar keinen Widerstand zu machen versuchte.

Der türkische Befehlshaber zeigte ihm hierauf den Brief. Aben-Humeya erkannte zwar die Handschrift seines Sekretärs an, erklärte

*) „Ninguno huvo que tomasa las armas, ni bolviese de palabra por él.“ — Mendoza, Guerra de Granada, S. 217.

**) „Ataronle las manos con un almaizor.“ — Ebend., S. 218.

jedoch, daß er weder jemals einen solchen Brief dictirt, noch seine Unterschrift darunter gesetzt hätte. Es wird uns nicht gemeldet, in wie weit man dieser Versicherung Glauben schenkte. Doch waren die Verschwörer schon zu weit gegangen, als daß ihnen noch vergeben werden konnte. Zurückweichen war gleichbedeutend mit Tod. Entweder mußte Aben-Humeya oder sie selbst geopfert werden. Es war vergebens, daß er seine Unschuld betheuerte und daß er sich erbot, die Sache der Entscheidung des Sultans, oder des Dey's von Algier, oder irgend einer andern competenten Person zu überlassen. Man achtete nur wenig auf seine Betheuerungen, denn die Verschworenen schleppten ihn in ein anstoßendes Zimmer. Der unglückliche junge Mann sah jetzt, daß seine Stunde gekommen war und daß sich Niemand von allen seinen Freunden und Dienern zur Abwendung seines Geschicks ins Mittel legte. Von diesem Augenblicke an änderte er seinen Ton und legte ein seines Standes würdigeres Benehmen an den Tag. „Wer mich," sagte er, „für einen Anhänger des Propheten hält, ist im Irrthum. Wie ich gelebt, so sterbe ich im christlichen Glauben. Ich übernahm die Leitung der Rebellion, um das von den Spaniern über mich und meine Familie gebrachte Unheil um so besser rächen zu können. Dasselbe ist in vollem Maße gerächt worden und ich bin jetzt zu sterben bereit." „Auch," sagte er, indem er sich zu seinem beabsichtigten Nachfolger Aben-Aboo wandte, „beneide ich nicht dich. Nicht lange wird es währen, so wirst du mir nachfolgen." Alsdann legte er sich eigenhändig den Strick, womit er erwürgt werden sollte, um den Hals, ordnete seine Kleidung, bedeckte das Antlitz mit seinem Mantel und überließ sich ohne Kampf seinen Henkern. *)

Sein Leichnam ward in eine nahe Schleuse geworfen, mit so wenig Respect, als ob es ein todter Hund gewesen wäre. Hier blieb derselbe liegen, bis Don Juan von Oesterreich, weil er vernahm, daß Aben-Humeya als ein Christ gestorben sei, die Ueberreste desselben nach Guadix bringen und dort mit den Feierlichkeiten eines christlichen Begräbnisses in die Erde bestatten ließ. **)

*) „El mismo se dió la buelta como le hiciesen menos mal; concertó la ropa, cubrióse el rostro." — Ebend., S. 219.

**) In den Berichten von der Ermordung Aben-Humeya's, sowie von den

Es darf nicht befremden, daß Aben-Humeya zu einem so elenden Ende kam. Die Gewissenlosigkeit, womit er Alle, die der Befriedigung seiner Leidenschaften in den Weg traten, opferte, umringte ihn mit Feinden, die um so gefährlicher waren in einem Klima, wo das Blut heiß ist und das Rachegefühl sich leicht in der Brust entzündet. Im Anfange seiner Regierung hatten ihm seine bestechenden Eigenschaften eine Popularität verschafft, die indeß in der Liebe des Volks keine feste Wurzel faßte, und völlig abstarb, als die Schwächen seines Charakters durch die Anforderungen seiner Lage völlig ans Tageslicht gefördert wurden. Denn man fand heraus, daß er weder die nöthigen militärischen Kenntnisse besaß, um den Sieg in der Schlacht sicher zu stellen, noch sich der höhern sittlichen Eigenschaften, welche im Frieden Achtung und Gehorsam gebieten, rühmen konnte.

Ganz verschieden hiervon war der Charakter seines Nachfolgers Aben-Aboo. Anstatt die frivolen und ausschweifenden Neigungen Aben-Humeya's zu offenbaren, war sein Privatleben vorwurfsfrei. Er war viel älter, als sein Vorgänger und wenn er nicht denselben feurigen Enthusiasmus und stürmischen Abenteurergeist, wie Aben-Humeya besaß, bewies er sowohl Vorbedacht bei dem Bilden seiner Pläne, als auch einen seltenen Muth bei der Ausführung derselben. Alle bauten auf seine Ehrlichkeit, während der Anstand und Ernst seines Benehmens zusammen mit den wesentlicheren Eigenschaften seines Charakters dazu beitrugen, dem Volke allgemeine Verehrung gegen ihn einzuflößen.*) Zur Zeit, wo seine Erhebung zur höchsten Macht

sie herbeiführenden Umständen, herrscht weniger Abweichung, als gewöhnlich. Diese Umstände tragen einen gewissen orientalischen Anstrich an sich, was sie eben nicht unwahrscheinlicher macht, wenn man die Zeit und das Land, wo sie vorfielen, in Betracht zieht. — Von den verschiedenen Autoritäten in Prosa und Versen siehe Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 162—169; Mendoza, Guerra de Granada, S. 212—220; Rufo, la Austriada, Gesang 13—14; Hita, Guerras de Granada, Bd. II, S. 337 ff.; Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 103—105.

*) „Con la reputacion de valiente i hombre del campo, con la afabilidad, gravedad, autoridad de la presencia, fue bien quieto, respetado, obedecido, tenido como Rei generalmente de todos.“ — Mendoza, Guerra de Granada, S. 224.

vorgeschlagen ward, wurde der Glanz dieser Eigenschaften durch die Verübung einer bösen That, durch Zulassung der Verschwörung gegen seinen Souverän, zum ersten Mal verdunkelt. Aber wenn er sich, wie uns versichert wird, wirklich durch das Komplott Alguazil's täuschen ließ, konnte er bis zu einem gewissen Grade für sich die Nothwendigkeit der Selbsterhaltung geltend machen, denn er konnte recht wohl glauben, daß, wenn er dem Aben-Humeya bei der Ausführung des mörderischen Planes desselben in Bezug auf die Türken sich beizustehen weigerte, der Tyrann ihm nicht lange im Besitze eines für sich so gefährlichen Geheimnisses zu leben erlauben würde. Jedenfalls scheint seine Theilnahme an der Regierung bei dem Volke, das des Despotismus, worunter es gelebt hatte, müde war und die Thronbesteigung eines neuen Souveräns mit Enthusiasmus begrüßte, keinen Abscheu erweckt zu haben. Viele Plätze, welche bisher keinen Antheil an dem Unabhängigkeitskampfe genommen hatten, erklärten sich jetzt zu Anhängern des Aben-Aboo, der sich bald als ein Herrscher eines ausgedehnteren Gebietes erblickte, als jemals zuvor sein Vorgänger.

Die Bestätigung seiner Wahl ließ von Algier nicht lange auf sich warten. Aben-Aboo nahm nun den königlichen Namen Muley Abdallah Mohamed, den er vor seinen bisherigen Namen setzte, an und unterzog sich den gewöhnlichen einfachen Krönungsformen der Könige von Granada. Er trug bei dieser Gelegenheit ein Banner mit der Aufschrift: „Mehr konnte ich nicht wünschen; weniger hätte mich nicht zufriedengestellt.“*) Man könnte aus einer derartigen Aufschrift schließen, daß ein höher strebender Sinn in seiner Brust versteckt lag, als die Welt gewöhnlich bei ihm vorausgesetzt hatte.

Der neue Souverän vergeudete nicht, wie sein Vorgänger, seine Zeit in weibischer Unthätigkeit. Er befaßte sich mit unterschiedlichen bedeutenden Reformen, besonders mit einer neuen Organisation des Heeres und mit der Importirung einer großen Quantität Waffen und

*) „No pude desear mas, ni contentarme con menos.“ — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 168.

Siehe auch die Darstellung dieser kriegerischen Ceremonie bei Mendoza, Guerra de Granada, S. 222.

Munitionsvorräthe aus der Berberei. Er beschloß, seinen Leuten keine Zeit zur Unzufriedenheit zu lassen, sondern sie unverzüglich in aktivem Dienste zu verwenden. Der erste Zweck, den er sich vornahm, war die Wegnahme von Orgibo, einem bewaffneten Platze, welcher die Marschroute nach Granada beherrschte und zwischen jener Hauptstadt und den entfernteren Theilen des Landes als Verbindungspunkt diente.

Aben-Aboo setzte Alles mit so großer Schnelligkeit in Bereitschaft, daß er am sechs und zwanzigsten Oktober, also einige Wochen nach dem Tode Aben-Humeya's, an der Spitze einer gut gerüsteten Armee, die theils aus fremden Miethsoldaten, theils aus Eingebornen bestand und über zehntausend Mann zählte, seine Expedition antrat. Weil er seinen Marsch beschleunigte, erschien er schon bald vor Orgiba und belagerte den Platz. Er betrieb seine Anstalten so kräftig, daß er in einigen Tagen zur Bestürmung der Festungswerke bereit war. Viermal führte er seine Leute zum Sturme an. Aber, obschon es ihm das vierte Mal gelang, sich mit einer kleinen Truppenabtheilung auf die Wälle zu werfen, begegnete er doch einem so entschlossenen Widerstand von Seiten der Garnison und ihrem tapfern Befehlshaber Francisco de Molina, daß er mit Verlust sich auf seine Schanzen zurückwerfen mußte. Indem der maurische Anführer auf diese Weise zurückgeschlagen war und des Belagerungsgeschützes gänzlich ermangelte, hielt er für zweckdienlich, die Belagerung in eine Blokade zu verwandeln.

Die Zeit, welche das wegnahm, gab dem Don Juan von Oesterreich Gelegenheit, unter dem Herzoge von Sesa eine starke Macht zur Entsetzung der Garnison zu schicken. Aben-Aboo, welcher den Feind auf seinem Marsche abzuschneiden wünschte, wollte einen Gebirgspaß, der ihm durch die Position Ueberlegenheit gab, besetzen. Deßhalb brach er unter dem Schleier der Nacht aus seinem Lager auf und schlug den Weg nach Lanjaron ein. Hier traf er so unerwartet auf die Avantgarde der Christen, daß dieselbe in ihrer Ueberraschung wich, nach einem beträchtlichen Verluste auf den Hauptkörper der Armee zurückfiel und auch diesen in Verwirrung brachte. Glücklicherweise wurde es dem Herzog von Sesa, obschon derselbe gerade an einem starken Gicht-

anfalle litt, durch außergewöhnliche Anstrengungen noch möglich, seine Leute wieder zu sammeln und ihnen Muth einzuflößen, damit sie den Feind zurückschlugen und auf diese Weise seine eigne Ehre und das Geschick des Tages retteten.

Sobald unterdessen der tapfere Molina und seine Soldaten erfuhren, daß die Belagerer ihre Werke verlassen hätten, suchten sie aus der zeitweiligen Abwesenheit derselben, deren Ursache sie errieth en, Nutzen zu ziehen, indem sie die Festung abtrugen, ihre Kanonen in die Erde vergruben und eilends den Platz räumten. Als der Herzog von Sesa sah, daß der große Zweck seiner Expedition, die Erhaltung der Garnison, erreicht war, und indem er sich nicht hinlänglich stark hielt, um mit dem Anführer der Moriscos anzubinden, begann er augenblicklich seine Retirade nach Granada. Hierbei wurde er von Aben-Aboo nicht belästigt, denn dieser war zu froh darüber, daß er ohne Unterbrechung die Belagerung von Orgiba weiter verfolgen konnte. Als er aber zu seinem Erstaunen diesen Platz vom Feinde geräumt sah, rückte er ohne Blutvergießen in denselben mit fliegenden Fahnen als Eroberer ein. *)

Diese Erfolge im Anfange seiner Regierung bildeten eine glänzende Vorbedeutung für die Zukunft. Der Ruhm Aben-Aboo's erscholl weit und breit durch das Land, und die kriegerischen Landbewohner drängten sich von allen Seiten unter seine Standarte. Jetzt gelangte Nachricht an, daß verschiedene Hauptplätze an den östlichen Säumen der Alpujarras ihren Beitritt zu der Sache der Moriscos proklamirt hätten, und man hoffte, daß sich das Feuer der Empörung bald über die anstoßenden Provinzen Murcia und Valencia verbreiten würde. Es hatte in der That schon so weit um sich gegriffen, daß von dem ganzen, südlich von Granada gelegenen Morisco-Territorium die Umgegend von Malaga und die Sierra von Ronda, auf dem äußersten Westen, die einzigen Theile waren, die noch die Autorität Castiliens anerkannten. **)

*) Ferreras, Hist. d'Espagne, Bd. X, S. 111—118. — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 169—189. — Mendoza, Guerra de Granada, S. 225 ff. — Miniana, Hist. d'España, S. 378.

**) „Desta manera quedaron le vantados todos los Moriscos del Reino,

Der Krieg nahm jetzt daſſelbe romantiſche Ausſehen an, wie in den Tagen der Eroberung Granadas. Man konnte jetzt auf den höchſten Gipfeln der Sierra Lärmfeuer ſehen, die ihren unheilverkündenden Schein manche Stunde weit um ſich her ausſtrahlten und die kühnen Bergbewohner zum Einfalle in Feindesland einluden. Dann kam das Sammeln der wilden Landesmiliz, die ſich auf die niederen, jetzt im verblichenen Grün des Herbſtes daliegenden Flächen herabergoſſen, die Viehheerden*) hinwegfegten und ſie im Triumph in ihren feſten Oertern bargen.

Einige Maraudeurs drangen in die Vega, die ſchöne Vega**), von der jeder Zoll mit Menſchenblut befruchtet war, und die jetzt, wie in alten Zeiten, das Schlachtfeld der chriſtlichen und moslemitiſchen Kavaliere wurde. Faſt immer waren es die erſtern, welche den Vortheil davontrugen. Das bewieſen die blutigen Trophäen, die Köpfe und Hände der Beſiegten, welche man auf den Lanzenſpitzen trug, wenn man unter dem Beifallsgeſchrei des Pöbels durch die Thore der Hauptſtadt angedonnert kam.***)

---

sino los de la Hoya de Malaga i Serrania de Ronda. — Mendoza, Guerra de Granada, S. 241.

*) Im Engliſchen ſteht herds and flocks. Beide Ausdrücke überſetzt man im Deutſchen durch Heerden. Doch herrſcht der Unterſchied zwiſchen beiden, daß man das Wort herd auf Kühe, Schweine, Ziegen, Wild und Schafe; das Wort flock aber auf Schafe und kleinere Thiere anwendet. Flock, ſagt Boag, a company or collection; *applied to sheep and all other small animals.* — Herd, ſagt Richardſon in ſeinem großen English Dictionary, is applied to a number of sheep or kine, guarded or kept; to a number of sheep or kine collected or congregated together for the purpose of being so guarded, generally to a number of kine. Der Begriff iſt alſo weiter, als ihn Hilpert giebt. Anmerk. des Ueberſetzers.

**) Das ſpaniſche Wort Vega bedeutet Ebene, campagne fertile, campus, planities. Anmerk. des Ueberſetzers.

***) „Llevando los escuderos las cabezas y las manos de los Moros en los hierros de las lanzas.“ — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 159.

In den Kriegen mit den ſpaniſchen Arabern bildete das Feindeshaupt eine alte Nebeneinnahme des — gleichviel chriſtlichen oder moslemitiſchen — Siegers. Selbſt bis auf den Krieg von Granada herab wird ſeiner oft in den mauriſchen Romanzen

Doch manchmal lag das Glück in der entgegengesetzten Wagschale. Nachdem die kühnen Ungläubigen die Vega gesäubert hatten, brachen sie wohl manchmal in die Vorstadt oder selbst in die eigentliche Stadt (City) von Granada ein und erfüllten den Platz mit Entsetzen. Alsdann konnte man die erschreckten Bürger hin- und herrennen sehen, während die große Sturmglocke der Alhambra die Leute zusammenrief und die rasch zu Pferde steigende Ritterschaft den alten Kriegsruf „St. Jago" brüllte und sich auf die Eindringlinge warf, die sicher sein konnten, daß sie nach einem kurzen blutigen Strauße in Verwirrung über die Vega und weit über die Gränze getrieben werden würden.

Bei diesen Gelegenheiten konnte man den Don Juan stets in der Schlachtfronte erspähen, gleich als ob er sich in seinem Elemente gefühlt und um Gefahr geminnet hätte, wie ein Romanheld. In der That sah sich Philipp zu wiederholten Malen genöthigt, seinen Bruder wegen unnöthiger Aussetzung seines Lebens, die, wie der König zu verstehen gab, sich durchaus nicht zu seinem Range schickte, zurechtzuweisen.*) Doch eben so leicht wäre es gewesen, ein Kriegsroß zu zügeln, wenn ihm der Klang der Trompete ins Ohr schmettert, als den Muth des stürmischen jungen Anführers zu beugen, wenn seine Leute sich zum Angriff fertig machten. Wirklich waren es gerade diese Gelegenheiten, die ihn mit der größten Luft erfüllten, denn sie gestatteten ihm die einzigen flüchtigen Blicke in jene Ruhmesbahn, nach welcher sein Herz so lange geschmachtet hatte. Jede Truppenabtheilung, die von Granada zu irgend einem kriegerischen Abenteuer hinaus rückte, war ein Gegenstand seines Neides, und wenn er die blauen Berge anstarrte, die wie eine unüberschreitbare Schranke rund um ihn her sich erhoben: glich er dem Vogel, der, weil er sich nach der Frei-

---

als eines der ehrenhaftesten Siegeszeichen des Schlachtfeldes gedacht. Siehe unter andern die Ballade, welche beginnt:

„A vista de los dos Reyes."

*) „Y que salir á tales rebatos es des autoridad vuestra, siendo quien sois y teniendo el cargo que tenis." — Carta de Filipe Segundo á Don Juan de Austria, 30 de Setiembre, 1569, Manuſtr.

heit sehnt, mit seinem Gefieder an die vergoldeten Drahtstäbe seines Gefangenenhauses schlägt.

Er schrieb an den König in den ernstlichsten Ausdrücken, um ihn den verlorenen Zustand der Angelegenheiten aus einander zu setzen: wie die Spanier von Tag zu Tag Boden verloren, und wie die Armee unter dem Marquis von Los Velez ihre Energie in Trägheit vergeudete oder sie zu unnützen Unternehmungen anwandte. Er flehte seinen Bruder an, daß er ihn nicht zwingen solle, länger auf diese Weise innerhalb der Mauern Granadas eingesperrt zu bleiben, sondern ihm erlauben möge, eben so gut ein faktisches, wie ein nominelles Kommando zu führen, und den Krieg in eigener Person zu leiten.*)

Die von Don Juan geltend gemachten Ansichten wurden warm von Requesens unterstützt. Dieser schrieb an Philipp und denunzirte in schonungslosen Ausdrücken die Unfähigkeit des Los Velez.

Philipp sah es nicht ungern, wenn er Beschwerden eingeschickt erhielt, selbst wenn sie gegen Solche, die er am meisten begünstigte, gerichtet waren. Er konnte nicht seine Augen verschließen gegen die Wahrheit der jetzt gegen den hitzigen alten Befehlshaber gerichteten Anklagen. Derselbe hatte zwar lange Zeit sein Vertrauen genossen, aber seine letzten Feldzüge waren eine Reihe von Fehlern gewesen. Er sah den kritischen Zustand der Dinge, nebst der Gefahr, daß die Rebellion, welche in Granada so tief Wurzel gefaßt hatte, sich, wofern sie nicht schleunig niedergeworfen würde, über die benachbarten Provinzen verbreiten möchte. Die Entfernung Mondejar's vom Schauplatze des Krieges hatte nicht die gute Wirkung, die Philipp erwartete, gehabt.

Dennoch gab er nur mit Zögern den Wünschen seines Bruders nach, sei es nun, daß er diesen für noch zu jung hielt, um hinreichende Fähigkeit zu einem unabhängigen Oberbefehle zu besitzen, oder sei es, daß er, wie man aus seinen Briefen schließen könnte, sich vor den Gefahren fürchtete, in welche den Don Juan sein unbändiger Muth wahr-

*) „Le suplico mire que ni á quien soy, ni á la edad que tengo, ni á otra cosa alguna conviene encerrarme, cuando mas razon es que me muestre." — Carta de Don Juan de Austria al Rey, 23 de Setiembre, 1569, Manuskr.

ſcheinlich verſtricken möchte. Nachdem er ſeine Pläne gebildet hatte, theilte er ſie unverzüglich ſeinem Bruder mit. Der junge Krieger ſollte dem Los Velez im Kommando der öſtlichen Armee, die durch neue Truppen verſtärkt werden ſollte, nachfolgen, während der Herzog von Seſa ſich unter der Leitung Don Juan's in den Alpujarras in einer ſolchen Poſition aufzuſtellen hatte, daß er die Route nach Granada deckte.

Alsdann ſchickte er eine Aufforderung an die angeſehenſten Städte Andaluſiens und erſuchte ſie, für den Krieg friſche Aushebungen zu veranſtalten. Um dieſe Aushebungen zu fördern, wurde den Truppen ein beſſerer Sold, als vorher verſprochen. Allein, dieſe Verſprechungen richteten bei den Truppen nicht ſo viel aus, als die Kunde, daß Don Juan von Oeſterreich die Expedition lenken ſollte. Die Adeligen und Kavaliere drängten ſich zum Kriegsdienſte und brachten mit ſich ihre wohlbewaffneten Diener in ſo großer Anzahl, daß es der König für nöthig hielt, eine zweite Ordonnanz zu publiciren und Jedem, der nicht beſondere Erlaubniß dazu erhielt, zu unterſagen, Soldat zu werden. *)

Jetzt war in Granada Alles auf den Beinen und in Aufregung. Die neuen Truppen zogen ein, und die alten erhielten eine beſſere Organiſation. In der That hatte ſich Don Juan ſchon eine Zeit lang damit beſchäftigt, unter den in der Stadt einquartierten Truppen, die aus den ſchon angeführten Gründen in einen Zuſtand der ſchrecklichſten Inſubordination gerathen waren, Reformen einzuführen. Ein ähnlicher Inſubordinationsgeiſt hatte die Offiziere angeſteckt, und zwär in ſo hohem Grade, daß es nothwendig ſchien, von fünf und vierzig Hauptleuten nicht weniger, als ſieben und dreißig, ihrer Stellen zu entheben. **) Solchergeſtalt waren die Schwierigkeiten, unter welchen der junge Held ſeinen erſten Feldzug zu beginnen hatte.

*) „Entendiose por España la fama de su ida sobre Galera, i movióse la mobleza della con tanto calor, que fue necesario dar al Rei á entender que no era con su voluntad ir Cavalleros sin licencia á servir en aquella empresa. — Mendoza, Guerra de Granada, S. 256.

**) „Havian las desordenes pasado tan adelanto, que fue necesario para remediallas hacer demonstracion no vista ni leída en los tiempos pasados, en

Glücklicherweise besaß er im Gefolge der großen adeligen Herren und Kavaliere ein Corps wohlbewaffneter und gut disciplinirter Truppen, die von höhern Motiven, als bloßer Plünderungssucht, geleitet wurden.*) Ferner brachte er es durch seine Anstrengungen dahin, daß in vieler Hinsicht unter den in Granada einquartierten Truppen die alte Disciplin wieder hergestellt wurde. Aber der Eifer, womit er sich dem Reformationswerke widmete, hatte seine Gesundheit benachtheiligt. Das zog ihm von Philipp einen freundlichen Tadel zu, indem derselbe seinem Bruder schrieb, daß er nicht auf diese Weise über seine Kräfte arbeiten, sondern daran denken sollte, daß der König seine Dienste nöthig habe, und indem er ihm sagte, er möge den Quirada daran erinnern, daß er sorgfältiger über ihn wachen solle. „Und Gott mag geben," schloß er, „daß deine Gesundheit bald wieder hergestellt ist." Die liebende Sorgfalt, welche der König beständig in seinen Briefen für die Wohlfahrt seines Bruders offenbart, sollte man von seinem phlegmatischen Temperamente kaum erwartet haben, zumal da Philipp gewöhnlich mit dem Kundgeben seiner Gefühle sich so zurückhaltend zeigte.

Ehe Don Juan zu seiner großen Expedition aufbrach, wollte er erst für die Sicherheit Granadas während seiner Abwesenheit dadurch sorgen, daß er Guejar, das von den Spaniern „das Räubernest" genannt wurde, eroberte. Dasselbe war ein befestigter Platz nahe bei der Gränze der Alpujarras und in den Händen einer kriegerischen Garnison, die häufig Ausfälle auf die umliegende Gegend machte, mitunter ihre Streifzüge bis auf die Vega von Granada trieb und in der Hauptstadt einen panischen Schrecken verursachte. Don Juan theilte seine Macht in zwei Divisionen ab, wovon er die eine dem Herzog von Sesa übergab, während er die andere in eigener Person leiten wollte. Diese Divisionen sollten auf zwei verschiedenen Routen vordringen,

---

la guerra; suspendar treinta i dos capitanes de quarenta i uno que havia, con nombre de reformacion." — Ebend., S. 237.

*) „Tambien la gente embiada por los señores, esco gida, igual, disciplinada, movidos por obligacion de virtud i deseo de acreditar sus personas." — Ebend., S. 234.

vor dem Platze zusammentreffen und denselben von entgegengesetzten Punkten aus gleichzeitig angreifen.

Weil der Herzog den geradesten Weg über das Gebirge marschirte, erreichte er Guejar zuerst. Er war nicht wenig darüber erstaunt, als er die Einwohner, die von den Rüstungen der Spanier Kunde erhalten hatten, bereits mit der Räumung der Stadt begriffen fand, während sich die Garnison in Schlachtreihe formirte, um den Rückzug zu decken. Nach einem kurzen Scharmützel mit der Arrière-Garde, wobei beide Theile einige Leben einbüßten, zogen die siegreichen Spanier, ohne ihren Vortheil weiter zu verfolgen, in die Stadt ein und nahmen die vom Feinde aufgegebenen Festungswerke in Besitz.

Groß war einige Stunden später bei seiner Ankunft vor Guejar die Ueberraschung Don Juan's, als er die castilische Flagge von den Stadtmauern wehen sah, und er fühlte sich darüber empört, daß die Lorbeeren, welche er für seine eigne Stirn bestimmt hatte, ihm ohne alle Ceremonie von einem andern entrissen waren. „Mit Augen, die wie feurige Kohlen funkelten," sagt der Geschichtschreiber,*) wandte er sich zum Herzog von Sesa und verlangte eine Auseinandersetzung der Sache. Aber, er fand bald, daß die Schuld, wenn es hierbei Schuld gab, Jemandem zur Last fiele, den zu tadeln er, wie er fühlte, nicht die Macht besaß. Das war Luis Quirada, der aus Sorge für die Sicherheit seines Anbefohlenen die Armee einen Umweg, welcher sie also später auf den Kampfplatz brachte, hatte führen lassen. Allein, wiewohl Don Juan kein Wort des Tadels laut werden ließ, beobachtete er indessen ein ärgerliches Stillschweigen, und kein Bissen Speise kam, wie die Soldaten bemerkten, über seine Lippen, bis er wieder nach Granada zurückgekommen war.**)

Die beständig von Quirada über ihn geführte Aufsicht, welche, wie wir sahen, vom Könige noch ermuthigt wurde, gab den Truppen

*) „Pusieronsele los ojos encendidos como brasa de puro corage." — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 224.

**) Sin comer bocado en todo aquel dia se volvió á la ciudad de Granada." — Ebend., S. 225.

viel zu sprechen. Sie muß dem Don Juan, da sie seinem Alter eben so wenig, wie seinem ehrgeizigen Wesen oder seiner Stellung, angemessen war, nicht wenig Verlegenheit und Verdruß bereitet haben. Denn seine Stellung als General-en-Chef machte ihn in den Augen der Welt für die Maßregeln des Feldzugs verantwortlich. Gleichwohl besaß er in seiner abhängigen Lage weder die Macht, über den Operationsplan zu entscheiden, noch die Befugniß, denselben ins Werk zu setzen. Nicht viele Tage sollten vergehen, bis der Tod seines freundlichen Berathers ihn von der eifersüchtigen Aufsicht, welche ihn so ärgerte, befreien und ihm eine unbeschränkte Ruhmesbahn, wie sie seine ehrgeizigsten Wünsche nicht besser verlangen konnten, eröffnen sollte.

Wie der Leser bemerkt haben wird, ist eine der wichtigsten und in diesem Buche am häufigsten angezogenen Autoritäten Diego Hurtado de Mendoza. Er gehörte einem der berühmtesten Häuser Castiliens an, einem Hause, das eben so sehr durch seinen Rang, wie durch die von seinen Mitgliedern in den verschiedenen bürgerlichen und militärischen Aemtern bewiesenen großen Fähigkeiten und die von ihnen erworbene seltene Bildung, hervorragte. Keine andere große Familie Spaniens hat für die Feder sowohl des Geschichtschreibers wie des Sängers ein so fruchtbares Thema geliefert.

Unser Mendoza war der fünfte Sohn des Marquis von Mondejar. Er wurde im Jahre 1503 zu Granada, wo sein Vater den von seinen Vorfahren inne gehabten Posten eines General-Kapitäns der Provinz bekleidete, geboren. Schon in früher Jugend wurde er auf die ehrwürdige Universität Salamanca geschickt und machte mit Ehren den dort angeordneten Studiencursus durch. Während seines Dortseins schrieb er seinen berühmten „Lazarillo de Tormes," denn obschon derselbe anonym erschienen ist, scheint doch kein guter Grund vorhanden zu sein, in die Autorschaft Mendoza's ein Mißtrauen zu setzen. Dieses Erzeugniß bildet den Ursprung der sogenannten Picaresco-Romane, welche einen wichtigen Zweig der castilischen Literatur ausmachen und worin sonderbarerweise die Hand eines Ausländers (Le Sage) das beste Specium — den Gil Blas — geliefert hat.

Urſprünglich war Mendoza für den geiſtlichen Stand beſtimmt, und hierbei würde ihm der große Einfluß ſeiner Familie offenbar ſehr zu Statten gekommen ſein. Allein der junge Mann hatte, wie man ſchon aus ſeinem Romane abnehmen könnte, für einen andern Stand Neigung, weßhalb er ſeinen Vater dazu bewog, ihn in die Armee eintreten und unter dem Banner Karl's des Fünften Dienſte nehmen zu laſſen. Mendoza verlor zu Felde nicht ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften. Die Pauſen, welche zwiſchen den einzelnen Feldzügen eintraten, benutzte er daher, um ſeine Studien, namentlich das Studium der alten Sprachen, auf den vorzüglichſten Univerſitäten Italiens fortzuſetzen.

Es war unmöglich, daß ein Mann, ſo merkwürdig begabt und durch ſeine Stellung in der Geſellſchaft ſo hervorragend, wie Mendoza, dem durchdringenden Blicke Karl's des Fünften, der in dem jungen Adeligen, abgeſehen von ſeiner Gelehrſamkeit, ein entſchiedenes Talent für politiſche Angelegenheiten entdeckte, entgehen konnte. Im Jahre 1538 ernannte ihn der Kaiſer zum Geſandten in Venedig, einer Hauptſtadt, welcher die Unternehmungen der Aldi mit jedem Tage einen größeren Ruhm in der Republik der Wiſſenſchaften gewannen. Hier beſaß Mendoza die beſte Gelegenheit, die Errichtung einer Bibliothek, ein von ihm lange gewünſchtes Werk, zu Stande zu bringen. Das war in jenen Tagen eine Arbeit von nicht geringer Schwierigkeit, weil damals die Bücher und Manuſkripte aus obſcuren, oft entlegenen, Quellen und zu einem für Curioſitäten (objects of virtù) gezahlten Preiſe, zuſammengebracht werden mußten. Eine Gefälligkeit, die er durch die Befreiung eines vornehmen türkiſchen Gefangenen dem Sultan zu erweiſen im Stande war, wurde ihm durch ein prächtiges Geſchenk griechiſcher Manuſkripte, die ſich in Mendoza's Augen nicht mit Gold bezahlen ließen, vergolten. Aus dieſer Sammlung war es, daß der Welt die erſte Ausgabe vom Joſephus gegeben wurde. Während er in ſeinen Mußeſtunden ungehemmt ſeinem Hange zu literariſchen Beſchäftigungen folgte, erfüllte er die Pflichten ſeiner Geſandtſchaft mit einer Fähigkeit, die vollkommen ſeine Ernennung zum Geſandtſchaftspoſten bei der verſchlagenen Republik rechtfertigte. Bei der Eröffnung des Trienter Konzils war er einer von den Delegaten,

die den Kaiser daselbst zu vertreten hatten. Er nahm häufig an den Discussionen des Conclave's Theil und machte die Ansichten seines Herrschers mit einer so großen Stärke der Beweisführung und feurigen Beredtsamkeit geltend, daß er einen mächtigen Eindruck auf seine Zuhörerschaft machte. Die von ihm offenbarte Unabhängigkeit eignete ihn für die delicate Aufgabe, dem päpstlichen Hofe die Einwendungen, welche Karl der Fünfte gegen die Verlegung des Konzils nach Bologna zu machen hatte, vorzulegen. Das that er mit einem Grade von Freimüthigkeit, wie sie die päpstlichen Ohren nur wenig gewohnt waren, und die, wenn sie den hochfahrenden Sinn Paul's des Dritten auch nicht zu beugen vermochte, doch ihre Wirkung auf den Nachfolger desselben ausübte.

Aus irgend einem Grunde scheint Mendoza nicht so hoch in der Gunst Philipp des Zweiten, als der seines Vaters, gestanden zu haben. Vielleicht war er von Natur zu stolz, um sich zu der unbedingten Unterwürfigkeit, welche Philipp von allen ihm Nahekommenden, von den Höchsten bis zu den Niedrigsten, verlangte, herabzulassen. Endlich zog im Jahre 1568 dem Mendoza ein Fehltritt die Ungnade seines Herren zu; und das mit Recht. Er ließ sich im Palaste in einen Zank mit einem andern Höflinge ein, und der skandalöse Auftritt, den der Leser in dem vorhergehenden Bande erzählt finden wird, fiel gerade vor, als der Prinz von Asturias, Don Carlos, im Sterben begriffen war. Die beiden Schuldigen wurden erst mit Gefängniß, sodann mit Verbannung aus Madrid bestraft. Mendoza, der damals fünf und sechszig Jahre zählte, zog sich nach seinem Geburtsorte Granada zurück. Aber, er hatte schon zu lange die Hofluft eingeathmet, um mit dem Aufenthalte in der Provinz zufrieden sein zu können. Er machte daher wiederholt Versuche, das Mißfallen seines Souverän's zu besänftigen und eine Milderung seiner Strafe zu erhalten. Wie sich leicht denken läßt, waren diese Versuche erfolglos. Daher handelte der berühmte Verbannte weiser, als er sich in sein Schicksal ergab und in der Gesellschaft von Büchern, den besten Freunden, deren Werth er in den Stunden des Mißgeschicks vollkommen erprobte, Trost suchte. Er widmete sich dem Studium des Arabischen, auf das er ganz natürlich durch seinen Aufenthalt in einer mit den

Monumenten der arabischen Kunst angefüllten Hauptstadt gerieth. Er vertrieb sich auch die Zeit mit Versemachen, und seine Arbeiten trugen zusammen mit denen von Boscan und Garcilasso de la Vega dazu bei, die vollendeteren Formen italienischer Verskunst, welche eine wichtige Epoche in der nationalen Literatur bildeten, auf castilischen Boden zu verpflanzen.

Aber, das große Werk, dem er sich gewidmet hatte, war die Geschichte des Aufstandes der Moriscos, von dem man, weil er während seines Aufenthaltes in Granada sich ereignete, sagen kann, daß er unter seinen Augen vorfiel. Dazu besaß er vor andern Geschichtschreibern offenbare Vortheile, denn er war ein naher Vetter des General-Kapitäns und persönlich mit Lenkern der Staatsangelegenheiten bekannt. Das Resultat seiner Bemühungen war ein Werk, das, obschon es nicht sehr umfangreich ist, doch einen unschätzbaren Werth hat. Es ist weniger eine Geschichte der Begebenheiten, als ein Commentar zu einer solchen Geschichte. Der Verfasser sucht die Ursachen dieser Begebenheiten auf. Er führt den Leser in das Cabinet von Madrid ein, macht ihn mit den Intriguen der verschiedenen Factionen am Hofe wie im Lager bekannt, legt die Politik der Regierung und die Pläne der Feldzüge dar: kurz, ermöglicht es dem Leser, in das Innere einzudringen und die geheime Arbeit der so sorgfältig den vulgären Augen verdeckten Maschinerie zu sehen.

Der Werth, welchen das Werk durch den Zutritt seines Verfassers zu diesen verborgenen Informationsquellen erlangte, wird noch gesteigert durch den darin wehenden unabhängigen Geist. In einem Lande, wo nur Wenige für sich selber zu denken wagten, dachte Mendoza sowohl frei, als drückte er auch freimüthig seine Gedanken aus. Einen Beleg hierzu liefert der beißende Ton seiner Kritik der Regierungsmaßregeln und die Offenherzigkeit, welche er bisweilen an den Tag zu legen wagt, wenn er das den Moriscos zugefügte Unrecht erwähnt. Wir dürfen es wohl glauben, daß diese Unabhängigkeit des Historikers der Verwaltung nicht sehr gefiel. Das mag der Grund sein, warum das Buch erst nach der Regierung Philipp's des Zweiten und viele Jahre nach des Verfassers Tode veröffentlicht wurde.

Die künstlerische Ausführung des Werkes gehört zu den merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten desselben. Anstatt des flüchtigen und geschwätzigen Styles des castilischen Geschichtsschreibers, ist jede Seite von dem Geiste der alten Klassiker eingegeben. Wirklich glaubt man gewöhnlich, daß Mendoza seinen Styl absichtlich nach demjenigen des Sallust gemodelt habe; aber, ich stimme mit meinem Freunde, Herrn Ticknor, überein, der in einer, den Mendoza behandelnden klaren Kritik in seinem Werke über die spanische Literatur die Meinung ausdrückt, daß der castilische Geschichtsschreiber seinen Styl ganz eben so sehr an Tacitus, als an Sallust, gebildet habe. In der That sind einige der berühmtesten Stellen Mendoza's augenscheinliche Nachahmungen des ersteren Geschichtsschreibers; an ihn erinnert er uns beständig durch die eigenthümliche Gedrängtheit und Energie seiner Diction, durch seine Fähigkeit, ein Porträt mit einem einzigen Pinselstriche zu malen und durch seine freie Kritisirung der Hauptpersonen des Dramas, und das Alles in einer Sprache, die jener praktischen Weisheit, welche bei Mendoza das Resultat einer großen Bekanntschaft mit den öffentlichen Angelegenheiten war, voll ist. Wir erkennen aber auch die den von ihm gewählten Styl treffenden Mängel an, als da sind: Härte und Zwang, nebst einer häufigen Anwendung von Ellipsen, so daß dadurch der Nationalität der Sprache Gewalt angethan wird, vor Allem aber die Dunkelheit, welche aus dem Bemühen kurz zu sein entspringt. Mendoza schadet ferner seinem Buche durch unzeitiges Entfalten seiner Gelehrsamkeit, welchem zwar der Alterthumsforscher durch die Finger sehen mag, das aber wie eine ungehörige Episode kommt und den Faden der Erzählung zerreißt. Aber das Werk ist, trotz aller seiner Mängel, ein merkwürdiges Produkt für seine Zeit, und indem es inmitten der romantischen Literatur Spaniens erscheint, betrachten wir es mit dem nämlichen Erstaunen, welches der Reisende empfinden würde, wenn er einen klassischen dorischen Tempel inmitten der phantastischen Bauten Chinas oder Hindostans träfe.

Bald, nachdem Mendoza seine Geschichte vollendet hatte, erhielt er die Erlaubniß, Madrid zu besuchen, nicht um dort zu wohnen, sondern um einige persönliche Geschäfte abzumachen. Kaum hatte

er die Hauptstadt erreicht, so befiel ihn eine tödtliche Krankheit, welche ihn im April 1575 im drei und siebenzigsten Jahre seines Alters hinwegraffte. Kurz vor seinem Tode schenkte er seine reiche Sammlung von Büchern und Manuskripten seinem harten Herrn, der sie dem Wunsche des Gebers gemäß in dem Escorial aufstellte, wo sie noch jetzt einen interessanten Theil von jener Bibliothek, von welcher so viel gesprochen worden, aber so wenig der Welt bekannt ist, bilden.

Die ausführlichste Nachricht von dem Leben Mendoza's, die mir bekannt ist, wird der Feder des Iñigo Lopez de Avila zugeschrieben und steht vorn in der valencischen Ausgabe des 1776 veröffentlichten „Guerra de Granada." Doch seine Landsleute sind stets bereit gewesen, das Gedächtniß eines Mannes zu ehren, der sich durch die glänzenden Erfolge, welche er als Staatsmann, Diplomat, Romanschriftsteller, Dichter und Geschichtschreiber davontrug, wegen der Vielseitigkeit seines Genie's einen Namen gemacht hat, der keinem zweiten in der spanischen Literatur nachsteht.

Siebentes Kapitel.

Die Rebellion der Moriscos.

Don Juan zieht zu Felde. — Die Einschließung von Galera. — Heftige Angriffe. — Die Rüstungen für einen letzten Angriff. — Die Explosion der Mienen. — Die Verzweiflung der Moriscos. — Grausames Blutbad. — Die Zerstörung von Galera.

1570.

Don Juan machte ohne Zeitverlust seine Anordnungen für die Expedition fertig. Sowie die Truppen Granada erreichten, wurden sie meistentheils zu der Armee unter Los Velez geschickt, nach den östlichen Alpujarras, wo dieser Befehlshaber mit der Belagerung von

Galera beſchäftigt war, aber wenig Ausſicht hatte, es einzunehmen. Er ſollte jedoch binnen Kurzem von Don Juan abgelöſt werden.

Da Philipp nicht im Stande geweſen war, ſeine Ohren gegen die Vorſtellungen ſeines Bruders, ſowie im Dienſte mehr erfahrener Offiziere zu verſchließen, war er endlich mit Widerſtreben zur Ueberzeugung gelangt, daß Los Velez für das Kommando untauglich war. Doch hegte er eine Vorliebe für den Veteranen und wollte ihm gern ſo weit als möglich den Verdruß, von ſeinem jungen Rival verdrängt zu werden, erſparen. In ſeinen Briefen legte der König ſeinem Bruder wiederholt ans Herz, den Marquis mit der höchſten Ehrerbietung zu behandeln und keine zu ſeinem Nachtheile ausgeſprengten Gerüchte zu unterſtützen. In einem mit Inſtructionen für den Feldzug ausgefüllten Schreiben, datirt vom ſechs und zwanzigſten November, gebot der König dem Don Juan, ſich bei allen Gelegenheiten von den Rathſchlägen des Quirada und Requeſens leiten zu laſſen. Dem Marquis ſollte er den größten Reſpect bezeigen und ihm zu verſtehen geben, daß er ſich von ſeinen Anſichten regieren laſſen wolle. „Aber ſollte," ſagte Philipp, „ſeine Meinung jemals mit derjenigen der beiden andern Berather thatſächlich in Widerſpruch gerathen, ſo ſollſt du dich von der ihrigen leiten laſſen." *)

Auf Quirada und Requeſens hatte ſich Don Juan wirklich immer zu verlaſſen und durfte niemals ſein eignes Urtheil den ihrigen entgegenſetzen. Er ſollte ſeine Bewegungen vorſichtig machen und anſtatt des unbändigen Sinnes eines Knaben die Umſicht eines militäriſch erfahrenen Mannes zeigen. „Auf dieſe Weiſe," ſchloß der königliche Berather, „wirſt du dir nicht allein die Gunſt deines Souveräns ſichern, ſondern auch in der Welt einen Namen machen." **)

---

*) „Y porque podria ser que ordenase al marqués de los Velez que quedase con vos y os aconsejase, convendrá en este caso que vos le mostreis muy buena cara y le trateis muy bien y le deis á entender que tomais su parecer, mas que en efecto tomeis el de los que de dicho cuando fuesen diferentes del suyo." — Carta del Rey á Don Juan de Austria, 26 de Noviembre 1569. Manuſkr.

**) „Y que os goberneis como si hubiésedes visto mucha guerra y hallédoos en ella, que os digo que comigo y con todos ganeis harta mas repu-

Es ist offenbar, daß Philipp in dem Charakter Don Juan's Züge entdeckt hatte, welche ihn bezweifeln ließen, ob derselbe denn wirklich zu der hohen Stellung, in welcher er sich nun befand, hinreichend befähigt wäre. Vielleicht mag man denken, daß die zögernde, furchtsame Politik Philipp's den Erfolgen bei militärischen Operationen weniger, als der seinem Bruder eigenthümliche kühne Unternehmungsgeist, günstig war. Mag dem aber sein, wie ihm wolle, so besaß Don Juan, trotz aller wiederholten Versicherungen des Gegentheils ein zu hitziges Temperament, als daß diese Ermahnungen seines klugen Rathgebers leicht bei ihm hätten wirken können.

Das Militärkommando in Granada wurde von dem Prinzen in die Hände des Herzogs von Sesa gegeben, der, sobald er eine hinreichende Macht gesammelt hätte, in den westlichen Distrikt der Alpujarras marschiren und daselbst eine Diversion zu Gunsten Don Juan's machen sollte. Ein Corps von viertausend Mann sollte in Granada bleiben. Nachdem der General-en-Chef auf diese Weise seine Anordnungen zum Schutze der Hauptstadt getroffen hatte, trat er den neun und zwanzigsten December mit nur drei tausend Mann Infanterie und vier hundert Mann Kavallerie seine Expedition an. Zusammen mit diesen Truppen ging ein zahlreiches Corps Freiwillige, die Blüthe der andalusischen Ritterschaft, die gekommen war, um unter dem Banner des jungen Führers Ruhm zu gewinnen.

Er schlug die Route durch Guadix ein und erreichte am dritten Tage die alte Stadt Baza, die merkwürdig war wegen der Belagerung, welche sie unter seinen siegreichen Vorfahren Ferdinand und Isabella ausgehalten hatte. Daselbst stieß zu ihm Requesens, der außer einer Truppenverstärkung einen Train schweren Geschützes und große Proviantvorräthe mit sich brachte. Die Kanonen wurden unter einer starken Bedeckung nach Galera vorgeschickt. Doch erhielt Don Juan, als er Baza verließ, die staunenswerthe Nachricht, daß der Marquis von Los Velez schon die Belagerung aufgegeben und seine ganze Macht in die benachbarte Stadt Guescar weggezogen hätte.

---

tacion en gobernaros desta manera, que no haciendo alguna mocedad que á todos nos costare caro." Ebend., Manuskr.

In der That, kaum war dem alten mauriſchen Chef das Gerücht zu Ohren gekommen, daß Don Juan herbeieilte, um den Krieg zu übernehmen, ſo ſchwor er in ſeiner Wuth, daß er, wofern die Nachricht ſich beſtätigte, die Belagerung verlaſſen und ſein Kommando abgeben wollte. Indeſſen hielten ihn Diejenigen, welche ihn am beſten kannten, einer ſolchen Verrücktheit nicht fähig. Er hielt jedoch ſein Wort. Als er nämlich erfuhr, daß Don Juan unterwegs ſei, brach er ſein Lager ab und zog ſich, wie bereits gemeldet, nach Guescar zurück. Durch dieſes Benehmen legte er die benachbarte Gegend den Einfällen der Moriscos von Granada offen, während er auch keine Sorge trug, für die Sicherheit der Sendungen, die von Zeit zu Zeit mit Lebensmitteln beladen für die Belagerungsarmee kamen, Maßregeln zu treffen.

Dieſes außergewöhnliche Betragen verurſachte bei ſeinen Truppen keine Unzufriedenheit. Denn da dieſe ſchon lange des zwar feurigen, aber blödſinnigen Weſens ihres Generals überdrüſſig waren, ſahen ſie es mit Vergnügen kommen, daß ſie ſich zu den Fahnen eines ſo beliebten Chefs, wie es Juan von Oeſterreich war, zu geſellen hatten. Selbſt Don Juan vergaß die über das unſinnige Betragen des Marquis gefühlte Entrüſtung, weil er innerlich ſehr zufrieden war, daß er auf dieſe Weiſe von den Verlegenheiten, welche die dünkelhaften Anſprüche ſeines Rivals ihm während des Feldzugs unfehlbar hätten bereiten müſſen, befreit wurde. Don Juan konnte jetzt mit guter Art und ohne ſich ſelbſt etwas zu vergeben, dem Veteranen alle von Philipp ſo eifrig verlangten Zugeſtändniſſe machen. In dieſer freundlichen Stimmung marſchirte der Prinz weiter vor und beabſichtigte, die unheilvollen Konſequenzen, die, weil der Marquis ſeinen Poſten verlaſſen, erwachſen könnten, abzuwenden.

Als er in die Nähe von Guescar kam, ſah er den alten adeligen Herrn mit ſeinen Leuten auf ſich zugeritten kommen. Er kam mit einer ſteifen und majeſtätiſchen Haltung, wie Jemand, der keine Zugeſtändniſſe oder Entſchuldigungen zu machen hat. Als er ſich dem Prinzen näherte, bewies er, ohne vom Pferde abzuſteigen, ſeinen Gehorſam, indem er die ihm gnädig von dem letztern dargehaltene Hand küßte. „Edler Marquis," ſagte Don Juan, „Ihre großen Thaten haben über Ihren Namen Ruhm ausgeſtrahlt. Ich ſchätze mich glücklich, daß ich

die Gelegenheit habe, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Fürchten Sie nicht, daß Ihre Autorität durch die meinige im Geringsten verkürzt werden wird. Die unter meinem Kommando stehenden Soldaten werden Ihnen so unbedingt, wie mir selbst gehorchen. Ich bitte Sie, mich als einen Sohn zu betrachten, der voller Ehrfurcht für Ihre Tapferkeit und Erfahrung ist und der beabsichtigt, bei jeder Gelegenheit sich an Ihre Rathschläge zu seiner Stütze zu halten." *)

Der höfliche, respectvolle Ton des Prinzen scheint auf die eiserne Natur des Marquis seine Wirkung gehabt zu haben, denn er erwiderte: „Es ist kein Spanier am Leben, der stärker als ich wünschte, mit dem ausgezeichneten Bruder meines Souveräns persönlich bekannt zu werden oder der wahrscheinlich einen größeren Nutzen davon haben würde, wenn er unter seinem Banner diente. Aber ich sage mit meiner gewöhnlichen Offenherzigkeit, daß ich mich in mein eignes Haus zurückzuziehen wünsche, denn es würde sich bei meinem hohen Alter nicht für mich passen, einen untergeordneten Posten zu bekleiden." **) Alsdann begleitete er den Don Juan in die Stadt zurück und gab ihm, als sie so des Wegs dahin ritten, einigen Aufschluß über die Belagerung und die Stärke des Platzes. Als sie das für den General-en-Chef bestimmte Hauptquartier erreichten, nahm Los Velez von dem Prinzen Abschied, sammelte seine Ritter und Vasallen um sich und ritt ohne weitere Ceremonie unter der Escorte einer Kompagnie Reiterei fort nach seiner Stadt Velez Blanco, die nicht gar weit entfernt inmitten einer wilden Scenerie nach der Gränze von Murcia zu lag. Hier lebte er nun im Gebirge in einer Zurückgezogenheit, die ehrenhafter gewesen wäre, hätte er sie nicht mit einem so offenbaren Pflichtvergehen erkauft. ***)

---

*) „I que seais obedecido de toda mi gente, haciendolo yo asimismo como hijo vuestro, acatando vuestro valor i canas, i amparandome en todas ocasiones de vuestros consejos." — Mendoza, Guerra de Granada, S. 260.

**) „Pues no conviene a mi edad anciana haver de ser cabo de esquadra." — Ebend., a. a. O.

***) Der Marquis von Los Velez wurde später nach Madrid beschieden, wo er im Staatsrathe lange einen wichtigen Platz einzunehmen fortfuhr, ohne daß irgendwie die königliche Gunst gegen ihn vermindert schien.

Wegen der vorhergehenden Seiten ziehe man zu Rathe: Marmol, Rebelion de

Die ganze Geschichte ist im hohen Grade charakteristisch, nicht allein in Bezug auf den Mann, sondern auch in Bezug auf die Zeit, in welcher er lebte. Wäre in unsern Tagen ein so willkürliches, kühnes Benehmen vorgefallen, hätte den Sichvergehenden nicht der höchste Rang vor Strafe schützen können. Doch damals scheint man keine Untersuchung wegen des Betragens des Marquis einzuleiten versucht zu haben. Dieß ist um so merkwürdiger, wenn man erwägt, daß seine Handlungsweise große Mißachtung gegen einen Herrscher enthielt, der wenig geneigt war, einen ihm bewiesenen Mangel an Ehrerbietung mit Milde zu behandeln. Die bei der gegenwärtigen Gelegenheit von ihm gezeigte Milde ist vielleicht dadurch zu erklären, nicht daß Philipp für den Ruf seines Günstlings zärtlich besorgt war, sondern daß er einsah, daß die weitere Betreibung der Angelegenheit bloß dazu dienen würde, seinem eignen ausnehmenden Irrthume größere Publicität zu geben; denn Philipp hatte ja den Los Velez im Kommando erhalten, obgleich das Betragen desselben und die Warnungen Anderer schon lange für ihn hätten ein Beweis der Unfähigkeit sein sollen.

Nachdem der Marquis abgereist war, trat Don Juan unverzüglich seinen Marsch wieder an, mit einer Armee, die sich auf zwölftausend Mann Infanterie und achthundert Mann Kavallerie belief, den glänzenden Zug der Ritter, die, wie wir sahen, im Kriege ihr Glück zu machen gekommen waren, gar nicht mitgerechnet. Ein Marsch von einigen Stunden brachte die Truppen vor Galera, wo Don Juan sogleich den Boden zu recognosciren anfing. Hierbei wurde er unterstützt von Quirada, Requesens und dem größern Theile der Kavallerie. Nachdem er mit dieser Arbeit zu Ende war, traf er seine Anstalten zur Einschließung des Platzes.

Die Stadt Galera lag in einer höchst malerischen Gegend. Diese Gegend war indessen gewiß nicht wegen ihrer romantischen Schönheit oder gar aus Bequemlichkeitsgründen, sondern wegen des Schutzes, den sie gegen einen Feind gewährte, gewählt worden, eine Erwägung,

---

Granada, Bd. II, S. 229—232; Mendoza, Guerra de Granada, S. 257—260; Herrera, Historia General, Bd. I, S. 777, 778; Bleda, Cronica, S. 733 und 734.

die in einem ſo wilden und kriegeriſchen Gebirgslande, wie worin Galera ſtand, von der größten Wichtigkeit war. Die eigenthümliche Geſtalt der von der Stadt bedeckten Anhöhe mit dem converen (gewölbten) Gipfel ſtellte man ſich als einer mit ihrem Kiele zu oberſt liegenden Galeere ähnlich vor. Von dieſer Aehnlichkeit hatte die Stadt ihren Namen erhalten. *)

Den Gipfel krönte ein Schloß, welches in dem Style ſeiner Architektur offenbare Spuren des Alterthums an ſich trug. Es war geſchützt durch eine Mauer, von der ein großer Theil ſich in einem ſo verfallenen Zuſtande befand, daß ſie wenig beſſer, als ein loſe zuſammengeſetzter Steinhaufen war. Ein paar Schritte von der Feſtung ſtand ein Ravelin. Aber, weder hatte dieſes Außenwerk, noch das Schloß ſelber, ein anderes Stück Artillerie, als zwei dem Los Velez während der neulichen Belagerung des Platzes abgenommene Falconets, die man jetzt auf dem Hauptgebäude aufgepflanzt hatte, aufzuweiſen. Selbſt dieſe waren ſo unverſtändig aufgeſtellt, daß ſie einem Feinde wenig Störung verurſachten.

Die Häuſer der Einwohner lagen längs der übrigen Theile des Gipfels und liefen einen jähen Abhang auf der nordweſtlichen Seite des Berges auf eine weite Ebene — Eras, oder „Gärten“ genannt — herab. Dieſe Ebene durchſchnitt ein ſehr tiefer Fluß, der, da er die Baſis der Stadt auf der nördlichen Seite beſpülte, eine Art Waſſergraben bildete und ſie nach dieſer Richtung hin deckte. Auf der Seite nach den Gärten zu vertheidigte die Stadt ein Graben mit einer jetzt

*) Das in dem Namen liegende Wortſpiel hatte zu viel Reiz, als daß ihm die damaligen Balladendichter hätten widerſtehen können. Siehe beſonders die Romanze in Hita's zweitem Bande, die, was gerade noch kein großes Lob ausſpricht, eine ſeiner beſten iſt und ſich folgendermaßen anfängt:

„Mastredages marineros
de Huescar y otro lugar
han armado una Galera
que no la hay tal en la mar.
No tiene velas, ni remos,
y navegar, y hace mal.“

Und ſo gehts weiter durch mehr Stanzen hindurch, als der Leſer zu ſehen Luſt haben wird. — Guerras de Granada, Bd. II, S. 469.

etwas verfallenen Mauer. Den merkwürdigsten Anblick in dieser Gegend gewährte eine Kirche mit ihrem Glockengebäude oder Thurme, der jetzt in eine Festung umgewandelt worden war. In dieser Festung hatte man in Ermangelung der Kanonen Schießscharten gemacht und sie mit Büchsenschützen gefüllt: wodurch ein Außenwerk von bedeutender Stärke, daß die Zugänge der Stadt beherrschte, entstand.

Auf zwei Seiten lief der Felsen, worauf Galera stand, fast senkrecht nieder, bildete die Wände einer auf der gegenüberliegenden Seite von steilen Bergen eingezäunten Schlucht und stellte auf diese Weise zum Schutze der Stadt eine Art natürlichen Festungsgraben in einem riesenartigen Maßstabe vor. Die Häuser erhoben sich übereinander auf einer Reihe von Terrassen, die so steil waren, daß in vielen Fällen das Dach des einen Gebäudes den untersten Theil des über ihn stehenden nicht erreichte. Die auf der nämlichen Terrasse stehenden Häuser, die also in gleicher Linie standen, konnten als eben so viele Festungen angesehen werden. Ihre Mauern, die nach maurischer Sitte nur spärlich mit Gitterfenstern versehen waren, enthielten Schießscharten, welche den drinnen Zielenden es ermöglichten, die Straßen, an welche die Häuser stießen, zu beschießen. Diese Straßen waren ferner durch quer über sie errichtete und bloß funfzig Schritte von einander liegende Barrikaden geschützt.*) Auf diese Weise stachelte der ganze Platz von Befestigungen oder schien vielmehr selbst eine einzige große Festung zu sein, welche die Natur zusammen mit der Kunst uneinnehmbar zu machen gesucht hatte.

Er war für eine Belagerung gut verproviantirt, wenigstens mit Getreide, wovon es in den Magazinen auf zwei Jahre genug gab. Wasser lieferte der benachbarte Fluß, zu dem man sich einen Weg gebahnt hatte durch einen unterirdischen Gang, welchen man im Felsen ausgehöhlt hatte. Diese Lebensbedürfnisse standen also den Moriscos zur Verfügung. Aber ihnen gebrach es im äußersten Grade an Etwas,

*) „Las tenian los Moros barreadas de cincuenta en cincuenta pasos, y hechos muchos traveses de una parte y de otro en las puertas y paredes de las casas, para herir á su salvo á los que fuesen pasando.“ — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 234. Die beste und bei weitem genaueste Topographie von Galera gibt uns dieser Autor.

das in ihrer Lage kaum weniger wichtig war, nämlich an Feuerwaffen und Munition. Außer den beiden oben erwähnten Falconets (Feldschlangen) besaßen sie keine Artillerie, und sie waren so dürftig mit Flinten versehen, daß sie sich hauptsächlich auf Pfeile, Steine und andere derartige Geschosse, welche die Rüstkammern ihrer Vorfahren ausgefüllt hatten, verlassen mußten. Hierher lassen sich noch Schwerter und andere Waffen, die im Handgemenge gebraucht werden, rechnen. Defensivwaffen besaßen sie beinahe gar nicht. Allein, sie waren von einem heldenmüthigen Geiste beseelt, der mehr werth ist, als Brustharnisch oder Helm, und entschlossen bis auf den letzten Mann, eher zu sterben, als sich zu ergeben.

Die streitbaren Männer des Platzes beliefen sich auf dreitausend, ganz abgesehen von vierhundert Miethstruppen, die vorzüglich Türken und Abenteurer von der Berbereiküste waren. Ferner war die Stadt mit etwa viertausend Frauen und Kindern belastet, obschon diese, wenigstens in so weit die Frauen in Betracht kommen, in einem Platze, wo es nicht an Nahrung gebricht, nicht eine Last genannt werden sollten; denn sie bewiesen ganz dieselbe Beständigkeit und Verachtung der Gefahren, wie die Männer, denen sie nicht allein bei der Pflege der Kranken und Verwundeten, sondern auch durch die ihnen in der Schlacht geleisteten trefflichen Dienste von Nutzen waren. Die Geschichte dieser Belagerung berichtet verschiedene Beispiele von diesen Morisco-Heldinnen, deren wilde Tapferkeit mit den bravsten Thaten des anderen Geschlechts wetteiferte. Es darf nicht befremden, daß ein an sich schon so starker Platz, wo die Frauen von einem eben so tapferen Muthe, wie die Männer, beseelt waren, allen Anstrengungen eines Feindes von der Art des Los Velez Trotz bot, wiewohl dieser wenigstens von vornherein eine an Zahl wenigstens eben so starke Armee, wie sich jetzt unter dem Kommando des Juan von Oesterreich davor niederließ, zur Stütze hatte. *)

*) Ebend., S. 233 ff. — Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 112, 113. — Hita, Guerras de Granada, Bd. II, S. 377. ff.

Hita theilt uns mit, daß er bei der Belagerung von Galera nicht mit anwesend war, aber das Tagebuch eines murcianischen Offiziers, Namens Tomás Peres de Hevia, welcher während der Belagerung diente, besaß. Hita spricht von ihm als

Nachdem der spanische General den Boden besichtigt hatte, ließ er drei Batterien errichten, die zu gleicher Zeit auf verschiedene Stadttheile wirken sollten. Die erste und größte dieser Batterien bestand aus zehn Stücken schweren Geschützes und wurde auf einer Anhöhe östlich von der Schlucht aufgeworfen. Obschon sie etwas weiter entfernt war, als wünschenswerth schien, lag sie doch hoch genug, so daß die Kanonen das Schloß und die höchsten Stadttheile beherrschen konnten.

Die zweite Batterie, bestehend aus sechs schweren Kanonen, wurde die Schlucht weiter hinunter, südlich, kaum über siebenzig Schritte von dem senkrechten Vorsprunge des Felsens, errichtet. Die letzte Batterie, die bloß aus drei Kanonen leichteren Kalibers bestand, wurde in den Gärten aufgeführt und so angebracht, daß sie auf den Thurm, welcher, wie bereits bemerkt, der Kirche hinzugefügt war, spielen konnte.

Die Gesammtzahl der den Belagerern gehörenden Artilleriestücke überstieg nicht zwanzig. Aber man erwartete stündlich die Ankunft dreizehn frischer von Cartagena. Das Hauptarmeekorps lagerte hinter einer östlichen Anhöhe, welche die Leute völlig vor dem Feuer der Belagerten schützte. Das italienische Veteranenkorps, die Blüthe der Armee, war unter dem Befehle eines tapfern Offiziers, Namens Pedro Padilla, in den Gärten aufgestellt. Auf diese Weise war die Einschließung Galera's complett.

Der erste Angriff war auf den Thurm in den Gärten gerichtet, denn von dort aus unterhielt die maurische Garnison auf die Spanier, wenn sie mit der Construction der Batterie beschäftigt waren oder in dieser Gegend einen Laufgraben aufwarfen, ein belästigendes Feuer. Kaum waren die Kanonen aufgepflanzt, so eröffneten sie ihr Feuer, und zwar mit so großem Effect, daß sie schnell in dem schwachen Mauerwerk der Festung eine Oeffnung machten. Padilla, dem der Sturm übertragen wurde, führte tapfer seine Leute nach der Bresche vor, wo er von den Vertheidigern mit einem Muthe, der dem seinigen gleichkam,

einem wegen seiner militärischen Kenntnisse allbekannten Manne. Er sagt, daß er sich unbedingt nach Hevia's Tagebuche, welches er wegen seiner gewissenhaften Wahrhaftigkeit lobt, gerichtet habe. Dem Urtheile einiger Kritiker zu Folge wäre der murcianische Offizier, wofern er dieses Lob verdient, höher, als Hita selber, anzuschlagen.

empfangen wurde. Ein heftiger Kampf entbrannte. Derselbe war nicht von langer Dauer, denn die vordersten Angreifer wurden bald von andern verstärkt, bis sie durch ihre Zahl die kleine Garnison überwältigten; wer von dieser dem Schwerte entging, flüchtete sich in die an die Kirche stoßenden Vertheidigungswerke der Stadt.

Aufgeblasen über den bei der Hinwegnahme des Thurmes, in den er ein starkes Korps Büchsenschützen legte, leicht errungenen Sieg, beschloß Don Juan jetzt einen regelmäßigen Sturm auf die Stadt, und zwar ebenfalls wieder von den Gärten aus, weil diese den besten Angriffspunkt darboten, zu unternehmen. Die Ausführung der Sache übertrug er, wie vorher, dem Juan de Padilla und seinem italienischen Regimente. Die Kanonen wurden dann gegen den Wall und die anliegenden Gebäude gerichtet. Don Juan trieb die Belagerung kräftig vorwärts. Er feuerte die Soldaten durch sein eigenes Beispiel an, indem er auf seinen Schultern Reisigbündel für die Errichtung von Laufgräben trug und, mit einem Worte, die Arbeiten eines gemeinen Soldaten verrichtete.*)

Mit dem vier und zwanzigsten Januar waren in die alte Mauer benutzbare Breschen geschossen worden. Als das verabredete Signal gegeben wurde, rückte Padilla mit seinen Veteranen rasch zum Angriff vorwärts. Sie fanden wenig Widerstand am Graben und der Mauer, die, schon nicht fürchterlich wegen ihrer Höhe, den Angreifern mehrfache Oeffnungen darbot. Auf eben so geringen Widerstand stießen sie bei der Garnison. Als sie aber noch nicht gar weit in die Stadt vorgedrungen waren, nahmen die Dinge auf einmal eine andere Gestalt an. Ihrem Vorrücken wurde Einhalt gethan von einer der schon erwähnten, quer über die Straße gehenden Barrikaden, hinter welcher hervor ein Korps Musketiere gutgezielte Salven in die Reihen der Christen schickte. Zu gleicher Zeit kamen aus den Schießscharten der Häusermauern unaufhörliche Schauer von Flintenkugeln, Pfeilen, Steinen und andern Geschossen, welche die bloßgestellten Glieder der

*) „Para que los soldados se animasen al trabajo, iba delante de todos á pie, y traía su haz acuestas como cada uno, hasta ponerlo en la trinchea.“ — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 237.

Spanier hinwegrissen und bald die Straßen mit den Körpern der Getödteten und Verwundeten bedeckten. Es war vergebens, daß die Stürmenden sich der Häuser bemächtigten und die eine Verschanzung nach der andern wegnahmen. Jedes Haus war eine Festung für sich, und jede folgende Barrikade gab, weil die Bodenerhebung immer steiler wurde, ihren Vertheidigern größern Vortheil, indem sie dieselben höher über den Feind erhob. Auf diese Weise belagert von der Fronte, der Flanke und dem Rücken, wurden die Soldaten durch den von ihrem unsichtbaren Feinde über sie geschickten erbarmungslosen Sturme vollständig geblendet und verblüfft. Indem sie in ihrer Verwirrung sich zusammendrängten, boten sie ihrem Feinde eine leichte Zielscheibe; derselbe schoß auf sie aufs Gerathewohl, weil er wußte, daß ein jedes Geschoß seine Todesbotschaft ausrichten mußte. Die Belagerten schienen absichtlich ihre Feinde in die Falle gelockt zu haben, indem sie sie ohne Widerstand in die Stadt hereinkommen ließen, bis sie, auf allen Seiten eingeschlossen, geschlachtet wurden, wie das Vieh im Schlachthause.

Als das Gefecht eine Stunde gedauert hatte, und Padilla sah, daß die Besten und Tapfersten um ihn fielen und er durch eine Wunde selber beinahe kampfunfähig geworden war, ertheilte er den Befehl zum Rückzuge, und diesem Befehle ward mit solcher Hurtigkeit Folge geleistet, daß die Spanier von ihren verwundeten Kameraden eine große Menge in den Straßen liegen ließen und die Bitten derselben, daß man sie nicht der Gnade ihrer Feinde preisgeben solle, nicht beachteten. An Offizieren und Männern von Rang kam bei dem Sturme eine größere Menge, als gewöhnlich, um, denn ihre reichen Waffen machten sie im Schwarme der Angreifenden zu einer in die Augen fallenden Zielscheibe. Unter andern fiel ein vornehmer Krieger, Namens Juan de Pacheco. Er war Ritter des Ordens von St. Jakob. Er war bei der Armee nur ein paar Minuten vor dem Angriffe eingetroffen, indem er so eben über's Meer aus Afrika kam. Er ersuchte auf der Stelle den Padilla, der sein Vetter war, um die Erlaubniß, den Ruhm dieses Tages theilen zu dürfen. In der Hitze des Kampfes hatte ihn sein tapferer Verwandter aus dem Gesicht verloren. Seine Insignien, die verkündeten, daß er ein Kämpfer des Kreuzes war, machten ihn für die Moslems

zu einem besonderen Gegenstande des Abscheu's, und bald war er unter einer Menge Wunden erlegen. *)

Das Unglück des Tages, so ärgerlich es auch war, gab doch dem jungen General-en-Chef keine üble Lehre. Denn er sah jetzt die Nothwendigkeit ein, daß er, ehe er den gleichen Versuch auf den Platz wagte, sich erst sorgfältiger vorbereiten müßte. Er erkannte den Werth des Rathes seines Bruders, daß er die Artillerie nicht sparen und häufig Minen anwenden müßte, ehe er dem Feinde nahe auf den Leib rückte. **) Er beschloß, in dem senkrechten Vorsprunge des Felsens eine Mine in östlicher Richtung, die unter das Schloß und die benachbarten Häuser auf dem Berggipfel laufen sollte, anzulegen. Hierzu verwandte er den Francesco de Molina, den tapfern Vertheidiger von Orgiba, welchem bei dieser Arbeit ein geschickter venetianischer Offizier beistand. Der aus leichtem, sprödem Sandstein bestehende Felsen leistete sogar geringeren Widerstand, als man erwartet hatte. Binnen Kurzem war der Gang fertig; man legte in ihn fünf und vierzig Fässer Pulver hinein. Unterdessen fuhren die Batterien mit großer Lebhaftigkeit auf die verschiedenen Stadtviertel und das Schloß zu spielen fort. Bald war in dem letztern eine Bresche geöffnet und viele Häuser auf dem Gipfel des Felsens über den Haufen geworfen. Am sieben und zwanzigsten Januar war Alles für den Sturm fertig.

Don Juan hegte die Absicht, den Platz von entgegengesetzten Seiten anzugreifen. Padilla, dessen Wunde noch offen war, sollte, wie früher, die Stadt von den Gärten aus angreifen. Der Hauptzweck dieses Manövers bestand darin, daß zu Gunsten des Hauptangriffs, der auf der andern Seite des Felsens zu machen war, eine Diversion geschaffen werden sollte. Man hoffte, daß auf dieser Seite das Springen der Mine einen gangbaren Weg nach dem Schlosse bahnen würde. Das Kommando auf dieser Seite erhielt ein tapferer Offizier, Namens

*) Ebend., S. 236—238. — Hevia in Hita, Guerras de Granada, Bd. II, S. 386 und 387. — Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 113. — Ferreras, Histoire d'Espagne, Bd X, S. 140.

**) „Convendrá por no aventurar mas gente buena, que se haga todo lo que sea posible con las minas y artilleria, ántes de venir á las manos." — Carta del Rey á Don Juan de Austria, 6 de Febrero, 1570. Manuskr.

Antonio Moreno. Don Juan nahm an der Spitze von viertausend Mann eine Position ein, die ihn in den Stand setzte, den Operationsschauplatz zu überblicken.

Den sieben und zwanzigsten um sieben Uhr morgens gab das Abfeuern einer Kanone das Signal, worauf Padilla mit seinen Veteranen zum Angriff vorrückte. Er bewirkte seinen Eintritt in die Stadt jetzt sogar mit noch geringerem Widerstande, als früher, denn die Kanonade von den Gärten hatte die von den Moslems bei der Mauer besetzten Häuser meistens niedergeschossen. Aber, sowie die Angreifer weiter vordrangen, waren sie bald wieder, wie vorher, in den langen und engen Gassen verstrickt. Der hinter den quer über die Straßen aufgeworfenen Redouten verschanzte Feind schickte seine mörderischen Salven unaufhörlich in die gedrängten Reihen der Spanier, die, wie im frühern Falle, mit tödtlichen Geschossen jeder Art von Seiten der Innehaber der Häuser überwältigt wurden. Aber, die Erfahrung hatte sie hierauf vorbereitet; daher hatten sie sich mit tragbaren Schutzdächern versehen, um dahinter vor dem Sturme Zuflucht zu suchen. Wenn jedoch die Beunruhigung unerträglich wurde, stürmten sie wohl auch manchmal die Wohnungen, und es gab einen blutigen Kampf, der damit endete, daß die Insassen der Häuser über die Klinge springen mußten. Ebenso wurde jede Barrikade, sowie die Spanier vorrückten, die Schaubühne eines verzweifelten Kampfes, bei welchem die Muskete bei Seite geworfen wurde, da Mann gegen Mann mit Schwert und Dolch focht. Jetzt erhob sich das wilde Kriegsgeschrei der Kämpfenden, indem die eine Partei den St. Jago, die andere aber den Mahomed anrief und also bewies, daß es immer noch derselbe Krieg zwischen Kreuz und Halbmond war, der über achthundert Jahre auf der Halbinsel gedauert hatte. *)

Das Geschrei der Kämpfer, das Geklirr der Waffen, das Knallen des Flintenfeuers aus den anliegenden Häusern, der Klang der fallen-

*) „Unos llaman á Mahoma
otros dicen Santiago,
otros gritan cierra España,
muera el bando renegado."
Romanze in Hita, Guerras de Granada, Bd. II.

den Geschosse erfüllte die Luft mit einem übernatürlichen*) Gedröhn, welches in den engen Straßen wiederhallte und sich in zahllosen Echo's verlängerte, so daß sich die einstens so friedliche Stadt in ein Pandämonium verwandelte. Doch waren die Spanier, obgleich sie sich langsam durch jedes Hinderniß Bahn brachen, noch weit von dem Tafellande des Gipfels entfernt, wo sie mit ihren Landsleuten von dem andern Stadttheile zusammenzutreffen hofften. In dieser Krisis erklang ein Donner, der jeden andern Lärm dieses wilden Getümmels übertönte und auf einige Augenblicke den Kampf unterbrach.

Das war das Springen der Mine, welche Don Juan jetzt, als er Padilla bei seinem Sturme gut vorgerückt sah, hatte abfeuern lassen. Die schreckliche Explosion geschah in einem Augenblicke; sie machte Galera bis in sein Innerstes erbeben, riß den über dem Minengange befindlichen Theil des Felsens in Trümmer, stürzte die Häuser auf dem Felsengipfel um und begrub über sechshundert Moriscos unter den Ruinen. Als sich der Rauch und der Staub der fallenden Häuser verzog und die Spanier von unten die elenden Ueberlebenden so gut fortkriechen sahen, als es ihnen ihre verstümmelten Gliedmaßen gestatteten: erhoben sie ein wildes Triumphgeschrei. Indessen hatte die Mine nicht die Hälfte des Schadens angerichtet, den man erwartet hatte; denn wegen einer Verrechnung in der Richtung derselben war sie etwas rechts von dem Schlosse gegangen, so daß dieses, sowie das Ravelin unbeschädigt geblieben waren. In dem erstern jedoch hatte die Artillerie eine schmale Bresche geöffnet und durch die zersplitterten Seiten des Felsens selber hatte sich, was noch wichtiger war, ein Weg gebildet, der zwar mit dem gefallenen Schutte bestreut war, aber doch für den stürmenden Theil einen benutzbaren Gang in die Stadt abgeben konnte.

Als die Soldaten den Riß sahen, forderten sie laut, daß man sie zum Angriffe führen sollte. Außer der Begier, an den Rebellen, die ihnen so lange Trotz geboten hatten, Rache zu nehmen, trieb sie die Plünderungssucht an; denn Galera war wegen seiner großen Festigkeit

*) Im Originale steht: unearthly, unirdisch, wie dieses Wort die großen in England und Amerika geschriebenen Wörterbücher erklären. — A. d. Ü.

zu einem Aufbewahrungsplatz für die Juwelen, reichen Stoffe und andern werthvollen Artikel der Leute in der Umgegend gewählt worden. Ehe die Offiziere den Angriff machten, wollten sie gern erst die Bresche untersuchen und den Schutt hinwegräumen lassen, damit die Truppen leichter hinaufsteigen konnten. Allein, das dauerte den wilden, schlecht disciplinirten Truppen viel zu lange. Ohne auf die Befehle oder Vorstellungen ihrer Führer zu achten, verließen sie einer nach dem andern ihre Reihen und stürzten — indem sie das alte nationale Kriegsgeschrei „San Jago," „Cierra España," („St. Jakob" und „Schließ dich zusammen, Spanien") riefen, toll vorwärts, sprangen mit Leichtigkeit über die in ihrem Pfade liegenden Ruinen und stellten sich auf dem Gipfel auf. Die auf diese Weise im Stiche gelassenen Offiziere folgten schnell nach und beschlossen, den Enthusiasmus der Soldaten sich zu Nutze zu machen.

Glücklicherweise hatten sich die durch die Explosion erschreckten Moriscos in die Stadt geflüchtet und also eine Stellung, welche den Spaniern große Schwierigkeiten hätte bereiten können, unvertheidigt gelassen. Doch kaum war der Ruf erschollen, daß der Feind die Anhöhe erklommen hatte, erholten sie sich von ihrem Schrecken und eilten zurück, um ihre Vertheidigungswerke zu bemannen. Als daher die Angreifenden in Reihe und Glied aufgestellt waren und eine Angriffscolonne formirt hatten, empfing sie das gut gezielte Feuer der Feldschlangen und die Flintensalven vom Ravelin, so daß sie auf eine kurze Zeit am Vorrücken aufgehalten wurden. Aber später sammelten sie sich wieder, drangen tapfer durch den Feuerhagel hindurch und befanden sich bald gegenüber der Bresche, die von ihrer Artillerie im Schlosse gemacht worden war. Die Oeffnung, kaum so weit, daß zwei Mann neben einander durchgehen konnten, wurde von Männern, die so stark und unerschrocken, wie die Angreifer, waren, vertheidigt. Es entspann sich ein verzweifelter Kampf, in welchem die Belagerten tapfer den Boden behaupteten, wenngleich es einem castilischen Fähndrich gelang, sich einen Weg in den Platz zu erzwingen und sogar seine Standarte auf die Mauern*) zu pflanzen. Die Standarte wurde aber hurtig von

*) Im Englischen steht battlements. Das Wort battlement, welches nach den Einen von battle hergeleitet und nach den Andern nur eine andere Form für bâtiment

dem Feinde abgerissen, während der von Wunden durchbohrte Kavalier Hals über Kopf auf den felsigen Boden hinabgestürzt ward, noch sterbend die Standarte fest in der Faust haltend.

Mittlerweile unterhielten die Vertheidiger des Ravelin ein mörderisches (plunging) *) Musketenfeuer auf die Angreifer, während zugleich auf die Häupter der letztern Steine, Pfeile, Wurfspieße so dicht wie Regentropfen fielen, auf die Harnische der Kavaliere rasselten und den schlecht verwahrten Körpern der Soldaten manche Wunde zufügten. Die Moriscoweiber nahmen tapfer an dem Gefechte Antheil; sie zeigten dieselbe Gleichgültigkeit gegen Gefahr, wie ihre Männer und Brüder, und wälzten schwerwichtige Massen herab auf die Reihen der Belagerer. Diese Weiber hatten eine gewisse militärische Organisation, denn sie waren in Kompagnieen eingetheilt. Manchmal nahmen sie sogar an dem Kampfe, wo Mann gegen Mann focht, Antheil und schwangen ihre Schwerter und entfalteten einen des stärkeren Geschlechts würdigen Heldenmuth. Eine dieser Amazonen, deren Name in der Belagerung berühmt wurde, sah man ihren Gegner tödten und seine Rüstung als Siegesbeute fortragen. Ehe sie ihre tödtliche Wunde erhielt, sollen mehrere Spanier durch ihre Hand gefallen sein. **)

Während also die Belagerten, die innerhalb ihrer Vertheidigungswerke sicher waren, verhältnißmäßig wenig litten, wurde die Angriffscolonne in Unordnung gebracht. Viele Führer derselben wurden ge-

---

ist, bedeutet eigentlich die Zinne. Johnson erklärt es: A wall raised round the top of a building, with embrasures, or insterstices, to look through, to annoy an enemy. S. Johnson's großes Wörterbuch, Todd's Ausgabe, London, 1827. — A. d. Ü.

*) Dieß Wort konnte nicht wörtlich gegeben werden. Johnson sagt: „Auf welche Handlung dieses Wort immerhin bezogen werden mag, drückt es gewöhnlich entweder Gewaltsamkeit und Plötzlichkeit im Subject, oder Noth im Object aus." S. Johnson, English Dictionary, Todd. London, 1827.

**) Nach Hevia nicht weniger, als achtzehn. Diese Zahl muthet jedoch der Leichtgläubigkeit der Leser etwas zu viel zu, wenn uns auch Hita für die Genauigkeit des Verfassers Bürgschaft leistet. — „Esta brava mora se llamaba la Zarzamodonia era corpulenta, recia de miembros, y alcanzaba grandísima fuerza; se averiguó que en este dia mató ella sola por su mano á diez y ocho soldados, no de los peores del campo." — Hita, Guerras de Granada, Bd. II, S. 393.

tödtet oder verwundet. Ihre Reihen wurden durch das unaufhörliche Feuer aus dem Ravelin und Schlosse verdünnt, und wenngleich sie ihren tapfern Muth bewahrte, nahm ihre Stärke doch schnell ab. Don Juan, der von seiner erhabenen Position aus das Feld überwacht hatte, sah, wie nothwendig es sei, seinen Truppen sechs Kompagnien von der Reserve, denen bald noch zwei andere Kompagnien folgten, zur Unterstützung zu schicken. Durch diese Unterstützung wurde es ihnen möglich, Stand zu halten.

Unterdessen war das italienische Regiment unter Padilla weit in die Stadt vorgedrungen. Aber sie hatten sich den Weg Zoll für Zoll erkämpfen müssen, und er war ihnen theuer zu stehen gekommen. Es gab, hieß es, keinen Offizier, der nicht verwundet gewesen wäre. Vier Kapitäne waren gefallen. Padilla, der noch nicht von seiner frühern Wunde genesen war, hatte jetzt eine neue, noch schlimmere, erhalten. Obschon seine Leute einen kecken Muth bewiesen, waren sie doch so hart mitgenommen worden, daß es klar war, daß sie sich nie durch die in ihrem Wege liegenden Hindernisse hindurch fechten und sich mit ihren Kameraden auf der Anhöhe vereinigen konnten. Während sich Padilla wenig an seine eigenen Wunden kehrte, sah er mit Kummerniß das Blut seiner tapfern Leute doch auf diese Weise vergebens fließen. Daher gab er, wenn auch ungern, Befehl zum Rückzuge. Dieses Kommando war das Signal zu einem frischen Hagel von Geschossen von Seiten des Feindes. Aber, die Veteranen von Neapel, die, sowie ein Kamerad fiel, ihre Reihen wieder schlossen, vollzogen ihren Rückzug auf die nämliche kaltblütige, geordnete Weise, wie sie vorgerückt waren, und, wenngleich erbärmlich zugerichtet, gelangten sie wieder zu ihrer Position in den Laufgräben.

Da nun die siegreichen Moslems von dem Kampfe in dieser Gegend frei geworden waren, eilten sie ihren Landsleuten im Schlosse zu Hülfe, wo sie dazu dienten, die von den Angreifern empfangene Verstärkung aufzuwiegen. Sie fielen auf der Stelle den Christen in den Rücken, während die Reihen der letztern in der Fronte von den freilich tölpelhaft bedienten Kanonen der feindlichen Batterie beunruhigt und ihre Flanken durch den aus dem Ravelin herausfahrenden Musketenschauer arg beschädigt wurden. Auf diese Weise auf allen Seiten

umringt, waren sie in der That in einer gefährlichen Lage. Mehrere Kapitäne waren getödtet. Alle Offiziere waren entweder todt oder verwundet, und der enge Raum, um dessen Besitz sie kämpften, war mit den Körpern der Todten angehäuft. Doch war ihnen der Muth noch nicht gesunken, und der Strom der Schlacht tobte nach einer dreistündigen Dauer noch immer in ohnmächtiger Wuth um die Festung. Noch immer bemühten sie sich mit der Energie der Verzweiflung, die Mauern des Ravelin's zu ersteigen und sich durch die enge Bresche im Schlosse den Weg zu erzwingen. Allein, es gelang den Belagerten, die Oeffnung mit schweren Stein- und Bauholzmassen, welche der abnehmenden Kraft der Angreifer trotzten, zu verschließen.

Nachdem eine neue Stunde verflossen war, sah Don Juan, der den Strom des Gefechtes von seinem Standpunkte aus beobachtete, ein, daß den Kampf verlängern bloß einen größern Ruin über seine Leute bringen hieße. Demnach gab er Befehl zum Rückzuge. Aber die Soldaten, die so stürmisch, trotz des Verbots ihrer Offiziere, zum Angriff gestürzt waren, zeigten jetzt den früheren Insubordinationsgeist, als sie vom Angriffe abstehen sollten. Sie glichen dem Bullenbeißer, der, weil er durch die im Kampfe erhaltenen Wunden rasend geworden ist, trotz des Scheltens seines Herrn seinen Gegner nicht loslassen will. Indem Don Juan sah, daß seine Befehle also unbeachtet blieben, beschloß er, sich in Begleitung seines Stabes persönlich nach dem Kampfplatze zu begeben und durch seine Anwesenheit den Gehorsam zu erzwingen. Als er aber an Ort und Stelle kam, traf seinen Küraß eine Musketenkugel, die, obschon sie von dem wohlgehärteten Metall absprang, doch mit genug Kraft geflogen kam, um ihn zu Boden zu strecken. Der aufmerksame, nicht weit entfernte Quirada sprang ihm zu Hülfe; allein, es erwies sich, daß er keine Verletzung erhalten habe. Indeß zog ihm sein Betragen von seinem Vormunde eine freundliche Zurechtweisung zu, indem ihn derselbe an die Rathschläge des Königs erinnerte und ihn bat, sich zu entfernen und nicht das Leben des Generals-en-Chef, das so kostbar sei, den Wechselfällen eines gemeinen Soldaten auszusetzen.

Die Erzählung dieses Vorfalls verbreitete sich mit der gewöhnlichen Uebertreibung bald unter den Truppen, die nach der Entfernung

des Prinzen seinem Befehle langsam und düster Folge leisteten. Also blieb zum zweiten Male das Schlachtfeld im Besitz der Moslems, und noch immer wehte das Banner des Halbmondes triumphirend von den Zinnen Galera's herab.*)

Die Spanier hatten einen schweren Verlust erlitten. Nach ihren eignen Berichten, die gewiß nicht für übertrieben werden angesehen werden, belief sich derselbe auf nicht weniger, als vierhundert Todte und fünfhundert Verwundete. Der hinter seinen Vertheidigungswerken geschützte Feind muß eine verhältnißmäßig leichte Einbuße gehabt haben. Der Verlust traf die spanischen Ritter sehr hart, denn ihre reich aussehende Kleidung lenkte natürlich die Aufmerksamkeit der wohleingeübten Morisco-Schützen auf sich. Auf der Todtenliste stehen die Namen manches edlen Hauses von Andalusien wie von Castilien.

Dieses zweite Unglück seiner Waffen ärgerte den Don Juan im Innersten seiner Seele. Die Augen seiner Landsleute waren auf ihn gerichtet, und er wußte recht gut, welchen sanguinischen Hoffnungen hinsichtlich seines Feldzuges sie sich hingegeben hatten, und daß sie ihn für das Glück desselben verantwortlich halten würden. Sein Herz war voll Trauer über den Verlust seiner tapfern Waffengefährten. Doch ließ er keine unmännlichen Klagen laut werden, aber er zeigte seine Gefühle auf eine andere Weise, die seinem Herzen wenig zur Ehre gereichte. Indem er sich zu seinen Offizieren wandte, rief er aus: „Die Ungläubigen sollen für das Christenblut, welches sie heute vergossen haben, theuer büßen. Der nächste Sturm wird uns Galera in die Hände liefern; dann soll jede lebendige Seele innerhalb seiner Mauern — Männer, Frauen und Kinder — über die Klinge springen. Nicht ein einziges Wesen soll geschont bleiben. Die Häuser sollen der Erde gleich gemacht, und der Grund, worauf sie standen, mit Salz bestreut werden.“**) Diese unmenschliche Sprache nahm man allgemein

*) Siehe die Beschreibung dieses zweiten Sturmes in: Mendoza, Guerra de Granada, S. 264 und 265; — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 240 —243; — Vanderhammen, Don Juan de Austria Fol. 113 und 114; — Hevia bei Hita, Guerras de Granada, Bd. II, S. 389 ff.; — Cabrera, Filipe Segundo, S. 629 und 630.

**) „Yo hundiré á Galera, y la asolaré, y sembraré toda de sal; y por el riguroso filo de la espada pasarán chicos y grandes, quantos están dentro, por

mit Beifallsbezeugungen auf. Wie die Folge zeigt, blieb ſie keine leere Drohung.

Das Reſultat ſeiner Operationen zeigte dem Don Juan die Klugheit des Rathſchlags ſeines Bruders, der ihm anempfahl, ſeine Batterien und Minen nützlich zu verwenden, ehe er dem Feinde auf den Leib rückte. In einem etwas nach dieſer Niederlage geſchriebenen Briefe berührte Philipp den niedrigen Stand der Disciplin im Lager und ermahnte ſeinen Bruder, der Moralität der Soldaten eine größere Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Beſonders ſollte er Profanation und andere Verſtöße gegen die Religion verhüten, damit er ſich dadurch der Gnade des Allmächtigen verſichere.*) Don Juan hatte dem Philipp angedeutet, daß es in manchen Fällen zur Ermuthigung ſeiner Leute nothwendig ſein möchte, ſie perſönlich zum Angriffe zu führen. Aber der König tadelte dieſen Muth eines fahrenden Ritters als des Oberbefehlshabers nicht würdig und ſchärfte ſeinem Bruder ein, daß ſein Platz in der Arrièregarde ſei, daß er dort von Nutzen ſein könne, wenn er den Eifer der Saumſeligen belebte, und daß ferner diejenigen, welche hurtig ins Gefecht gingen, nicht nöthig hätten, durch ſeine Anweſenheit ermuthigt zu werden.**)

Don Juan traf unverzüglich Vorbereitungen für einen dritten und letzten Sturm. Er ließ im Felſen zwei neue Minen zu beiden Seiten der frühern und von ihr ohngefähr dreißig Schritte weit entfernt, anlegen. Während das vor ſich ging, befahl er, daß die ganze Artillerie ohne Unterbrechung auf die Stadt und das Schloß ſpielen ſollte. Zur näm-

---

castigo de su pertinacia, y en venganza de la sangre que han derramado.“ — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 244.

*) „No puedo yo dejar de encargaros que le tengais muy grande de que él no sea deservido en ese campo, ni haya las maldades y desórdenes que decís, que siendo tales no pueden hacer cosa buena, y así lo procurad, y que no haya juramentos niotras ofensas de Dios, que con esto él nos ayudará y todo se hará bien.“ — Carta del Rey á D. Juan de Austria, 6 de Febrero, 1570, Manuſkript.

**) „Y con esa gente, segun lo que decís, mas importará estar destras dellos deteniéndolos y castigándolos que no delante, pues para los que lo están y hacen lo que deben no es menester.“ — Ebend.

lichen Zeit wurde sein Geschütz-Train durch die Ankunft von vierzehn neuen Stücken schweren Kalibers von Cartagena verstärkt.

Die Belagerten betrieben mit nicht geringerem Eifer die Vorbereitungen für die Vertheidigung. Die Frauen und Kinder arbeiteten angestrengt zusammen mit den Männern an der Ausbesserung der in den Werken gemachten Beschädigungen. Die Breschen wurden mit schweren Steinen und Baustämmen geschlossen. Die alten Barrikaden wurden verstärkt und neue über die Straße aufgeworfen. Die Magazine wurden mit neuen Stein- und Pfeilvorräthen angefüllt. Die lange Uebung hatte das erstere Geschoß in den Händen der Moriscos zu einer fürchterlicheren Waffe, als sie es gewöhnlich ist, gemacht. Sie besaßen Wasser im Ueberfluß und waren, wie wir gesehen haben, auf eine längere Belagerung verproviantirt, als diese allem Anscheine nach zu dauern versprach. Aber, in einem Punkte, und zwar einem Punkte von der höchsten Bedeutung, litten sie in hohem Grade Abbruch. Sie hatten beinahe ihr ganzes Pulver verbraucht. Sie suchten von Aben-Aboo Munitionsvorräthe, sowie eine Verstärkung an Mannschaft zu erhalten. Allein, der Morisco-Fürst hatte gerade vollauf damit zu thun, daß er im Westen gegen den Herzog von Sesa Stand hielt. Sein General El Habaqui, welcher die östliche Armee befehligte, ermuthigte die Leute von Galera, daß sie standhaft bleiben möchten, und gab die Versicherung, daß er binnen Kurzem ihnen zu Hülfe kommen werde. Aber für die Belagerten war die Zeit kostbar. *)

Die türkischen Hülfstruppen unter der Garnison zweifelten sehr daran, daß man sich behaupten könne mit keiner bessern Munition, als Steinen und Pfeilen gegen die gut bediente Artillerie der Spanier.

*) Es ist sonderbar, daß uns kein Geschichtschreiber den Namen des in Galera kommandirenden maurischen Befehlshabers mittheilt. Eine damalige Romanze nennt ihn Abenhozmin.

„Marinero que la rige
Sarracino es natural,
criado acá en nuestra España
por su mal y nuestro mal:
Abenhozmin ha por nombre,
y es hombre de gran candal."

Hita, Guerras de Granada, Bd. II, S. 470.

Daher schlugen ihre Führer in einem Kriegsrathe vor, daß die Truppen ausfallen und sich mit dem Schwerte den Weg durch die Linien der Belagerer bahnen sollten, während die Frauen und Kinder durch den nach dem Flusse führenden unterirdischen Gang, dessen Existenz den Christen unbekannt gewesen sein soll, hinauskommen könnten. Die türkischen Soldaten, welche bloß Abenteurer waren, besaßen keine Lokalanhänglichkeit und kein patriotisches Gefühl, das sie an den Grund und Boden gefesselt hätte. Als aber ihr Vorschlag den Einwohnern vorgelegt wurde, behandelten ihn alle, die Weiber sowohl, wie die Männer, mit Verachtung und bewiesen ihre Entschlossenheit, daß sie die Stadt bis auf den letzten Mann vertheidigen und eher unter ihren Ruinen umkommen, als sich ergeben wollten.

Weil die Belagerten noch die Hoffnung auf Hülfe aufrecht erhielt, thaten sie alles Mögliche, um den Tag des Sturmes fern zu halten. Freilich versuchten sie nicht, Gegenminen anzulegen, denn, hätten sie auch hierzu die nöthige Kenntniß besessen, hatten sie doch weder Werkzeuge, noch Pulver. Aber sie hatten Ausfälle gegen die Minirenden gemacht, und wenn sie auch stets mit Verlust zurückgeschlagen wurden, bestrebten sie sich doch, das Lager der Belagernden in fortwährendem Alarmzustande zu halten.

Am sechsten Februar meldeten die Ingenieurs, welche mit den Minen beauftragt waren, daß die Arbeit fertig sei. Für den nächsten Morgen wurde der Sturm angesagt. Der Tagesbefehl schrieb vor, daß um sechs Uhr Morgens eine allgemeine Kanonade auf die Stadt eröffnet werden sollte. Sie sollte eine Stunde anhalten, dann sollten die Minen springen. Hernach sollte die Artillerie nochmals eine Stunde spielen, worauf das Signal für den Angriff gegeben werden sollte. Das Signal bestand darin, daß eine jede Batterie eine Kanone abfeuerte und darauf alle zu gleicher Zeit feuerten. Der Tagesbefehl gebot den Truppen, daß sie den Männern, Weibern und Kindern keinen Pardon geben sollten.

Den siebenten Februar, den letzten Tag des Carnevals, standen die Belagerer beim frühesten Tagesschimmer unter Waffen. Ihr junger Befehlshaber lenkte durch die Pracht seiner Gestalt und seiner Ausrüstung jedes Auge auf sich. Er war vom Scheitel bis zur Zehe ge-

waffnet und trug eine Rüstung aus polirtem Stahl, die reich mit Gold ausgelegt war. Seinen von glänzenden Federn beschatteten Helm zierte ein Medaillon mit dem Bildnisse der Jungfrau.*) Er hielt in der Hand den Befehlshaberstab, und als er die Reihen durchritt, um einige Worte der Ermuthigung zu den Soldaten zu sprechen, erinnerten sein vollkommenes Reiten, seine fürstliche Haltung und die Höflichkeit seiner Sitten die Veteranen an die glücklicheren Tage seines Vaters, des Kaisers. Die Kavaliere, welche ihn umgaben, wetteiferten mit ihrem Chef durch die Pracht ihrer Rüstungen, und der murcianische Geschichtschreiber, welcher an jenem Tage anwesend war, verweilt mit Wohlgefallen bei dem schönen Aufzuge der zum letzten Sturme gegen Galera versammelten südlichen Ritterschaft.**)

Von sechs bis sieben Uhr wurde von dem ganzen Batterienkreise aus auf die zum Opfer auserkorne Stadt eine wüthende Kanonade unterhalten. Dann kam der Befehl, die Minen abzufeuern. Da verstummte auf einmal der betäubende Donner des schweren Geschützes zu todesähnlicher Stille, während jeder Soldat in den Laufgräben mit nervöser Spannung auf die Explosion wartete. Endlich erfolgte sie. Sie stürzte Häuser um, schüttelte ein Stück vom Schlosse nieder, riß die Bresche in dem senkrechten Vorsprunge des Felsens weiter und schleuderte die Trümmer mit der Gewalt eines Vulkans umher. Indeß ging bloß eine Mine los. Die andere, welche bald darauf nachfolgte, richtete zwar nicht so viel Schaden an, setzte aber die Garnison, die das abermalige Losgehen einer dritten befürchtete, in so große Betroffenheit, daß die Soldaten ihre Werke im Stiche ließen und in der Stadt Zuflucht suchten.

Als sich der Rauch und Staub verzogen hatte, wurde ein Offizier mit einigen Soldaten ausgeschickt, um die Bresche zu recognosciren. Diese kehrten bald mit der Nachricht zurück, daß die Garnison geflohen

*) „Relumbrante y fortísimo morrion adornado de un penacho bello y elegante, sentado sobre una rica medalla de la imagen de nuestra Señora de la Concepcion.“ — Hevia, bei Hita, Guerras de Granada, Bd. II, S. 429.

**) „Igualmente se arreó lo mejor que pudo toda la caballería, y era cosa digna de ver la elegancia y hermosura de un ejército tan lucido y gallardo.“ — Ebend., a. a. O.

ſei und die Werke völlig unvertheidigt gelaſſen habe. Als die Truppen das vernahmen, riefen ſie mit wüthendem Geſchrei, daß ſie auf der Stelle zum Sturme geführt werden wollten. Es war vergebens, daß die Offiziere dagegen ſprachen und ihren Einwendungen in manchen Fällen durch Hiebe mit der flachen Säbelklinge Nachdruck gaben. Das Blut der Soldaten kochte, und wie ein ungezügelter Pöbelhaufe ſprangen ſie aus ihren Laufgräben in wilder Unordnung, wie früher, heraus, riſſen ihre Offiziere mit ſich fort, erklommen ſchnell den gefährlichen Berg und beſetzten die Höhen ohne Widerſtand von Seiten des Feindes. Nachdem ſie über die den Boden bedeckenden Trümmer hinweggeſtürmt waren, machten ſie ſich ſchleunig zu Herren der im Stiche gelaſſenen Feſtung und ihrer Außenwerke, indem ſie die Luft mit Siegesgeſchrei erfüllten.

Als die Geflüchteten den Feind die von ihnen verlaſſene Poſition beſetzen ſahen, erkannten ſie ihren Irrthum. Es waren keine Minen mehr zu befürchten. In der Abſicht, ihren Irrthum wieder gut zu machen, ſtürmten ſie wie Ein Mann zurück (they rushed back, as by a common impulse), um den Spaniern den Beſitz des Bodens ſtreitig zu machen. Es war zu ſpät. Die Kanonen ihrer eignen Batterie waren gegen ſie gerichtet. Die hinter dem Ravelin ſtehenden Büchſenſchützen regneten auf ihre Häupter Geſchoſſe hernieder, die fürchterlicher, als Steine und Pfeile, waren. Doch die Moriscos, obſchon ſie beinahe ihr ganzes Pulver verbraucht hatten, konnten noch mit Schwert und Dolch Krieg machen, weßhalb ſie kühn herankamen und ſich mit ihrem Feinde in ein Handgemenge einließen. Das war ein tödtlicher Streit, der, wie jeder nahe, perſönliche Kampf, die grimmigſten Leidenſchaften der Kämpfer wach rief. Kein Pardon ward gegeben, keiner verlangt. Den Spanier beſeelte das Siegesvertrauen, den Morisco die Energie der Verzweiflung. Beide fochten wie Männer, die wußten, daß von dem Ausgange dieſes Kampfes das Geſchick Galera's abhing. Wiederum überſchallten die Kriegsrufe der beiden Religionen das Getöſe der Schlacht, indem der eine Theil ſeinen militäriſchen Apoſtel, der andere den Mahomed anrief. Das war das nämliche Kriegsgeſchrei, welches mehr, als acht Jahrhunderte hindurch, im unglücklichen Spanien durch Berg und Thal erſchallt war. Dießmal

waren es seine Schlußnoten, da es bald schon mit dem Exile oder der Verbannung der überwundenen Nation ersterben sollte.

Der Kampf wurde endlich entschieden durch das Erscheinen eines frischen Truppenkorps unter Padilla auf dem Schlachtfelde. Dieser Befehlshaber hatte die Stadt von derselben Richtung aus, wie früher, angegriffen, und überall war er auf denselben Widerstandsgeist getroffen. Allein, die Mittel eines siegreichen Widerstandes waren verschwunden. Viele Häuser an den Straßen waren durch das Feuer der Artillerie in Trümmer verwandelt worden; diejenigen aber, welche noch standen, waren von Männern, die keine bessern Waffen, als Steine und Pfeile besaßen, vertheidigt. Sie wurden meistens — eines nach dem andern — von den Spaniern erstürmt und in Brand gesteckt, und die darinnen befindlichen Vertheidiger kamen durch das Schwert oder die Flammen um.

Nicht besser erging es den Vertheidigern der Barrikaden. Arg belästigt durch die Gewehrsalven der Christen, unter welchen ihre eignen rohen Geschosse verhältnißmäßig geringen Schaden thaten, wurden sie von der einen Position nach der andern vertrieben. Sowie die eine Redoute nach der andern weggenommen wurde, erhoben die Sieger ein Triumphgeschrei, welches ihren Landsleuten auf dem Gipfel angenehm in die Ohren schallte, und als Padilla mit seinen Veteranen auf den Kampfplatz hereindrang, war hierdurch das Geschick des Tages entschieden.

Es gab noch eine Abtheilung Türken, die, weil ihre Munition nicht verschossen war, noch einen verzweifelten Kampf mit einem Korps spanischer Infanterie, wobei die letzteren selbst bis an den Rand des Abgrundes getrieben wurden, unterhielten. Allein, beim Erscheinen ihrer Freunde unter Padilla faßten die Spanier neuen Muth. Die sowohl durch die Ueberlegenheit der Zahl wie die der Waffen überwältigten Türken und Moriscos wichen jetzt auf allen Punkten. Einige flüchteten die langen Alleen hinab, die von dem Gipfel des Felsens hinuntergingen. Sie wurden von den Spaniern heiß verfolgt. Andere warfen sich in die Häuser und bereiteten sich auf die letzte Vertheidigung vor. Die Spanier kletterten mit Händen und Füßen längs der Terassen hin und ließen sich von einer Fläche auf die andere vermittelst der

hierzu gebrauchten mauriſchen Leitern hinab. Nachdem ſie in die hölzernen Dächer der Wohnungen Oeffnungen gehauen hatten, ſchoſſen ſie durch dieſelben auf die im Hauſe Befindlichen. Die vertheidigungsloſen Moriscos, welche durch die ſchonungsloſen Gewehrſalven herausgetrieben wurden, ſuchten Zuflucht auf der Straße. Aber die grimmigen Jäger warteten dort ſchon auf ihr bedauernswerthes Wildpret, um es ohne Erbarmen niederzuſchießen: — Männer, Frauen, Kinder — Niemand blieb verſchont. Doch fielen ſie nicht ungerochen; denn man konnte auf dem blutigen Pflaſter den Leichnam manches Spaniers an der Seite ſeines moslemitiſchen Feindes hingeſtreckt liegen ſehen.

Verſchiedene Fälle ſind uns berichtet, die den verzweifelten Muth zeigen, zu dem die Frauen ſowohl, wie die Männer in ihrer äußerſten Noth getrieben wurden. Ein Morisco-Mädchen, deſſen Vater beim erſten Sturme in den Gärten umgekommen war, ſoll ihre Wohnung in Brand geſteckt, ihre beiden kleinen Brüderchen mit der einen Hand fortgeſchleppt, mit der andern Hand den Säbel geſchwungen und ſo ſich auf den Feind, von dem ſie alsbald in Stücke gehauen wurde, geſtürzt haben. Ein anderer Fall wird von einem Manne erzählt, der ſein Weib und ſeine beiden Töchter tödtete, herausſtürzte und dabei ausrief: „Es iſt Nichts mehr zu verlieren; laßt uns zuſammen ſterben!“ So ſagend, warf er ſich wie toll in den dichteſten Haufen der Feinde.*) Einige fielen durch ihre eigenen Waffen, Andere durch die ihrer Freunde, weil ſie ihren Tod eher von Jedermann, nur nicht durch die Hand der Spanier finden wollten.

Etwa zweitauſend Moriscos waren nicht weit vom Thore, wo ein ſtarkes caſtiliſches Infanteriekorps den Weg verſperrt hatte, auf einem öffentlichen Platze zuſammengedrängt. Gern hätten die von Anſtrengung und Blutverluſt erſchöpften, munitions- und waffenloſen Flüchtigen, die höchſtens ſehr abgenutzte oder für den Dienſt untaugliche Waffen beſaßen, mit ihren in ſchwarzen Schaaren ſie jetzt eng umſchließenden Verfolgern irgend welche Bedingungen gemacht. Aber,

*) Dieſe Anekdoten liefert Hevia in Hita, Guerras de Granada, Bd. II, S. 449—451.

der sich dem Hunde entgegensetzende Hirsch*) könnte eher mit seinen Jägern oder den grimmigen Hunden, die ihm schon auf den Hüften sitzen, sich abfinden. Auf ihre Bitten kam als Antwort eine Gewehrsalve nach der andern, bis kein einziger Mann mehr am Leben war.

Ueber vierhundert Frauen und Kinder hatten sich außerhalb der Mauern zusammengeschaart, und die Soldaten, die wußten, wie viel eine solche Beute werth war, hätten gern ihr Leben verschont. Das bemerkte Don Juan. Kaum hatte er bei den Soldaten Symptome der Milde wahrgenommen, so tadelte sie der unmenschliche Führer wegen ihrer Saumseligkeit und erinnerte sie finster an den Tagesbefehl. Er schickte sogar von seiner Garde Hellebardirer und die Kavaliere aus seiner Umgebung, daß sie den Soldaten bei der Verrichtung der blutigen Arbeit helfen sollten. Unterdessen saß er als ruhiger Zuschauer auf seinem Pferde so unbeweglich, wie eine Marmorstatue, und war, wie diese, so unempfindlich bei dem Todesgeschrei seiner Opfer und ihren herzbrechenden Bitten um Gnade.**)

Während dieß außerhalb der Stadt geschah, war die Todesarbeit innerhalb derselben nicht weniger rührig. Jeder freie oder umschlossene Platz, welcher den Flüchtigen eine Zeit lang Zuflucht gewährt hatte, war mit den Körpern der Getödteten angehäuft. Das Blut floß in den Rinnsteinen wie das Wasser nach einem starken Regenguße. Manche Wohnungen wurden von den Siegern und manche von den Hausgenossen, die sich lieber rasend in die Flammen stürzten, als daß sie den Spaniern in die Hände fielen, in Brand gesteckt. Der wachsende Schatten des Abends — denn der Kampf hatte beinahe neun Stunden gedauert***) — verschwand vor der Helligkeit des Brandes,

*) The stag at bay. — To stand at bay ist ein Jagdausdruck und wird von einem dem Hunde sich entgegensetzenden Hirsche gesagt. S. Ebers englisches Wörterbuch, welches trotzdem, daß es 1793 (zu Leipzig bei J. G. J. Breitkopf) bereits erschien, noch sehr vielen Werth hat.

**) „Los quales mataron mas de quatrocientas mugeres y niños . . . y ansi hizo matar muchos en su presencia á los alabarderos de su guardia. — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 248.

***) „Duró el combate, despues de entrado el lugar, desde las ocho de la mañana hasta las cinco de la tarde.“ — Hevia in Hita, Guerras de Granada, Bd. II, S. 448.

der viele Stunden weit ſeinen unglückverkündenden Schein über das Land hin warf und dadurch weit und breit den Fall Galera's verkündete.

Endlich ließ ſich Don Juan ſo weit von ſeinem urſprünglichen Vorſatze abbringen, daß er erlaubte, daß die Frauen und die Kinder unter zwölf Jahren geſchont würden. Das that er nicht aus ſchmerzlicher Reue, ſondern aus Nachgiebigkeit gegen das Murren ſeiner Leute, die, weil ihnen ihre gewohnte Beute weggeſchnappt wurde,*) ihre Unzufriedenheit auf eine Weiſe, die aller Beachtung werth war, an den Tag legten. Gegen funfzehnhundert Frauen und Kinder ſollen in Folge deſſen dem allgemeinen Geſchick ihrer Landsleute entgangen ſein.**) Alle Uebrigen, die Soldaten und Bürger, die Türken, Afrikaner und Moriscos, wurden erbarmungslos niedergemetzelt. Wenn wir den Spaniern ſelbſt glauben dürfen, kam nicht ein einziger Mann mit dem Leben davon! Selbſt in jenem blutigen Zeitalter würde es nicht leicht ſein, zu dieſem im Großen und ohne Unterſchied angerichteten Blutbade ein Seitenſtück aufzufinden.

Doch, um uns des Ausdrucks des caſtiliſchen Sprichworts zu bedienen: „Wenn Afrika Urſache zu weinen hatte, hatte Spanien geringen Grund, ſich zu freuen.“***) Während des ganzen Krieges wurde kein Sieg ſo theuer erkauft, wie die Wegnahme von Galera. Der Verluſt traf die Offiziere und Vornehmen eben ſo ſtark, wie die Gemeinen. Wir ſahen, mit wie großem Eifer ſie ſich um die Standarte

*) „Y no paráran hasta acabarlas á todas, si las quejas de los soldados, á quien se quitaba el premio de la vitoria, no le movieran; mas esto fue quando se entendio que la villa estaba ya por nosotros, y no quiso que se perdonase á varon que passase de doce años.“ — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 248.

**) „Se cautiveron hasta otras mil y quinientas personas de mugeres y niños, porque á hombre ninguno se tomó con vida, habiendo muerto todos sin quedar uno en este dia, y en los asaltos pasados.“ — Hevia bei Hita, Guerras de Granada, Bd. II, S. 448.

Während Marmol zugibt, daß kein Mann verſchont wurde, ſchlägt er die Zahl der geretteten Frauen und Kinder dreimal ſo hoch an, wie wir ſie im Texte gegeben haben.

***) „Si Africa llora, España no rie.“

Don Juan's von Oesterreich geschaart hatten. Mit dem nämlichen Eifer suchten sie sich unter den Augen ihres jungen Führers auszuzeichnen. Man konnte sicher sein, daß man die spanische Ritterschaft auf dem Posten der Gefahr fand. Freilich büßten sie hart für diesen Vorrang, und manches edle Haus Spaniens vergoß bittere Thränen, als die Nachricht von der Einnahme Galera's anlangte. *)

Don Juan, sagt der Geschichtschreiber, war bei dem Gedanken an den bittern Verlust, den er durch den hartnäckigen Widerstand der Ketzer erlitten hatte, **) so aufgebracht, daß er beschloß, auf der Stelle seine Drohung auszuführen und die Stadt zu zerstören, so daß nicht ein Stein auf dem andern bleiben sollte. Demgemäß wurde jedes Haus niedergebrannt oder dem Boden gleichgemacht, der dann als ein verfluchter Ort, auf welchen Niemand mehr bauen sollte, mit Salz besäet wurde. Zu diesem Effekt erschien bald darauf ein königliches Dekret. Daher denn das Dorf mit zerstreut liegenden Häusern, welches, ohne durch eine Mauer geschützt zu sein, noch um die Basis des Berges sich ansammelt, ***) jetzt noch Alles ist, was den Reisenden an die einst blühende und stark befestigte Stadt Galera zu erinnern vermag.

Bei dem Zerstören des Platzes wurde Don Juan durch ein wüthendes Graupeln- und Regenwetter, welches den nächsten Tag nach der Einnahme eintrat, aufgehalten. Das war in dieser Jahreszeit nichts Ungewöhnliches. Wäre es etwas früher gekommen, so würden ohne Zweifel die Bergströme das Lager der Belagernden abgebrochen und sie zur Suspendirung der Operationen gezwungen haben. Daß

*) Siehe die Beschreibung des letzten Sturmes, die von den verschiedenen Schriftstellern mit ziemlicher Abweichung in den Einzelnheiten gegeben wird, in Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 244—249; — Mendoza, Guerra de Granada, S. 266—268; — Vanderhammen, Don Juan de Austria, Bd. 114 und 115; — Hevia in Hita, Guerras de Granada, Bd. II, S. 429 ff.; — Cabrera, Filipe Segundo, S. 630 und 631; — Bleda, Cronica, S. 734; — Ferreras, Hist. d'Espagne, Bd. X, S. 143—144.

**) „Tanto le crecia la ira, pensando en el daño que aquellos hereges habian hecho." — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 248.

***) To cluster ist eigentlich: sich in Büscheln anhäufen, traubenartig wachsen. „To grow in clusters, to gather or unite in a bunch or bunches." S. Boag, Imperial Lexicon of the English Language.

das Unwetter so lange auf sich warten ließ, ward von den Spaniern als ein spezielles Eingreifen des Himmels angesehen.

Die den Siegern in die Hände fallende Beute war groß; denn die Bewohner der Umgegend hatten Galera wegen seiner großen Festigkeit zum sichern Aufbewahrungsorte ihrer Habseligkeiten, namentlich der kostbareren Schätze an Gold, Perlen, Juwelen und köstlichen Stoffen, auserwählt. Außer diesen Schätzen war eine große Quantität Weizen, Gerste und anderes Getreide, daß der Armee gerade zu Statten kam, in den Magazinen aufgespeichert.

Sobald Don Juan Herr von Galera war, sandte er seinem Bruder die Siegesnachricht. Der König verrichtete gerade seine Andacht am Schreine Unserer Lieben Frauen von Guadelupe. Die Botschaft wurde vom Hofe mit Jubel, von Philipp jedoch mit jener unempfindlichen Haltung, womit er gewöhnlich die Nachrichten des Sieges oder des Unglücks seiner Waffen empfing, aufgenommen. Er wollte kein öffentliches Freudenfest irgend einer Art erlauben. Die einzige Weise, in der er seine Befriedigung kund gab, bestand darin, daß er Gott und der Heiligen Jungfrau — „welchen," wie der Geschichtschreiber sagt, „nach seiner Meinung die Sache, weil bei ihr mehr Ruhm aus dem Frieden, als aus blutigem Siege zu erlangen sei, besonders anheimgestellt werden müßte," — seinen Dank darbrachte.*) Wenn er wirklich so menschliche und vernünftige Ansichten hegte, ist es nur zu verwundern, daß er dieselben nicht seinem Bruder mittheilte und auf diese Weise das gräuliche Blutbad seiner Morisco-Vasallen zu Galera verhinderte.

Mit wie empörenden Gefühlen wir aber auch dieses Blutbad ansehn mögen, scheint es doch auf dem Namen Don Juan's bei seinen Landsleuten keinen Flecken hinterlassen zu haben. Wenn wir auf diesen Feldzug einen Rückblick werfen, können wir uns nie zu oft ins Gedächtniß zurückrufen, daß derselbe weniger als ein Krieg mit rebellischen Vasallen, denn als ein Krieg gegen die Feinde des Glaubens

*) „Solo dar gracias á Dios y á la gloriosa virgen Maria, encomendandoles el Catholico Rey aquel negocio, por ser de calidad, que deseaba mas gloria de la concordia y paz, que de la vitoria sangrienta." — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 249.

angesehen wurde. Er war das letzte Glied in der langen Kette von Feindseligkeiten, welche der Spanier so viele Jahrhunderte hindurch für die Wiedereroberung seines Bodens von den Ungläubigen betrieben hatte. Jetzt, wo die Trompete des Kreuzfahrers nicht mehr ihre Töne in fremde Länder schmetterte, sondern wo sie nur noch in den Bergen von Granada gehört wurde, waren die Sympathieen der Christenheit noch eben so auf spanischer Seite. Die Moriscos galten überall als Ungläubige und Glaubensabtrünnige, und es gab wenige christliche Nationen, deren damalige Gesetzbücher den Unglauben und die Abtrünnigkeit nicht mit dem Tode bestraft hätten. Es war nicht schlimmer für sie, durch das Schwert, als durch den Scheiterhaufen ausgerottet zu werden. Weit entfernt, daß das Blutbad der Moriscos den Namen ihres Siegers befleckt hätte, verlieh dasselbe seiner That, die vielleicht gar noch zu seiner Berühmtheit beitrug, einen dünstern Glanz. Indem seine Landsleute nur an die von ihm überwundenen außerordentlichen Schwierigkeiten dachten, sahen sie mit Stolz ihn eine glänzende Laufbahn betreten, die seinen Namen den großen alten Helden seiner Nation anreihen mußte. In Rom pries man ihn als den Kämpen der Christenheit und beschloß, ihm den Oberbefehlshaberstab in jener fürchterlichen Ligue, die der Papst jetzt gerade gegen das ottomanische Reich organisirte, zu übertragen. *)

*) „Cela faict, par sa renommée qui voloit par le monde, tant de chrestiens que des infidelles, il fut faict general de la saincte ligue.“ — Brantôme, Oeuvres, Bd. I, S. 326.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Geschichte

Philipp's des Zweiten.

Von

William Prescott.

Deutsch

von

Dr. Johannes Scherr.

Fünfter Theil.

Leipzig

Verlag von Otto Wigand.

1859.

Achtes Kapitel.

Die Rebellion der Moriscos.

Die Niederlage zu Seron. — Der Tod Quixada's. — Die schnellen Siege Don Juan's. — Die Moriscos unterwerfen sich. — Das Schicksal El Habaqui's. — Der Trotz Aben-Aboo's. — Die Erneuerung des Krieges. — Die Vertreibung der Mauren. — Die Rückkehr Don Juan's nach Madrid. — Die Ermordung Aben-Aboo's. — Das Geschick der Moriscos.

1570, 1571.

Don Juan wurde durch den Zustand der Straßen, welche das Unwetter für schwere Wägen und Artillerie unfahrbar gemacht hatte, bei Galera einige Tage aufgehalten. Als das Wetter besser geworden war, trat er seinen Marsch an und rückte südwärts auf Baza zu. Indem er diese alte Stadt, den Schauplatz eines der größten Triumphe der guten Königin Isabella der Katholischen, passirte, machte er zu Caniles Halt. Hier ließ er den Hauptkörper seiner Armee zurück, nahm eine Abtheilung von drei tausend Mann Infanterie und zwei hundert Mann Reiterei mit sich und drang rasch vorwärts, um Seron, welches er zunächst angreifen wollte, zu recognosciren.

Seron war eine ziemlich feste Stadt. Sie lag am Abhange der Sierra und ward von einem mit einer Morisco-Garnison besetzten Schlosse vertheidigt. Bei seiner Annäherung räumten die meisten Einwohner und viele von den Soldaten den Platz und suchten im Gebirge Zuflucht. Don Juan theilte seine Macht in zwei Divisionen, von denen er die eine unter Quixada, die andere unter Requesens stellte. Er selbst nahm mit einigen Kavalieren und einem kleinen Korps

Büchſenſchützen auf einer benachbarten Anhöhe, von welcher man das ganze Territorium überſchauen konnte, ſeine Stellung ein.

Die beiden Kapitäne hatten den Befehl, daß ſie die Umgegend recognosciren und zu dem Zwecke auf entgegengeſetzten Seiten um die Stadt rücken ſollten. Als Quirada mit ſeiner Colonne vorwärts drang, trieb er die flüchtigen Moriscos vor ſich her, bis ſie in den Schlupfwinkeln des Gebirges verſchwanden. Mittlerweile hatten die Signalfeuer, die einige Stunden hindurch auf den höchſten Gipfeln der Sierra geflammt hatten, weit und breit durch das Land die Kunde verbreitet, daß der Feind ankam. Die ganze Gegend ſtand unter Waffen. Auch dauerte es nicht lange, ſo kam der Landſturm, der ſechstauſend Mann aufzuweiſen hatte, unter dem mauriſchen Führer El Habaqui, welcher in dieſer Gegend befehligte, aus den Engpäſſen des Gebirges hervorgebrochen und fiel wüthend die erſtaunten Spanier in der Fronte und auf der Flanke an. Zu den Angreifern geſellten ſich bald die Flüchtigen von Seron, ſo daß die Chriſten, unfähig dieſer angehäuften Macht Widerſtand zu leiſten, vor dem Feinde — allerdings langſam und in guter Ordnung — zurückwichen.

Unterdeſſen war eine Abtheilung ſpaniſcher Infanterie unter dem Befehle von Lope de Figueroa, dem maestro del campo, in die Stadt, wo ſie emſig mit der Plünderung der verlaſſenen Häuſer beſchäftigt war, eingedrungen. Das war ein Zweig des Kriegshandwerks, welchen die rohen Truppen Andaluſiens gut verſtanden. Während ſie auf dieſe Weiſe beſchäftigt waren, ſtürmten die vor Rache brennenden Moriscos in die Straßen der Stadt herein und warfen ſich, indem ſie ihr fürchterliches Kriegsgeſchrei ausſtießen, voller Wuth auf die Marauderurs. Die Spanier, über welche das unerwartet kam und die noch dazu mit Beute beſchwert waren, ſetzten nur geringen Widerſtand entgegen. Sie wurden von einem paniſchen Schrecken ergriffen und flohen nach allen Seiten hin. Schon bald miſchten ſie ſich unter ihre retirirenden Kameraden unter Quirada und verbreiteten überall ihr eigenes Entſetzen unter den übrigen, bis die Verwirrung allgemein wurde. Es war vergebens, daß Quirada, Figueroa und die übrigen Kapitäne die Ordnung wieder herzuſtellen ſuchten. Die entſetzten Soldaten ſahen und hörten Nichts, als den Feind.

In dieser entscheidenden Wendung der Dinge rief Don Juan, der von seiner hochgelegenen Position aus den drohenden Ruin aufmerksam beobachtet hatte, die kleine, tapfere Schaar seiner Leute um sich und warf sich auf der Stelle inmitten des Getümmels. „Was soll das bedeuten, Spanier?“ rief er aus. „Vor wem flieht ihr denn? Wo bleibt die Ehre Spaniens? Habt ihr nicht Juan von Oesterreich, euren Befehlshaber, bei euch? Wenn ihr einmal retiriren wollt, thut es wenigstens wie tapfere Männer, mit dem Gesicht dem Feinde zugewandt.“ *) Es war umsonst. Seine Bitten, seine Drohungen, sogar die von ihm mit der flachen Säbelklinge ausgetheilten Hiebe waren nicht im Stande, unter den feigen Truppen ein schamähnliches Gefühl zu erwecken. Die Bemühungen seiner Kapitäne waren gleichermaßen fruchtlos, doch setzten diese dabei mit einer Manchen von ihnen theuer zu stehen kommenden Unvorsichtigkeit ihr Leben aus. Figueroa wurde durch eine Beinwunde dienstunfähig gemacht. Don Quixada traf eine Flintenkugel in die linke Schulter und warf ihn vom Pferde. Don Juan, der in der Nähe war, sprang ihm zu Hülfe und übergab ihn einigen Reitern, mit dem Befehl, ihn sogleich nach Caniles zu bringen. Während der junge Befehlshaber dieß that, wäre er beinahe selbst verwundet worden, denn eine Kugel traf ihn an den Helm, von dem sie jedoch, ohne Don Juan eine Wunde zuzufügen, abprallte. **) Eine halbe Stunde weit, wo der Feind die Verfolgung aussetzte, wurde er von den Flüchtigen, die sich nicht wieder zu sammeln suchten, mit fortgerissen. Sechshundert todte Spanier blieben auf dem Felde. Eine große Anzahl warf sich in die Häuser, entschlossen, sich daselbst wacker zu wehren. Allein schon bald war sie von den Moriscos umringt, die Häuser wurden gestürmt oder in Brand gesteckt, und die Darinbefindlichen kamen bis auf den letzten Mann um. ***)

*) „Qué es esto, Españoles? de qué huis? dónde está la honra de España? No teneis delante á Don Juan de Austria, vuestro capitan? de qué temeis? Retiraos con orden como hombres de guerra con el rostro al enemigo.“ — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 257.

**) „Acudiendo á todas las necesidades con peligro de su persona, porque le dieron un escopetazo en la cabeza sobre una celada fuerte que llevaba, que á no ser tan buena, le matáran.“ — Ebend., S. 258.

***) Carta de D. Juan de Austria al Rey, 19 de Febrero, 1570, Manuskr.

In einem vom neunzehnten Februar datirten Briefe, der also zwei Tage nach diesem unrühmlichen Treffen geschrieben war, stattete Don Juan dem Könige darüber Bericht ab, indem er erklärte, daß die Memmenhaftigkeit der Truppen über Alles, was ihm je vorgekommen, ging und daß er in der That nicht daran würde haben glauben können, hätte er sie nicht mit angesehen. Er setzt hinzu: „Sie haben so wenig Lust am Kriege, daß keine Anstrengung von meiner Seite, nicht einmal die Furcht vor den Galeeren und dem Galgen, sie vom Desertiren abzuhalten vermag. Wollte der Himmel, ich könnte glauben, daß sie hierzu nicht durch die Furcht vor dem Feinde, sondern aus dem Verlangen, zu ihren Familien zurückzukehren, getrieben wurden.*) Er beschrieb, wie es sich ereignete, daß Quirada verwundet wurde, und erzählte, daß ihn die Wundärzte sechsmal hätten schneiden müssen, ehe sie herausfinden konnten, wo die Kugel, die durch die Schulter gegangen war, saß, und daß sie bis jetzt, trotz aller Bemühungen nicht im Stande gewesen wären, sie herauszuziehen. „Jetzt empfinde ich tief," sagt er, „wie viel ich seiner militärischen Erfahrung, seiner Bemühung und Sorgfalt zu verdanken gehabt habe, und wie wichtig für den Dienst Eurer Majestät seine Erhaltung ist. Ich verhoffe zu Gott, daß ihm derselbe gestatten möge, seine Gesundheit, die sich jetzt in einem kritischen Stadium befindet, wiederzuerlangen."**)

In der Antwort auf diesen Brief sagte der König, daß er wohl wisse, welchen großen Verlust sowohl er, wie sein Bruder, durch den Tod Quirada's erleiden würden. „Du wirst mir beständig," sagte er, „von dem Zustande seines Befindens Nachricht geben. Es ist allerdings unnöthig, daß ich dir einschärfe, daß du ihn sorgfältig abwarten

— Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 253 ff. — Mendoza, Guerra de Granada, S. 273. — Villafaña, Vida de Magdalena de Ulloa. — Vanderhammen, Don Juan de Austria, Folio 116 und 117.

*) „Conforme á esto entenderá V. M. la poca costancia y aficion que tienen á la guerra, estos que la dejan al mejor tiempo sin poderles reprimir galeras, ni horca ni cuantas diligencias se hacen. Y plega á Dios que el amor de los hijos y parientes sea la causa y no miedo de los enemigos." — Carta de D. Juan de Austria al Rey, 19 de Febrero, 1570, Manuskr.

**) Ebendaselbst.

mußt." Philipp ließ sich die Gelegenheit nicht entschlüpfen, ohne dem Don Juan einen leichten Verweis zu geben, weil er das ihm von Galera aus gemachte Versprechen, daß er sich nicht wieder so leichtsinnig der Gefahr aussetzen wolle, so leicht genommen habe. „Wenn ich daran denke, daß du beinahe bei Seron nicht davon kamst, kann ich den Schmerz, den ich empfunden, weil du ein solches Wagniß begehst, gar nicht in Worten wiedergeben. Im Kriege sollte sich Jedermann an die Pflichten seines Standes halten und der General nicht die Rolle des Soldaten, noch der Soldat diejenige des Generals spielen wollen."*)

Die Meinung scheint allgemein gehegt worden zu sein, daß Don Juan lieber, als das sich für seinen Rang schickte, seine persönliche Tapferkeit sehen ließ, kurz, daß er mehr die Eigenschaften eines fahrenden Ritters, als die eines großen Befehlshabers zeigte.**)

Unterdessen wurde die Wunde Quirada's, die gleich vom Anfange beunruhigende Symptome gezeigt hatte, dermaßen schlimmer, daß sie alle Geschicklichkeit der Chirurgen nutzlos machte. Seine Leiden waren groß, und er wurde mit jeder Stunde schlimmer. Noch ehe eine Woche verflossen war, wurde es klar, daß seine Tage gezählt waren.

Der gute Ritter empfing diese Nachricht gefaßt, denn er fürchtete sich nicht vor dem Tode. Freilich war er nicht so glücklich, daß er in dieser feierlichen Stunde Diejenige, auf deren eheliche Liebe und Zärtlichkeit er so viele Jahre gebaut, bei sich hatte.***) Aber das Wesen,

---

*) „Que cada uno ha de hacer su oficio y no el general de soldado, ni el soldado el de general." — Carta del Rey a D. Juan de Austria, 24 de Febrero, 1570. Manuskr.

**) Einen Beweis hiervon liefert die Freimüthigkeit seines Freundes Ruy Gomez de Silva. „La primera," schreibt er an Don Juan, „que por cuanto V. E. está reputado de atrevido y de hombre que quiere mas ganar crédito de soldado que de general, que mude este estilo y se deje gobernar." (Carta de 4 de Marzo, 1570, Manuskr.) Es gereicht dem Don Juan zur Ehre, daß er in seiner Antwort dem Ruy Gomez herzlich für seine Ermahnung dankt und den Ermahner bittet, ihn, sobald er es für nöthig hält, ohne Weiteres zu verweisen, weil jetzt, wo sein Vormund nicht mehr lebt, sich Niemand anders diese Freiheit herausnehmen darf. — Carta de D. Juan de Austria á Ruy Gomez de Silva, Manuskr.

***) Nach Villafañe brach Doña Magdalena, sobald sie hörte, daß ihr Gatte krank sei, von Madrid auf und reiste mit einer so großen Geschwindigkeit, daß sie

welches er nach seiner Gattin am meisten liebte, Don Juan von Oesterreich, saß an seinem Bette, wartete ihn mit der zärtlichen Sorgfalt eines Sohnes und leistete ihm die freundlichen Dienste, welche oft die Bitterkeit des Todes versüßen. Der Sterbende behielt seine Geistesfähigkeiten bis zum letzten Augenblicke und dictirte, wenngleich er zum Unterzeichnen seines Namens zu schwach war, einen Brief an den König, worin er in Anbetracht seiner langen Dienste um eine Gunstbezeigung für seine Witwe bat. Hierauf beschäftigte er sich nur noch mit der Vorbereitung für das Jenseits und verschied den vier und zwanzigsten Februar 1570 sanft in den Armen seines Pflegesohns.

Quirada wurde als Soldat bestattet. Sein Begräbniß wurde mit der seinem Stande geziemenden Pracht begangen. Die ganze Armee mit umgekehrten Waffen und im Staube geschleppten Fahnen folgte, als seine Ueberreste in feierlichem Zuge nach der Hieronymitenkirche zu Canales geschafft wurden, „und wir können fromm vertrauen," sagt der Geschichtschreiber, „daß mit dem süßen, auf den Altären St. Hieronymi verbrannten Weihrauch die Seele des Don Luis auf zum Himmel stieg; denn er verbrachte und verlor zuletzt sein Leben, indem er als wackerer Krieger die Schlachten des Glaubens schlug." *)

Quirada war von strengen Sitten und unerbittlich im Einschärfen der Disciplin. **) Er besaß eine loyale Denkungsart, eine flecken-

---

gerade noch ankam, als er den Geist aufgab. Auch Hita spricht von ihrer Anwesenheit an seinem Krankenbette. Allein, da bloß sieben Tage zwischen der Verwundung des Ritters und seinem Tode liegen, kommt es uns schwer an, zu glauben, daß diese Zeit hinreichte für den die Botschaft überbringenden Kourier und später für die entweder zu Pferde oder in einer Sänfte reisende Dame, um einen Zwischenraum von mehr als vier hundert und funfzig (englischen) Meilen auf äußerst schlechten Landstraßen, deren Weg durch die wilden Päße der Sierra ging, zurückzulegen.

*) „Creemos piadosamente que el alma de D. Luis subiria al cielo con el oloroso incienso que se quemó en los altares de S. Geronimo, porque siempre habia empleado la vida en pelear contra enemigos de nuestra santa fé, y por ultimo murió batallando con ellos como soldado valeroso." — Hita, Guerras de Granada, Bd. II, S. 487.

**) A martinet in enforcing discipline: Martinet war der General, der im französischen Heer zuerst strenge Kriegszucht einführte. Daher die englische Redensart. Anmerkung des Uebersetzers.

loſe Redlichkeit und ſo viele edelmüthige, ritterliche Eigenſchaften, daß er ſeinen Kameraden Ehrfurcht gebot. Sein Tod wurde allgemein bedauert. Philipp bemerkt einige Tage nach dem Todesfalle in einem Schreiben an Don Juan: „Ich hätte nicht geglaubt, daß ein Brief von dir mir ſo viel Schmerz verurſachen konnte, wie deine Mittheilung von dem Tode des Quixada. Ich begreife die ganze Größe meines und deines Verluſtes und kann mich nicht wundern, daß du ihn ſo tief empfindeſt. Man kann ſeiner unmöglich ohne Kummer erwähnen. Doch dürfen wir uns mit dem Gedanken tröſten, daß ein Mann, der ſo lebte und ſtarb, wie er, ſicher dieſe Welt mit einer beſſern vertauſcht haben muß.“*)

Quixada's Gebeine wurden im folgenden Jahre nach ſeinem Landſitze zu Villagarcia geſchafft, wo ſeine untröſtliche Witwe noch ferner zu wohnen fortfuhr. Gleich nach ihres Gemahls Tode ſchrieb Don Juan vom Feldlager aus an Doña Magdalena ein inniges Condolenzſchreiben, welches ihm ganz aus der Seele kam: „Luis ſtarb, wie ihm geziemte, fechtend für den Ruhm und das Heil ſeines Sohnes und bedeckt mit unſterblichen Ehren. Alles, was ich bin, was ich noch ſein werde, verdanke ich ihm, der mich bildete oder vielmehr mich eines edleren Standes gemäß erzog.**) Theure bekümmerte, verwitwete Mutter! Ich bin Ihnen nur noch allein übrig und Ihnen gehöre ich mit gutem Grunde an, weil meinetwegen Luis ſtarb, meinetwegen über Sie dieſer Schmerz gekommen iſt. Mäßigen Sie Ihren Gram mit Ihrer gewohnten Weisheit. Könnte ich doch bei Ihnen ſein und Ihre Thränen trocknen oder die meinigen damit vereinen! Leben Sie wohl, theuerſte, geehrteſte Mutter, und beten Sie zu Gott, daß er Ihren Sohn bald aus dieſen Kriegen an Ihren Buſen zurückſenden möge.“***)

---

*) Carta del Rey á D. Juan de Austria, 3 de Marzo, 1570, Manuſkr.

**) Das Engliſche heißt: By whom I was formed or rather begotten in a nobler birth — wörtlich: „oder vielmehr gezeugt zu einer edleren Geburt.“ Wir konnten daher bloß den Sinn geben. Anmerkung des Ueberſetzers.

***) Den Brief hat Stirling aus einem in der Madrider Nationalbibliothek vorhandenen Manuſkript überſetzt. Es führt den Titel: „Joannis Austriaci vita, auctore Antonio Ossorio. Siehe das Kloſterleben Karl's des Fünften, Amſterdamer Ausgabe, S. 286.

Doña Magdalena überlebte ihren Gemahl viele Jahre und verbrachte ihre Zeit mit Wohlthun und Andachtsübungen. Don Juan bewies ihr immer die nämliche kindliche Pietät, wie in dem oben angeführten Briefe. Niemals verließ er das Land oder kehrte dahin zurück, ohne zuerst seiner Mutter — wie er sie stets zu nennen pflegte — seinen Respect zu beweisen. Mit mütterlichem Stolze verfolgte sie aufmerksam seine glänzende Laufbahn, und als diese durch einen frühzeitigen Tod beschlossen wurde, war auf immer das letzte Band, welches sie an dieses Leben noch fesselte, zerrissen. Noch lebte sie beinahe noch bis ans Ende des Jahrhunderts: sie starb im Jahre 1598 und hinterließ wegen ihrer Güte und Frömmigkeit einen Ruf, der fast dem einer Heiligen gleichkam.

Nachdem Don Juan dem Andenken seines Vormundes die letzte Ehre erwiesen hatte, sammelte er seine ganze Macht und rückte damit sogleich gegen Seron. Aber der Feind, der den Zusammenstoß mit einer so furchtbaren Macht scheute, hatte schon vor der Annäherung der Spanier den Platz aufgegeben. Bald darauf bestand der spanische Oberbefehlshaber in der Nähe ein Treffen mit El Habaqui und schlug ihn. Alsdann marschirte er gegen Tijola, eine auf einer steilen Klippe gelegene Stadt, wo sich eine entschlossene Garnison gegen einen Feind leicht hätte halten können. Allein die Moriscos machten sich die Dunkelheit der Nacht zu Nutze, schlichen sich aus dem Platze hinaus und entkamen ohne Einbuße glücklich durch die Linien der Belagerer.*) Auf den Fall Tijola's folgte der Fall Purchena's. Binnen Kurzem hatte der siegreiche General den ganzen Rio de Almanzora unterworfen, durchschritt sodann die südöstlichen Säume der Alpujarras und schlug den zweiten Mai zu Padules, ungefähr zwei Stunden von Andarax, sein Hauptquartier auf.

Diese raschen Siege lassen sich nicht einfach dadurch erklären, daß

*) Tijola ist jedem Liebhaber der castilischen Romanliteratur bekannt, weil es der Schauplatz der besser für den Roman, als für die Geschichte, passenden Erzählung von dem Mauren Tuzani und seines unglücklichen Liebchens, der schönen Maleha, ist. Diese Erzählung bildet eine sehr angenehme Episode in Hita's zweitem Bande (S. 523—540) und ist mit Pathos und Delicatesse von Circourt, Hist. des Arabes d'Espagne, Bd. III, S. 345 ff., übersetzt worden.

Don Juan seinem Feinde an Stärke und militärischer Wissenschaft überlegen war. Philipp hatte der Einladung des Papstes, der Ligue gegen die Türken beizutreten, ein günstiges Ohr geliehen, denn er fühlte sich geschmeichelt, weil das Oberkommando seinem Bruder Juan von Oesterreich angeboten worden war. Aber, ehe er sich in einen neuen Krieg einließ, mußte es ihm höchst wünschenswerth erscheinen, daß er von dem Kriege mit den Moriscos befreit wurde. Er hatte die Hartnäckigkeit dieses Menschenschlags bereits hinlänglich kennen gelernt, um überzeugt zu sein, daß das Zustandebringen seines Vorhabens vermittelst Gewalt ihm etwas zu lange dauern mußte. Ihm blieb daher nur noch die Alternative, die versöhnliche Politik, welche dem Marquis von Mondejar so sehr verdacht worden war, einzuschlagen. Zu diesem Zwecke wurden an den Don Juan bezügliche Instructionen abgeschickt, und dieser, der des Krieges im eignen Lande herzlich satt war und sich nach einem größeren Thatenfelde sehnte, ging bereitwillig auf die Ansichten seines Bruders ein. Schnell eröffnete man Unterhandlungen mit El Habaqui, dem maurischen Chef, welchem für sich und seine Landsleute solche Bedingungen angeboten wurden, daß er wenigstens nicht darüber im Zweifel bleiben konnte, auf welcher Seite er seinen Vortheil zu suchen hatte. Als einen vorläufigen Schritt sollte er den Plätzen in dem Rio de Almanzora seine Unterstützung entziehen: so daß man mit dem Kriege, wenn er auf die engeren Gränzen der Alpujarras beschränkt war, leichter fertig werden konnte. Dieser Theil seiner Zusage war treu erfüllt worden; daher denn, wie wir sahen, die aufständische Gegend auf der östlichen Gränze der Alpujarras mit wenig Lebensverlust für die Spanier unterjocht worden war.

Hierauf ließ Don Juan eine königliche Proklamation folgen, mit dem Versprechen, daß Allen, welche binnen zwanzig Tagen eine Unterwürfigkeitserklärung einreichen würden, eine vollkommene Amnestie bezüglich des Vergangenen ertheilt werden sollte. Man gestattete ihnen, die Beschwerden, die sie zum Ergreifen der Waffen bewogen hätten, aufzusetzen, und versicherte sie der Abstellung der Uebelstände. Alle, die nicht auf diesen Gnadenakt eingehen würden, sollten, mit Ausnahme der Frauen und der Kinder unter vierzehn Jahren, ohne Erbarmen über die Klinge springen müssen.

Es wird uns nicht mitgetheilt, was für eine Wirkung diese Proklamation hatte. Wahrscheinlich entsprach sie nicht der gehegten Erwartung. Mochten die Moriscos immerhin noch so sehr in Noth sein, trauten sie doch den Versprechungen der Spanier nicht. Wenigstens finden wir, daß Don Juan, der jetzt eine Verstärkung von zweitausend Mann erhalten hatte, seine Armee in Abtheilungen eintheilt und diesen den Befehl gibt, das Land zu säubern und mit den Einwohnern auf eine Weise zu verfahren, die sie sich zu unterwerfen zwingen müßte. Diejenigen von den elenden Bauern, welche in unzugänglichen Oertern eine Zuflucht gesucht hatten, wurden bombardirt und zu Hunderten gemetzelt. Einige, die sich mit ihren Familien in die zahlreich in dieser Gegend vorhandenen Höhlen verborgen hatten, wurden von ihren Verfolgern herausgehetzt, oder durch am Eingange ihrer Verstecke angebranntes Reisigholz mit Rauch erstickt. Ueberall verwüstete man das Land, so daß es keinem lebenden Wesen Unterhalt gewähren konnte. Das waren die versöhnlichen Maßregeln, welche die Regierung zur Unterwerfung der Rebellen gebrauchte.*)

Unterdessen war der Herzog von Sesa am nördlichen Saume der Alpujarras mit einer Armee von zehntausend Mann Infanterie und zweitausend Mann Kavallerie ins Feld gerückt. Zum Gegner hatte er den Aben-Aboo, der ein dem seinigen an numerischer Stärke nicht nachstehendes Heer besaß. Beide Befehlshaber befolgten die nämliche Politik: sie vermieden Hauptschlachten und beschränkten sich auf die veränderliche Taktik des Guerilla-Krieges, auf Scharmützel und Ueberraschungen, während jeder von beiden versuchte, seinen Gegner in Noth zu bringen, indem er ihm die Zufuhren abschnitt und die Gegend mit Feuer und Schwert verheerte. Der Morisco-Führer hatte dabei den Vortheil voraus, daß seine Leute mit diesem ungeregelten Gebirgskampfe vertraut waren und die verzwickten Gegenden des Landes besser kannten. Aber, dieß wurde mehr als aufgewogen durch die Ueberlegenheit der Spanier an militärischer Organisation und durch ihren Besitz

*) Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 290—320, 340—346. — Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 119 ff. — Ferreras, Histoire d'Espagne, Bd. X, S. 170 ff.

von Kavallerie, Artillerie und Musketen, woran die Moriscos im äußersten Grade Mangel litten. Obschon also die Christen keine große Schlacht gewannen, obschon sie arg belästigt wurden, obschon die Streifzügler des Feindes ihnen häufig die Lebensmittelzufuhr abschnitten: rückten sie nichtsdestoweniger unaufhaltsam vorwärts, trieben die Moriscos vor sich her und versicherten sich der Permanenz ihrer Eroberungen, indem sie längs des verheerten Territoriums in ihrem Rücken eine Linie wohlgarnisonirter Forts errichteten. Um Anfang Mai hatte der Herzog von Sesa die Gränze des Mittelländischen Meeres erreicht und vereinigte bald nachher seine durch Desertion sehr abgeschwächte Macht zu Padules mit derjenigen Don Juan's von Oesterreich. *)

Unterdessen waren die Verhandlungen mit El Habaqui wieder aufgenommen worden, der mit dem Wissen, wo nicht mit der ausdrücklichen Sanction Aben-Aboo's, nach einem Platze, Namens Fondon de Andarax, der von dem Hauptquartiere des spanischen Oberbefehlshabers nicht weit entfernt lag, gekommen war. Ihn begleiteten mehrere vornehme Moriscos, die an den Discussionen Antheil nahmen. Als den dreizehnten Mai die Abgeordneten aus dem castilischen Lager bei ihnen eingetroffen waren, eröffnete man die Konferenz. Es zeigte sich schon bald, daß die Forderungen der Moriscos ganz unzulässlich waren. Sie bestanden nicht nur auf einer allgemeinen Amnestie, sondern verlangten auch, daß der Stand der Dinge wieder hergestellt werden sollte, wie er vor den Edicten Philipp's des Zweiten, welche die Rebellion hervorgerufen hatten, beschaffen gewesen war. Man gab den mauriſchen Commissären zu verstehen, daß sie bloß auf der Basis eines

*) Mendoza, Guerra de Granada, S. 271 ff. — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 283—289, 303—315, 321 ff.

In einem Briefe ohne Datum, der sich unter einer Menge Korrespondenzen befindet, die aus der Sammlung im Holland-Hause zu erhalten ich das Glück hatte, hebt der Herzog von Sesa hervor, daß das Aushungern ein viel wirksameres Mittel zur Bezwingung des Feindes sei, als das Schwert. „Esta guerra parece que no puede acabarse por medio mas cierto que el de la hambre que necesitará á los enemigos á rendirse ó perecer, y esta los acabará primero que el espada.“ — Manuskript.

überwundenen Volkes zu unterhandeln hätten. Man rieth ihnen, eine Denkschrift aufzusetzen, worin sie Forderungen, die sich vernünftigerweise gewähren ließen, vorbrächten, und bot ihnen die Dienste Juan's de Soto, des Sekretärs Don Juan's, der ihnen bei der Abfassung des Documentes behülflich sein sollte, an. Man ertheilte ihnen ferner den Rath, daß sie ihren Herrn Aben-Aboo aufsuchen und sich von ihm die Vollmacht zur Abschließung eines definitiven Vertrages geben lassen sollten.

Aben-Aboo hatte immer seit seiner Erhebung auf den stürmischen Alpujarrasthron seinen Posten mit einem seiner Sache würdigen Muthe behauptet. Als er aber die eine Stadt nach der andern von seinem kleinen Reiche abschwinden, sein Volk geschlachtet oder in die Sklaverei gerissen, seine Ländereien, bis die schönsten Theile sich in eine Wildniß verwandelt hatten, verbrannt und verheert sah; als er vor allen Dingen bemerkte, daß seine Sache in der Brust der mosleimitischen Fürsten, auf deren Unterstützung er vorzüglich gerechnet hatte, keine Sympathie erweckte: gewann er immer mehr die Ueberzeugung, daß der Kampf mit der spanischen Monarchie hoffnungslos war. Seine Offiziere und in der That selbst die große Masse des Volkes waren zu der nämlichen Ueberzeugung gelangt, so daß einzig und allein der nachhaltige Haß gegen die Spanier und das Mißtrauen gegen ihre Aufrichtigkeit die Moriscos an der Streckung der Waffen und der Annahme der ihnen entgegengehaltenen Gnadenverheißungen verhindert hatten. Der unheilvolle Ausgang des neulichen Feldzugs gegen den Herzog von Sesa trug noch mehr zur Entmuthigung des Moriscoführers bei: daher El Habaqui und seine Begleiter von ihrem Herrn mit der Vollmacht zurückkehrten, die Bedingungen einer Abfindung mit den Spaniern aufzustellen.

Den neunzehnten Mai kamen die beiderseitigen Kommissäre wieder zu Fondon de Andarax zusammen. Eine von Juan de Soto entworfene Denkschrift wurde dem Don Juan, dessen Hauptquartier, wie wir sahen, sich in der unmittelbaren Nähe befand, vorgelegt. Von diesem Aktenstücke ist keine Abschrift erhalten, wenigstens ist keine veröffentlicht worden. Aus der gnädigen Antwort, welche der Prinz gab, läßt sich schließen, daß dieselbe für die Sieger nichts Anstößiges enthielt.

Binnen nicht gar langer Zeit hatten sich die Deputirten über die Bedingungen einer Absindung, oder besser Unterwerfung, geeinigt. Man setzte fest, daß der maurische Feldherr sich in das christliche Lager begeben, dort vor den Oberbefehlshaber kommen, demüthig um Verzeihung flehen und für seine Nation die Unterwürfigkeitserklärung thun solle; dagegen sollte für diesen Akt der Erniedrigung eine allgemeine Amnestie seinen Landsleuten, die zwar nicht länger die Alpujarras bewohnen durften, aber überall, wohin sie auch geschafft werden würden, von der Regierung geschützt werden sollten, zugestanden werden. Bedeutendere Zugeständnisse wurden dem Aben-Aboo und El Habaqui gemacht. Der letzterwähnte Führer erhielt, wie uns der Geschichtschreiber berichtet, Alles, worum er für seinen Herrn, sowie für sich und seine Freunde bat. *) Derartige kluge Zugeständnisse seitens der Spanier hatten ohne Zweifel die Wirkung, daß sich den Moriscoführern die Augen öffneten, wie thöricht es sei, unter den jetzigen verzweifelten Umständen den Krieg in die Länge zu ziehen.

Noch den nämlichen Abend, an welchem die Uebereinkunft abgeschlossen worden war, begab sich El Habaqui zu seiner Zusammenkunft mit dem spanischen Befehlshaber. Er war bloß von einem einzigen maurischen Deputirten begleitet. Die übrigen lehnten es ab, Zeugen von der Erniedrigung ihrer Nation zu sein. Indeß begleitete ihn ein Korps von dreihundert Büchsenschützen. Als seine kleine Kompagnie die christlichen Linien überschritt, wurde sie von vier Regimentern castilischer Infanterie umringt und vor Don Juan von Oesterreich escortirt, der mit seinen Offizieren, von denen ihn seine fürstliche Haltung leicht unterschied, vor seinem Zelte stand.

Als Habaqui vom Pferde stieg und sich vor dem Prinzen niederwarf, rief er: „Barmherzigkeit! Wir flehen Eure Hoheit im Namen Seiner Majestät an, uns Barmherzigkeit wiederfahren zu lassen und uns unsere Fehltritte, von denen wir eingestehen, daß sie groß gewesen sind, zu vergeben!“ **) Nachdem er alsdann seinen Säbel entblößt

*) „Con estas cosas y otras particulares que El Habaqui pidió para Aben Aboo, y para los amigos, y para sí mismo, que todas se le concedieron.“ — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 360.

**) „Misericordia, Señor, misericordia nos conceda vuestra Alteza en

hatte, überreichte er ihn dem Don Juan, indem er ſagte, daß er im Namen Aben-Aboo's und der Rebellenhäuptlinge, in deren Auftrage zu handeln er bevollmächtigt ſei, Seiner Majeſtät ſeine Waffen übergebe. Zugleich nahm der Sekretär Juan de Soto das ihm von El Habaqui gegebene mauriſche Banner, welches er auf der Lanzenſpitze getragen hatte, und warf es auf die Erde dem Prinzen zu Füßen. Der ganze Auftritt bildete ein lebhaftes Gemälde, wo der ſtolze Sieger, der umringt von Siegestrophäen daſtand, auf den Repräſentanten des überwundenen Volks, der in ſklaviſcher Unterwürfigkeit zu ſeinen Füßen kroch, herabblickte. Don Juan, die hervorragende Geſtalt des Gemäldes, erinnerte durch ſeine ſtattliche, mit wahrhaft königlicher Freundlichkeit gemilderte Haltung die alten Soldaten an den Kaiſer, ſeinen Vater, ſo daß ſie riefen: „Das iſt der wahrhaftige Sohn Karl's des Fünften!“

Indem er ſich verneigte, hob er den Moriſco-Chef gnädig vom Boden auf, gab ihm das Schwert zurück und gebot ihm, daſſelbe von nun an im Dienſte des Königs zu gebrauchen. Die Ceremonie ſchloſſen Trompetenſtöße und Musketenſalven, gleich als ob man einen großen Sieg gefeiert hätte.

El Habaqui blieb, nachdem ſeine Leute ſchon fort waren, noch eine Zeit lang im Lager zurück. Man begegnete ihm mit aller Aufmerkſamkeit, die vornehmſten Offiziere bewirtheten und ſchmeichelten ihn, und der Biſchof von Guadix unterhielt ihn ſogar mit einem Banquet. Jedoch erhielt er, wie wir geſehen haben, noch etwas Subſtantielleres, als Komplimente. Unter dieſen Umſtänden ging es natürlich zu, daß er für die Moriſcos zu einem Gegenſtande der Eiferſucht und des Verdachtes wurde. Schon bald flüſterte man ſich in die Ohren, daß El Habaqui bei ſeinen Unterhandlungen mit den Chriſten mehr an ſeine eigenen Vortheile, als an diejenigen ſeiner Landsleute gedacht hätte. *)

---

nombre de su Magestad, y perdon de nuestras calpas, que conocemos haber sido graves.“ — Ebend., S. 361.

*) Den ausführlichſten Bericht dieſer Vorgänge findet man in Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 355—362.

In der That hatten die Moriscos geringen Grund, ſich über das Reſultat eines Vertrages zu freuen, der ſie in der nämlichen verlorenen und erniedrigten Lage ließ, in der ſie ſich vor dem Ausbruche der Rebellion befunden hatten. Ja, in einem wichtigen Punkte ließ ſie der Vertrag ſogar in einer ſchlimmern Lage, inſofern ſie nämlich inskünftig von der Heimath ihrer Väter verbannt werden ſollten. Doch, ſo grauſam und im höchſten Grade bedauernswerth auch die Lage der Moriscos war, ſchimpften nichtsdeſtoweniger die ſpaniſchen Mönche, wie Don Juan ſeinem Bruder klagt, öffentlich von der Kanzel auf die Freundlichkeit und Barmherzigkeit des Königs,*) und dieß thaten ſie obendrein, wie er hinzuſetzte, unter Umſtänden, wo ſie es eher hätten als ihre Pflicht anſehen ſollen, ſich für die armen Elenden, die meiſtens aus Unwiſſenheit gefehlt hatten, zu verwenden.**) Derjenige Geiſtliche, über welchen er ſich am meiſten beſchwert, iſt der Präſident Deza, ein Mann, den die Moriscos dergeſtalt verabſcheuten, daß er ein Hauptanlaß zu ihrer Empörung geweſen war. Don Juan bittet den König, für die Intereſſen Granada's zu ſorgen und dem Deza ein Bisthum oder eine andere Würde, die ihn von der Schaubühne ſeiner jetzigen Arbeiten abberuft, zu verleihen.***)

Unter den mit den Vertragsbeſtimmungen Unzufriedenen befand ſich, wie ſich bald zeigte, Aben-Aboo ſelber. Im Anfange that er, als ob er den Vertrag ſanctionirte, und verſprach, alles Mögliche zu thun, um ſeine Vollziehung durchzuſetzen. Doch bald erkaltete er, ſchob alle Schuld auf El Habaqui und erklärte, daß dieſer Offizier ſeine Befugniſſe überſchritten, ihm über ſeine Verhandlungen falſchen Bericht ab-

*) „Predicando en los púlpitos publicamente contra la benignidad y clemencia que V. M. ha mandado usar con esta gente.“ — Carta de D. Juan de Austria al Rey, 7 de Junio, 1570, Manuſkr.

**) „Que los religiosos que habrian de interceder con V. M. por estos miserables, que cierto la mayor parte ha pecado con ignorancia, hagan su esfuerzo en reprender la clemencia.“ — Ebend.

***) Wie Bleda uns erzählt, „vergaß der weiſe König die ausgezeichneten Dienſte Deza's nicht. Letzterer wurde einer der reichſten Kardinäle und verbrachte ſeine übrigen Tage in Rom, wo er ſich einen köſtlichen Palaſt erbaute.“ (Cronica de España, S. 753). Leider fand dieſer glückliche Wechſel erſt etwas ſpäter ſtatt, zu ſpät, um für die Moriscos von Nutzen zu ſein.

gestattet und die Interessen der Nation seinem Ehrgeize geopfert hätte.*) Die diesem Chef so freigebig von den Spaniern geschenkten Aufmerksamkeiten, seine frühe Korrespondenz mit ihnen und die ihm durch den Vertrag gemachten reichlichen Zugeständnisse lieferten für eine derartige Anklage plausible Gründe.

Zufolge den spanischen Darstellungen aber erhielt Aben-Aboo um diese Zeit aus der Berberei eine Verstärkung von zweihundert Soldaten, nebst der Zusicherung, daß er bald aus Afrika eine nachdrücklichere Unterstützung empfangen sollte. Das, heißt es, änderte seine Ansichten. Auch ist es nicht unmöglich, daß, als die Stunde herannahte, der Moriscо-Chef es schwieriger fand, als er anfangs geglaubt hatte, seinem königlichen Stande zu entsagen und in den gemeinen Rang der castilischen Vasallen, der erniedrigten Kaste der maurischen Vasallen, deren Zustand sich nicht viel über denjenigen der Leibeigenen erhob, herabzusteigen.

Wie dem aber auch sein mag, fühlte sich das spanische Lager durch die über das Schwanken Aben-Aboo's einlaufenden Berichte sehr beunruhigt. Es hieß sogar, daß er, weit davon entfernt, die Ausführung des Vertrages einzuschärfen, sein Volk insgeheim zu fernerem Widerstande anfeuerte. Kein Mensch war über dieses Betragen mehr entrüstet, als El Habaqui, der jetzt ein so getreuer Unterthan, wie Philipp in seinen Besitzungen keinen bessern aufzuweisen hatte, geworden war. Zu dieser Gesinnung gegen Aben-Aboo gesellte sich bei ihm nicht wenig gekränkte persönliche Eitelkeit, und er erbot sich, wenn Don Juan ihn an die Spitze eines Detachements stellen wollte, selber zu gehen, dem Moriscо-Fürsten in seinem Hauptquartiere die Spitze zu bieten und ihn gefangen ins Lager zu bringen. Obschon Don Juan ein vollständiges Vertrauen in die Treue El Habaqui's setzte,**) hielt er

*) „Que el Habaqui habia mirado mal por el bien comun, contentandose con lo que solamente Don Juan de Austria le habia querido conceder, y procurando el bien y provecho para si y para sus deudos." — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 390.

*) „En lo que á esto toca, no tengo mas prendas que la palabra del Habaquí, el cual me podria engañar; pero certifico á V. M. que en su manera de proceder ma paresce hombre que tracta verdad, y tal fama tiene." — Carta de D. Juan de Austria al Rey, 21. de Mayo, 1570, Manuskr.

nichtsdestoweniger für besser, ihm Geld anstatt Leute zu geben. Daher händigte er ihm achthundert Golddukaten ein, damit er unter seinen Landsleuten die nöthigen Truppen rekrutiren könnte.

Auf diese Weise ausgestattet, brach El Habaqui nach dem Hauptquartiere Aben-Aboo's, der alten Residenz in Mecina de Bombaron, auf. Als am zweiten Tage der Morisco-Kapitän auf einen Trupp seiner Landsleute, die sich unthätig am Wege herumtrieben, stieß, gab er sich ein Ansehen und fragte sie, warum sie nicht, wie Andere, gingen und sich den spanischen Behörden unterwürfen. Sie versetzten, daß sie auf die Befehle ihres Herrn warteten. Hierauf entgegnete El Habaqui: „Alle sind verpflichtet, sich zu unterwerfen, und wenn Aben-Aboo seinerseits Unbereitwilligkeit zeigt, es zu thun, werde ich ihn unverzüglich verhaften und an dem Schweife meines Pferdes ins christliche Lager schleppen.“ *) Diese unbesonnene Prahlerei kostete dem Renommisten das Leben.

Einer aus dem Trupp begab sich augenblicklich nach Mecina und berichtete die gehörten Worte dem Aben-Aboo. Der Morisco-Fürst war außer sich vor Freude bei der Aussicht, daß er seinen Feind in seine Gewalt bekommen konnte, und sandte auf der Stelle eine Abtheilung von einhundert und funfzig türkischen Reitern aus, damit sie den Missethäter ergriffen und ihm denselben nach Mecina brächten. Sie fanden den El Habaqui zu Burchal, wo seine Familie wohnte. Die Nacht war schon angebrochen, als der Häuptling Nachricht von dem Herankommen der Türken erhielt; unter dem Schutze der Finsterniß entkam er glücklich ins benachbarte Gebirge. Den nächsten Morgen folgten ihm die Soldaten hart auf den Fersen, und es dauerte nicht lange, so sahen sie einen Menschen auf den Felsen herumschleichen, dessen weißer Mantel und rother Turban bewiesen, daß er der Gegenstand ihrer Verfolgung war. Er ward unverzüglich in Gewahrsam genommen und nach Mecina geschafft. Sein Urtel war schon gefällt. Aben-Aboo hielt ihm seine Verrätherei vor und ließ ihn in ein anstoßendes Zimmer

*) „Que quando Aben Aboo de su voluntad no lo hiciese, le llevaria él atado á la cola de su caballo.“ — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 392.

bringen, wo er gleich darauf erdrosselt wurde. Sein Leichnam, dem die Ehre des Begräbnisses verweigert wurde, ward zuerst in eine Binsenmatte gewickelt und dann schimpflich in eine Schleuse geworfen. Das Schicksal des unglücklichen Mannes aber wurde über einen Monat geheim gehalten.*)

Sein Ausbleiben erregte natürlich nach einiger Zeit im spanischen Lager Verdacht. Ein dem Aben-Aboo bekannter Offizier schrieb an ihn um Aufschluß bezüglich des El Habaqui und erhielt von dem verschlagenen Fürsten die Antwort, daß El Habaqui wegen seiner verrätherischen Aufführung arretirt und in Gewahrsam gebracht worden sei, daß aber seine Familie und Freunde nicht besorgt zu sein brauchten, da ihm nichts Leides passirt wäre. Aben-Aboo gab ferner den Wink, daß es gut sein würde, wenn man zu ihm einen vertrauten Mann schickte, damit er mit demselben die einzelnen Punkte des Vertrages in Ordnung bringen könne, — gleich als wenn diese nicht schon längst festgestellt gewesen wären. Nach einigem weiteren Verzuge beschloß Don Juan, einen Agenten abzusenden, der die eigentlichen Absichten der Moriscos in Bezug auf die Christen ausforschen und wo möglich in das um das Schicksal El Habaqui's hängende Geheimniß eindringen sollte.

Der hierzu ersehene Gesandte war Hernan Valle de Palacios, ein Kavalier mit einem muthigen Herzen, das jedoch durch eine Vorsicht gemäßigt ward, die ihn für das jetzige delikate und gefährliche Geschäft sehr eignete. Er reiste auf seine Mission am dreizehnten Juli ab. Unterwegs begegnete er einem Morisco, der ein Verwandter des letzten Monarchen Aben-Humeya und folglich kein Freund von Aben-Aboo war. Da er den ganzen Hergang der Ermordung El Habaqui's kannte, theilte er dem Palacios Alles genau mit. Er fügte hinzu, daß der Morisco-Fürst, weit davon entfernt mit dem neulichen Vertrage zufriedengestellt zu sein, vielmehr Alles aufbiete, um die Vollziehung desselben zu verhindern. Derselbe könnte, sagte der Denunciant, binnen kurzer Frist eine Macht von fünf bis sechs tausend Mann, die

*) „Lo hizo ahogar secretamente, y mandó echar el cuerpo en un muladar envuelto en un zarzo de cañas, donde estuvo mas de treinta dias sin saberse de su muerte.“ — Ebend., S. 393.

alle wohlbewaffnet und auf ein Vierteljahr verproviantirt wären, muſtern; auch thäte er alles Mögliche, um weitere Verſtärkungen von Algier zu erhalten.

Nachdem der Geſandte mit dieſen Einzelnheiten bekannt gemacht worden war, trat er ſeine Reiſe wieder an. Er gebrauchte indeß die Vorſicht, ſich erſt von Aben-Aboo ein freies Geleit, das ihm auf der Stelle überſandt wurde, zu verſchaffen. Als er Mecina erreichte, fand er den Platz mit fünfhundert Büchſenſchützen beſetzt; doch ließ man ihn auf den Befehl des Königs frei paſſiren. Ehe er vor „den kleinen König der Alpujarras," wie Aben-Aboo gleich ſeinem Vorgänger im gewöhnlichen Sprachgebrauche genannt wurde, gelaſſen ward, ward Palacios erſt genau durchſucht und alle Waffen, die er bei ſich führte, ihm weggenommen.

Er fand den Aben-Aboo auf einem Divan ausgeſtreckt, indem ihn drei oder vier mauriſche Mädchen mit nationalen Geſängen und Tänzen unterhielten. Er ſtand nicht auf und änderte nicht einmal ſeine Lage bei dem Hereinkommen des Geſandten, ſondern gab ihm Audienz mit dem ſtolzen Gebahren eines unabhängigen Fürſten.

Palacios fand nicht für gut, das Schickſal El Habaqui's zu berühren. Nachdem er ein Langes und Breites über die freigebigen Verſprechungen, die zu machen er von Don Juan bevollmächtigt war, geſprochen hatte, drückte er die Hoffnung aus, daß Aben-Aboo doch den Vertrag ausführen und nicht den Krieg, der die gänzliche Vernichtung ſeines Vaterlandes herbeiführen müſſe, vom Neuen anfachen werde. Der Chef hörte ſtillſchweigend zu. Erſt, als er einige von ſeinen vornehmſten Kapitänen um ſich gerufen hatte, geruhte er zu erwiedern. Er ſagte alsdann, daß Gott und die ganze Welt wüßten, wie er nicht auf eignen Wunſch, ſondern durch den Willen des Volkes auf den Thron gelangt ſei. „Ich werde," ſagte er, „von meinen Unterthanen Niemanden, der ſich lieber unterwerfen will, daran zu hindern ſuchen. Aber, ſagen Sie Ihrem Herrn," ſetzte er hinzu, „daß ich, ſo lange ich noch ein Hemd auf dem Leibe trage, ihrem Beiſpiele nicht folgen werde. Sollte kein anderer Menſch mehr in den Alpujarras ausharren, würde ich eher als Muſelmann leben und ſterben, als alle Gunſtbezeugungen, mit denen mich König Philipp überhäufen kann, beſitzen. Zu keiner

Zeit und auf keine Weise werde ich mich je in seine Gewalt begeben.“*) Diese feurige Erklärung schloß er mit den Worten, daß er sich, wenn ihn die Noth dazu triebe, in einer Höhle begraben werde, die er auf sechs künftige Jahre mit Lebensmitteln versorgt habe, und es müßte eigen zugehen, wenn er während dieser Zeit nicht die Mittel fände, in die Berberei hinüberzukommen. Der kühne Ton dieser Bemerkungen mußte ein- für allemal den Schluß der Audienz herbeiführen. Palacios durfte ungehindert zurückkehren und seinem Befehlshaber das Scheitern der Mission berichten.

Der Krieg, welchen glücklich zu Ende gebracht zu haben Don Juan sich schon geschmeichelt hatte, brach jetzt gleich einem gedämpften, aber nicht gelöschtem Feuer mit verdoppelter Wuth aus. Der herausfordernde Ton ließ sich am lautesten im Gebirge von Ronda, einer wilden Sierra an den westlichen Säumen der Alpujarras, hören. Diese Sierra war bewohnt von einem kecken, ungezähmten Menschenschlage, der furchtbarer als die Gebirgsbewohner irgend eines anderen Districts von Granada, war. Aben-Aboo wandte alles Mögliche an, um in dieser Gegend die Flamme der Empörung zu schüren und sandte seinen Bruder El Galipe dahin, damit er dort den Oberbefehl übernähme.

Die jetzt in volle Thätigkeit gesetzte**) spanische Regierung machte mehr, denn je zuvor, kräftige Anstrengungen, den Geist der Rebellion zu zermalmen. Don Juan hatte Guadix zu besetzen und sollte von dort aus das Land in nördlicher Richtung säubern. Eine zweite Armee sollte unter dem Großcommandeur Requesens von Granada ausrücken, vom Norden her in die Alpujarras eindringen, eine andere Route, als der Herzog von Sesa im vorigen Feldzuge einschlagen und den Ausrottungskrieg in das Innere des Gebirges tragen. Endlich wurde der Herzog

*) „Que quando no quedase otro sino él en la Alpuxarra con sola la camisa que tenia vestida, estimaba mas vivir y morir Moro, que todas quantas mercedes el Rey Filipe le podia hacer; y que fuese cierto, que en ningun tiempo, ni por ninguna manera, se pondria en su poder.“ — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 410.

**) Wir haben aroused durch „in Thätigkeit gesetzt“ wiedergegeben, nach Boag's Erklärung: aroused, excited into action, put in motion. Siehe dessen Imperial Lexicon, Edinburgh und London, 4°, 2 Bde. — Siehe auch Ogilvie's Imperial Dictionary, London, 1850. Anmerkung des Uebersetzers.

von Arcos, der würdige Abkömmling des großen Marquis von Cadiz, (dessen Name im ersten granadischen Kriege so berühmt war und dessen große Güter der Herzog von Arcos geerbt hatte,) mit den Operationen gegen die Rebellen in der Serrania de Ronda beauftragt.

Der Großcommandeur vollzog seinen Auftrag auf die nämliche unbarmherzige Weise, in der er ihm gegeben worden war. In den ersten Tagen des Septembers verließ er Granada und zog mit fünftausend Mann zu Felde. Er stürmte augenblicklich in das Innere des Landes vor. Alle Uebel des Krieges in ihrer schrecklichsten Gestalt waren in seinem Gefolge. Längs seines ganzen Zuges schien es, als ob eine Feuersbrunst über das Land dahin gefahren sei. Die Wohnungen wurden geplündert und niedergebrannt. Die Maulbeer- und Olivenhaine wurden umgehauen, die Weinstöcke bei den Wurzeln herausgerissen und die reifenden Ernten in den Staub getreten. Die Gegend verwandelte sich in eine Wüstenei. Hin und wieder leisteten kleine Korps Moriscos verzweifelten Widerstand. Meistens jedoch wurden sie obdachs- und nahrungslos wie widerstandloses Vieh vor dem Heere hergetrieben und genöthigt, in den Tiefen der Berge und in den Höhlen, woran diese Gegend des Landes reich war, Zuflucht zu suchen. Ihre Verfolger setzten die Hetzjagd mit der grimmigen Lust fort, womit der Jäger die Spur des wilden Thieres bis zum Lager desselben im Walde verfolgt. Oefters waren ein- bis zweihundert in der nämlichen Höhle durcheinander gedrängt. Es war nicht leicht, inmitten der Felsen und des Dickichtes, welche den Eingang verdeckten, das Versteck aufzufinden. Wurde es aber gefunden, war es keine schwere Sache, die Darinnenbefindlichen zu vernichten. Das grüne Gebüsch lieferte das Material für ein dampfendes Feuer, so daß alle Höhlenbewohner durch den Rauch erstickt wurden, oder, wenn sie herausrannten, der Gnade ihrer Verfolger anheimfielen. Einige wurden auf der Stelle niedergemacht; Andere sandte man auf den Galgen oder die Galeeren; während die meisten das beinahe nicht minder fürchterliche Loos traf, daß sie den Soldaten zur Beute überlassen und in die Sklaverei verkauft wurden.*)

*) Das sind die Worte Marmol's, den man nicht im Verdacht haben wird, daß er die Grausamkeiten seiner Landsleute übertrieben habe. Scheint er sie doch gar

Unweit von Bérchul kam Aben-Aboo in einer von diesen Höhlen, wo er sich mit einem seiner Weiber und zwei Töchtern versteckt hatte, beinahe nicht mit dem Leben davon. Die Frauenzimmer, nebst ungefähr siebenzig andern Personen, erstickten. Dem Morisco-Chef gelang es, durch eine Oeffnung am andern Ende, welche seinen Feinden unbekannt war, hinauszukommen. *)

Längs des zu Grunde gerichteten Landes wurden in nahen Entfernungen von einander kleine Forts errichtet. In den verschiedenen Landestheilen wurden nicht weniger, als vier und achtzig solche Thürme errichtet; neun und zwanzig waren in den Alpujarras und im Thale Lecrin allein zu sehen. **) Da standen sie und krönten jede Klippe und Anhöhe in der Sierra, finster über die abscheuliche Wüstenei dahinblickend, als traurige Denkmäler der Eroberung. So beschaffen war die strenge Politik der Sieger. Innerhalb dieses Felsengürtels, der ja so lange von den eisenfesten Soldaten Castiliens besetzt gehalten wurde, war es der Rebellion unmöglich, sich an einem Punkte wieder zu einer Macht auszubilden (to gather to a head). ***)

Die Monate September und Oktober gingen mit diesen Operationen auf. Inzwischen hatte der Herzog von Arcos seine andalusischen Rekruten, die sich mit tausend von seinen Vasallen auf viertausend Mann beliefen, gemustert. Er nahm seinen Sohn, einen erst dreizehnjährigen Knaben, mit sich. Hierbei folgte er, sagt der Geschichtschreiber, dem alten Brauche des tapfern Hauses Ponce de Leon. ****) Um die

---

nicht für Grausamkeiten anzusehen. „Unos enviaba el Comendador mayor á las galeras, otros hacia justicia de ellos, y los mas consentia que los vendiesen los soldados para que fuesen aprovechados.“ — Rebelion de Granada, Bd. II, S. 436.

*) Ebend., S. 433.

**) Circourt enthält eine genaue Aufzählung der Festungen der verschiedenen Landestheile. — Histoire des Arabes d'Espagne, Bd. III, S. 135 und 136.

***) Head steht hier in der Bedeutung Macht: influence, force, strength, pitch, power, armed force, wie Boag es erklärt. — Der alte Johannes Eberz gibt in seinem Wörterbuche die Redensart to gather a head, die ein wenig verschieden ist, durch: Kräfte sammeln, Macht bekommen und mächtig werden.

Anmerkung des Uebersetzers.

****) „Llevando cerca de sí a su hijo, moso quasi de trece años Don Luis

Mitte September trat er seine Expedition in die Sierra Vermeja oder die Rothe Sierra an. Das war ein in der spanischen Geschichte merkwürdiger Ort, weil daselbst zu den Zeiten von Ferdinand und Isabelle Alonso de Aguilar geschlagen wurde und den Tod fand: ein Ereigniß, welches dem schönen Minnegesange des Südens zu mancher klagenden Romanze den Stoff lieferte. Die Gemahlin des Herzogs von Arcos stammte von Alonso de Aguilar ab, wie er selber der Enkel des guten Grafen von Ureña war, der mehr Glück, als sein Freund, hatte und das Unheil jenes Tages überlebte. Die Marschroute der Armee führte unmittelbar über das Schlachtfeld. Als die Soldaten über die hochliegende Ebene von Calaluz marschirten, erblickten sie überall um sich her die Spuren des Gefechts. Der Boden war noch mit rostigen Fragmenten von Rüstungen, Stücken von zerbrochenen Degenklingen und mit Speerspitzen bedeckt. Noch rührenderes Zeugniß legten die Gebeine von Menschen und Pferden ab, welche in dieser vereinsamten Gegend der Reif von siebenzig Wintern gebleicht hatte. Die Spanier waren mit der Lokalität gut bekannt, da sie die Sagen und Traditionen des Landes von Kindheit auf damit vertraut gemacht hatten. Hier war der Ort, wo die Avantgarde unter ihrem tapferen Anführer in der Dunkelheit der Nacht Halt gemacht hatte. Dort standen die schwachen Ueberreste von den feindlichen Verschanzungen, welche die Zeit fast mit Staub ausgefüllt hatte, und da warfen auch die Felsen noch ihre dunkeln Schatten über die Ebene, gerade wie an dem Tage, wo an ihrem Fuße der tapfere Alonso de Aguilar im Kampfe mit dem berühmten Feri de Ben Estepar fiel. Die ganze Scene trat den Spaniern frisch vor die Seele. Als sie die unbegrabenen Ueberbleibsel um sich her liegen sahen, strömten — sagt der beredte Geschichtschreiber, welcher diesen Zwischenfall berichtet — die Thränen ihre eisernen Wangen herab, lispelten sie ein Soldatengebet für die Ruhe der edlen Todten. Aber, indem auf diese heiligeren Gefühle bald grimmigere folgten, forderten sie laut, daß sie gegen den Feind geführt sein wollten.*)

Ponce de Leon, cosa usada en otra edad en aquella Casa de los Ponces de Leon, criarse los muchachos peleando con los Moros, i tener a sus padres por maestros." — Mendoza, Guerra de Granada, S. 318.

*) Die berühmte Beschreibung dieses Vorfalls von Mendoza stehe in seinem

Der Herzog von Arcos, welcher sich die Fehler des Alonso de Aguilar zur Warnung dienen ließ, hatte seine Anordnungen mit großer Umsicht getroffen. Bald wurde er die Moriscos, die volle dreitausend Mann stark waren, ansichtig. Obschon sie aber eine gute Stellung einnahmen, leisteten sie dessenungeachtet einen Widerstand, der ihres alten Rufes und des herausfordernden Tones, den sie beim Eröffnen des Feldzuges so kühn angestimmt hatten, nicht sehr würdig war. Allerdings zeigten sie anfangs Herzhaftigkeit und fügten den Christen einigen Verlust zu; aber, die häufigen Niederlagen ihrer Landsleute schienen ihnen den Muth benommen zu haben, so daß sie bald in Unordnung geriethen und nach allen Seiten hin in die unzugänglicheren Striche der Sierra flohen. Die Flüchtigen, welche sich nicht wieder zu sammeln suchten, wurden von den Spaniern unausgesetzt verfolgt, und der siegreiche General traf solche wirksame Maßregeln, daß sie sich nie wieder in einiger Stärke zusammenfanden. Die Empörung der Sierra Bermeja war zu Ende.*)

Freilich ließe sich sagen, daß die Rebellion innerhalb der Gränzen Granada's überall erdrückt war. Die herzhafteren unter den Insurgenten hielten noch in den Höhlen und schwer zugänglichen Plätzen der Alpujarras aus, indem sie dürftig ihr Leben fristeten, bis sie von Abtheilungen Spaniern, deren Verfolgungseifer die Regierung durch das Versprechen von zwanzig Dukaten für jeden Morisco-Kopf belebt hatte, niedergehetzt wurden. Fast Alle empfanden das Unthunliche des längeren Widerstandes. Einige entkamen glücklich in die Berberei. Die Uebrigen, muthlos und durch den Nahrungsmangel in dem wüste gelegten Lande zum Aeußersten getrieben, nahmen zuletzt willig die ihnen angebotene Amnestie an und reichten ihre Unterwerfung ein.

Guerra de Granada, S. 301 und 302. Der castilische Geschichtschreiber, der wahrscheinlich die ursprüngliche Idee dazu vom Tacitus (Annales, lib. I, cap. 31) borgte, hat die Scene mit vollendeter Kunst, die ihn vom Range eines Nachahmers zu dem eines Rivals erhebt, geschildert. Von der unglücklichen Expedition des Alonso de Aguilar im Jahre 1501 kann der Leser eine umständliche Beschreibung in der Geschichte Ferdinands und Isabellens, Theil II, Kap. 7, finden.

*) Mendoza, Guerra de Granada, S. 298—314. — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 425—431

Den acht und zwanzigsten October erhielt Don Juan Nachricht von dem letzten Edicte Philipp's, welches verordnete, daß alle Moriscos innerhalb des Königreichs von Granada sofort in das Innere des Landes versetzt werden sollten. Niemand wurde von dieser Bestimmung ausgenommen, nicht einmal die Moriscos de la Paz, wie diejenigen, welche getreu verweigert hatten, sich an der Rebellion zu betheiligen, hießen.*) Die Anordnungen zu diesem wichtigen und schweren Schritte geschahen mit ausgezeichneter Klugheit und wurden unter der allgemeinen Leitung Don Juan's von Oesterreich, des Großcommandeurs Requesens und der Herzöge von Sesa und Arcos prompt und energisch vollzogen.

Kraft der Bestimmungen des Edicts waren die Ländereien und Häuser der Verbannten zum Besten der Krone einzuziehen. Aber ihre wandelbare Habe (their personal effects), ihre Viehheerden**) und ihr Getreide, sollten, wenn sie es wünschten, von der Regierung gegen einen festgesetzten Werth angenommen werden. Für ihr persönliches Wohlbefinden und ihre persönliche Sicherheit sollte alle mögliche Sorgfalt getragen werden, und es war verboten, bei ihrer Fortschaffung die Eltern von den Kindern, die Männer von ihren Weibern zu trennen, kurz die Familienmitglieder auseinander zu reißen: — „ein Akt der

*) Circourt citirt eine merkwürdige Stelle aus den Ordenanzas de Granada, die von dem gewissenhaften Verfahren der Regierung gegen die Moriscos einen deutlichen Beleg liefert. Sie bildet die Einleitung des Gesetzes vom 24. Februar 1571. „Die Moriscos, welche sich nicht an der Empörung betheiligt haben, sollten nicht bestraft werden. Wir möchten ihnen nicht gern schaden; aber, sie können inskünftig nicht ihre Ländereien bebauen, und dann würde es eine endlose Aufgabe sein, wollte man den Unschuldigen von dem Schuldigen zu trennen suchen. Wir werden sie sicherlich entschädigen. Indessen müssen ihre Landgüter, wie die der rebellischen Moriscos, konfiscirt werden." — Hist. des Arabes d'Espagnes, Bd. III, S. 148.

**) Wir haben hier wieder die beiden synonymen Ausdrücke: their flocks, their herds, deren Unterschied wir oben angaben. Wir setzen hier in Bezug auf das Wort flock noch hinzu, daß in ihm der Sinn liegt, daß sich die von ihm begriffenen Thiere von selbst zusammenschaaren, daher es nicht bloß, wie in den meisten Wörterbüchern angegeben ist, von Schafen und kleineren Thieren der Landwirthschaft, sondern auch von Fischen gebraucht wird: z. B. a flock of whales, eine Schaar Wallfische. Von Hühnern sagt man gewöhnlich a flight. Anmerkung des Uebersetzers.

Milde, den sie," sagt ein menschlicher Geschichtschreiber, „wenig verdienten; aber Seine Majestät wollte sie gern zufriedenstellen." *)

Das Land war in Districte getheilt, und die Einwohner sollten, unter der Bedeckung einer starken Escorte, nach ihren bezüglichen Bestimmungsplätzen gebracht werden. Diese scheinen die folgenden gewesen zu sein: das Gebiet von La Mancha, die nördliche Gränze Andalusiens, die beiden Castilien, Estremadura und selbst die entfernte Provinz Galicia. Man sah sich vor, daß keine Niederlassung an der Gränze von Murcia und Valencia gegründet wurde, weil dort eine große Menge Moriscos auf den Gütern der großen adeligen Herren, welche auf jede Einmischung in die Angelegenheiten ihrer Vasallen äußerst eifersüchtig waren, verhältnißmäßig ruhig lebte.

Für die Fortschaffung der Moriscos in ganz Granada war Allerheiligen, der erste November, festgesetzt. An diesem Tage wurden sie in den Hauptkirchen ihrer Districte versammelt und hatten, nachdem ihnen ihre bezüglichen Divisionen angewiesen worden waren, den Marsch anzutreten. Der Großcommandeur hatte die Päße der Alpujarras mit starken Truppenabtheilungen besetzt. Die verschiedenen Emigrantencolonnen standen unter angesehenen, erprobten Männern. Die ganze Bewegung ging mit ausgezeichneter Ordnung vor sich. Widerstand wurde nur an einem oder zwei Plätzen versucht, wo ja außerdem, wie ein castilischer Geschichtschreiber andeutet, die Schuld an der Brutalität der Soldaten lag. **) Doch fielen bei der gegenwärtigen Fortschaffung der Moriscos weniger Akte der Gewaltthätigkeit und Räuberei, als bei der früheren Fortschaffung von Granada vor. Wenigstens dürfte man aus dem Stillschweigen der Geschichtschreiber so schließen, obwohl

*) „Que las casas fuesen y estuviesen juntas; porque aunque lo merecian poco, quiso su Magestad que se les diese este contento." — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 439.

**) „Saquearon los soldados las casas del lugar, y tomaron todas las mugeres por esclavas y cosa que dió harta sospecha de que la desorden habia nacido de su cudicia." — Ebend., S. 144.

Die bessern Gefühle des alten Soldaten siegten hin und wieder — was ihm in Anbetracht jener Zeit zu keinem geringen Lobe gereicht, — über seine nationalen Antipathieen.

allerdings ein solcher Schluß nicht ganz zuverlässig wäre, da die meisten Geschichtschreiber an den Leiden der Moriscos zu geringen Antheil nehmen, als daß sie dieselben immer erwähnt haben müßten. Wie dem auch sein mag, kann man nicht zweifeln, daß trotz aller getroffenen Maßregeln, den Erilirten unnöthiges Leiden zu ersparen, das einfache Factum, daß sie aus ihrer Heimath vertrieben wurden, auf einen unberechenbaren Grad des Jammers hindeutet. Denn, was konnte für sie schrecklicher sein, als auf diese Weise von ihren angenehmen Behausungen, den Scenen ihrer Kindheit, wo jeder Berg, jedes Thal, jeder Fluß gleichsam vertraute Freunde und ein Theil ihrer Existenz waren, hinfortgerissen zu werden und unsanft hineingeworfen in ein fremdes Land, wo die Menschen sich von ihnen durch den Glauben, die Sprache und die Institutionen unterschieden und nur das Gefühl tödtlichen Hasses mit ihnen gemein hatten? Daß aber die Fortschaffung einer ganzen Nation sich so ruhig vollziehen konnte, liefert den Beweis, wie gründlich die Kraft und der Muth der Moriscos durch ihre Niederlagen gebrochen gewesen sein muß. *)

Da der Krieg also beendigt war, glaubte Juan von Oesterreich keinen Grund zu haben, warum er seinen Aufenthalt in der Provinz verlängern sollte. Schon seit einiger Zeit hatte er für seine Rückkehr die Zustimmung des Königs zu erhalten gesucht. Sein zwischen den Gebirgsschranken der Alpujarras eingeschlossener Ehrgeiz war es müde, auf dem ihm jetzt obscur erscheinenden Thatenfelde länger eine Rolle zu

*) Hinsichtlich der Entfernung und Zerstreuung der Moriscos siehe Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 437—444. — Ferreras, Histoire d'Espagne, Bd. X, S. 227 und 228. — Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 126.

Es darf uns wohl befremden, wenn ein so wichtiges Ereigniß, wie die Fortschaffung der Moriscos, von dem Schreiber einer allgemeinen Geschichte, wenn überhaupt, nur beiläufig erwähnt worden ist. Noch befremdender aber ist es, daß ein Schriftsteller von dem Werthe des Mendoza, dessen Darstellung es wesentlich angehörte und der auf die Expedition in die Serrania de Ronda dreißig Seiten oder drüber verwenden konnte, völlig mit Stillschweigen übergangen worden ist. Aber, jene Expedition war die Erzählung des Ruhmes Spaniens. Der castilische Historiker verachtete die Nation der Ungläubigen zu tief, als daß er einen Gedanken an ihre Unglücksfälle, wofern diese nicht etwa ihm die Tapferkeit seiner Landsleute darzustellen erlaubten, verschwenden sollte.

ſpielen und verlangte, ſich auf einer kühneren Schaubühne vor der Welt zeigen zu können. Auch ſtrebte er nach einem unabhängigeren Kommando. Er ſchrieb wiederholt Briefe an die königlichen Miniſter, namentlich an den Kardinal Espinoſa und Ruy Gomez de Silva, damit ſie ihren Einfluß für ihn geltend machten. „Ich möchte gern," ſchrieb er an den letztern, „wenn es mir geſtattet würde, Seiner Majeſtät in einer wichtigen Sache dienen. Möchte er doch begreifen, daß ich nicht mehr ein Knabe bin. Ich kann, Gott ſei Dank, ohne den Beiſtand der Flügel Anderer zu fliegen anfangen, und es iſt meiner Anſicht nach hohe Zeit, daß ich aus den Wickelbändern herauskomme."*) In einem andern Briefe ſpricht er den Wunſch aus, daß er an einem Platze ſein möchte, der ſich für den Bruder eines Monarchen, wie Philipp, und den Sohn eines Vaters, wie Karl's des Fünften, beſſer ſchickte.**) Bei mehrfachen Gelegenheiten erwähnt er den Oberbefehl gegen die Türken als das große Ziel ſeines Ehrgeizes.

Er hatte ſeit Anfang Sommer, alſo ſchon ein paar Monate vor dem eigentlichen Abſchluſſe des Feldzuges, unaufhörlich darum angehalten, ſeine gegenwärtige Stelle niederlegen zu dürfen; was eine Unbeſtändigkeit des Charakters zu beweiſen ſcheinen kann, wovon er ſpäter in ſeinem Leben ein merkwürdiges Beiſpiel gab. Endlich erhielt er zu ſeiner großen Freude die königliche Bewilligung zur Niederlegung des Kommando's und zur Rückkehr nach Hofe.

Den elften November begab ſich Don Juan nach Granada. Hier war er bis zum Ende des Monats damit beſchäftigt, die nöthigen Vorbereitungen zu ſeiner Abreiſe zu treffen. Der größere Theil der Armee wurde ausbezahlt und entlaſſen. Eine genügende Truppenzahl behielt man zur Beſetzung der Feſtungen zurück oder gebrauchte ſie, um Detachements zu bilden, die das Land ſäuberten und die ſich noch

*) „Querria tambien que allá se entendiese que ya no soy mochacho, y que puedo, á Dios gracias, comenzar en alguna manera á volar sin alas ajenas, y sospecho ques ya tiempo de salir de pañales." — Carta de D. Juan de Austria á Ruy Gomez de Silva, 16 de Mayo, 1570, Manuſkr.

**) „No teniendo el lugar y auctoridad que ha de tener hijo de tal padre, y hermano de tal hermano." — Carta de D. Juan de Austria á Ruy Gomez de Silva, 4 de Junio, 1570, Manuſkr.

auf den Bergen haltenden Moriscos niederhetzten. Weil Requesens an der Expedition gegen die Ottomannen Antheil nehmen sollte, legte man das Oberkommando in die Hände des tapfern Herzogs von Arcos. Nachdem Don Juan seine Vorbereitungen beendet hatte, verließ er den neun und zwanzigsten November Granada und reiste nach Madrid ab, wo der populäre Feldherr von den Bürgern wie ein aus einem siegreichen Feldzüge zurückgekehrter Eroberer enthusiastisch begrüßt wurde. Von Philipp und seiner neuvermählten Braut Anna von Oesterreich wurde er nicht minder freundlich empfangen. Auch gab der König schon binnen Kurzem einen substantiellen Beweis seiner Zufriedenheit mit seinem Bruder, indem er ihm den von den Alliirten angebotenen Feldherrnstab als Generalissimo im Kriege gegen die Türken übergab.

Noch gab es einen Morisco-Insurgenten, der sich zu unterwerfen weigerte und bisher jeden Versuch, ihn gefangen zu nehmen, vereitelt hatte, obwohl seine Gefangennahme wichtiger, als die eines jeden andern Moriscos, war. Das war Aben-Aboo, der „kleine König" der Alpujarras. Seine Macht von fünftausend Mann war beinahe auf vierhundert herabgeschmolzen. Aber, die ihm übergebliebenen Leute waren ihm ergeben und schienen darauf gefaßt, lieber das Aeußerste zu erdulden, als sich zu ergeben. Gleich seinen übrigen Landsleuten suchte der Morisco-Chef Zuflucht in Gebirgshöhlen in so aus dem Wege liegenden, unzugänglichen Gegenden, daß bisher jeder Versuch, zu entdecken, wohin er sich zurückgezogen hatte, vergeblich unternommen worden war. Im März 1571 zeigte sich eine Gelegenheit, diese Entdeckung zu machen.

Granada war damals der Schauplatz fast täglicher Hinrichtungen. Sobald man der bedauernswerthen Insurgenten habhaft geworden war, führte man sie vor den Richterstuhl Deza's, wo sie auf der Stelle von dem unerbittlichen Präsidenten zu den Galeeren oder zum Galgen verurtheilt wurden, oder wo sie das noch schrecklichere Schicksal traf, daß sie mit glühenden Zangen in Stücke gerissen wurden. Unter den zum Tode verurtheilten Gefangenen befand sich ein gewisser Zatahari, der das Glück hatte, daß seine Strafe durch die Verwendung eines Goldschmieds, eines in Granada sehr angesehenen Mannes, einen Aufschub erlitt. Aus Dankbarkeit für diesen Dienst, oder vielleicht als

den Preis dafür, machte Zatahari seinem Wohlthäter in Bezug auf Aben-Aboo einige wichtige Enthüllungen. Er verrieth den Ort, wo sich derselbe versteckt aufhielt, und die Zahl seiner Truppen, mit dem Zufügen, daß die beiden Männer, auf welche sich Aben-Aboo am meisten verließ, sein Sekretär Abou-Amer und ein maurischer Kapitän, Namens El Senir, wären. Mit dem erstern von diesen Männern war Barredo, der im Laufe seines Geschäfts oft in die Alpujarras Reisen zu unternehmen Gelegenheit hatte, persönlich bekannt. Er beschloß, mit dem Sekretär eine Korrespondenz zu eröffnen und ihn womöglich zum spanischen Interesse überzuziehen. Zatahari willigte unter der Bedingung, daß er dafür begnadigt würde, darein, den Brief zu überbringen. Der Präsident, welcher den Plan billigte, bewilligte mit Freuden dem Zatahari die Begnadigung, und er ertheilte seine Autorisation, daß man dem Abou-Amer, falls er dem Barredo an die Hand ginge, die freigebigsten Versprechungen machen sollte.

Zum Unglück für Zatahari, oder vielmehr, wie sich herausstellte, zum Glück für ihn, wurde er unterwegs von El Senir angehalten. Dieser nahm ihm den Brief ab und brachte denselben dem Abou-Amer. Der getreue Sekretär fühlte sich durch den Bestechungsversuch aufs Schimpflichste beleidigt. Er würde den Boten dem Tode überliefert haben, hätte ihm nicht El Senir vorgestellt, daß der arme Kerl die Botschaft bloß, um sein Leben zu retten, übernommen habe.

Unter vier Augen versicherte der maurische Kapitän dem Boten, daß Barredo hätte um eine Zusammenkunft mit ihm selber nachsuchen sollen, indem er bereit sei, sich mit den Christen in Unterhandlungen einzulassen. In der That hegte El Senir einen Groll gegen seinen Herrn, und hatte schon seinen Dienst zu verlassen und in die Berberei zu entkommen gesucht.

Demgemäß wurde ein Zusammenkunftsort in den Alpujarras, wohin sich Barredo insgeheim begab, verabredet. El Senir erhielt die unter des Sekretärs eigner Hand gegebene Zusicherung, daß er, falls er den Aben-Aboo todt oder lebendig nach Granada brächte, einen Pardon für sich selber und für seine Freunde, sowie eine jährliche Pension von hunderttausend Maravedis erhalten sollte.

Die Zusammenkunft ließ sich nicht so heimlich abmachen, daß

nicht ein Wink davon dem Aben-Aboo zu Ohren gekommen wäre. Dieser beschloß, sich allsogleich in das Hauptquartier des El Senir zu verfügen und selber zu untersuchen, was Wahres daran sei. El Senir hielt sich in einer benachbarten Höhle versteckt. Aben-Aboo nahm seinen getreuen Sekretär und einen kleinen Trupp Soldaten mit sich. Als er zur Höhle kam, ließ er seine Begleiter draußen warten, und ging, nachdem er zwei Mann am Eingange aufgestellt hatte, mit weniger Klugheit, denn gewöhnlich, allein hinein in das Innere.

Er fand daselbst den El Senir von mehreren Freunden und Vettern umgeben. Aben-Aboo beschuldigte ihn in einem sehr entschiedenen Tone, daß er eine geheime Korrespondenz mit dem Feinde unterhielt und verlangte den Zweck seiner letzten Zusammenkunft mit dem Barredo zu wissen. Senir suchte die Beschuldigung nicht in Abrede zu stellen, erklärte aber seine Beweggründe damit, daß er bloß durch den Wunsch, seinem Herrn zu dienen, dazu vermocht worden sei. Er wäre, sagte er, dabei so glücklich gewesen, daß er vom Präsidenten die Versicherung erhalten habe, daß der Morisco, wenn er seine Waffen niederlegen wollte, eine Amnestie für das Vergangene und eine reichliche Versorgung für die Zukunft erhalten sollte.

Aben-Aboo hörte diese Erklärung mit einer spöttischen Miene an, kehrte sich alsdann, indem er das Wort „Verrath" murmelte, um und schritt dem Eingange der Höhle, wo er seine Soldaten gelassen, wahrscheinlich mit der Absicht, seinen treulosen Offizier verhaften zu lassen, zu. Er hatte aber den Soldaten, scheint es, keinen Wink von der feindlichen Absicht, warum er dem El Senir den Besuch abstattete, gegeben; weshalb sie, voraussetzend, daß es sich um eine gewöhnliche Angelegenheit handelte, fortgegangen waren, um Freunde in der Nähe zu besuchen. El Senir begriff, daß keine Zeit verloren gehen durfte. Auf ein von ihm gegebenes Zeichen griffen seine Begleiter die am Eingange stehenden Posten an und tödteten einen davon auf der Stelle, während der andere entkam. Hierauf fielen sie alle über den unglücklichen Aben-Aboo her. Er wehrte sich verzweifelt. Obschon er aber grimmig kämpfte, konnte sein Widerstand, weil seine Gegner zu zahlreich waren, nicht lange dauern. Der Kampf schloß bald damit, daß der feige Senir seinen Herrn von hinten überfiel und ihm mit dem

Kolbenende seiner Muskete an den Hinterkopf einen Schlag versetzte, der ihn zu Boden warf, wo man ihn schnell durch eine Menge Wunden vollends umbrachte. *)

Der Leichnam wurde aus der Höhle hinausgeworfen. Als die Leute Aben-Aboo's von dem Schicksale ihres Herrn hörten, zerstreuten sie sich nach allen Richtungen hin. Der treue Sekretär fiel bald darauf in die Hände der Spanier, die ihm mit der von ihnen gewöhnlich in diesem Kriege bewiesenen Menschlichkeit die Eingeweide herausreißen und den Körper viertheilen ließen. **)

Den Körper Aben-Aboo's brachte man in die Nähe von Granada, wo man Anstalten traf, um dem todten Chef einen öffentlichen Einzug in die Stadt, als wenn er noch am Leben gewesen wäre, zu bereiten. Der Leichnam wurde mit den Beinen auseinander auf ein Maulthier gesetzt, während ihn ein hölzerner Rahmen, welchen die weiten Kleider verdeckten, im Sattel aufrecht erhielt. Auf der einen Seite des Körpers ritt Barredo, auf der andern El Senix, welcher letztere den Säbel und die Hakenbüchse seines ermordeten Herrn führte. Hierauf folgten die Anverwandten und Freunde des Morisco-Fürsten, alle mit den Waffen an der Seite. Ein Regiment castilische Infanterie und ein Trupp Reiterei schloß den Zug. Sowie die Prozession die Zacatin-Straße entlang defilirte, begrüßten sie Musketensalven, begleitet von Kanonendonner aus den alten Thürmen der Alhambra, indeß die Bevölkerung Granada's mit hastiger aber schweigsamer Neugier aus den Häusern heraus eilte, um das sonderbare, gespenstische Schauspiel anzugaffen.

Auf diese Weise erreichte die Gesellschaft den großen freien Platz Vivarambla, wo der Präsident, der Herzog von Arcos und die vor-

*) Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 449—454. — Mendoza, Guerra de Granada, S. 324—327. — Bleda, Cronica de España, S. 752. — Herrera, Historia General, Bd. I, S. 781. — Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 123.

**) Who caused him to be drawn and quartered. — Das Wort to draw ist jetzt nicht mehr mit Bezug auf Menschen in dieser Bedeutung gebräuchlich, weil die Gesetze humaner geworden sind. Doch sagt man noch: to draw a fowl, aus Geflügel das Eingeweide herausnehmen. Anmerk. des Uebers.

nehmsten Kavaliere und Magistratspersonen der Stadt versammelt waren. Als man in ihre Nähe kam, stieg El Semir ab und überlieferte dem Deza auf den Knieen die Waffen Aben-Aboo's. Der Präsident empfing ihn gnädig und bestätigte die ihm gegebenen Versicherungen der königlichen Gunst. Hierauf machte man die elende Ceremonie einer öffentlichen Hinrichtung durch. Man schlug dem todten Manne das Haupt ab. Sein Rumpf ward den Knaben der Stadt übergeben, die ihn, nachdem sie ihn unter Verspottungen und Flüchen durch die Straßen geschleppt hatten, in die Flammen warfen. Das war eine der Unterweisungen, wodurch die Spanier schon in früher Jugend dem Geiste ihrer Kinder gegen die Moriscos einen unvertilgbaren Haß einflößten.

Das Haupt Aben-Aboo's wurde in einen Käfig eingeschlossen und über das auf die Alpujarras hinausgehende Thor gestellt. Mit dem Antlitz seinen heimathlichen, von ihm so heiß geliebten Bergen zugewandt, welche die Zeugen seiner kurzen, unheilvollen Regierung gewesen waren, blieb es daselbst gar manches Jahr. Niemand wagte es fortzunehmen, um sich nicht die Strafe zuzuziehen, die eine Aufschrift des Käfigs gegen den Frevler verkündete: „Das ist der Kopf des Verräthers Aben-Aboo. Ihn herunterzunehmen ist bei Todesstrafe verboten." *)

Das war das traurige Ende Aben-Aboo's, des allerletzten Sprossen des auf der Halbinsel herrschenden königlichen Stammes der Omeyaden. Hätte er zu den friedlichen, blühenden Zeiten der arabischen Herrschaft in Spanien gelebt, hätte er vielleicht das Scepter mit eben so viel Ruhm, wie die Besten seines Hauses, geführt. Obschon das Blut der Mauren in seinen Adern floß, scheint er doch von einigen der größten Schwächen des mauriſchen Charakters frei gewesen zu sein. Er war mäßig in seinen Genüssen und bildete in dieser Beziehung einen Gegensatz zu der groben Sinnlichkeit seines Vorgängers. Er besaß eine erhabene Denkungsart, war bei seinem Urtheil kalt und um-

*) „Esta es la cabeza del traidor de Abenabó. Nadie la quite so pena de muerte." — Mendoza, Guerra de Granada, S. 329. — Marmol, Rebelion de Granada, Bd. II, S. 455 und 456. — Bleda, Cronica de España, S. 752. — Miniana, Historia de España, S. 383.

sichtig und, wenn er sich auch nicht der feurigen Charakterstärke, die einigen Fürsten seines Hauses eigenthümlich war, rühmen konnte, besaß er doch eine Willenskraft, die sich weder durch Leiden, noch durch Gefahren einschüchtern ließ. Hiervon gab er einen ausgezeichneten Beweis, als die unmenschlichsten Peinigungen, wie der Leser sich erinnern wird, aus ihm nicht das Geheimniß, wo sich seine Freunde aufhielten, herauspressen konnten.*) Wie bereits angedeutet, waren seine Eigenschaften so beschaffen, daß sie ihn für eine Zeit des Wohlstandes und Friedens eigneten. Leider fiel seine Regierung in schlimme Zeiten, wo sein Land schon zu Grunde gegangen zu seinen Füßen lag; wo das durch lange Knechtschaft gedemüthigte Volk durch die unlängst erlittenen Kriegsniederlagen gebrochen war; kurz, wo es nicht dem weisesten und kriegerischsten seiner Vorgänger möglich gewesen sein würde, die Mauren gegen die überlegene Macht der spanischen Monarchie, die sich auf dem Gipfelpunkte ihrer Macht befand, zu siegreichem Widerstande zu beleben.

Die castilischen Schriftsteller haben seinem Andenken einen tiefen Flecken anzuheften gesucht, indem sie ihn beschuldigten, daß er den El Habaqui ermordet und den von ihm sanctionirten Vertrag auszuführen sich geweigert habe. Allein, wir dürfen, wenn wir das Betragen Aben-Aboo's beurtheilen, nicht vergessen, von welcher Nation er herstammte und wie die Institutionen dieses Volkes beschaffen waren. Er war ein Despot, und zwar ein morgenländischer Despot. Die Lage, in der er sich befand — und noch dazu sehr gegen seinen Wunsch sich befand, war derartig, daß er unbeschränkte Macht über das Leben und Vermögen seines Volkes besaß. Sein Wort war das Gesetz desselben. Er fällte das Urtheil und vollzog es auch. Den El Habaqui erklärte er für einen Verräther; indem er ihn zu dem Strange verurtheilte, belegte er ihn nur mit der Strafe, welche jeden Verräther traf.

Was den Vertrag anbelangte, so sagte er, daß er verrathen worden sei, indem er anführte, daß er nicht diese Vertragsbestimmungen gewollt hätte. Wenn wir nun erwägen, daß das Aktenstück in der spanischen Sprache abgefaßt war, daß ein Spanier es aufgesetzt hatte,

*) Die Erzählung dieses Vorfalls steht oben im vierten Kapitel dieses Buchs.

endlich, daß der den Vertrag unterzeichnende mauriſche Hauptagent von den Spaniern gewonnen war, wie die maßloſen Gunſtbezeigungen, mit denen er überſchüttet wurde, allzudeutlich beweiſen: ſo kann man ſchwerlich daran zweifeln, daß Aben-Aboo ſeine guten Gründe hatte, wenn er eine ſolche Verſicherung machte. Von der Stunde ſeiner Thronbeſteigung an ſcheint er ſich dem großen Werke der Befreiung ſeines Volks gewidmet zu haben. Er konnte ſchwerlich zu einem Vertrage ſeine Zuſtimmung geben, welcher dieſes Volk in einer noch ſchlimmern Lage ließ, als es vor der Rebellion geweſen war. Aus Allem, was wir von ihm wiſſen, dürfen wir mit mehr Grunde den Schluß ziehen, daß er es aufrichtig meinte, wenn er zu dem ſpaniſchen Geſandten Palacios, der, um die Ausführung des Vertrags zu beſchleunigen und ihn an die königlichen Gnadenzuſicherungen zu erinnern, gekommen war, ſagte: „ſein Volk möge thun, wie es demſelben beliebte, was aber ihn ſelber anbeträfe, ſo wolle er lieber als Muſelmann leben und ſterben, denn alle Gunſtbezeigungen beſitzen, mit denen ihn der König von Spanien überhäufen könne.“ Seine Handlungen entſprachen ſeinen Worten; denn obſchon er in einer verzweifelten Lage ſich befand, fuhr er doch noch immer fort, der ſpaniſchen Regierung Trotz zu bieten, bis er endlich durch den Arm eines Verräthers umgebracht wurde.

Der Tod Aben-Aboo's zerriß das letzte Band, welches die noch übrigen Moriscos zuſammenhielt. Binnen einigen Jahren hatten das Schwert, der Hunger und der Galgen die Geächteten, die ſich noch in den ſchwer zugänglichen Oertern des Gebirges verſteckt hielten, ausgerottet. Ihren Platz nahmen nach und nach Chriſten ein, die durch die vortheilhaften Bedingungen, welche die Regierung den Koloniſten bot, dahin gezogen wurden. Doch dauerte es lange, ehe das verwüſtete, von der Hungersnoth heimgeſuchte Gebiet die angeſtrengte Arbeit der Koloniſten entſprechend zu belohnen vermochte. Dieſelben waren mit dem Lande unbekannt und es gebrach ihnen ganz und gar an der nöthigen landwirthſchaftlichen Kenntniß, um die unfruchtbaren Stellen am beſten zu verwerthen. So abenteuerlich geſinnt der Spanier auch war und ſo unbekümmert um Gefahr und Schwierigkeit er dem Gewinn nachjagte, war ihm nichtsdeſtoweniger die niedrige Plackerei, die zur

Bestellung des Bodens erheischt wurde, zuwider: daher denn manches Thal und manche Bergwand, die unter den Moriscos im vollen Schmucke der Bebauung geprangt hatte, jetzt in ihre ursprüngliche Unfruchtbarkeit zurückfiel.

Die Verbannten brachten in die Provinzen, wohin sie geschickt wurden, ihre überlegene Geschicklichkeit und Industrie mit sich. Obschon sie zerstreut und weit von einander getrennt waren, konnte man doch sicher darauf rechnen, daß sich die Anwesenheit von Moriscos kundgab durch die sorgfältigere und fleißigere Bebauung des Bodens, gleichwie sich der verborgene Lauf des Bergstromes durch das herrlichere Grün der Wiese verräth. Mit ihrer landwirthschaftlichen Geschicklichkeit vereinigten sie eine genaue Bekanntschaft mit vielerlei Handwerken, die den Spaniern unbekannt waren: besonders mit solchen, welche Gewandtheit und Feinheit der Ausführung erforderten. Die natürliche Folge dieser Ueberlegenheit war, daß die Producte ihrer Thätigkeit in größerer Menge und um einen billigeren Preis, als diejenigen ihrer Nachbarn geliefert werden konnten. Dessenungeachtet kam diese Industrie unter den ungünstigsten Umständen, welche eine sehr grausame Gesetzgebung über sie verhängen konnte, zu Stande. Es wäre schwer, auf den Seiten der Geschichte ein flagranteres Beispiel der Unterdrückung eines unterworfenen Volkes zu finden, als uns durch die Gesetze dieser Periode in Bezug auf die Moriscos geliefert wird. Das gehässige Gesetz vom Jahre 1566, welches die Empörung herbeigeführt hatte, wurde in volle Kraft gesetzt. Durch dasselbe wurden die Nationalgesänge und Nationaltänze, die eigenthümlichen Bäder der Moriscos, die Feste und Ceremonien, welche sie von ihren Vorfahren geerbt hatten, unter Androhung schwerer Strafen untersagt. Durch eine andere, vom 6. Oktober 1572 datirte Verordnung, die noch grausamer und absurder war, wurde es ihnen verboten, das Arabische zu sprechen oder zu schreiben, und zwar bei Strafe von dreißig Tagen Gefängniß in Eisen beim ersten Zuwiderhandeln, bei doppelter Gefängnißstrafe für das zweite Vergehen und bei hundert Hieben und vierjähriger Galeerenhaft für das dritte Vergehen. Nach einer andern, in dem nämlichen Edikte enthaltenen gräßlichen Bestimmung war Jedermann, der ein in der arabischen Sprache geschriebenes oder ge-

druckte Werk las oder auch nur in seinem Besitz hatte, mit hundert Streichen und vier Jahren Galeeren zu bestrafen. Alle in jener Sprache abgefaßten Verträge oder öffentlichen Urkunden sollten ungültig sein und die kontrahirenden Parteien zu zweihundert Hieben und sechsjähriger Ruderarbeit verurtheilt werden.*)

Aber der härteste Theil dieser fürchterlichen Ordonnanz bezog sich auf den Wohnsitz der Moriscos. Niemand durfte seinen Aufenthaltsort verändern oder die ihm angewiesenen Kirchspiele oder Distrikte ohne die Erlaubniß der regelmäßigen Obrigkeiten verlassen. Wer dawider handelte und außerhalb dieser Gränzen betroffen wurde, war mit hundert Hieben und vierjähriger Haft auf den Galeeren zu bestrafen. Wer innerhalb zehn Stunden von Granada gefunden wurde, war, wenn er in einem Alter von zehn bis siebenzehn Jahren stand, zu lebenslänglicher Zwangsarbeit als Galeerensklave, und, wenn er über siebenzehn Jahre zählte, zum Tode zu verurtheilen.**) Sobald ein Morisco aus seinen Gränzen entschlüpfte, hatte man auf ihn, wie auf einen Verbrecher, zu fahnden.***) Sogar von seiner Familie verlangte man,

---

*) Nueva Recopilacion, Buch VIII, Titel II, Abschnitt 19.

**) „Si estos tales que se huvieren huydo, y ausentado fueren hallados en el dicho Reyno de Granada, ó dentro de diez leguas cercanas á el, caygan é incurran en pena dé muerte, que sea en sus personas executada.“ — Ebend. wie oben.

***) Der englische Ausdruck ist: The hue and cry was to be raised, as for the pursuit of o criminal. — Unser Wort „Steckbrief“ wird im Englischen durch hue and cry wiedergegeben. Ganz wörtlich übersetzt würde die Stelle lauten: „So war Halloh und Geschrei zu erheben, wie bei der Verfolgung eines Verbrechers.“ — In law, sagt Ogilvie, a hue and cry is the pursuit of a felon or offender, with loud outeries or clamour to give an alarm. This procedure is taken by a person robbed or otherwise injured, to pursue or get possession of the culpritis person. — Hue is a contracted word, Norm. hue, Fr. huer or hucher, Dan. hui, or more probably it is from the same root as hoot. — Eine noch genauere Erklärung des Wortes hue gibt George William Lemon in seiner English Etymology (London, 1783, 4°), wenn er sagt: „Hue and cry, oder huing-cry, hue and hack. — Etel. Way. 73, sagt: Σύω, macto, tödten, indem huing-cry ursprünglich das Mordgeschrei, welches man erhob, um das Land zur Verfolgung eines Verbrechers auf die Beine zu bringen, bedeutete. — Sobald irgend eine Beraubung vorgefallen ist, sagt Minshew, ist der Konstabler der nächsten Stadt ver-

daß sie der Obrigkeit seine Abwesenheit anzeigte. Im Falle die Familienglieder dieß unterließen, sollten sie, selbst wenn, wie das Gesetz sagt, es seine Frau oder seine Kinder waren, der Prügelstrafe und einmonatlichem Gefängniß auf der gemeinen Galeere verfallen sein. *)

Doch finden wir, daß ungeachtet dieser unmenschlichen Verfügungen die Moriscos hin und wieder in die Provinz Valencia entweichen, wo eine große Menge ihrer Landsleute als Leibeigne auf den Landgütern der großen adeligen Herren lebten, unter deren mächtigem Schutze sie einen Grad des Wohlbefindens, wo nicht der Unabhängigkeit, der ihren Landsleuten in andern Landestheilen unbekannt war, genossen. Einige wenige gelangten auch glücklich nach der Küste und entkamen über das Meer in die Berberei. Gerade die Strenge des Gesetzes verhinderte bis zu einem gewissen Grade die Vollstreckung desselben. Wirklich hielt es Philipp in mehreren Fällen, wo er glaubte, daß die Edicte die maurischen Vasallen zu hart bedrückten, für angemessen, die Strafe zu mildern oder selbst völlig zu erlassen. Indeß scheint dieses sanfte Verfahren seinen castilischen Unterthanen nicht sehr nach Wunsche gewesen zu sein. **)

Doch hob sich sonderbarer Weise unter diesem eisernen Systeme der Muth der Moriscos, welcher durch die langen Leiden des Rebellionskrieges niedergeworfen worden war, allmälig wieder, sowie sie in ihrer neuen Heimath einen Schirm fanden und ihren früheren, ruhig gewerbthätigen Gewohnheiten wieder nachhängen konnten. Wenngleich

---

pflichtet, den Verbrecher zu verfolgen und, wenn er ihn nicht findet, dem nächsten Konstabler Anzeige zu machen, und Alle, die davon hören, müssen aufs Verfolgen ausgehen, selbst nach der See zu. Die Schotten nennen das Huesium, was geschieht, indem man ein Horn bläst und einen Ausruf (an outcry) macht. Wenn dieß geschehen und der Räuber sich nicht dem Bailiff (Vogte) des Königs stellt, darf man ihn, wo man ihn findet, ungestraft erschlagen oder am nächsten Baume aufknüpfen. — Oder Hue — oder, wie man es gewöhnlich schreibt, hew, — ist zufolge dem Junius von *κέω*, *κεάζω*, scindo, rumpo, den Lebensfaden zerschneiden oder zerreißen, hergeleitet. Doch scheint die erstere Ableitung den Vorzug zu verdienen.

Anmerkung des Uebersetzers.

*) Ebend. a. a. O.

**) Beispiele hiervon führt Circourt, Hist. des Arabes d'Espagne, Band III, S. 150 und 151, an.

ihrer gewohnten Ergötzungen, ihrer Feste, Gesänge und Tänze beraubt; wenngleich von dem Gebrauch ihrer Sprache geschieden, welche sie schon in der Wiege gestammelt, in welcher ihre nationalen Ueberlieferungen ausgeprägt waren und an die sich ihre theuersten Erinnerungen knüpften: hieß es doch von ihnen, daß sie gut gelaunt und sogar ausgelassen fröhlich waren. Sie lebten bis zu einem hohen Alter, und es gab unter ihnen Beispiele von einem langen Leben, von dem gleiche Beispiele unter den Spaniern zu finden nicht leicht war. Das mauriſche Geſchlecht ſcheint, gleich dem jüdiſchen, unter der Verfolgung gediehen zu ſein. *)

Man würde froh ſein, fänden ſich authentiſche Angaben der Zahl der wirklichen Bevölkerung zur Zeit ihrer Austreibung aus Granada. Allein, ich bin auf keine geſtoßen. Die Moriscos müſſen durch den Inſurrectionskrieg und die durch denſelben über das Land gebrachten zahlloſen Leiden arg verdünnt worden ſein. Ein einziges von den Geſchichtſchreibern erwähntes Faktum beweiſt, daß die Anzahl der Exilirten ſehr beträchtlich geweſen ſein muß. Der kleine in Granada mit ſeiner lieblichen Vega und dem Thal Locrin zurückgelaſſene Ueberreſt ſoll allein über ſechstauſend geliefert haben. **) In den Plätzen, nach welchen ſie transportirt worden waren, fuhren ſie ſich in einem ſo hohen Grade zu vermehren fort, daß die Cortes von Caſtilien am Ende des Jahrhunderts den König petitionirten, daß er keine Volkszählung erlauben möge, damit dieſelbe den Moriscos nicht das erſchreckende Geheimniß ihrer Zunahme an Zahl offenbarte. ***) Eine ſolche Petition zeigt ſo ſtark, wie er ſich in Worten ausdrücken läßt, den Schrecken, welchen die Spanier immer noch vor dieſem verfolgten Volke empfanden.

---

*) Ebend., S. 163.

Herr von Circourt hat aus einigen authentiſchen, nicht ſehr zugänglichen Quellen viele intereſſante Aufſchlüſſe mit Bezug auf dieſen Theil ſeines Gegenſtandes geſammelt.

**) Ferreras, Hist. d'Espagne, Bd. X, S. 227.

***) „Ils représentèrent que ce recensement allait leur révéler le secret de leur nombre effrayant; qu'ils fourmillaient." — Circourt, Hist. des Arabes d'Espagne, Bd. III, S. 164.

Gleichwohl waren die Moriscos in kleinen, isolirten Massen, die vollständig von Spaniern umringt waren, über das Land zerstreut. Sie waren in das Innere verpflanzt, wo sie, entfernt von der Küste, nicht die Mittel besaßen, mit ihren afrikanischen Brüdern zu verkehren. Sie besaßen keine Waffen irgend einer Art und waren, weil sie auf ihre bezüglichen Distrikte angewiesen waren, nicht fähig, übereinstimmend zu handeln. Es sollte scheinen, daß von einem so situirten Volke wenig zu befürchten gewesen wäre. Aber das schwächste Individuum, welches fühlt, daß das ihm angethane Unrecht zu groß ist, als daß es verziehen werden könnte, kann für die Person, welche ihm das Unrecht angethan hat, leicht zu einem Gegenstande der Befürchtung werden.

Das Verfahren der Regierung gegen die Moriscos war ein offenbarer Mißgriff. Es war eben so unpolitisch wie barbarisch. Bloß der blindeste Fanatismus konnte die Spanier daran verhindern, dieß einzusehen. Die Absicht der Regierung war gewesen, die letzte Spur von Nationalität in dem überwundenen Volke zu zerstören. Die Moriscos wurden gezwungen, ihre alten Bräuche, ihre Feste, Religion und Sprache, Alles, was ihnen eine abgesonderte Existenz als Nation gab, zu zerstören. Doch das diente bloß dazu, um insgeheim das Nationalgefühl zu stärken. Sie sollten auf immer von der Vergangenheit geschieden werden. Aber, die Regierung beging den Irrthum, daß sie ihnen keine Zukunft eröffnete. Sie müßte, nachdem sie die nationale Unabhängigkeit derselben zerstört hatte, ihnen die Bürgerrechte angeboten und sie mit dem übrigen Gemeinwesen auf gleiche Stufe gehoben haben. Das war die Politik, welche das alte Rom hinsichtlich der überwundenen Nationen befolgte, und das ist die Politik unseres eignen Landes in Hinsicht auf die zahllosen Emigranten gewesen, die sich von so vielen fernen Ländern nach unsern Küsten gedrängt haben. Die Moriscos dagegen wurden unter der Politik Spaniens verurtheilt, als Fremde im Lande, als Feinde inmitten der Bevölkerung, unter die sie geworfen worden waren, zu leben. Die Erfahrung hatte dieselben Klugheit und Verstellung gelehrt, weshalb sie in allen Aeußerlichkeiten sich den Forderungen des Gesetzes anpaßten. Aber insgeheim hingen sie noch eben so sehr an ihren nationalen Institutionen, wie ihre Vorfahren zur Zeit, wo die Kaliphen von Córdova über die halbe Halb-

inſel geherrſcht hatten. Nur ſelten erwiſchte die Inquiſition aus ihrer Mitte einen Abtrünnigen, der die Schrecken eines Auto de fe mit zu vermehren hatte. Wenn man ſich jedoch die Schnelligkeit ins Gedächtniß zurückruft, mit welcher bei der letzten Rebellion die ganze Bevölkerung wieder in ihren alten Glauben zurückgefallen war, wird man ſchwerlich daran zweifeln, daß ſie im Herzen fortwährend Mahomedaner geblieben ſein müſſen.

Auf dieſe Weiſe wurde die die beiden Volksſtämme trennende Kluft mit jedem Tage weiter. Die Moriscos haßten die Spanier wegen des ihnen von dieſen zugefügten Unrechts. Die Spanier haßten die Moriscos um ſo mehr, weil ſie ſelber ihnen dieſes Unrecht angethan hatten. Ihr Haß wurde noch erbitterter wegen der Eiferſucht, die aus der glücklichen Concurrenz ihrer Rivale in den verſchiedenen Induſtriezweigen entſprang: — ein Umſtand, der in der oben erwähnten Petition der Cortes zu zahlreichen Beſchwerden Anlaß gibt.*) Zu der Gehäſſigkeit geſellte ſich mit der Zeit Furcht, weil die Moriscos an Reichthum und Menſchenzahl zunahmen. Sodann iſt man gewöhnlich nicht allzubedenklich in ſeiner Verfahrungsweiſe gegen Leute, die man ſowohl haßt, wie fürchtet.

Indem dieſe ſchlimmen Leidenſchaften in der Bruſt der Spanier nagten, wurden ſie allmälig auf die Vollendung und den Abſchluß der langen Verfolgungskette durch den letzten, der Regierung des blödſinnigen Philipp's des Dritten vorbehaltnen Akt, die Vertreibung der Moriscos von der Halbinſel, vorbereitet: — auf einen Akt, welcher Spanien des gewerbthätigſten und ſinnreichſten Theiles ſeiner Bevölkerung beraubte und als eine der Haupturſachen des in der Folgezeit eintretenden Verfalles der Monarchie betrachtet werden muß.

Ein minder berühmter Schriftſteller, als Mendoza, iſt Luis del Marmol Carbajal; doch iſt er wichtiger, als jener, für Jeden, der ſich

*) Qu'ils accaparaient tous les metiers, tout le commerce." — Ebend., a. a. O.

mit der Geſchichte der Moriſco-Rebellion bekannt machen will. Außer den kurzen Bemerkungen, die er über ſich ſelbſt in ſeinen Werken macht, iſt von ihm wenig bekannt. Er war zu Granada geboren, aber wir kennen nicht das Jahr ſeiner Geburt. Er ſtammte aus einer guten Familie und widmete ſich dem Kriegerſtande. Er war noch ganz jung, als er, wie er uns erzählt, mit bei der berühmten Belagerung von Tunis zugegen war. Er blieb zwei und zwanzig Jahre im kaiſerlichen Dienſte. Sieben Jahre lang war er in Gefangenſchaft und folgte dem ſiegreichen Banner Mohammeds, des Scherifs von Marocco, auf deſſen Feldzügen im weſtlichen Afrika. Seine mannigfachen Geſchicke und ſein langes Verweilen in verſchiedenen Theilen des afrikaniſchen Kontinents, beſonders in der Berberei und Aegypten, verſahen ihn mit reichlichen Aufſchlüſſen hinſichtlich der Gegenſtände ſeiner hiſtoriſchen Forſchungen, und, weil er das Arabiſche kannte, machte er ſich mit denjenigen Factis, welche aus den in jener Sprache geſchriebenen Büchern aufzufinden waren, bekannt. Die Früchte ſeines Studiums und ſeiner Beobachtung gab er der Welt in ſeiner „Descripcion General de Africa," einem Werke in drei Foliobänden, deſſen erſter Theil 1573 zu Granada erſchien. Die übrigen Theile wurden erſt am Schluſſe des Jahrhunderts herausgegeben.

Das Buch brachte ſeinem Verfaſſer einen großen Ruf ein; er wurde ſehr geprieſen wegen der Treue und des Fleißes, womit er ſeine Unterſuchungen auf einem wiſſenſchaftlichen Felde, auf welches einzudringen die europäiſchen Gelehrten bisher ſelten gewagt, angeſtellt hatte.

Im Jahre 1600 erſchien zu Malaga ſein zweites Werk, die „Historia del Rebelion y Castigo de los Moriscos del Reyno de Granada," in einem Foliobande. Zu der Abfaſſung dieſer Geſchichte eignete ſich der Verfaſſer in hohem Grade, nicht nur wegen ſeiner vertrauten Bekanntſchaft mit Allem, was auf den Charakter und die Lage der Moriscos Bezug hatte, ſondern auch wegen der von ihm im Inſurrectionskriege geſpielten perſönlichen Rolle. Er verſah das Amt eines Commiſſärs in der königlichen Armee und diente in dieſer Eigenſchaft vom Anfange bis zum Ende des Krieges. An der warmen Schilderung ſeines Erzählens und an der ins Einzelne gehenden Ge-

nauigkeit werden wir gewahr, daß wir den Bericht Jemandes lesen, der die von ihm beschriebenen Auftritte selbst gesehen hat. In der That läßt ihn das Interesse, welches er als ein Mithandelnder natürlicherweise an den Kriegsoperationen nimmt, so sehr ins Einzelne eingehen, daß Leute, welche nicht ein gleiches Interesse an den Einzelnheiten des Kampfes nehmen, diese Genauigkeit als etwas Häßliches ansehen können. Wenn aber sein Styl Etwas von der herumspringenden, abschweifenden Weise der alten castilischen Geschichtschreiber an sich trägt, besitzt derselbe auf der andern Seite eine gewisse Eleganz in der Ausführung, welche ihn der Musterhaftigkeit eines klassischen Schriftstellers viel näher bringt. Weit davon entfernt, daß man Marmol die Dunkelheit des Mendoza vorwerfen könnte, ist er vielmehr außerordentlich deutlich. Mit großer Gewandtheit des Ausdrucks nimmt seine Sprache das für den Gegenstand gerade passende Gepräge an, indem sie bisweilen zur Beredtsamkeit aufflammt und hin und wieder sich zum Pathos erweicht, wozu der wehmüthige Charakter seiner Geschichte ihm nur zu viele Gelegenheit darbot. Obschon er seinem Lande und Glauben zugethan war, zeigte er doch nur wenige Spuren*) der glühenden Intoleranz, welche seiner Nation überhaupt, besonders aber dem mit den Moslems in Zusammenstoß gerathenden Theile derselben eigenthümlich war. Wirklich entdecken wir in verschiedenen Stellen seines Werkes Spuren jener christlichen Liebe, die man in Castilien sehr selten traf und die leider auch in dem Zeitalter, wo er lebte, die am geringsten geschätzte Tugend war.

Zufolge dem weiten, von Marmol adoptirten Plane enthält seine Geschichte der Rebellion eine vorangeschickte Nachricht über die Eroberung von Granada und die grausame Politik der Sieger, welche die Empörung herbeiführte. Die auf diese Weise vollständig gewordene Darstellung füllte in den Annalen des Landes eine sehr wichtige Lücke aus. Doch trotz Marmol's Bedeutung in dieser Hinsicht und trotz dem anerkannten Verdienste seines Werkes als literarischen Erzeugnisses war die Gleichgültigkeit der Spanier gegen die Geschichte ihrer Nation so groß, daß erst am Ende des letzten Jahrhunderts —

*) Eigentlich: Strahler, Schimmer, gleams. Anm. d. Ueberf.

im Jahre 1797 — eine zweite Auflage von dem Buche erscheinen konnte. Es erschien in zwei Octavbänden im Druck und Verlage von Sancha in Madrid; diese Ausgabe haben wir beim Schreiben dieser Seiten gebraucht.

Die umfassendste und bei weitem am besten geschriebene Geschichte der spanischen Mauren, mit welcher ich bekannt bin, rührt vom Grafen Albert de Circourt her: — die „Histoire des Arabes d'Espagne." Indem der Verfasser mit dem Anfange anfängt, eröffnet er seine Darstellung mit der Eroberung der Halbinsel durch die Moslems. Er malt in lebhaften Farben das prächtige Reich der spanischen Kaliphen. Er verweilt mit hinreichender Genauigkeit bei jenen unendlichen Fehden, welche, weil sie aus der Raçen- und Stammesverschiedenheit entsprangen, jeden Versuch zu einer dauernden Consolidirung unter einer einzigen Regierung vereitelten. Alsdann folgt der berühmte Krieg von Granada, nebst der Eroberung des Landes durch die „katholischen Könige." Das Werk schließt mit der traurigen Erzählung des folgenden Schicksals der eroberten Stämme bis zu ihrer endlichen Vertreibung von der Halbinsel. Die reißend schnell wechselnden, von Meisterhand gezeichneten Scenen dieses höchst malerischen Drama's treten also in regelmäßiger Aufeinanderfolge vor das Auge des Lesers.

Bei der Ausführung seiner langen Geschichte beschränkt sich der Verfasser keineswegs auf ein trockenes Aufzählen der Ereignisse, sondern erforscht sorgfältig die Ursachen dieser Ereignisse. Er prüft mit Genauigkeit jeden Zoll des auf seinem Pfade liegenden streitigen Bodens. Er bereichert seine Darstellung mit langen Untersuchungen über den Zustand der Künste und die von den spanischen Arabern gemachten Fortschritte in Wissenschaft und Literatur: so daß er uns eine vollkommene Ansicht von jener eigenthümlichen Civilisation gibt, welche so sonderbar die charakteristischen Elemente der europäischen und orientalischen Cultur zusammenmischte.

Wenn man denken kann, daß Herr von Circourt, indem er seinen Untersuchungen nachhängt, bisweilen seine Genauigkeit zu weit treibt,*)

*) Das Englische heißt: „If, in pursuing his speculations, M. de Circourt may be sometimes thought to refine too much, was wir durch: die Genauig-

läßt sich doch nicht läugnen, daß dieselben sich durch ihre Aufrichtigkeit und ihren philosophischen Geist auszeichnen. Selbst wenn wir von seinen Schlüssen abweichen, müssen wir zugestehen, daß selbige die Resultate eines sorgfältigen Studiums sind und von einem unabhängig denkenden Geiste zeugen. Ich bedaure, daß er in einem wichtigen Punkte — in der Regierungspolitik Ferdinands und Isabellens — sich bewogen gefühlt hat, von den in meiner Geschichte dieser beiden Souveräne ausgedrückten Meinungen abzuweichen. Es ist möglich, daß die Vorliebe, welche jeder Schriftsteller, mag er nun Geschichts- oder Romanschreiber sein, für seinen Helden, sobald das Betragen desselben Anlaß dazu gibt, ganz natürlich empfindet, mich manchmal von der strengen Linie der Unparteilichkeit bei meinem Abschätzen des Charakters und der Handlungsmotive abgelenkt hat. Indeß sehe ich keinen Grund, warum ich die Schlüsse, zu denen ich nach einem sorgfältigen Studium des Gegenstandes gelangt war, ändern sollte. Gleichwohl kann ich nicht läugnen, daß die Arbeiten des französischen Geschichtsschreibers mehrere dunkle Stellen in der Verwaltung Ferdinands und Isabellens aufgehellt haben: wofür ihm Diejenigen, welche spanische Geschichte treiben, Dank schuldig sind.

Neuntes Kapitel.

Der Türkenkrieg.

Die Ligue gegen die Türken. — Die Kriegsrüstungen. — Don Juan als Generalen-Chef. — Sein Empfang in Neapel. — Seine Abreise von Messina.

1570—1571.

Während Philipp mit der Morisco-Empörung beschäftigt war, lenkte eine andere Gegend, woher Spanien, sowie der ganzen übrigen Christenheit ein sich zusammenziehendes Gewitter Gefahr drohte, seine

---

keit zu weit treiben, gegeben haben, nach Ogilvie's Erklärung: „To refine. 8. To affect nicety. Siehe dessen Imperial Lexicon. Anm. d. Ueberf

Aufmerksamkeit auf sich. Im Jahre 1566 hatte Solyman der Prächtige seine lange, glückliche Regierung beschlossen. Sein Sohn und Nachfolger Selim der Zweite besaß nur wenige Eigenschaften seines großen Vaters. Indem er im Serail aufgebracht worden war, zeigte er die Früchte dieser Erziehung in seiner trägen Lebensart und in dem häufigen Sichhingeben an die ungezügeltsten sinnlichen Genüsse. Mit diesem weibischen Hange erbte er die Eroberungssucht, die nicht allein seinem Vater, sondern der ganzen kriegerischen Dynastie, woraus er stammte, eigen war. Nicht als ob er, gleich jenen, seine Armeen im Felde selber angeführt hätte. Nein, dieselben wurden von tapfern Befehlshabern geführt, welche die Kriegskunst unter Solyman gelernt hatten. Vor Allem hatte Selim das Glück, zu seinem Großvezier einen Minister zu besitzen, dessen unermüdete Thätigkeit und merkwürdige Befähigung für die Staatsgeschäfte ihn in den Stand setzte, die ganze Regierungslast auf seine Schultern zu nehmen. Es war sowohl vortheilhaft für den Staat, als auch für den Sultan, daß Mahomed die Kunst verstand, das Vertrauen seines Herrn zu gewinnen und es unerschüttert während der ganzen Regierung desselben zu behalten.

Der Plan, welcher die Gedanken Selims am meisten beschäftigte, war die Eroberung von Cypern. Diese Insel, welche die Natur mit ihren Gaben so freigebig bedacht hatte, gehörte Venedig. Weil sie aber am äußersten Ende des Mittelländischen Meeres lag, schien sie gewissermaßen die Wege in die Dardanellen zu beherrschen, während ihre Küstenlinie bequeme Häfen darbot, aus denen zur Kriegszeit Schwärme von Kreuzfahrern hervorbrechen und den türkischen Handel plündern konnten.

Nachdem Selim einmal die Erwerbung Cyperns beschlossen hatte, wußte er auch bald einen Vorwand, unter dem er es von Venedig als einen Theil des ottomanischen Reiches forderte, ausfindig zu machen. Obschon die Republik lieber fast jede Concession gemacht, als einen Bruch mit der kolossalen Macht, unter deren Schatten sie lag, herbeigeführt hätte, wollte sie doch nicht aus ihrem Colonial-Diademe den reichsten Juwelen ohne vorherigen Kampf hergeben. Die Pforte erklärte ihr daher den Krieg und machte große Anstalten zur Ausrüstung einer Kriegsflotte gegen Cypern. Venedig zeigte seinerseits seine ge-

wöhnliche Schnelligkeit, indem es sich zum Widerstande fertig machte. Es strengte seine Hülfsquellen aufs Aeußerste an. Es richtete in kurzer Frist eine mächtige Flotte her und ergriff Maßregeln, um die Festungswerke von Cypern in gehörigen Vertheidigungszustand zu setzen. Aber Venedig konnte sich nicht mehr einer solchen Flotte rühmen, wie in früheren Tagen, wo es das stolze Genua erniedrigt und als unbestrittene Herrin das Mittelländische Meer befahren hatte. Ferner waren während des langen Friedens die Vertheidigungsanstalten seiner Kolonien in Verfall gerathen. In seiner großen Noth wandte es sich an die christlichen Mächte Europa's und bat sie, daß sie mit ihm gegen den Feind der Christenheit gemeinsame Sache machen möchten.

Glücklicherweise saß in dieser entscheidenden Zeit auf dem Stuhle St. Peters Pius der Fünfte, einer von jenen Päpsten, welche durch die Bedürfnisse der Zeit hervorgerufen worden zu sein scheinen, um die schon unter den Angriffen Luthers erzitternden Pfeiler des Katholicismus aufrecht zu erhalten. Wenngleich er beinahe siebenzig Jahre zählte, glühte doch das Feuer der Jugend noch in seinen Adern. Er besaß die volle stürmische Beredtsamkeit, die, hätte er in den Tagen Peters des Eremiten gelebt, ihn, wie jenen Enthusiasten, in den Stand gesetzt haben würde, die Nationen Europa's zu einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen aufzustacheln. Aber die Zeit der Kreuzzüge war vorüber, und eine Aufforderung des Vaticans besaß nicht mehr die Macht, die Seelen der Menschen wie eine Stimme vom Himmel anzuspornen. Die großen Potentaten Europa's waren zu eifrig mit ihren eigennützigen Plänen beschäftigt, als daß sie sich von denselben durch die Furcht vor einer so entfernten Gefahr, wie es die von Osten drohende war, hätten abwendig machen lassen. Noch weniger besaß die verlorene Lage Venedigs die Macht, sie zu bewegen; so daß diese stolze Republik jetzt in der Stunde der Noth empfinden mußte, wie vollständig ihre treulose und gewissenlose Politik ihr die Sympathien ihrer Nachbarn entfremdet hatte.

Indeß gab es einen Monarchen, der dem Aufrufe Venedigs nicht das Ohr verschloß, und zwar war es derjenige, der für die Sache Venedigs wichtiger, als jeder andere, vielleicht als alle zusammengenommen, war. Im Jahre 1570 wurde Luigi Torres, der Sekretär der

apostolischen Kammer, von Pius dem Fünften nach Spanien geschickt, damit er die Sache der Republik befürwortete. Er fand den König zu Ecija auf der Route von Córdova, wo er einige Zeit hindurch in einer Sitzung der Cortes den Vorsitz geführt hatte. Indem der Legat von Philipp gnädig empfangen wurde, überreichte er ihm den Brief von Seiner Heiligkeit und forderte den Monarchen in den ernstesten und beredtesten Worten auf, Venedig Unterstützung zu gewähren und mit demselben eine Ligue gegen die Ungläubigen einzugehen. Philipp nahm keinen Anstand, im gegenwärtigen Falle seinen Beistand zu versprechen; allein, er hegte begreiflicherweise Bedenken, ob es wohl vortheilhaft sein möchte, wenn er sich durch ein Bündniß mit einer Macht, in deren Aufrichtigkeit er wenig Zutrauen setzte, bände. Er verschob seine Entscheidung bis zu seiner Ankunft in Sevilla. Der Legat begleitete ihn, als er am ersten Mai seinen feierlichen Einzug in die große kommerzielle Hauptstadt des Südens hielt. Er stattete daselbst seinen ersten Besuch ab und wurde von den getreuen Unterthanen mit stürmischem Jubel empfangen. Die Treue gegen ihre Monarchen war stets ein vorwiegender Zug der Spanier; keinem von ihren Monarchen bewiesen sie aber dieselbe in größerem Maße, als Philipp dem Zweiten. Auch war sicherlich keiner derselben in seinem Wesen mehr durch und durch spanisch oder liebte Spanien mehr, als Philipp.

Nachdem der König geschworen hatte, daß er die Privilegien der Stadt respectiren wolle, huldigten ihm die Autoritäten. Darauf ritt er unter einem prächtigen, von den vornehmsten Magistratspersonen getragenen Baldachine durch die Straßen, besuchte die Kirchen und Klöster, hörte das Te Deum und verrichtete im Dome seine Andacht. In seinem Gefolge befand sich ein stattlicher Zug von Adeligen und Kavalieren, während sich in den Straßen der volkreichen Stadt Menschenmengen, die über die Anwesenheit ihres Herrschers entzückt waren, drängten. Von dieser getreuen Escorte wurde Philipp nach dem Platze seiner Residenz, dem königlichen Alcazar von Sevilla, begleitet. Hier verlängerte er seinen Aufenthalt auf vierzehn Tage, indem er die Schauspiele und Feste, welche zu seiner Unterhaltung veranstaltet worden waren, in Augenschein nahm. Bei seiner Abreise empfing er in einer Donation von sechsmal hundert tausend Dukaten einen noch substan-

tielleren Beweis der Liebe der Bürger. Dieſes großartige Geſchenk war zum Theil zur Beſtreitung der Koſten bei der herannahenden Vermählung Philipps mit ſeiner vierten Gattin, Anna von Oeſterreich, der Tochter ſeines Vetters, des Kaiſers Maximilians, beſtimmt. Die ſchöne junge Braut hatte den Hof ihres Vaters verlaſſen und war ſchon unterwegs nach Madrid, wo ihre Hochzeit gefeiert werden, und wo ſie die Stelle der anmuthigen Iſabella, deren Tod vor nicht ganz zwei Jahren die Nation in Trauer verſetzt hatte, einnehmen ſollte. *)

Während Philipp ſich zu Sevilla aufhielt, legte er die Angelegenheit wegen der Ligue ſeinen Miniſtern vor. Einige von ihnen, darunter Eſpinoſa, der Präſident des caſtiliſchen Rathes, hegten große Bedenken, ob es eine weiſe Politik ſei, Spanien durch einen Vertrag an die venetianiſche Republik zu binden. Philipp jedoch faßte trotz allen Mißtrauens gegen jene Macht die Sache von einem weiteren Standpunkte auf. Abgeſehen von ſeiner Bereitwilligkeit, ſich vor der Welt als der große Vertheidiger des Glaubens zu zeigen, ſah er ein, daß ihm eine ſolche Allianz die beſte Gelegenheit bot, die Seemacht der Türkei zu verkrüppeln und auf dieſe Weiſe für die Sicherheit ſeiner eignen Colonialbeſitzungen im Mittelländiſchen Meere zu ſorgen. Nach vielem Erwägen entließ er den Legaten mit der Zuſicherung, daß er, ungeachtet der Unruhen, die ihn ſowohl in den Niederlanden, als auch in Granada bedrängten, Venedig unverzüglich Hülfe leiſten und nach Rom Commiſſäre mit der Vollmacht, mit den Bevollmächtigten des Papſtes und der Republik einen Allianzvertrag gegen die ottomaniſche Pforte abzuſchließen, ſenden wolle. Dem päpſtlichen Geſandten gab er einen Brief gleichen Inhalts, von Philipp an Seine Heiligkeit gerichtet, mit.

---

*) Ferreras, Hist. d'Espagne, Bd. X, S. 239 und 240. — Cabrera, Filipe Segundo, S. 641. — Zuñiga, Anales de Sevilla, S. 536—538.

Die Geſchichtſchreiber ſchildern die Pracht des königlichen Empfangs in dieſer Stadt in glühenden Farben. Sevilla, bereichert durch den indiſchen Handel, nahm unter den großen kommerziellen Hauptſtädten im ſechszehnten Jahrhundert einen hervorragenden Platz ein; daher es gewöhnlich hieß:

„Quien no ha visto Sevilla, (Wer Sevilla nicht betreten,
No ha visto á maravilla." Kann von keinem Wunder reden.)

Den folgenden Sommer stach auf den Befehl des Königs der königliche Admiral, der berühmte Johannes Andreas Doria, der mit einer starken Flottille bei Sicilien vor Anker lag, hinaus in die See. Er wurde bald durch einige Galeeren verstärkt, welche Seine Heiligkeit unter dem Kommando des Marco Antonio Colonna, des Repräsentanten eines der ältesten und berühmtesten Häuser Roms, lieferte. Den letzten August stieß die verbundene Flotte bei Candia zu den Venetianern, worauf man unverzüglich den Operationsplan entwarf. Schon nach Kurzem traf die erstaunliche Nachricht ein, daß Nicosia, die Hauptstadt von Cypern, von den Türken weggenommen und geplündert, und daß dabei alle möglichen Grausamkeiten, welche immer die Kriege, wo die nationale Feindschaft durch religiösen Haß verbittert wird, auszeichnen, verübt worden wären. Jetzt mußte der Plan geändert werden. Unter den Befehlshabern entstand ein Streit, was für ein Verfahren man einhalten müßte. Keiner von ihnen besaß genug Autorität, um die übrigen zu nöthigen, seiner Ansicht beizutreten. Der Streit endigte mit einem Bruche. Die Expedition wurde aufgegeben und die verschiedenen Befehlshaber kehrten, ohne für ihre Sache einen Streich gethan zu haben, wieder heim. Das war ein schlechtes Omen für den Sieg der Ligue.*)

Doch der unerschrockene Papst ließ sich nicht dadurch entmuthigen. Im Gegentheil suchte er den Herzen der Alliirten seinen eigenen Heldenmuth einzuflößen, indem er ihnen, wenn sie nur sich selber treu sein wollten, die hoffnungsreichsten Zusicherungen gab. Philipp hatte diese Ermuthigung nicht nöthig. Wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hatte, waren seine Gedanken nicht leicht von ihrem Ziele abzulenken. Dagegen bewies Venedig bald, daß der Katholische König mit gutem Grunde in die Treue desselben Mißtrauen setzte. Erschrocken über den Verlust von Nicosia schickte es mit seiner gewöhnlichen Unbeständigkeit einen geheimen Agenten nach Konstantinopel ab, um zu sehen, ob man sich noch nicht mit dem Sultan abfinden könnte. Indeß konnte die Verhandlung nicht so geheim vor sich gehen, daß nicht Nachricht davon

*) Herrera, Historia General, Bd. I, S. 798 ff. — Cabrera, Filipe Segundo, Buch VI, Kap. 17. — Sagredo, Monarcas Othomanos, S. 277.

dem Papste Pius dem Fünften zu Ohren gelangt wäre. Dieser schickte auf der Stelle einen Gesandten an die Republik ab, um diesem Schritte entgegenzuwirken und die Venetianer zu überreden, daß sie besser ihren christlichen Alliirten, als den Türken, den Feinden ihres Landes und ihrer Religion, vertrauten. Der für diese Sendung gewählte Mann war Colonna, der sich ganz ebenso durch seine Gewandtheit, wie durch seine Tapferkeit auszeichnete. Er verrichtete seine Sache gut. Er stellte in kräftigen Worten der Regierung vor, daß das von ihm befürwortete Verfahren das einzige sei, welches nicht minder vom Interesse, als von der Ehre erheischt würde: so daß man ihm endlich beistimmte und den Agenten von Konstantinopel zurückrief. Man muß allerdings eingestehen, daß die Beweisgründe Colonna's sehr durch die kalte Aufnahme des venetianischen Gesandten zu Konstantinopel gekräftigt wurden, weil man bald gewahren konnte, daß die Eroberung der Hauptstadt keineswegs dazu beitrug, den Sultan seine Ansprüche auf Cypern aufgeben zu lassen. *)

Die Gesandten der drei Mächte kamen gegen das Ende des Jahres 1570 in Rom zusammen, um den Vertrag der Ligue in Ordnung zu bringen. Spanien war durch die Kardinäle Granvelle und Pacheco, sowie durch den Gesandten Juan de Zuñiga, die damals alle drei in Rom residirten, vertreten. Man wird gern glauben, daß die Interessen Spaniens unter der Leitung eines so geschickten Taktikers, wie Granvelle, nicht einbüßen konnten.

Wenngleich aber die Parteien in eine gemeinsame Sache verflochten waren, fand sich doch viel Schwierigkeit, ihre auseinander gehenden Ansprüche zu versöhnen. Die Deputirten Venedigs sahen die Ligue in dem gewöhnlichen Lichte der venetianischen Politik als ausschließlich zum Vortheile Venedigs bestimmt an; mit andern Worten, sie betrachteten als den Zweck derselben den Schutz Cyperns gegen die Türken. Die spanischen Gesandten hatten eine weitere Auffassung; sie sagten, daß dieser Krieg ein Krieg der Christen gegen die Ungläubigen, gegen die Mauren eben so gut, wie gegen die Türken sei. Nach dieser poli-

*) Cabrera, Filipe Segundo, S. 667. — Sagredo, Monarcas Othomanos, S. 277.

tischen Ansicht von der Sache war der katholische König zu demselben Schutze seiner Kolonien an der Küste Afrika's, wie Venedig für Cypern verbunden, verpflichtet.

Eine andere Ursache der Nichtübereinstimmung lag darin, daß eine jede Partei den Oberbefehlshaber der Expedition aus ihrer bezüglichen Nation gewählt wissen wollte. Zuletzt wurde der Vertrag Spanien zuerkannt, als derjenigen Macht, welche den größten Theil der Kosten zu tragen hatte.

Man kam überein, daß der Vertrag von vermehrter Dauer sein und eben so gut gegen die Mauren von Tunis, Tripolis und Algier, als gegen die Türken gerichtet sein solle; daß die kontrahirenden Parteien zweihundert Galeeren, hundert Transport- und kleinere Schiffe, funfzigtausend Mann Fußgänger und viertausend fünfhundert Mann Reiterei nebst dazu gehöriger Artillerie und Munition zu liefern hatten; daß längstens bis zum ersten April eines jeden folgenden Jahres von den Alliirten eine gleiche Macht für Expeditionen nach der Levante in Bereitschaft zu halten war; daß in einem jeden Jahre, wo es keine gemeinsame Expedition gab und entweder Spanien oder die Republik für sich allein mit den Ungläubigen sich in Krieg einlassen wollte, die übrigen Verbündeten dazu fünfzig Galeeren stellen sollten; daß, wenn der Feind in das Gebiet einer der drei Mächte einbräche, die übrigen ihrem Alliirten zu Hülfe zu kommen gebunden waren; daß drei Sechstel der Kriegskosten von dem Katholischen Könige, zwei Sechstel von der Republik und das letzte Sechstel von dem Heiligen Stuhle getragen werden sollte; daß die Venetianer Seiner Heiligkeit zwölf Galeeren leihen sollten, die er auf eigne Kosten zu bemannen und auszurüsten hatte als den Beitrag, den er zur Kriegsflotte liefern mußte; daß jede Macht einen General-Kapitän ernennen sollte; daß die vereinten Stimmen der drei Kommandeure den Kriegsplan entscheiden sollten; daß die Ausführung dieses Planes dem General-Kapitän der Ligue anzuvertrauen und diese hohe Stelle dem Don Juan von Oesterreich zu geben sei; endlich, daß keine der Parteien Frieden machen oder einen Waffenstillstand mit dem Feinde eingehen sollte ohne das Wissen und die Zustimmung der andern. *)

*) Eine lateinische Abschrift des Vertrages, datirt vom 25. Mai 1571, existirt

Das waren die Hauptbestimmungen des berühmten Vertrages der Heiligen Ligue. Gleich der erste Artikel erklärt den Vertrag als von ewiger Dauer. Doch möchte es uns schwer ankommen, zu glauben, daß die verschlagenen und klugen Staatsmänner, welche die Angelegenheiten Spaniens und der Republik leiteten, einen Augenblick lang an die ewige Dauer eines Vertrages, welcher den kontrahirenden Parteien so lästige Verpflichtungen auferlegte, glauben konnten. In der That hielt die Ligue nicht zwei Jahre zusammen. Doch hielt sie lange genug, um ein großes Resultat zu Stande zu bringen, und nimmt daher in der Geschichte jener Zeit einen wichtigen Platz ein.

Wenngleich ein Entwurf des Vertrages gegen das Ende des vorhergehenden Jahres fertig gemacht worden war, wurde er dessenungeachtet erst 1571 ratificirt.*) Der Papst ließ ihn den vier und zwanzigsten Mai im vollen Konsistorium laut vorlesen. Alsdann legte er die Hand auf die Brust und schwor feierlich, daß er ihn halten wollte. Die Gesandten Spaniens und Venedigs schwuren zu gleichem Zwecke im Namen ihrer Regierungen, indem sie ihre Hände auf ein Meßbuch, unter welchem ein neues Testament lag, legten. Nachdem am folgenden Tage Messe gelesen worden war, wurde der Vertrag in der St. Peterskirche öffentlich verkündet.**)

Die Nachricht von der Allianz der drei Mächte erregte in der ganzen Christenheit großes Aufsehen. Den Sultan indeß, weit davon entfernt ihn zu entmuthigen, spornte sie bloß zu größeren Anstrengungen und Rüstungen an. Indem er sich die Hülfsquellen seines ausgedehnten Reichs zu nutze machte, brachte er bald theils aus seinen eigenen Ländergebieten, theils aus denen der moslemitischen Mächte am Mittelländischen Meere, welche die Oberhoheit der Pforte anerkannten, eine mächtige Flotte zusammen.. Die Armada wurde unter

---

in der Bibliothek der Geschichte zu Madrid. Señor Rosell hat dieselbe dem Anhange seines Werkes: Historia del Combate Naval de Lepanto, Madrid, 1853, S. 180—189, einverleibt.

*) Eine Abschrift des ersten Abzugs des Vertrags, wie er 1570 gemacht worden war, steht in den Documentos Inéditos (Bd. III, S. 337 ff.). Das Original befindet sich in der Bibliothek des Herzogs von Ossuna.

**) Rosell, Combate Naval de Lepanto, S. 56.

den Oberbefehl von Selim's Schwager, dem Pascha Piali, gestellt, einem Manne, der viele Beweise seiner menschlichen, edelmüthigen Gesinnungen — welche Eigenschaften unter den Türken und vielleicht unter allen Nationen seltener, als reiner ritterlicher Muth, zu finden sind — gegeben hatte.

Der ottomannische Admiral segelte frühzeitig im Frühjahr 1571 aus dem Goldenen Horn heraus und richtete seinen Lauf nach Candia. Hier blieb er, bis zu ihm eine starke algerische Macht unter dem furchtbaren Korsaren Uluch Ali, der ein calabrischer Renegat war und sich vom niedrigsten Stande zum Posten eines Dey's von Tunis emporgeschwungen hatte, traf. Die verbundenen Flotten segelten frühe in der zur Schifffahrt geeigneten Zeit nach dem adriatischen Meere, wo Piali, nachdem er gelandet und das der Republik gehörige Territorium verwüstet hatte, den Uluch mit seiner Flottille weiter in den Golf hinaufschickte. Während der Algerier diesen Befehl vollzog, kam er so nahe an Venedig heran, daß er den Einwohnern dieser Hauptstadt einen so großen Schrecken einjagte, wie sie ihn nicht empfunden hatten seit jener Zeit, wo vor zwei Jahrhunderten die Kanonen der Genueser über ihren Wassern erklungen waren. Aber es lag nicht im Plane des Dey's, sich auf ein so schreckliches Unternehmen, wie ein Angriff auf Venedig sein muße, einzulassen; daher segelte er schon bald wieder davon und schloß sich dem Oberbefehlshaber bei Corfu an, wo beide auf Nachrichten von der christlichen Flotte warteten.*)

Noch ehe der Vertrag unterzeichnet war, hatte der unermüdliche Pius seinen Neffen, den Kardinal Alessandrino, an die verschiedenen Höfe geschickt, um den sinkenden Muth der Alliirten neu zu heben und andere Fürsten der Christenheit zum Beitritte zur Ligue zu bewegen. Der Legat erschien, begleitet von einem stattlichen Gefolge Geistlicher, um Mitte Mai in Madrid. Philipp gab ihm einen Empfang, welcher vollständig seine Ergebenheit gegen den Heiligen Stuhl bekundete. Des Königs Bruder Don Juan und der Lieblingsminister Ruy Gomez de Silva nebst mehreren vornehmen Adeligen machten alsbald dem

*) Paruta, Guerra di Cipro, S. 120 ff. — Herrera, Hist. General, Bd. I, S. 14 und 15.

Kardinale, der seine Residenz in der Vorstadt in dem von Brüdern seines eignen Ordens bewohnten Dominikanerkloster Atocha aufgeschlagen hatte, die Aufwartung. Den nächsten Morgen hielt der päpstliche Gesandte in großem Staate seinen Einzug in die Hauptstadt. Er ritt auf einem reich mit schönen Schabracken verzierten Maulthiere, dem Geschenke, das er von der Stadt erhalten. Während Johann von Oesterreich zu seiner Rechten ritt, escortirte ihn ein prächtiger Aufzug von Prälaten und Standesherren, die mit einander an Glanz der Costüme zu wetteifern schienen. Unterwegs traf die königliche Cavalcade zu ihm. Als der Legat dem Monarchen seinen Gehorsam bezeigte, behielt er den Kopf unbedeckt, und Philipp erwies ihm eine gleiche Höflichkeit, indem er, während er einige Bemerkungen an den Mann der Kirche richtete, den Hut in der Hand hielt.*) Philipp mischte sich sodann in die Prozession und ritt zwischen dem Legaten zu seiner Rechten und seinem Bruder auf der Linken. Den letztern sah man von Zeit zu Zeit an der Conversation Theil nehmen, was, wie der Geschichtschreiber sagt, etwas auffiel, da es durchaus gegen die eingeführte Etiquette des äußerst achtsamen castilischen Hofes verstieß.**)

Die Feierlichkeiten schlossen mit Gottesdienst in der Kirche Santa Maria, wo der Legat, nachdem er eine Predigt gehalten, allen Anwesenden vollen Ablaß von den Qualen des Fegefeuers für zweihundert Jahre ertheilte.***) Eine in weltlicher Hinsicht werthvollere Gabe war das dem König gemachte Geschenk der Cruzada, der Excusada und andere Concessionen geistlicher Einkünfte, welche der römische Stuhl an die Vertheidiger des Glaubens so gut zu vergeben versteht. Diese Concessionen kamen gerade recht, um die durch die kostspieligen Kriegsrüstungen arg geleerten königlichen Koffer zu versorgen.

Unterdessen betrieben die Venetianer ihre Rüstungen mit der ge-

---

*) Cabrera, Filipe Segundo, Buch X, Kap. 22. — Ferreras, Hist. d'Espagne, Bd. X, S. 247 und 248. — Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 152.

**) „No poco se maravillaron los curiosos, viéndole, ó por casualidad ó bien de intento, terciar llanamente en la conversacion, contra las etiquetas hasta entonces observadas.“ — Rosell, Combate Naval de Lepanto, S. 59.

***) „Y concede dozientos años de perdon á los presentes.“ — Vanderhammen, Don Juan de Austria Fol. 152.

wohnten Hurtigkeit, ja, mit mehr Hurtigkeit, als Gründlichkeit. Sie lieferten flink die auf sie kommende Anzahl Schiffe, doch waren sie schändlich nachlässig in der Weise, dieselben zu equipiren. Den Befehl über die Flotte erhielt Sebastian Veniero, ein Adeliger, der im Dienste seines Vaterlandes grau geworden war. Zänne, welcher die Flotte vergangenen Sommer befehligt hatte, wurde unter der Anklage seiner Unfähigkeit, die er besonders dadurch bewiesen, daß er den Feind zu einer Schlacht zu nöthigen vernachlässigt hätte, abgesetzt. Sein Prozeß dauerte zwei Jahre lang, ohne daß dem Angeklagten die Gelegenheit gestattet worden wäre, zu seiner Selbstrechtfertigung zu erscheinen. Endlich kam das Prozessiren zu Ende durch den Tod des Angeklagten, der sich zu Tode gegrämt haben soll. Wenn dem so wäre, würde es nicht in der Geschichte der Republik der vereinzelte Fall eines solchen Schicksals sein. Der neue Admiral segelte vor Johannis mit seiner Flotte, oder wenigstens mit dem schon fertigen Theile der Flotte, nach dem zum Sammelplatz der Alliirten bestimmten Hafen Messina ab. Zu ihm gesellte sich hier bald Colonna, der päpstliche Befehlshaber, mit der von Seiner Heiligkeit gelieferten kleinen Flottille. Die beiden Flotten lagen nun neben einander in dem geräumigen Hafen vor Anker, indem sie auf die Ankunft der übrigen Verbündeten und Don Juan's von Oesterreich warteten.

Die Kriegsrüstungen schritten jetzt in Spanien eifrig vorwärts. Rüstungen in einem so großen Maßstabe hatte man seit dem noch in Philipps erste Regierungszeit hereinfallenden Kriege mit Paul dem Vierten und Heinrich dem Dritten nicht gesehen. Sowohl alle großen Häfen auf der Halbinsel, sowie in dem Königreiche Neapel, in Sicilien und auf den balearischen Inseln, kurz in jedem Theile des Reichs, wimmelten von Handwerkern, die emsig mit der Ausstattung der zu Philipps Beitrage zur Kriegsmacht bestimmten Flotte beschäftigt waren. Laut den Vertragsbestimmungen hatte er die Hälfte der Expeditionskosten zu tragen. Bei seinen Schiffsrüstungen sparte er weder Kosten, noch Mühe. Während des Verlaufs des Sommers wurden neunzig königliche Galeeren und über siebenzig minderhaltige Schiffe in Bereitschaft gebracht. Man baute und equipirte sie in der soliden Weise, welche den von Spanien beanspruchten Vorrang in der Schiffs-

architektur rechtfertigte und zu der fahrlässigen Arbeit der Venetianer einen starken Gegensatz bildete. *)

Zu gleicher Zeit wurden auf allen Theilen der Halbinsel fleißig Truppenaushebungen angeordnet. Selbst ein Korps von dreitausend deutschen Miethstruppen wurde in Sold genommen. Aus den alten Garnisonen in der Lombardei und dem Königreiche Neapel wurden Truppen bezogen. Da jetzt die Morisco-Insurrection glücklich gedämpft war, konnten die in ihr verwandten Kräfte, darunter das tapfere neapolitanische Bataillon nebst seinem Befehlshaber Padilla, mit in dem Türkenkriege gebraucht werden.

Doch kann man kaum sagen, daß die Regierung außergewöhnliche Mittel nöthig hatte, um im gegenwärtigen Falle die Reihen auszufüllen; denn nur selten war ein Krieg bei der Nation so beliebt gewesen. Wirklich gingen die Spanier auf ihn mit einer Hurtigkeit ein, daß man hätte schließen können, ihr Herr habe denselben auf eigne Hand, nicht aber als ein Alliirter, unternommen. Es war in Wahrheit ein Krieg, welcher sich ganz vorzüglich an die schwache Seite der Castilier wandte, die von der Wiege an mit dem Klange des Schlacht-

*) „De las mejores que jamas se han visto," — „von den besten Galeeren, die man je gesehen hat," — sagt Don Juan in einem Briefe von Messina an Don Garcia de Toledo. — Documentos Inéditos, Bd. III, S. 15.

Den ersteren Theil des dritten Bandes der Documentos Inéditos füllt die Korrespondenz zwischen Johann von Oesterreich mit Garcia de Toledo aus, worin der erstere sich Unterricht und Rath hinsichtlich der besten Weise der Kriegführung erbittet. Don Garcia de Toledo, vierter Marquis von Villafranca, war ein Mann aus vornehmer Familie und von viel Verstand und Erfahrung. Er hatte einige der höchsten Posten in der Regierung ausgefüllt und war, wie sich der Leser noch erinnern wird, Vicekönig von Sicilien, damals als Malta von den Türken belagert wurde. Die Kälte, welche er bei dieser Gelegenheit gegen die Belagerten zu beweisen schien, erregte allgemeine Entrüstung, und ich erlaubte mir, auf eine Autorität hin, von der ich nicht sagte, daß ich sie für die beste hielt, zu berichten, daß er in Folge dessen in Ungnade fiel und die übrigen Jahre seines Lebens in Vergessenheit verleben durfte. (Siehe das Ende unseres dritten Bandes.) Eine Einsicht in Documente, welche ich damals nicht gesehen hatte, stellt dies als einen Irrthum heraus. Die fleißige Korrespondenz, welche sowohl Philipp der Zweite, als auch Don Juan mit ihm unterhielt, liefert unläugbare Beweise von dem Vertrauen, welches er fortwährend bei Hofe genoß, und von der hohen Achtung, welche man seiner Meinung zollte.

rufes gegen die Ungläubigen befreundet waren. Die ganze von den Bundesgenoſſen aufgebotene Zahl Infanterie belief ſich auf neun und zwanzig tauſend. Hiervon ſchickte Spanien allein über neunzehn tauſend wohlausgerüſtete Truppen, einſchließlich zahlreicher Freiwilligen, von denen viele den edelſten Häuſern der Halbinſel angehörten. *)

Nachdem Don Juan die letzte Inſtruction von ſeinem Bruder erhalten hatte, reiſte er am ſechsten Juni von Madrid nach dem Süden ab. Außer ſeiner eignen Dienerſchaft, **) die ein zahlreiches Gefolge bildete, geleiteten ihn eine glänzende Schaar Herren und Kavaliere, die gern mit ihm die Triumphe des Kreuzes theilen wollten. Indem es ihn verlangte, den Einſchiffungsplatz zu erreichen, trieb er haſtiger vorwärts, als es die übrigen Kavaliere liebten. Doch gab es ungeachtet der Schnelligkeit des Reiſens in den Städten, durch welche er kam, Gegenſtände, die ſeine Aufmerkſamkeit beanſpruchten und Aufenthalt verurſachten. Seine Reiſe glich der Rundreiſe eines Königs. Die Schlöſſer der großen Herren öffneten ſich mit fürſtlicher Gaſtfreundſchaft, um ihn und ſein Gefolge aufzunehmen. In den vornehmlichſten Städten, wie Saragoſſa und Barcelona, unterhielten ihn die Vicekönige mit aller Pracht und Förmlichkeit, als ob er der König ſelber geweſen wäre. Er verweilte einige Tage in der fleißigen Hauptſtadt Cataloniens, denn er fand daſelbſt in den Arſenalen und Schiffsholmen, die jetzt in voller Arbeit begriffen waren, Vieles, was ſeine Aufmerkſamkeit feſſelte. Sodann unternahm er eine kurze Wallfahrt nach der benachbarten Einſiedelei Unſerer Lieben Frauen von Montſerrat, wo er ſeine Andacht verrichtete und ſich mit den heiligen Vätern, die er immer tief verehrt und ſchon früher in ihrer romantiſchen Einſamkeit beſucht hat, unterhielt.

*) Wie gewöhnlich weichen die Autoritäten hinſichtlich der genauen Zahl der Schiffe, wie der Truppen von einander ab. Ich halte mich an die Angabe Roſell's, welcher ſich vorſichtig zwiſchen den beiden Extremen in der Mitte hält.

(Wir bemerken zu dieſer Anmerkung Prescott's, daß er kurz vorher unter den Vertragsbeſtimmungen der Ligue eine höhere Zahl angegeben hat. — Der Ueberſ.)

**) Besides his own establishment. — Establishment hat öfters dieſen Sinn, den Barclay in ſeinem Universal English Dictionary umſchreibt durch: A settled form of regulation, or management of a government or family.

Anmerkung des Ueberſetzers.

Zu Barcelona schiffte er sich ein und segelte mit einer Flottille von mehr, denn dreißig Galeeren, ab: — einer Macht, die stark genug war, um ihn vor den moslemitischen Korsaren des Mittelländischen Meeres zu schützen. Am fünf und zwanzigsten Juni erreichte er Genua. Der Doge und Senat kamen zu seinem Empfange heraus und wiesen ihm während seines Aufenthaltes den Palast Andreas Doria's an. Hier empfing er von den verschiedenen Fürsten Italiens Gesandtschaften und Beglückwünschungsschreiben. Von dem Priesterfürsten war er schon in einem eigenhändigen, in den wohlwollendsten Ausdrücken abgefaßten Schreiben begrüßt worden. Don Juan trug Sorge, auf alle diese Ansprachen und Zuschriften zu erwiedern. Besonders machte er Seine Heiligkeit mit dem ganzen Systeme seiner Operationen bekannt. Unterwegs hatte er von seinem Bruder einen Brief empfangen, der ihm ein vollständiges Verzeichniß der passenden Titel, womit ein jeder Korrespondent von ihm anzureden war, lieferte. Diese Liste beschränkte sich keineswegs auf gekrönte Häupter, sondern begriff Adelige und Kavaliere eines jeden Grades in sich.*) In keinem Lande ist das gefährliche Gesetzbuch der Etiquette mehr, als in Spanien, studirt worden; kein Spanier aber war mehr darin bewandert, als Philipp.

Indem Don Juan seinen Weg zu Wasser fortsetzte, lief er im Monat August in der schönen Bai von Neapel vor Anker. In dieser Stadt waren zu seinem Empfange großartigere Anordnungen, als er auf seiner Reise anderwärts gefunden, getroffen worden. Granvelle, welcher unlängst auf den Posten des Vicekönigs erhoben worden war, kam, um den königlichen Gast zu bewillkommnen, ihm an der Spitze eines langen, glänzenden Zuges entgegen. Die längs der Straßen stehenden Häuser waren mit reichgeschmückten Teppichen behangen und prächtig mit Blumen bekränzt. Die Fenster und Altane prangten voll der Schönheit und Modewelt dieser vergnügungssüchtigen Hauptstadt, und manches schwarze Auge erblitzte, als es auf die schöne Gestalt und Miene des jugendlichen Helden blickte, der im Alter von vier und zwanzig Jahren nach Italien gekommen war, um den Oberbefehlshaberstab

*) Vanderhammen hat sich die Mühe genommen, diesen köstlichen Katalog abzuschreiben. — Don Juan de Austria, Fol. 156 ff.

zu übernehmen und den Kreuzzug gegen die Moslems zu leiten. Seine prachtvolle Kleidung aus weißem Sammet und goldgewirktem Tuch machten seinen anmuthigen Leib noch schöner. Ein rother Shawl flatterte lose ihm über die Brust, und sein schneeweißer Federbusch, der von seiner Kopfbedeckung herabwallte, mischte sich mit den gelben Locken, welche dicht auf seine Schultern fielen. Das war ein Bild, welches die italienische Jungfrau voll Behagen betrachtete. Es war allerdings nicht das Bild des in volle Kriegsrüstung gesteckten Kriegers. Aber, seinem allgemeinen Aussehen nach durfte man den jungen Prinzen der Beschuldigung des Weibischen entheben wegen seiner wahrhaft ritterlichen Haltung und des aus seinen klaren blauen Augen strahlenden unerschrockenen Muthes. In seinen Zügen schien sich das Lieblichste, was in den Zügen seines Geschlechts enthalten war, zu vereinen. Glücklicherweise war er der Entstellung der dicken burgundischen Lippe entgangen, obschon man vielleicht an ihm diese entschuldigt hätte, weil sie seine Ansprüche auf die Abkunft vom kaiserlichen Hause Habsburg begründen konnte.*)

Don Juan hatte keinen Platz mit Kriegsrüstungen emsiger beschäftigt gefunden, als Neapel. In der Bai ankerte eine segelfertige Flotte unter dem Kommando des Don Alvaro Bazan, des ersten Marquis von Vera Cruz, eines adeligen Herrn, der sich durch mehrere tapfere Heldenthaten im Mittelländischen Meere ausgezeichnet hatte und rasch den Grund zu einem Ruhme legte, welcher eines Tages denjenigen eines jeden andern Admirals Castiliens verdunkeln sollte.

Don Juan, durch widrige Winde zurückgehalten, verweilte in Neapel zehn Tage. Wenngleich es ihn nach Messina verlangte, verstrich ihm doch die Zeit schnell inmitten der Feste und glänzenden Schauspiele, für welche seine freundlichen Gastgeber zu seiner Unterhaltung gesorgt hatten. Er ging freudig auf die rauschenden Lustbarkeiten ein, denn er war in den feinen, ritterlichen Uebungen seiner Zeit wohl erfahren. Nur Wenige tanzten, ritten, fochten besser, als er, oder schlugen

*) Ebend., Fol. 159 ff. — Ferreras, Hist. d'Espagne, Bd. X, S. 251. — Herrera, Historia General, B. II, S. 15 ff.

muthiger und geschickter Ball, *) oder trugen häufiger die Turnierpreise davon. Er bewies in der That eben so viel Ehrgeiz im scherzhaften Kampfspiele, als im ernsten Kriege des Schlachtfeldes. Wir dürfen wohl glauben, daß Don Juan mit seiner feinen Ausbildung und seinen persönlichen Reizen wenig Ursache hatte, sich über Kälte Seitens der italienischen Damen zu beklagen. Doch scheint er eben so sehr der Günstling der Männer gewesen zu sein. Besonders betrachteten ihn die jungen Kavaliere als das eigentliche Vorbild des Ritterthums und bildeten sich eifrig nach ihm als ihrem Muster. Sein die Schläfe dichtumkräuselndes Haar strich er gewöhnlich hinter, damit er seine schöne Stirn um so besser hervortreten lassen konnte. Das stand seiner Gesichtsbildung wohl an. Schon bald wurde es bei den Stutzern des Hofes Mode, so daß selbst diejenigen, für deren Gesichtsbildung es nicht paßte, nichtsdestoweniger sorgfältig ihr Haar auf die nämliche Art trugen.

Während seines Aufenthalts in Neapel war er anwesend bei einer Feierlichkeit, welche interessanter und bezeichnender Natur war. Es war dieß bei Gelegenheit der Ueberreichung einer von Pius dem Fünften für den Heiligen Krieg gesandten Standarte. Die Ceremonie ging in der Kirche des Franziskanerklosters von Santa Chiara vor sich. Granvelle fungirte dabei als Priester. Der Kardinal-Vicekönig hielt in seiner hohenpriesterlichen Kleidung Messe ab. Alsdann ward das Te Deum gesungen, worauf Don Juan mit langsamem, abgemessenem Schritte sich dem Altar näherte, in einer gefälligen Manier vor dem Prälaten niederkniete und von diesem zuerst im Namen Seiner Heiligkeit den Oberbefehlshaberstab und sodann die geweihte Standarte eingehändigt erhielt. Dieselbe war aus himmelblauem Damascus. Am oberen Theile des Banners war ein Cruzifix eingestickt, während unten sich das Wappen der Kirche befand mit dem spanischen Wappen auf der Rechten und dem venetianischen auf der Linken, die durch eine Kette, woran das Wappen Juan's von Oesterreich hing, vereint waren.

*) Der Name für dieses Ballspiel ist tennis; ihn erklärt Boag folgendermaßen: „Ein Spiel, bei welchem ein Ball mit von Darmsaiten gestrickten Schlagnetzen (Raqueten) fortwährend getrieben oder in Bewegung gehalten wird."

Anmerkung des Uebersetzers.

Der Prälat schloß die Ceremonie, indem er den Segen des Himmels auf seinen Streiter herabflehte und bat, daß es demselben gestattet sein möge, das Banner des Kreuzes siegreich über seine Feinde zu schwingen. Hierauf brach der Chor des Klosters in einen Siegeslärm aus und das Volk rief von allen Plätzen des weiten Gebäudes: „Amen!“ *)

Es war eine eindringliche Scene, welche den Zuschauern reichlichen Stoff zum Nachdenken bot. Denn, was konnte eindringlicher sein, als der Gegensatz, gebildet von den beiden Persönlichkeiten: — der Eine im Morgen des Lebens, mit hoffnungstrahlendem Auge und edlem Ehrgeize in die Zukunft blickend, und darauf vorbereitet, die Bahn des Ruhmes unter so glänzenden Auspicien, wie je einem Sterblichen zu Theil wurden, zu betreten; der Andere dagegen, dem Abend des Lebens zurückend, eher in die Vergangenheit, als in die Zukunft blickend, mit bleichem, bedächtigem Aussehen, wie Jemand, der nach manchem mühsamen Tage und mancher schlaflosen Nacht die stolze Höhe, wonach es seinem Begleiter verlangte, erklommen — und sie öde gefunden hatte!

Als der Wind günstiger geworden war, verabschiedete sich Don Juan von der fröhlichen Hauptstadt des Südens und schiffte sich nach Messina ein, welches er den fünf und zwanzigsten August erreichte. Er landete unter einem kolossalen Triumphbogen, der mit reichen Silberplatten besetzt **) und in welchem merkwürdige sinnbildliche Basreliefs ausgeschnitzt und schmeichelhafte Aufschriften in lateinischen, den Klassikern Italiens entnommenen Versen enthalten waren. ***) Noch unter zwei andern, ähnlich reich und mit Fleiß hergestellten Bögen kam er durch, als er unter Glockengeläute, den Jubelrufen der Menge, dem

---

*) „Luego su Alteza, el Coro, y Pueblo dixeron con musica, vozes, y alegria; Amen.“ — Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 159.

**) Embossed, welches schwer ins Deutsche zu übersetzen ist. Nach Webster's Dictionary of the English Language ist die zweite Bedeutung von to emboss: „to cover as with bosses, to cover with protuberances.“ Unser „besetzen,“ „beschlagen“ kommt der Bedeutung also am nächsten. Anm. des Ueberf.

***) Siehe die genaue Beschreibung dieser Bögen und ihre mannigfaltigen Inschriften in Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 160—162.

Wehen von Shawls und Taschentüchern und andern lebhaften, die öffentliche Freude bekundenden Demonstrationen, welche einen weniger ehrgeizigen Soldaten, als Don Juan von Oesterreich, trunken machen konnten, in die Stadt ritt. Die Festlichkeiten schlossen des Abends mit einer allgemeinen Illumination der Stadt und mit einem Schauspiel von Feuerwerken, die ihr Licht weit und breit über den schönen Hafen und die darauf schwimmenden zahllosen Schiffe warfen.

Fürwahr, weder bei Tage noch bei Nacht konnte etwas schöner sein, als der Anblick, welchen der Hafen von Messina gewährte. Jeden Tag lief eine frische Verstärkung an Flottillen, an einzelnen Galeeren oder an Brigantinen unter einem kühnen Abenteurer, um die Schiffszahl der Armada zu verstärken, in den Hafen ein. Nach damaliger Mode waren viele von diesen Fahrzeugen, namentlich die Galeeren, kostbar geschnitzt und vergoldet und gewährten mit ihren bunten Wimpeln und den die Wappen ihrer bezüglichen Staaten zeigenden Flaggen, wenn sie über das Wasser dahinblitzten, ein prächtiges Schauspiel. Kein Fahrzeug übertraf an Pracht der Verzierung den Real, was der Name der Galeere des Oberbefehlshabers war. Derselbe besaß eine bedeutende Größe und war in Barcelona, welches wegen seiner Schiffsbaukunst weltberühmt war, gebaut worden. Das Hintertheil des Schiffes war verschwenderisch mit der Geschichte entnommenen Symbolen und Denksprüchen ausgeziert. Das Innere war mit einem so hohen Luxus ausgestattet, daß es eher für Vergnügen, als für die rauhen Kriegsdienste bestimmt schien. Doch besaß die Galeere merkwürdige Stärke und Geschwindigkeit, d. h. sie besaß die beiden wesentlichsten Eigenschaften, die bei der Herstellung eines Schiffes zu erzielen sind. Hiervon legte sie bei ihrem Kampfe mit den Türken vielfache Proben ab. *)

Die Gesammtzahl der großen und kleinen Schiffe der Armada belief sich auf etwas über dreihundert. Volle Zweidrittel davon waren „königliche Galeeren." Venedig allein stellte hierzu, außer sechs Galeazzas, hundert und sechs. Die Galeazzas waren von einem ungeheuren Umfange und, wie es scheinen will, von einer plumpen Con-

*) Rosell, Combate Naval de Lepanto, S. 84.

struction; jede von ihnen enthielt über vierzig Kanonen. Die Spanier zählten etwa zwanzig Galeeren weniger, als ihre venetianischen Verbündeten; aber sie übertrafen dieselben bei Weitem an Zahl ihrer Fregatten, Brigantinen und Schiffen geringerer Größe. Noch mehr rühmten sie sich einer größeren Ueberlegenheit bei der Equipirung ihrer Seemacht. In der That, man fand die venetianische Flottille so sorglos bemannt, daß Don Juan, um die nöthige Equipirung fertig zu machen, einige tausend Mann von den Schiffen der übrigen italienischen Mächte herüber beorderte. Dieses Verfahren enthielt einen so directen Tadel der Nachlässigkeit der Venetianer, daß es den Admiral Veniero sehr ärgerte. Allein, er besaß in der gegenwärtigen Lage weder die Macht, Widerstand zu leisten, noch, sich zu rächen. *)

Die Zahl der am Bord der Flotte befindlichen Personen, der Soldaten und Seeleute, ward auf achtzigtausend abgeschätzt. Die mehr durch Ruder, als Segel getriebenen Galeeren erforderten beim Fahren eine größere Menge Hände. Wie wir schon sahen, ging die Zahl der Soldaten nicht über neun und zwanzig tausend; hiervon stellte Spanien über neunzehn tausend. Es waren gut ausgerüstete Truppen, die meistens mit dem Kriege vertraut waren, und ihre Offiziere Männer, von denen viele im Dienste schon einen großen Ruf erlangt hatten. Beim Durchsehen der Musterrolle der in diese Expedition verflochtenen Kavaliere könnte man zur Ansicht gelangen, daß Spanien niemals vorher eine Flotte ausgesandt hatte, in der man die Namen so vieler seiner durch Rang und kriegerische Thaten berühmten Söhne finden konnte. Wenn man dasselbe von Venedig sagen kann, muß man bedenken, daß der gegenwärtige Krieg sich um die Blüthe und vielleicht sogar um die Existenz der Republik handelte. Die Spanier beseelte der wahre Geist der Kreuzzüge, da, anstatt söldnerischer Beweggründe, der Preis, wofür

*) Don Juan spricht in der Korrespondenz mit seinem Freunde Don Garcia de Toledo sehr ärgerlich von der Nachlässigkeit, welche die Venetianer beim Equipiren ihrer Schiffe bewiesen hatten. In einem Briefe, datirt: Messina, den 30. August, sagt er: „Póneme cierta congoja ver que el mundo me obliga á hacer alguna cosa de momento, contando las galeras por número y no por cualidad.“ — Documentos Inéditos, Bd. III, S. 18.

die Soldaten fochten, Ruhm in dieſer, und das Paradies in der zukünftigen Welt war.

Weil Sebaſtian Veniero für die Beſitzungen der Republik im Adriatiſchen Meere zitterte, wäre er gern ohne weitern Verzug in die See hinausgefahren und hätte den Feind aufgeſucht. Allein Don Juan weigerte ſich mit einer Klugheit, die man ihm gar nicht hätte zutrauen ſollen, von der Stelle zu rücken, ehe alle ſeine Verſtärkungen eingetroffen waren. Er kannte die Hülfsquellen des ottomaniſchen Reichs und konnte nicht zweifeln, daß ſie im gegenwärtigen Falle auf das Aeußerſte würden angeſtrengt werden, um eine fürchterliche Seemacht herzuſtellen: daher beſchloß er, ſich nicht unnöthigerweiſe der Möglichkeit einer Niederlage auszuſetzen, indem er vernachläſſigte, ſich zum Kampfe mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln vorzubereiten. Das war ein weiſer Beſchluß, der die vollſtändige Billigung ſeines Bruders gefunden haben muß.

Während er auf dieſe Weiſe zu Meſſina zurückgehalten wurde, langte daſelbſt ein päpſtlicher Nuntius, der Biſchof Odescalco von Pena an. Er war der Ueberbringer verſchiedener geiſtlicher Gunſtbezeigungen des Papſtes; doch war ohne Zweifel der wirkliche Zweck ſeiner Sendung, die Bewegungen Juan's von Oeſterreich zu beſchleunigen. Der Nuntius verkündete ein Jubiläum, an welchem jeder Mann in der Armada, vom Oberbefehlshaber abwärts, nachdem er drei Tage gefaſtet hatte, beichtete und zum Abendmahle ging. Alsdann verkündete der Prälat im Namen Seiner Heiligkeit Allen die volle Erlaſſung ihrer Sünden und ertheilte ihnen die nämliche Indulgenz, welche die Befreier des Heiligen Grabes erhalten hatten. Dem Don Juan theilte der Papſt gewiſſe Offenbarungen und zwei erfreuliche Prophezeihungen des heiligen Iſidors mit, von welchen Seine Heiligkeit erklärte, daß ſie ſich unzweifelhaft auf den Prinzen bezögen. Ferner wird gemeldet, daß ſich der Papſt auch noch an weltlichere Erwägungen richtete, indem er dem jungen Befehlshaber den Wink gab, daß der Sieg nicht verfehlen könnte, ihm den Weg zur Erwerbung eines unabhängigen Fürſtenthums zu eröffnen. *) Mochte nun dieſer Wink in der Seele Don Juan's

*) Rosell, Combate Naval de Lepanto, S. 82.

Die klarſte und bei weitem am beſten ausgearbeitete Darſtellung der Schlacht

einen so schmeichelhaften Gedanken erst rege machen, oder mochte der Papst wissen, daß derselbe schon in ihm vorhanden war: so viel ist gewiß, daß dieser Gedanke der Geist wurde, welcher von dieser Zeit an die Einbildungskraft des strebsamen Anführers fortwährend verfolgte und ihm auf dem Pfade gefahrvollen Ehrgeizes nach seinem traurigen Ende zu winkte.

Da jetzt Alles fertig war, ward die Ordre ertheilt, die Anker zu lichten: so daß den sechszehnten September die prächtige Kriegsflotte, der seit der Zeit des römischen Reichs keine wieder auf diesen Gewässern gleichgekommen war, hinaus in die See fuhr. Der mit seiner Amtskleidung angethane päpstliche Nuntius stand auf einer hervorragenden Stelle auf dem Hafendamm, und sowie jedes Schiff bei ihm vorbeifuhr, gab er ihm seinen apostolischen Segen. Ohne alsdann seine Rückkehr einen Augenblick länger zu verschieben, eilte er nach Rom zurück, um seinem Herrn die erfreulichen Nachrichten mitzutheilen.*)

---

von Lepanto findet sich in dem Memoire von Don Cayetan Rosell, welches 1853 von der Königlichen Akademie der Geschichte zu Madrid den Preis erhielt. Es ist eine Schilderung, welche die Spanier wegen der genauen Einzelnheiten, die sie von der von ihren heldenmüthigen Vorfahren an jenem denkwürdigen Tage bewiesenen Tapferkeit enthält, mit Stolz lesen können. Der Verfasser greift die von ihm beschriebene Scene frisch an. Wenn seine Sprache zuweilen das Feuer nationaler Parteilichkeit zu verrathen scheinen mag, muß man doch zugestehen, daß er die besten Informationsquellen durchforscht und dem Leser das Resultat wahrheitsgemäß vorzulegen gesucht hat.

*) Torres y Aguilera, Chronica de Guerra que ha acontescido en Italia y partes de Levante y Berberia desde 1570 en 1574 (Caragoça, 1579), Fol. 54. — Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 165 ff. — Cabrera, Filipe Segundo, Buch IX, Kap. 23.

Zehntes Kapitel.

Der Türkenkrieg.

Der Operationsplan. — Die Kunde vom Feinde. — Die Vorbereitungen zum Kampf. — Die Schlacht bei Lepanto. — Die verwirrte Flucht der türkischen Armada.

1571.

Als die Flotte der Verbündeten längs der calabrischen Küste hinsegelte, hatte sie so sehr mit den aufgeregten Meereswellen und widrigen Winden zu kämpfen, daß sie nur langsam vorwärts kam. Nicht lange vor seiner Abfahrt hatte Don Juan ein kleines Geschwader unter einem spanischen Kapitän, Namens Gil de Andrada, ausgeschickt, damit es den Feind auskundschaften sollte. Bei seiner Rückkehr traf dieser Befehlshaber die christliche Flotte und berichtete, daß die Türken mit einer mächtigen Kriegsflotte im Adriatischen Meere wären und daselbst auf dem venetianischen Gebiete schreckliche Verwüstungen angerichtet hätten. Don Juan steuerte nun nach Corfu zu, doch erreichte er dasselbe erst am sechs und zwanzigsten September. Er hatte bald vollständige Gelegenheit, an den rauchenden Gehöften und verwüsteten Fluren längs der Küste die Spur des Feindes zu gewahren. Die Inselbewohner hießen die Alliirten freudig willkommen und versahen sie mit allen Bedürfnissen, welche sie brauchten. Hier erfuhr Don Juan, daß man die ottomanische Flotte im Golf von Lepanto segeln gesehen hatte, wo sie liegen blieb, als ob sie auf die Ankunft der Christen wartete.

Jetzt trug der junge Oberbefehlshaber kein Bedenken mehr, was für ein Verfahren er einschlagen sollte. Aber er hielt für gut, ehe er sich entschiede, seine vornehmlichsten Kapitäne zu einem Kriegsrathe zusammenzurufen. In der That verlangte der Allianzvertrag, daß er mit den übrigen Befehlshabern sich berathen sollte, ehe er in wichtigen Sachen einen entscheidenden Schritt thäte, und dies war ihm von dem Könige, der immer den Ungestüm seines Bruders befürchtete eifrig eingeprägt worden.

Die Meinungen des Rathes waren getheilt. Einige, welche die

Tapferkeit der Türken auf dem Meere persönlich erfahren hatten, schienen vor dem Zusammentreffen mit einer so furchtbaren Kriegsmacht zurückzuschrecken und hätten lieber die Operationen der Flotte auf die Belagerung eines den Moslems angehörigen Platzes beschränkt. Selbst Doria, der sein ganzes Leben hindurch gegen die Ungläubigen gefochten hatte, hielt es nicht für rathsam, den Feind in seiner gegenwärtigen Position, wo er von freundlichen Küsten umgeben war und von dort leicht Unterstützung erhalten könnte, anzugreifen. Es sei besser, hob er hervor, einen Platz in der Nähe, wie Navarino, anzugreifen, was die Wirkung haben könnte, den Feind aus dem Golf herauszulocken und ihn dadurch zu zwingen, an einer für die Verbündeten vortheilhafteren Stelle eine Schlacht zu liefern.

Allein die Majorität des Rathes faßte die Sache ganz anders auf. Ihr schien es, daß der Zweck der Expedition die Zerstörung der ottomanischen Flotte wäre und daß sich hierzu eine bessere Gelegenheit, als die gegenwärtige, nicht bieten könnte, weil der im Golfe eingeschlossene Feind, wenn er geschlagen würde, keinen Ausweg zum Entrinnen finden würde. Das war glücklicherweise nicht nur die Meinung der Majorität, sondern auch der meisten Männer, deren Urtheil die größte Achtung verdiente. Unter diesen befanden sich der tapfere Marquis von Santa Cruz, der Großcommandeur Requesens, der immer noch in der Umgebung Don Juan's blieb und eine Galeere hinter ihm befehligte, Cardona, der General des sicilischen Geschwaders, Barbarigo, der venetianische Provveditore, welcher an Autorität dem Oberbefehlshaber seiner Nation am nächsten kam, der Römer Colonna und Alexander Farnese, der junge Prinz von Parma, Don Juan's Neffe, der bei dieser denkwürdigen Gelegenheit gekommen war, um seinen ersten Unterricht in der Kriegskunst, worin er später unerreicht dastehen sollte, zu empfangen.

Mit nicht geringer Genugthuung sah sich der Oberbefehlshaber in seinem Urtheile so gut unterstützt, daß er beschloß, ohne unnöthigen Verzug den Türken in der von ihnen gewählten Stellung eine Schlacht zu liefern. Indessen wünschte er sich erst mit einem Theile seiner Flotte zu verbinden, die, durch Winde von der Richtung abgebracht (baffled) und ohne Ruder noch immer zurück war. Denn die Galeere besaß bei

den zahlreichen Rudern, die zu ihren Segeln hinzukamen, gewissermaßen die Eigenschaften des heutigen Dampfers, der Wind und Wellen so wacker trotzt. Weil Don Juan auch wünschte, ehe es zur Schlacht käme, erst eine Revue abzuhalten, beschloß er, hinüber nach Comenizza, einem geräumigen, wohlgeschützten Hafen an der gegenüberliegenden albanischen Küste, zu fahren.

Das that er den dreizehnten September. Hier wurden die Fahrzeuge für unmittelbaren Kampf in Bereitschaft gebracht. Sie passirten vor dem Oberbefehlshaber in Revue und machten ihre verschiedenen Evolutionen durch, während die Artilleristen und Musketiere ausgezeichnete Uebung bewiesen. Don Juan sah dem herannahenden Kampfe mit wachsendem Vertrauen entgegen. Indeß ereignete sich um diese Zeit ein Vorfall, der von den schlimmsten Folgen hätte begleitet sein können.

Ein römischer Offizier, Namens Tortona, welcher zum Vollständigmachen der venetianischen Galeeren mit herüber versetzt worden war, gerieth mit einigen von seiner Schiffsmannschaft in Streit. Das kam dem venetianischen General-Kapitän Veniero zu Ohren. Der Greis, welcher von Hause aus ein jähzorniges Temperament besaß und noch immer die Beleidigung, welche er durch die Einführung der Alliirten auf seine Schiffe erlitten zu haben glaubte, schmerzlich empfand, ließ den Schuldigen augenblicklich festnehmen. Tortona widersetzte sich eine Zeit lang der Ausführung dieses Befehls. Als er aber zuletzt ergriffen worden war, fällte der rachsüchtige Veniero über ihn das Urtheil, daß er sammt einigen Genossen am Rock aufgeknüpft werden sollte. Dieses übermüthige Verfahren verursachte bei Don Juan die tiefste Entrüstung, zumal da er es als eine auf ihn gemünzte Beleidigung ansah. In den ersten Augenblicken seines Zornes sprach er davon, daß er es dem venetianischen Admiral mit einer gleichen Strafe wiedervergelten wollte. Doch vermochten glücklicherweise die Vorstellungen Colonna's — der, als der päpstliche Befehlshaber, eigentlich die meiste Ursache sich zu beschweren hatte — und die Bitten anderer Freunde, den ärgerlichen Chef vom Begehen einer Gewaltthätigkeit abzuhalten. Indessen bestand er darauf, daß der venetianische Admiral nie wieder seinen Sitz im Kriegsrathe einnehmen, sondern durch den ihm im Kommando zunächststehen-

den Provveditore Barbarigo, einen Mann, der glücklicherweise seinen Zorn besser, als sein Vorgesetzter, im Zaume halten konnte, ersetzt werden sollte. Auf diese Weise ging die Wolke, welche auf einen Augenblick unter den Alliirten die Harmonie zu unterbrechen und über das Unternehmen Verderben zu bringen drohte, vorüber.*)

Den dritten Oktober fuhr Don Juan, ohne länger auf die ausbleibenden Schiffe zu warten, wieder in das Meer hinaus und steuerte auf den Golf von Lepanto zu. Als die Flotte das jonische Meer hinabeilte, kam sie an manchem in der alten Geschichte berühmten Orte vorüber. Keiner könnte, denken wir, jetzt wohl ein so großes Interesse erregt haben, als Actium, auf dessen Gewässern die größte Seeschlacht des Alterthums geschlagen worden war. Doch dachten die Seefahrer wahrscheinlich nicht viel an die Vergangenheit, weil sie mit dem ihnen zu Lepanto bevorstehenden Kampfe beschäftigt waren. Den fünften Oktober hüllte ein dichter Nebel die Armada ein und verhinderte sie, irgend einen Gegenstand zu sehen. Glücklicherweise erlitten die Schiffe keinen Schaden, sondern legten sich, nachdem sie vor Ithaka, der alten Heimath des Ulysses, vorbeigekommen waren, an der östlichen Küste von Cephalonia sicher vor Anker. Zwei Tage lang wurden sie am Weiterschiffen durch ihrem Laufe entgegengesetzte Winde (headwinds)**) verhindert. Aber den siebenten Oktober stach der über die Zurückhaltung ungeduldige Don Juan wieder hinaus in die See, wenngleich Wind und Wetter noch ungünstig waren.

Während er bei Cephalonia lag, erhielt er Nachricht, daß Famagosta, die zweite Stadt Cyperns, in die Hände des Feindes gefallen war, und zwar unter Umständen unerreichter Treulosigkeit und Grausamkeit. Nach einer Vertheidigung, welche den Belagerern Hekatomben Opfer kostete, durfte der Platz eine ehrenhafte Kapitulation machen.

---

*) Torres y Aguilera, Chronica, Fol. 64. — Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 173. — Paruta, Guerra de Cipro, S. 149. — Relacion de la Batalla Naval que entre Christianos y Turcos hubo el año 1571, Manuskr. — Otra Relacion, Documentos Inéditos, Bd. III, S. 365.

**) Das Wort Head-wind fehlt in den meisten Lexicis. Boag erklärt es: „A wind that blows in a direction opposite to the ship's course." Es ist also ein Ausdruck der Seesprache. Anm. des Uebers.

Der moslemitische Befehlshaber Mustapha, der nämliche grimmige Chef, welcher die Belagerung Malta's geleitet hatte, verlangte in seinem Hauptquartiere mit den vornehmlichsten venetianischen Kapitänen eine Zusammenkunft. Nach einer kurzen, hitzigen Konferenz ließ er sie alle hinrichten. Drei wurden enthauptet. Den übrigen, einen Adeligen, Namens Bragadino, welcher den Oberbefehl geführt hatte, ließ er lebendig auf dem Markte der Stadt schinden. Alsdann wurde die Haut des bejammernswerthen Opfers ausgestopft, und indem diese gespenstische Trophäe am Rock seiner Galeere baumelte, segelte das brutale Ungeheuer nach Konstantinopel zurück, um sich von Selim den den Lohn für seine Dienste zu holen.*) Diese Dienste waren groß. Der Fall von Famagosta machte den Fall von Cypern, welches auf diese Weise dauerhaft dem ottomanischen Reiche einverleibt blieb, gewiß.**)

Die Nachricht von diesen schändlichen Vorgängen erfüllte die Brust eines jeden Venetianers mit einem unauslöschlichen Rachedurste. Die Verbündeten stimmten von Herzen in das Verlangen nach Rache ein, so daß Alle an Bord der Armada ungeduldig der Stunde harrten, die sie mit den Feinden des Glaubens handgemein machen sollte. Es war Sonntags zwei Stunden vor Tagesanbruch, an dem denkwürdigen siebenten Oktober, als die Flotte die Anker lichtete. Der Wind hatte sich zwar etwas gelegt, war aber immer noch widrig, so daß die Galeeren ihr Weiterkommen weit mehr ihren Rudern, als ihren Segeln verdankten. Beim Aufgang der Sonne hatten sie Curzolari, einen Haufen großer Felsen oder felsiger Inselchen, welche auf der Nordseite den Eingang in den Golf von Lepanto vertheidigen, vor sich liegen. Die Flotte bewegte sich mit Fleiß vorwärts, während sich jedes Auge anstrengte, den ersten Blick von der feindlichen Flotte zu erhaschen. Endlich rief die auf dem Fockmars des Real aufgestellte Wache: „Ein

*) Paruta, Guerra de Cipro, S. 143 und 144. — „Despues hizo que lo degollassen vivo, y lleno el pellejo de paja lo hizo colgar de la entena de una galeota, y desta manera lo llevo por toda la ribera de la Suria.“ — Torres y Aguilera, Chronica, Fol. 45.

**) Ebend., Fol. 45 und 44. — Paruta, Guerra de Cipro, S. 130—144 — Sagredo, Monarcas Othomanos, S. 283—289.

Fahrzeug!" und erklärte bald darauf, daß man die ganze ottomanische Flotte sehen könne. Einige andere, welche das Takelwerk hinaufkletterten, bestätigten diese Nachricht, und einige Augenblicke später sandte Andreas Doria, welcher auf der Rechten befehligte, die nämliche Nachricht. Nicht länger waltete Zweifel ob. Nachdem daher Don Juan sein Wimpel hatte auf der Spitze des Besanmastes entfalten lassen, ließ er die große, vom Papste geschenkte Standarte aufmachen und als Schlachtsignal eine Kanone abfeuern. Als der Schuß längs der felsigen Küste hinlief, schallte er freudig den Verbündeten in die Ohren, die, indem sie ihre Augen auf das geweihte Banner richteten, die Luft mit Freudengeschrei erfüllten. *)

Die vornehmsten Kapitäne kamen jetzt an Bord des Real, um vom Oberbefehlshaber die letzten Befehle zu empfangen. Sogar jetzt noch, zu dieser späten Stunde; gab es Einige, die ihren Zweifel kundzugeben wagten, ob es wohl angemessen sei, sich mit dem Feinde in einer Position, wo er einen entschiedenen Vortheil besaß, in einen Kampf einzulassen. Aber Don Juan schnitt alle Discussion ab. „Meine Herren," sagte er, „das ist die Zeit zum Kampf und nicht zum Rath." Alsdann fuhr er in seinen Verfügungen zum Angriff fort.

Er hatte bereits einem jeden Galeerenbefehlshaber schriftliche Instructionen über die Weise gegeben, in welcher man, falls man mit dem Feinde zusammenträfe, die Schlachtlinie zu bilden hatte. In diese Ordnung wurde jetzt die Armada gebracht. Sie hatte in der Front drei (englische) Meilen Ausdehnung. Weithin auf der Rechten wurde ein Geschwader von vier und sechzig Galeeren von dem genuesischen Admiral Andreas Doria, dessen Name für den Muselmann schrecklich war, befehligt. Das Centrum oder sogenannte Battle, das aus drei und sechszig Galeeren bestand, führte Don Juan von Oesterreich, der sich auf der einen Seite auf den General-Kapitän des Papstes, Colonna, und auf der andern auf den venetianischen General-Kapitän Veniero stützte. Unmittelbar im Rücken von ihm war die Galeere des

*) Torres y Aguilera, Chronica, Fol. 65. — Documentos Inéditos, Bd. III. S. 241. — Rosell, Historia del Combate Naval, S. 93 und 94.

Großcommandeurs Requeſens, welcher immer noch in der Umgebung ſeines früheren Schülers blieb; obwohl ein ſich unterwegs entſpinnender Zwiſt, der glücklicherweiſe jetzt vergeſſen war, zeigte, daß der junge Oberbefehlshaber von ſeinem Lehrer der Kriegskunſt völlig unabhängig war.

Den linken Flügel befehligte der venetianiſche Edle Barbarigo, deſſen Schiffe ſich längs der ätoliſchen Küſte ausdehnten, und er näherte ſich derſelben ſo weit, als er bei ſeiner Unkenntniß der Gegend wagen durfte, damit er es dem Feinde unmöglich machte, ihn zu umgehen. Die Reſerve endlich, die aus fünf und dreißig Galeeren beſtand, war nebſt den nöthigen Inſtructionen dem tapferen Marquis von Santa Cruz übergeben. Die kleinere Seemacht, von der jetzt ein Theil angekommen war, ſcheint am Kampfe, der alſo den Galeeren überlaſſen blieb, nur geringen Antheil genommen zu haben.

Ein jeder Befehlshaber ſollte mit ſeiner Galeere ſo viel Raum einnehmen, daß er mit ihr bequem manövriren konnte; doch ſollte dieſer Raum nicht weit genug ſein, um dem Feinde den Durchbruch durch die Linie zu geſtatten. Ein jeder war angewieſen, ſich einen Gegner herauszuſuchen, ihm auf der Stelle nahe zu rücken und ſo bald als möglich das feindliche Schiff zu entern. Die Schnäbel der Galeeren wurden mehr für ein Hinderniß, als für eine Hülfe beim Kampfe erklärt. Sie waren ſelten ſtark genug, um dem Anſtoße eines Gegners zu widerſtehen und waren ſehr dem Bedienen und Abfeuern der Kanonen im Wege. Don Juan ließ den Schnabel ſeines Fahrzeugs abhauen. Dieſem Beiſpiele folgte man in der ganzen Flotte, was, wie es heißt, ſehr gute Folgen hatte. — Es dürfte eigen ſcheinen, daß dieſe Entdeckung erſt gemacht wurde, als die Schlacht beginnen ſollte.*)

Nachdem die Offiziere ihre letzten Inſtructionen empfangen hatten, kehrten ſie auf ihre reſpectiven Schiffe zurück. Don Juan aber beſtieg eine leichte Fregatte und fuhr raſch durch den zu ſeiner Rechten

*) Torres y Aguilera, Chronica, Fol. 58. — Herrera, Historia General, Bd. II, S. 30. — Relacion de la Batalla Naval, Manuſkr. — Rosell, Historia del Combate Naval, S. 95, 99, 100.

Fahrzeug!" und erklärte bald darauf, daß man die ganze ottomanische Flotte sehen könne. Einige andere, welche das Takelwerk hinaufkletterten, bestätigten diese Nachricht, und einige Augenblicke später sandte Andreas Doria, welcher auf der Rechten befehligte, die nämliche Nachricht. Nicht länger waltete Zweifel ob. Nachdem daher Don Juan sein Wimpel hatte auf der Spitze des Besanmastes entfalten lassen, ließ er die große, vom Papste geschenkte Standarte aufmachen und als Schlachtsignal eine Kanone abfeuern. Als der Schuß längs der felsigen Küste hinlief, schallte er freudig den Verbündeten in die Ohren, die, indem sie ihre Augen auf das geweihte Banner richteten, die Luft mit Freudengeschrei erfüllten. *)

Die vornehmsten Kapitäne kamen jetzt an Bord des Real, um vom Oberbefehlshaber die letzten Befehle zu empfangen. Sogar jetzt noch, zu dieser späten Stunde; gab es Einige, die ihren Zweifel kundzugeben wagten, ob es wohl angemessen sei, sich mit dem Feinde in einer Position, wo er einen entschiedenen Vortheil besaß, in einen Kampf einzulassen. Aber Don Juan schnitt alle Discussion ab. „Meine Herren," sagte er, „das ist die Zeit zum Kampf und nicht zum Rath." Alsdann fuhr er in seinen Verfügungen zum Angriff fort.

Er hatte bereits einem jeden Galeerenbefehlshaber schriftliche Instructionen über die Weise gegeben, in welcher man, falls man mit dem Feinde zusammenträfe, die Schlachtlinie zu bilden hatte. In diese Ordnung wurde jetzt die Armada gebracht. Sie hatte in der Fronte drei (englische) Meilen Ausdehnung. Weithin auf der Rechten wurde ein Geschwader von vier und sechzig Galeeren von dem genuesischen Admiral Andreas Doria, dessen Name für den Muselmann schrecklich war, befehligt. Das Centrum oder sogenannte Battle, das aus drei und sechszig Galeeren bestand, führte Don Juan von Oesterreich, der sich auf der einen Seite auf den General-Kapitän des Papstes, Colonna, und auf der andern auf den venetianischen General-Kapitän Veniero stützte. Unmittelbar im Rücken von ihm war die Galeere des

*) Torres y Aguilera, Chronica, Fol. 65. — Documentos Inéditos, Bd. III, S. 241. — Rosell, Historia del Combate Naval, S. 93 und 94.

Großcommandeurs Requesens, welcher immer noch in der Umgebung seines früheren Schülers blieb; obwohl ein sich unterwegs entspinnender Zwist, der glücklicherweise jetzt vergessen war, zeigte, daß der junge Oberbefehlshaber von seinem Lehrer der Kriegskunst völlig unabhängig war.

Den linken Flügel befehligte der venetianische Edle Barbarigo, dessen Schiffe sich längs der ätolischen Küste ausdehnten, und er näherte sich derselben so weit, als er bei seiner Unkenntniß der Gegend wagen durfte, damit er es dem Feinde unmöglich machte, ihn zu umgehen. Die Reserve endlich, die aus fünf und dreißig Galeeren bestand, war nebst den nöthigen Instructionen dem tapferen Marquis von Santa Cruz übergeben. Die kleinere Seemacht, von der jetzt ein Theil angekommen war, scheint am Kampfe, der also den Galeeren überlassen blieb, nur geringen Antheil genommen zu haben.

Ein jeder Befehlshaber sollte mit seiner Galeere so viel Raum einnehmen, daß er mit ihr bequem manövriren konnte; doch sollte dieser Raum nicht weit genug sein, um dem Feinde den Durchbruch durch die Linie zu gestatten. Ein jeder war angewiesen, sich einen Gegner herauszusuchen, ihm auf der Stelle nahe zu rücken und so bald als möglich das feindliche Schiff zu entern. Die Schnäbel der Galeeren wurden mehr für ein Hinderniß, als für eine Hülfe beim Kampfe erklärt. Sie waren selten stark genug, um dem Anstoße eines Gegners zu widerstehen und waren sehr dem Bedienen und Abfeuern der Kanonen im Wege. Don Juan ließ den Schnabel seines Fahrzeugs abhauen. Diesem Beispiele folgte man in der ganzen Flotte, was, wie es heißt, sehr gute Folgen hatte. — Es dürfte eigen scheinen, daß diese Entdeckung erst gemacht wurde, als die Schlacht beginnen sollte.*)

Nachdem die Offiziere ihre letzten Instructionen empfangen hatten, kehrten sie auf ihre respectiven Schiffe zurück. Don Juan aber bestieg eine leichte Fregatte und fuhr rasch durch den zu seiner Rechten

*) Torres y Aguilera, Chronica, Fol. 53. — Herrera, Historia General, Bd. II, S. 30. — Relacion de la Batalla Naval, Manuskr. — Rosell, Historia del Combate Naval, S. 95, 99, 100.

liegenden Theil der Armada, während er dem Requesens gebot, dasselbe mit Bezug auf die Schiffe zur Linken zu thun. Seine Absicht dabei war, um zu sehen, wie die Leute gestimmt waren, und um durch einige ermuthigende Worte ihnen mehr Herz zu machen. Die Venetianer erinnerte er an ihre alten Beleidigungen. Die Stunde der Rache, sagte er zu ihnen, sei gekommen. Zu den Spaniern und den übrigen Verbündeten sprach er: „Ihr seid gekommen, die Schlacht des Kreuzes zu schlagen, zu siegen oder zu sterben. Mögt ihr aber siegen oder sterben: thut heute eure Pflicht und erwerbt euch dadurch eine ruhmreiche Unsterblichkeit.“ Sie nahmen seine Worte mit einem Sturme der Begeisterung auf, der dem Befehlshaber zu Herzen ging und ihn überzeugte, daß er sich in dieser Prüfungsstunde auf seine Leute verlassen konnte. Bei der Rückkehr nach seinem Schiffe sah er den Veniero auf dem halben Verdeck (quarter-deck) stehen, und Beide grüßten einander so freundlich, als ob kein Zerwürfniß zwischen ihnen vorgewaltet hätte. Diese beiden tapferen Männer opferten gern in dieser feierlichen Stunde allen persönlichen Groll der gemeinsamen Hingabe an die große Sache, für welche sie wirkten.*)

Die ottomanische Flotte kam langsam und mit Schwierigkeit heran. Denn ganz eigen drehte sich der Wind, der bisher den Christen entgegengeweht und einige Zeit sich gelegt hatte, plötzlich nach der andern Richtung und blies ins Angesicht des Feindes.**) Sowie ferner der Tag vorrückte, warf die Sonne, welche den Verbündeten in die Augen geschienen hatte, ihre Strahlen den Moslems ins Gesicht. Beide Umstände waren für die Christen von einer guten Vorbedeutung, und der erstere wurde für nichts Geringeres, als einen directen Eingriff des Himmels angesehen. Indem auf diese Weise die türkische Armada

*) Torres y Aguilera, Chronica, Fol 67 ff. — Relacion de la Batalla Naval, Manuskr. — Otras Relaciones, Documentos Inéditos, Bd. III, S. 242 und 262.

**) Die meisten Autoritäten erwähnen diese günstige Drehung des Windes. Unter andern siehe: Relacion de la Batalla Naval, Manuskr. — Relacion escrita por Miguel Servia, confesor de Don Juan, Documentos Inéditos, Bd. XI, S. 368. — Torres y Aguilera, Chronica, Fol. 75. — Das Zeugniß kommt von Leuten, die mit in der Schlacht waren.

ihren Weg daherpflügte, zeigte sie sich, als man sie besser sehen konnte, stärker, als die Alliirten vorausgesetzt hatten. Sie bestand beinahe aus zweihundert und funfzig königlichen Galeeren, die meistens zur größten Klasse gehörten, nebst einer Zahl kleinerer Fahrzeuge im Hintergrunde, welche, wie diejenigen der Alliirten, fast nicht ins Treffen gekommen zu sein scheinen. Die am Bord befindlichen Leute jeder Gattung wurden auf nicht geringer, als hundert und zwanzig tausend angeschlagen.*) Wie bei den Türken gewöhnlich, dehnten sich die Galeeren in der Gestalt eines regelmäßigen Halbmondes aus und bedeckten einen weiteren Flächenraum, als die von ihnen an Zahl etwas übertroffenen verbündeten Flotten. Sowie sie näher herankamen, bildeten sie in der That eine herrliche Schlachtordnung mit ihren vergoldeten, flimmerndfarbigen oberen Schiffsvordertheilen, indeß die Morgensonne auf die polirten Damascenersäbel und die prächtigen Juwelenfederbüsche (aigrettes of jewels)**), die auf den Turbanen der ottomanischen Führer funkelten, glänzte.

In dem Centrum der ausgedehnten Linie, gerade dem von dem General-Kapitän der Ligue eingenommenen Standpunkte gegenüber, befand sich die ungeheure Galeere von Ali Pascha. Die Rechte der Armada kommandirte Mahomed Sirocco, Vicekönig von Aegypten, ein sowohl umsichtiger, als muthiger Führer, die Linke Uluch Ali, Dey von Algier, der schreckliche Korsar des Mittelländischen Meeres. Ali Pascha war auf die nämliche Schwierigkeit, wie Don Juan, gerathen, indem mehrere seiner Offiziere geltend gemacht hatten, daß es nicht klug gehandelt sei, sich mit der fürchterlichen Kriegsmacht der Alliirten in Kampf einzulassen. Aber Ali war, wie sein Rival, jung und ehr-

*) Bei den in verschiedenen Schriftstellern und sogar offiziellen Dokumenten zu findenden widersprechenden Angaben der Zahl der Schiffe und Truppen in der türkischen Armada habe ich mich an die in Señor Rosell's Memoria stehende Berechnung, welche nach einer sorgfältigen Vergleichung der verschiedenen Autoritäten aufgestellt worden ist, gehalten. — Historia del Combate Naval, S. 94.

**) Da ich in keinem der in Deutschland erschienenen Lexika, welche mir zu Gebote standen, das Wort aigret oder aigrette in dieser Bedeutung gefunden habe, so verweise ich auf Webster, Dictionary of the English languaque, wo diese Bedeutung die dritte des Wortes bildet. Anm. des Uebers.

geizig. Sein Herr hatte ihn ausgesandt, daß er mit dem Feinde kämpfen sollte; daher konnten keine Einwürfe, nicht einmal die des von ihm sehr hochgeachteten Mahomed Sirocco, ihn von seinem Ziele ablenken.

Er war ferner benachrichtigt worden, daß die verbundene Flotte von viel geringerer Stärke sei, als sich später herausstellte. In diesem Irrthume bestärkte ihn das erste Erscheinen der Christen; denn der von Barbarigo kommandirte äußerste Theil ihres linken Flügels, der sich hinter die ätolische Küste erstreckte, konnte nicht gesehen werden. Als Ali näher kam und die ganze Ausdehnung der christlichen Linien sah, soll ihm der Muth gefallen sein (it is said his countenance fell). Wenn dem so ist, ließ er doch kein Jota von seinem Entschlusse nach. Er sprach vom Resultate der Schlacht zu seiner Umgebung mit der nämlichen Zuversicht, wie vorher. Er trieb seine Ruderer an, jeden Muskel anzustrengen. Die Seele Ali's besaß eine größere Humanität, als man gewöhnlich bei seiner Nation antraf. Alle, oder doch beinahe alle seine Galeerensklaven waren christliche Gefangene; er sprach daher zu ihnen auf folgende kurze und energische Art: „Wenn eure Landsleute den heutigen Tag gewinnen, möge euch Allah den Segen davon geben; doch, wenn ich ihn gewinne, sollt ihr sicherlich euere Freiheit haben. Wenn ihr fühlt, daß ich durch euch profitire, profitirt denn auch durch mich." *)

Als der türkische Admiral näher kam, machte er eine Veränderung in seiner Schlachtordnung, indem er seine Flügel weiter vom Centrum trennte und sich auf diese Weise der Aufstellung der Alliirten anbequemte. Ehe er innerhalb Kanonenschußtragweite gekommen war, feuerte er zum Zeichen der Herausforderung für seinen Feind eine Kanone ab. Sie wurde mit einer andern von der Galeere Juan's von Oesterreich beantwortet. Auf eine zweite von Ali abgefeuerte Kanone

*) „Si hoy es vuestro dia, Dios os lo dé; pero estad ciertos que si gano la jornada, os daré libertad: por lo tanto haced lo que debeis á las obras que de mi habeis recebido. — Rosell, Historia del Combate Naval, S. 101.

Wegen der letzten Seiten siehe: Paruta, Guerra di Cipro, S. 150—151; — Sagredo, Monarcas Othomanos, S. 292; — Torres y Aguilera, Chronica, Fol. 65—66; — Relacion de la Batalla Naval, Manuſtr.

wurde eben so hurtig von dem christlichen Befehlshaber erwidert. Die Entfernung zwischen den beiden Flotten verminderte sich jetzt reißend schnell. In diesem feierlichen Momente herrschte ein todesähnliches Stillschweigen in der ganzen Kriegsflotte der Allirten. Man schien den Athem an sich zu halten, gleich als ob man von der Erwartung einer großen Katastrophe völlig absorbirt wäre. Es war ein prächtiger Tag. Ein leichtes Lüftchen, das noch immer den Türken ungünstig war, spielte auf den durch die entgegengesetzten Winde etwas beunruhigten Gewässern. Es war ziemlich Mittag, und als die Sonne, die am wolkenlosen Himmel emporstieg, den Zenith erreichte, schien sie stille zu stehen, als ob sie herabblicken wollte auf die schöne Scene, wo die Menge über das Wasser fahrender Galeeren eher ein Feiertagsschauspiel, als die Vorbereitung für einen tödtlichen Kampf darboten.

Die Illusion wurde bald zerstört durch das wilde, durchdringende Geschrei (yells), welches von der türkischen Armada in die Luft emporstieg. Es war das Kriegsgeschrei, mit dem die Moslems gewöhnlich in die Schlacht gingen. Ganz verschieden hiervon sah es am Bord der christlichen Galeeren aus. Dort konnte man Don Juan vom Scheitel bis zur Zehe bewaffnet auf dem Vordertheile des Real stehen und sehnsüchtig auf den Kampf warten sehen. An diesem Allen ersichtlichen Orte kniete er nieder, erhob seine Augen gen Himmel und flehete demüthig, daß der Allmächtige heute seinem Volke beistehen möge. Seinem Beispiele folgte die ganze Flotte. Sie alle, Offiziere und Gemeine, warfen sich auf die Knie nieder, richteten ihre Augen auf das vom Real wehende geweihte Banner und verrichteten dasselbe Bittgebet, wie ihr Oberbefehlshaber. Alsdann ertheilten ihnen die Priester, von denen es einige auf jedem Schiffe gab, die Absolution, und die ganze Mannschaft fühlte sich, als sie sich wieder auf die Beine richtete, neu gestärkt, weil sie die Ueberzeugung hegte, daß der Herr der Heerschaaren auf ihrer Seite kämpfen würde.*)

*) Dieses Faktum wird von den meisten Geschichtschreibern der Schlacht angeführt. Der von mir so oft angezogene Verfasser des Manuskripts sagt ferner, daß der Wechsel des Windes Statt fand, während die Flotte auf diese Weise den All-

Als die vorderſten Schiffe der Türken innerhalb Kanonenſchußweite gekommen waren, eröffneten ſie auf die Chriſten ihr Feuer. Schon bald ging das Feuern durch die ganze türkiſche Linie und wurde, ſo wie es näher kam, unaufhörlich fortgeſetzt. Don Juan ertheilte den Befehl, daß die Trompeten und Atabal*) das Signal zum Kampfe geben ſollten: worauf das gleichzeitige Abſchießen aller derjenigen Kanonen in der verbündeten Flotte, welche weit genug ſchoſſen, um den Feind zu erreichen, folgte. Der ſpaniſche Befehlshaber hatte die Galeazzas, jene rieſigen Kriegsſchiffe, von denen wir ſchon Einiges berichteten, eine halbe Meile vor die Flotte voraus bugſiren laſſen, damit ſie dem Vorrücken der Türken den Weg verſperrten. Als die letzteren vor ſie hinkamen, entluden die ungeheuren Galeeren ihre Batterien nach Links und Rechts und ihr ſchweres Geſchütz brachte eine erſtaunliche Wirkung hervor. Ali Paſcha ertheilte ſeinen Galeeren den Befehl, ihre Linie zu öffnen und, ohne ſich mit dieſen ihm unbekannten Ungeheuern der Tiefe auf einen Kampf einzulaſſen, auf beiden Seiten um ſie herumzufahren. Sogar jetzt noch richteten ihre ſchweren Geſchütze bei manchen von den nächſten Fahrzeugen beträchtlichen Schaden an und brachten in des Paſcha's Schlachtlinie einige Verwirrung. Indeß waren ſie nur ſchwerfällige Fahrzeuge**) und ſcheinen, nachdem ſie ihren Zweck erfüllt hatten, keinen weitern Antheil am Kampfe genommen zu haben.

Die Schlacht nahm ihren Anfang auf dem linken Flügel der Alliirten, den Mahomed Sirocco zu umgehen ſuchte. Barbarigo, der

---

mächtigen um Hülfe anflehte. „Y en este medio, que en la oracion se pedia á Dios la victoria, estaba el mar alterado de que nuestra armada recibia gran daño y antes que se acabase la dicha oracion el mar estuvo tan quieto y sosegado que jamas se a visto, y fué fuerça á la armada enemiga amainar y venir al remo.“

*) Atabal iſt ſpaniſch und bezeichnet eine Art Pauke oder Trommel. Anm. des Ueberſ.

**) Craft bezeichnet eigentlich ein Fahrzeug, das beim Be- und Entladen eines Schiffes gebraucht wird, und iſt hier in einem allgemeinen Sinne auf die Galeazzas angewandt. In Webſter's English Dictionary iſt dieſe Bedeutung des Wortes die vierte: „All sorts of vessels employed in loading or unloading ships, as lighters, hoys, barges, scows etc.“ Anm. des Ueberſ.

venetianiſche Admiral, welcher auf dieſer Seite befehligte, hatte das geahnt. Um es zu verhindern, hielt er ſich, wie wir ſahen, mit ſeinen Fahrzeugen ſo weit rechts, als er es wagen konnte. Der mit der Tiefe beſſer bekannte Sirocco ſah ein, daß für ihn, um vorbei zu kommen, noch genug Raum vorhanden ſei, und umging, indem er mit der ganzen Schnelligkeit, welche die Ruder ihm verleihen konnten, herbeiflog, glücklich den Feind. Der auf dieſe Weiſe zwiſchen zwei Feuer gebrachte äußerſte Theil des chriſtlichen linken Flügels kämpfte mit ſchrecklichem Nachtheile. Nicht weniger, als acht Galeeren ſanken, und verſchiedene andere wurden vom Feinde genommen. Der tapfere Barbarigo ſtürzte ſich in die Hitze des Gefechts, ohne ſich ſeiner Rüſtung zu bedienen, und wurde von einem Pfeile ins Auge getroffen. Unwillig, das Feld des Ruhmes einem Andern zu überlaſſen, ließ er ſich nach ſeiner Kajütte tragen. Seitens der Venetianer dauerte der Kampf mit unabläſſiger Wuth fort. Sie kämpften wie Männer, welche fühlten, daß ſie für ſich ſelber kämpften, und waren nicht nur von Ruhmesverlangen, ſondern auch von Rachedurſt beſeelt.*)

Weit drüben auf der chriſtlichen Rechten ſuchte Uluch Ali, der Dey von Algier, ein ähnliches Manöver auszuführen, wie Sirocco glücklich auf der Linken zu Stande gebracht hatte. Indem er ſich ſeine Ueberlegenheit der Zahl zu Nutze machte, verſuchte er den rechten Flügel der Verbündeten zu umgehen. Auf dieſer Seite war es, wo Andreas Doria befehligte. Selbiger hatte dieſe Bewegung des Feindes vorausgeſehen, und es gelang ihm, ſie zu vereiteln. Die beiden vollendetſten Seeleute des Mittelländiſchen Meeres legten hierbei Proben ihrer Geſchicklichkeit ab. In der That dehnte Doria, um das Umgehen unmöglich zu machen, ſeine Linie nach der Rechten hin ſo weit aus, daß ihn

*) Torres y Aguilera, Chronica, Fol. 71. — Paruta, Guerra di Cipro, S. 156. — Cabrera, Filipe Segundo, S. 688. — Relacion de la Batalla Naval, Manuſkr. — Otra Relacion, Documentos Inéditos, Bd. XI, S. 368.

Die unſchätzbare Sammlung der Documentos Inéditos enthält aus zeitgenöſſiſchen Federn mehrere Beſchreibungen der Schlacht von Lepanto. Eine davon iſt aus dem Manuſkript von Fray Miguel Servia, dem beim Treffen mit anweſenden Beichtvater Johann's von Oeſterreich. Die verſchiedenen Darſtellungen weichen weniger von einander ab, als das in ſolchen Fällen gewöhnlich iſt.

Don Juan daran erinnern mußte, daß er das Centrum zu sehr entblößt ließ. Seine Anordnungen waren für ihn selber ebenso nachtheilig, als seine eigene Linie dadurch geschwächt wurde und seinem Angreifer einige verwundbare Punkte darbot. Das Adlerauge Uluch Ali's hatte diese Punkte schon bald entdeckt; daher er wie der König der Vögel, welcher auf seine Beute herabschießt, über einige von ihren Begleitern durch eine beträchtliche Entfernung getrennte Galeeren herfiel und, während er ein Paar davon in den Grund bohrte, die große Capitana von Malta im Triumph als Prise davon führte.*).

Indeß auf diese Weise der Kampf auf der Rechten und Linken so nachtheilig für die Alliirten anfing, fochten sie im Centrum wenigstens mit zweifelhaftem Glück. Don Juan rückte mit seiner Division tapfer vor. Aber das Ziel, welches er im Auge hatte, war der Kampf mit Ali Pascha, der seines Schwertes würdigste Feind. Dem türkischen Befehlshaber gelüstete es nicht weniger nach dem nämlichen Kampfe. Die Galeeren Beider waren leicht erkennbar, nicht nur wegen ihrer Stellung, sondern auch wegen ihrer hervorragenden Größe und reicheren Verzierung. Ferner führte die eine das heilige Banner der Ligue, die andere die große ottomanische Standarte. Die letztere stand, gleich der alten Standarte der Kaliphen, in einem heiligen Ansehen. Sie war mit Sprüchen aus dem Koran, die mit goldenen Buchstaben zierlich darauf gesetzt waren, geschmückt und hatte den Namen „Allah" nicht weniger, als acht und zwanzig tausend neun hundert Mal auf sich stehen. Sie war das Banner des Sultans, war seit der Gründung der kaiserlichen Dynastie vom Vater immer auf den Sohn übergegangen, und man sah sie bloß im Felde, wenn der Großherr oder sein Stellvertreter in Person anwesend war.**)

*) Torres y Aguilera, Fol 72. — Relacion de la Batalla Naval, Manuſk. Das letzterwähnte Manuſkript iſt eins von den vielen, welche uns von Leuten, die mit im Kampfe waren, hinterlaſſen worden ſind. Der Verfaſſer dieſer Darſtellung ſcheint ſie am Bord einer der Galeeren, während man bei Petala lag, in der Woche des Treffens ſelbſt geſchrieben zu haben. Die Ereigniſſe ſind auf eine einfache, ungezierte Weiſe erzählt, welche bei dem Leſer Zutrauen erweckt. Das merkwürdige Manuſkript, dem meine Abſchrift entnommen iſt, befindet ſich in der Bibliothek der Univerſität Leyden.

**) Eine ausführliche, aus einem Manuſkripte Luis del Marmol's entlehnte Be-

Die beiden Chefs trieben ihre Ruderer zur größtmöglichen Schnelligkeit an. Bald schossen die beiden Galeeren, die durch die schäumenden Wogen wie von einem heftigen Orkane getrieben wurden, vor die übrige Linie hervor und gaben sich zuletzt einen solchen Stoß, daß jeder Balken erkrachte und die beiden Fahrzeuge bis ins Innerste ihrer Kiele erbebten. In der That war der Anlauf, den sie nahmen, so gewaltig, daß die Galeere des Pascha's, die von ihnen beiden bei Weitem die größere und höhere war, so weit auf ihren Gegner hinaufflog, daß ihr Vordertheil die vierte Ruderbank erreichte. Sobald die Schiffe wieder auseinander waren und die auf dem Deck Stehenden sich vom Stoße erholt hatten, fing die Arbeit des Todes an. Die Hauptstärke Don Juan's bestand in etwa dreihundert spanischen Büchsenschützen, die aus dem besten Kerne der Infanterie ausgewählt waren. Ali dagegen war mit einer gleichen Anzahl Janitscharen versehen. Hinter ihm folgte ein kleineres Fahrzeug, worauf noch zweihundert mehr als Reservekorps stationirt waren. Ferner hatte er hundert Bogenschützen am Bord. Denn bei den Türken war der Bogen noch eben so sehr im Gebrauch, wie bei den übrigen Moslems.

Der Pascha eröffnete auf der Stelle auf seinen Feind ein schreckliches Kanonen- und Musketenfeuer. Dasselbe wurde ihm mit gleichem Eifer und viel mehr Wirkung wieder zurückgegeben; denn man bemerkte, daß die Türken über die Köpfe ihrer Gegner schossen. Die moslemitische Galeere war nicht mit den Abwehrmitteln, welche die Seiten der spanischen Fahrzeuge schützten, versehen, weshalb die auf dem hochgelegenen Schiffsvordertheile angehäuften Truppen für die Kugeln ihres Feindes eine leichte Zielscheibe waren. Aber, wenngleich bei jedem Abfeuern eine große Menge von ihnen fiel, wurden sie doch schon bald wieder von den Reservetruppen vollzählich gemacht. Sie waren daher im Stande, ein unaufhörliches Feuer, welches die Stärke der Spanier erschöpfte, zu unterhalten. Da nun sowohl die Christen, wie die Muselmänner mit unbezähmbarem Muthe kämpften, schien es zweifelhaft zu sein, auf welche Seite sich der Sieg neigen würde.

---

schreibung der ottomanischen Standarte steht in der Coleccion de Documentos Inéditos, Bd. III, S. 270 ff.

Die Sache wurde noch verwickelter dadurch, daß andere Parteien ſich in den Kampf miſchten. Sowohl Ali, als auch Don Juan wurden von einigen der tapferſten Kapitäne ihrer Flotten unterſtützt. In der unmittelbaren Nähe des ſpaniſchen Befehlshabers befand ſich, wie wir ſahen, Colonna und der Veteran Veniero, welch' letzterer in einem Alter von ſechs und ſiebenzig Jahren Thaten verrichtete, die der in Romanzen verherrlichten Paladine würdig waren. Auf dieſe Weiſe ſammelte ſich ein kleines Geſchwader von Kämpfern um die Hauptführer, die ſich mitunter von mehreren Feinden auf einmal angegriffen ſahen. Doch verloren die Chefs einander nicht aus dem Auge, ſondern ſchlugen die geringeren Feinde von ſich weg, ſo gut als ſie konnten, und hefteten ſich ſodann, indem keiner den andern fahren laſſen wollte, mit tödtlichem Griffe an den Gegner an. *)

Auf dieſe Weiſe tobte der Kampf längs der ganzen Ausdehnung des Eingangs in den Golf von Lepanto. Die ſich dick auf dem Waſſer hinwälzenden Dampfmaſſen entzogen vollſtändig dem Blicke, was in einigermaßen beträchtlicher Ferne vor ſich ging, ausgenommen wenn eine friſchere Luft den Rauch auf einen Augenblick auseinander jagte oder die Flammen des ſchweren Geſchützes einen vorübergehenden Schein auf die dunkele Schlachtatmoſphäre warfen. Hätte das Auge des Zuſchauers durch die Rauchwolke, welche die Kämpfenden einhüllte, dringen und die ganze Scene mit einem Blicke überſehen können, ſo würde es die Kämpfenden in kleine Abtheilungen zerſplittert, getrennt und unabhängig von den übrigen mit einander kämpfend, und ſogar ganz unbewußt, was in den übrigen Theilen geſchah, erblickt haben. Der Kampf zeigte nicht viel von den großen Combinationen und geſchickten Manövers, die man von einem großen Seetreffen erwartet. Er war vielmehr eine Zuſammenſetzung von kleinen Treffen, ähnlich den Treffen auf dem Lande. Die mit einander in Kampf verſtrickten Galeeren enthielten eine gleichlinige Kampfbahn, worauf der Soldat und Galeerenſklave Mann gegen Mann focht. Der Ausgang des Treffens aber ward gewöhnlich durch das Entern der feindlichen Ga-

*) Documentos Inéditos, Bd. III, S. 265; Bd. XI, S. 368. — Torres y Aguilera, Chronica, Fol. 70. — Paruta, Guerra di Cipro, S. 156 und 157. — Relacion de la Batalla Naval, Manuſkr.

leere entschieden. Wie meistentheils beim Handgemenge gab es hier einen enormen Verlust an Menschenleben. Die Verdecke waren mit Leichnamen beladen, indem Christen und Moslems gemischt durcheinander in den Armen des Todes lagen. Es werden Fälle namhaft gemacht, in denen ein jeder am Bord befindliche Mann getödtet oder verwundet war. *) Es war das ein grausenhafter Anblick, wo das Blut in Bächen an den Seiten der Schiffe hinunterfloß und die Gewässer des Golfes Meilen weit in der Runde färbte.

Es schien, als ob ein Orkan über die See dahin gebraust und sie mit den Trümmern der herrlichen Kriegsflotten, die noch einen Augenblick vorher stolz an ihrem Busen gefahren waren, bedeckt hätte. Diese Flotten hatten jetzt wenig aufzuweisen, was Einen an ihre neuliche prächtige Schlachtreihe erinnern konnte: denn ihre Rümpfe waren zerschlagen, ihre Maste und Spieren verschwunden oder durch Geschosse zersplittert, ihre Segel in Fetzen gerissen und wild im Winde flatternd, während Tausende von verwundeten und ersaufenden Leuten sich an die herumfluthenden Stücke anklammerten und jammernd um Hülfe riefen. Solchergestalt war der wilde Aufruhr, der auf die sabbatähnliche Stille, welche noch vor zwei Stunden über dieser schönen Einöde gewaltet hatte, gefolgt war.

Der von Barbarigo befehligte linke Flügel der Verbündeten war, wie wir sahen, im Anfange des Treffens arg von den Türken bedrängt worden. Den Barbarigo selber hatte man tödtlich verwundet. Seine Linie war umgangen worden. Aber den Venetianern lieh die Verzweiflung Muth. Durch unglaubliche Anstrengungen gelang es ihnen, ihre Feinde fortzuschlagen. Sie wurden ihrerseits die Angreifer. Man erblickte den Kapuziner im dichtesten Gefecht, wie er das Kruzifix in der Luft schwenkte und die Enterer zum Angriff führte. **) Die christlichen

*) Herrera erwähnt eine Galeere: „La Piemontesa de Saboya degollada en ella toda la gente de cabo y remo y despedazado con once heridas D. Francisco de Saboya.“ Eine andere, „La Florencia,“ sagt Rosell, „perdió todos los soldados, chusma, galeotes z caballeros de San Esteban que en ella habia, excepto su capitan Tomás de Médicis y diez y seis hombres mas, aunque todos heridos y estropeados.“ — Historia del Combate Naval, S. 113.

**) „Tomo una Alabarda o Pertesana, y ligando en ella el Sancto Crucifixo, verdadera pendon, se puso delante de todos assi desarmado como estava,

Galeerensklaven brachen in einigen Fällen ihre Fesseln und verbanden sich mit ihren Landsleuten gegen ihre Herren. Glücklicherweise wurde das Schiff des moslemitischen Admirals Mahomed Sirocco zum Sinken gebracht, und obschon er selber aus dem Wasser sich rettete, geschah das doch nur, damit er durch das Schwert seines Ueberwinders Giovanni Contarini umkam. Der Venetianer konnte in seinem Herzen für den Türken kein Mitleid fühlen.

Der Fall des Befehlshabers versetzte seinen Leuten den letzten Schlag. Ohne weitern Versuch, den Kampf zu verlängern, flohen sie vor den rächenden Schwertern der Venetianer. Wer dem Lande am nächsten war, suchte zu entrinnen, indem er die Fahrzeuge an die Küste trieb, wo sie als Prisen für die Christen im Stiche gelassen wurden. Doch kamen viele der Flüchtigen, ehe sie das Land erreichen konnten, elend in den Wogen um. Der venetianische Admiral Barbarigo, welcher immer noch im Todeskampfe schmachtete, hörte die Nachricht von der Niederlage des Feindes und hauchte das Leben aus, indem er einige Worte des Dankes, daß ihm der Himmel diese Stunde zu erleben erlaubte, stammelte.*)

Unterdessen hatte der Kampf im Centrum zwischen den beiden Oberbefehlshabern, zwischen Don Juan und Ali Pascha fortgedauert. Von ihren Galeeren blitzte ein unaufhörliches Artillerie- und Musketenfeuer, welches sie einhüllte wie „das Flammenkleid eines Märtyrers." Beide Theile fochten mit gleichem Muthe, obschon nicht mit gleichem Glück. Zweimal hatten die Spanier ihren Feind geentert, und beide Male waren sie mit Verlust zurückgeschlagen worden. Doch würde ihnen ihre Ueberlegenheit im Gebrauche der Feuerwaffen einen entschiedenen Vortheil über ihre Gegner gegeben haben, wenn der von ihnen denselben zugefügte Verlust nicht alsobald durch frische Verstärkungen wieder ersetzt worden wäre. Ein paar Male wurde der Kampf zwischen

---

y fue el primero que intro en la Galera Turquesca, hariendo con su Ababarda cosas que ponian admiracion." — Torres y Aguilera, Chronica, Fol 75.

*) „Vivió hasta que sabiendo que la vitoria era granada dijo: que daba gracias á Dios que lo hubiese guardado tanto que viese vencida la batalla y roto aquel comun enemigo que tanto deseó ver destruido." — Herrera, Relacion de la Guerra de Cipro, Documentos Inéditos, Bd. XXI, S. 360.

den beiden Chefs dadurch, daß sich Andere in den Strauß einmischten, unterbrochen. Indeß kehrten sie schon bald wieder zu einander zurück, gleich als ob sie nicht gewillt gewesen wären, ihre Kraft an einen geringeren Feind zu verschwenden. Während des ganzen Kampfes setzten sich die beiden Oberbefehlshaber in eben so hohem Grade, wie jeder gemeine Soldat, der Gefahr aus. Bei einem solchen Kampfe würde selbst Philipp haben zugestehen müssen, daß es für seinen Bruder schwer wäre, mit Ehre einen sichern Ort zu finden. Don Juan erhielt eine Wunde am Fuße. Sie war jedoch leicht: weshalb er sie sich erst verbinden ließ, als die Schlacht vorüber war.

Nachdem er nochmals seine Leute gemustert hatte, bliesen die Trompeten zum dritten Male zum Angriffe. Derselbe war jetzt erfolgreicher, als früher. Die Spanier stürzten sich kühn in die türkische Galeere hinein. Daselbst begegneten ihnen die Janitscharen mit dem nämlichen Muthe, wie vorher. Ali Pascha führte sie an. Unglücklicherweise traf ihn in diesem Augenblicke eine Musketenkugel in den Kopf, so daß er besinnungslos auf die Laufplanken*) stürzte. Seine Leute kämpften würdig ihres alten Ruhmes. Aber ihnen fehlte die gewohnte Stimme des Befehlshabers. Nach einem kurzen, aber nutzlosen Kampfe gegen das feurige Anstürmen der Spanier wurden sie überwältigt und streckten die Waffen. Die Verdecke waren mit den Körpern der Todten und Sterbenden beladen. Unter ihnen wühlte man den türkischen Oberbefehlshaber, der schwer, aber vielleicht nicht tödtlich verwundet war, heraus. Einige castilische Soldaten, die ihn erkannten, griffen ihn auf und würden ihn auf der Stelle umgebracht haben. Aber der widerstandsunfähige Chef, der sich etwas von den ersten Folgen seiner Wunde erholt hatte, besaß genug Geistesgegenwart, um sie von ihrem Vorhaben abzubringen, indem er ihnen den Platz andeutete, wo er sein Geld und seine Juwelen liegen hatte. Die

*) Gang-way bezeichnet auf Schiffen den Weg hinein oder hinaus, oder auch den Weg von einem Theile des Schiffes zum andern. Ferner bedeutet es die von Planken gebildete Platform, die horizontal längs des oberen Theiles einer Schiffseite von dem halben Deck nach dem Vorderkastelle geht. Die letztere Bedeutung hat es hier. Vergl. Webster's English Dictionary, Springfield, 1845, in zwei Quartbänden. Anm. des Ueberf.

Soldaten beeilten sich, sich diese Enthüllung zu Nutze zu machen, ehe der Schatz in die Hände ihrer Kameraden fiel.

Nicht so glücklich war Ali mit einem andern Soldaten, der bald darauf auf ihn zukam, indem er den Degen schwang und sich anschickte, denselben dem daliegenden Befehlshaber in den Leib zu hauen. Vergebens suchte der letztere den Wütherich von seiner Absicht abzubringen. Dieser war ein Verbrecher, einer von den Galeerensklaven, welche Don Juan von den Rudern hatte losketten und mit Waffen versehen lassen. Derselbe konnte nicht glauben, daß irgend ein Schatz so viel werth sei, wie das Haupt des Pascha's. Ohne längeres Zögern gab er ihm einen Hieb, daß der Kopf von den Schultern flog. Hierauf kehrte er auf seine Galeere zurück und legte die blutige Trophäe vor den Don Juan hin. Allein, er hatte sich hinsichtlich der Belohnung verrechnet. Sein Befehlshaber betrachtete das Haupt halb voll Mitleid, halb voll Schrecken. Vielleicht dachte er an das edelmüthige Verfahren Ali's in Bezug auf die christlichen Gefangenen und fühlte, daß derselbe ein besseres Geschick verdient hatte. Er fragte kalt, „wozu ihm ein solches Geschenk nützen könnte?" und ließ es dann ins Meer werfen. Indeß soll man seinem Befehle keineswegs Folge geleistet, sondern das Haupt auf eine Pike gesteckt und am Bord der weggenommenen Galeere aufgerichtet haben. Zu gleicher Zeit wurde das Banner des Halbmonds niedergerissen, während das an der Stelle desselben aufgepflanzte Banner des Kreuzes die Niederlage des Pascha's verkündete.*)

---

*) Relacion de la Batalla Naval, Manuskr. — Herrera, Historia General, Bd. II, S. 33. — Paruta, Guerra di Cipro, S. 157 und 158. — Documentos Inéditos, Bd. III, S. 244.

Torres y Aguilera erzählt uns eine etwas auffällige Anekdote in Bezug auf die große Standarte der Ligue auf dem Real. Das Bild von Jesus Christus, womit sie geziert war, wurde während der Schlacht weder von einer Kugel, noch von einem Pfeile getroffen, trotzdem das jedes andere Banner an einer Menge Stellen durchlöchert war. Indeß fuhren zwei Pfeile auf beide Seiten des Krucifixes, und alsbald lief ein zur Galeere gehöriger Affe den Mast hinauf, zerrte die Geschosse mit den Zähnen heraus und warf sie über Bord! (Chronica, Fol. 75.) Wenn man bedenkt, wie viele Geistliche sich am Bord der Flotte befanden, ist es sonderbar, daß bei dieser Gelegenheit nicht mehr Wunder vorfielen.

Das Erblicken der geweihten Fahne wurde von den Christen mit dem Geschrei „Victoria!“, welches das Getöse der Schlacht hoch übertönte, begrüßt.*) Die Nachricht vom Tode Ali's lief bald von Munde zu Munde; sie erfüllte die Verbündeten mit frischem Muthe, schallte aber den Moslems in die Ohren wie eine Todtenglocke. Die Zuversicht der Türken war dahin. Ihr Feuer ließ nach. Ihre Anstrengungen wurden immer schwächer. Von der Küste waren sie zu weit entfernt, um dort, gleich ihren Kameraden auf der Rechten, ein Asyl zu suchen. Ihnen blieb nichts weiter übrig, als den Kampf zu verlängern oder sich zu ergeben. Die Meisten zogen das letztere vor. Viele Schiffe wurden durch Entern genommen, andere von den siegreichen Christen versenkt. Ehe noch vier Stunden um waren, konnte man das Centrum der Moslems, wie ihren rechten Flügel, für vernichtet erklären.

Doch dauerte das Fechten noch auf der Rechten der Verbündeten, wo, wie man sich entsinnen wird, der algerische Chef Uluch Ali sich den Fehler Doria's —, den dieser beging, als er durch zu weites Ausdehnen seiner Linie dieselbe schwächte, — zu nutze gemacht hatte. Indem sie Uluch Ali auf der verwundbarsten Stelle angriff, war er, wie wir sahen, so glücklich, mehrere Schiffe zu nehmen oder zu zerstören, und er würde seinem Feinde noch einen schwereren Verlust zugefügt haben, wäre dem Doria nicht zu rechter Zeit der Marquis von Santa Cruz zu Hülfe gekommen. Dieser tapfere Offizier, welcher die Reserve befehligte, hatte bereits dem Don Juan einen großen Dienst erwiesen, als der Real während seines Kampfes mit Ali Pascha von mehreren türkischen Galeeren zu gleicher Zeit angegriffen worden war. Denn

---

*) Torres y Aguilera, Chronica, Fol. 72 ff. — Relacion de la Batalla Naval, Manuskr. — Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 182. — Documentos Inéditos, Bd. III, S. 247 ff. — Paruta, Guerra di Cipro, S. 160. — Cabrera, Filipe Segundo, Buch IX, Kap. 25 und 26.

„Dó el estandarte bárbaro abatido
la Cruz del Redentor fue enarbolada
con un triunf solene y grande gloria,
cantando abiertamente la vitoria.“

Ercilla, La Araucana, Theil II, Gesang 24.

in dieſer Lage der Dinge erſchien der Marquis von Santa Cruz, ſchlug die Angreifer in die Flucht und ſetzte den Oberbefehlshaber in den Stand, ſeinen Kampf mit dem Paſcha wieder aufzunehmen.

Kaum hatte Santa Cruz erfahren, daß ſich Doria in einer kritiſchen Lage befand, ſo eilte er, noch von Cardona, dem „General“ des ſiciliſchen Geſchwaders verſtärkt, ihm zu Hülfe. Indem ſie mitten in das mêlée hineinſtürzten, fielen die beiden Befehlshaber wie ein Donnerſchlag auf die algeriſchen Galeeren. Der auf dieſe Weiſe auf allen Seiten umringte Uluch Ali mußte ſeine Priſen fahren laſſen und durch die Flucht für ſeine Sicherheit ſorgen. Er hieb die malteſiſche Capitana, welche er mit einem Taue an ſeinen Stern befeſtigt hatte, los und überließ ſie den Wellen: dreihundert Leichname, die man auf ihr fand, legten von dem verzweifelten Charakter ihrer Vertheidigung Zeugniß ab. Als Uluch Ali von der Niederlage des Centrums und dem Tode Ali Paſcha's Nachricht erhielt, ſah er ein, daß das Einzige, was er noch thun könnte, wäre, daß er ſich von der unheilvollen Schlachtbühne ſo bald und ſo gut, als möglich, aus dem Staube machte und von ſeinen Schiffen ſo viele, als er könnte, rettete. Denn, in der türkiſchen Flotte gab es keine Schiffe, die die ſeinigen übertrafen, oder mit beſſer disciplinirten Leuten bemannt waren. Seine Leute waren ja die berüchtigten Korſaren des Mittelländiſchen Meeres, die ſich auf den Gewäſſern deſſelben von Kindheit an gewiegt hatten.

Nachdem der Algerier die Signale zum Rückzuge ausgeſteckt hatte, ſah man ihn bald darauf an der Spitze ſeiner Flottille mit allen Segeln, welche ihm die Schlacht übrig gelaſſen hatte, nach Norden ſteuern, indem er mit der Geſammtkraft ſeiner Ruderer durch die Tiefe vorwärts drang. Doria und Santa Cruz folgten ihm ſchnell auf der Spur nach. *)

*) Doria and Santa Cruz followed quickly in his wake. — — Wake of a ship iſt nach Webſter's Erklärung die Spur, welche ein Schiff hinter ſich zurückläßt, und die gebildet wird durch das Zuſammenſchlagen des Waſſers, welches von allen Seiten herbeiſchießt, um das Loch voll zu machen, welches durch das Durchfahren des Schiffs gemacht worden war. „To be in the wake of a ship,“ ſagt Webſter, „is to be in her track or in a line with her keel.“ In den meiſten, in Deutſchland erſchienenen engliſch-deutſchen Wörterbüchern wird man vergebens nach dieſer Bedeutung des Wortes wake ſuchen. Anm. des Ueberſ.

Aber ihn trugen die Fittiche des Windes, so daß er bald seine Verfolger weit hinter sich zurückließ. Nachdem Don Juan mit seinen eignen Angreifern fertig geworden war, kam er dem Doria zu Hülfe und gesellte sich jetzt zu den Verfolgern des Vicekönigs. Ein felsiges Vorgebirge,*) das weit in das Meer hinauslief, kam dem Flüchtigen in die Quere, weshalb seine Feinde hofften, ihn hier abzuschneiden. Einige wenige Schiffe von ihm strandeten auf den Felsen. Doch die übrigen — beinahe vierzig an Zahl — die kühner in die See hinaussteuerten, fuhren glücklich um das Vorgebirge herum. Indem sie alsdann ihre Flucht beschleunigten, verschwanden sie allmälig vom Horizont, und ihre weißen Segel, das letzte sichtbare Ding von ihnen, zeigten, gleich Vögeln des Polarkreises, den Weg nach der Heimath, in der sie geboren waren, an. Die Verbündeten erklärten das schlechtere Segeln ihrer Schiffe im gegenwärtigen Falle durch den Umstand, daß ihre Ruderer, denen man während des Kampfes Waffen zu führen erlaubt hatte, durch Wunden verstümmelt waren.

Die Schlacht hatte über vier Stunden gedauert. Der Horizont, welcher den ganzen Tag hindurch fast wolkenlos gewesen war, fing jetzt an, sich zu überziehen und offenbarte die Zeichen eines herannahenden Sturmes. Ehe aber Don Juan für sich und seine Prisen einen Zufluchtsort suchte, recognoscirte er den Schauplatz der Schlacht. Er fand einige Schiffe für längeren Dienst zu sehr beschädigt. Diese, die meistens dem Feinde zugehört hatten, ließ er verbrennen, nachdem er die Sachen von Werth, die sie am Bord hatten, gerettet hatte. Er wählte den benachbarten Hafen von Petala als den sichersten und zugänglichsten Zufluchtsort für die Nacht. Ehe er daselbst ankam, fing der Donner zu rollen**) an und Finsterniß lagerte sich auf das Wasser. Doch machte die Finsterniß die flammenden Wracke, welche theils Feuerströme, theils Funkenregen emporsandten und wie Vulkane der Tiefe aussahen, nur noch ersichtlicher.

*) In verschiedenen großen englisch-deutschen Wörterbüchern fehlt von headland die Bedeutung „Vorgebirge, Kap." Anm. des Uebers.

**) Wir übersetzen to mutter durch „rollen", nach Pope: „Thick lightnings flash, the muttering thunder rolls." Eigentlich bezeichnet dieses Wort das Gemurmel des Donners. Anm. des Uebers.

Elftes Kapitel.

Der Türkenkrieg.

Die Einbußen der kämpfenden Theile. — Die Edelmüthigkeit Don Juan's. — Der Enthusiasmus in der ganzen Christenheit. — Die Resultate der Schlacht. — Die Operationen in der Levante. — Die Eroberung von Tunis. — Die Zurückeroberung desselben durch die Türken.

1571 — 1574.

Jetzt wurden dem jungen Oberbefehlshaber wegen des an diesem Tage erfochtenen Sieges von seinen Waffengefährten lange und laute Beglückwünschungen dargebracht. Indem die Offiziere und Gemeinen einander ihre mannichfaltigen Thaten erzählten, verflossen die Stunden wohlgemuth. Doch mischte sich Kummer in ihre Freude, als sie Nachricht erhielten von der Einbuße der Freunde, welche diesen Sieg mit ihrem Blute erkauft hatten.

Es war in der That eine blutige Schlacht, die in dieser Hinsicht jedes Seetreffen der neueren Zeit übertraf. Bei Weitem am schwersten traf der Verlust die Türken. In der Angabe der Zahlen herrscht die gewöhnliche Abweichung; aber man kann mit Sicherheit den Verlust derselben auf beinahe fünf und zwanzig tausend Todte und fünf tausend Gefangene anschlagen. Was den Siegern die meiste Freude machte, war die Befreiung von zwölftausend christlichen Gefangenen, welche am Bord der moslemitischen Galeeren ans Ruder geschmiedet waren und jetzt herbeikamen, indem ihnen, als sie ihre Befreier segneten, Freudenthränen die verstörten Wangen herabströmten. *)

Der Verlust der Verbündeten war verhältnißmäßig gering: —

*) Die Autoritäten widersprechen sich hinsichtlich des Verlustes der Moslems so sehr, daß derselbe fast gänzlich auf Hypothese beruht. Der Verfasser des Leydener Manuskripts trennt sich von diesem Gegenstande mit der Bemerkung: „La gente muerta de Turcos no se ha podido saber por que la que se hecho en la mar fuera de los degollados fueron infinitos.“ Wie in meinen andern Angaben habe ich mich an Señor Rosell, Historia del Combate Naval (S. 118) gehalten.

er war unter acht tausend.*) Daß er um so viel geringer, als derjenige ihrer Feinde war, muß man zum Theil ihrer Ueberlegenheit im Gebrauche der Feuerwaffen zuschreiben, theils aber auch ihrem ausschließlichen Gebrauche derselben, anstatt der Anwendung der Bogen und Pfeile, der Waffen, auf welche, obschon sie weniger wirksam waren, doch die Türken, gleich den übrigen Moslems, in hohem Maße sich verlassen zu haben scheinen. Endlich waren die Türken der besiegte Theil und erhielten im Erleiden eines schwereren Verlustes das fast unabänderliche Loos der Besiegten.

Was ihre Armada anbelangt, konnte man sie beinahe für vernichtet ansehen. Von beinahe zwei hundert und funfzig Galeeren, die in die Schlacht gebracht wurden, entkamen nicht mehr, als vierzig. Ein hundert und dreißig wurden weggenommen und unter die Sieger vertheilt. Die übrigen, die versenkt oder verbrannt wurden, wurden von den Wellen verschlungen. Dagegen sollen die Verbündeten nicht mehr, als funfzehn Galeeren, eingebüßt haben, wenngleich ohne Zweifel eine viel größere Anzahl derselben dienstuntauglich gemacht worden war. Diese ungleiche Einbuße enthält einen guten Beweis, daß die Türken im Baue der Schiffe, sowie in der zum Fahren erforderlichen Geschicklichkeit zurückstanden. Ein großer Betrag an Beute, in der Gestalt von Gold, Juwelen und Brokat, fand sich am Bord mehrerer Prisen vor. Die Galeere des Oberbefehlshabers soll allein hundert und siebenzig tausend Goldzechinen enthalten haben: — eine große Summe, die aber nicht groß genug gewesen zu sein scheint, um sein Leben zu erkaufen.**)

Man kann die Verluste der Kämpfenden nicht unparteiisch darstellen, wenn man nicht eben so gut die Qualität, wie die Quantität der Todten in Betracht zieht. Die Zahl vornehmer Leute, die sowohl auf christlicher, wie auf moslemitischer Seite an der Expedition Theil

*) Rosell schlägt den Gesammtverlust der Verbündeten auf nicht geringer, als sieben tausend sechs hundert an; von ihnen waren ein tausend Römer, zwei tausend Spanier und die übrigen Venetianer. — Ebend., S. 113.

**) Ebend., wie oben. — Torres y Aguilera, Chronica, Fol. 74 ff. — Documentos Inéditos, Bd. II, S. 246—249; Bd. XI, S. 370. — Sagredo, Monarcas Othomanos, S. 295 und 296. — Relacion de la Batalla Naval, Mss.

nahmen, war sehr groß. Die Todtenliste bewies, daß sie auf ihrer Ruhmesjagd wenig an ihre persönliche Sicherheit dachten. Bei den Venetianern fiel in der Schlacht derjenige Offizier, welcher der nächste im Range nach dem Oberbefehlshaber war, bei den Türken der Oberbefehlshaber der Kriegsflotte und der Befehlshaber ihres rechten Flügels. Mancher hochgeborene Kavalier beschloß bei Lepanto eine lange Laufbahn ehrenvoller Dienste. Mehr, denn einer, datirte dagegen von diesem Tage den Anfang seiner Laufbahn. Hierher gehört Alexander Farnese, der Prinz von Parma. Obschon er bloß ein paar Jahre jünger, als sein Onkel Johann von Oesterreich war, machten diese wenigen Jahre doch eine ungeheure Verschiedenheit in ihrer beiderseitigen Stellung aus: denn, während der eine die Oberbefehlshaberstelle versah, war der andere nur ein Privatabenteurer. Doch selbst in dieser Stellung gelang es ihm, durch seine Thaten großen Ruhm zu erlangen. Die Galeere, worauf er fuhr, lag mit ihrem Bock dem Bocke einer türkischen Galeere, mit welcher sie im heißen Kampfe begriffen war, gegenüber. Inmitten des Gefechts sprang Farnese an den Bord des Feindes, hieb mit seinem guten Haudegen Alle, die sich ihm entgegensetzten, nieder und eröffnete eine Gasse, in welche sich seine Kameraden einer nach dem andern stürzten, so daß sie nach einem kurzen, aber mörderischen Kampfe so glücklich waren, das Fahrzeug wegzunehmen. Da die Galeere Farnese's hinten gerade an diejenige Don Juan's stieß, konnte der letztere die That seines Neffen sehen, und sie erfüllte ihn mit einer Bewunderung, die er nicht zu verbergen suchte. Die von dem jungen Krieger bei dieser Gelegenheit gezeigte Unerschrockenheit gab ein gutes Augurium seines späteren Charakters ab, wo er seinem Onkel im Kommando nachfolgte und ihn an militärischem Ruhme übertraf. *)

In diesem Treffen war noch ein anderer Jüngling gegenwärtig, der, wenngleich damals noch niedrig und unbekannt, doch bestimmt

*) Relacion de la Batalla Naval, Manuskr.

Don Juan erwähnt diese That seines tapfern Verwandten in dem ersten von ihm nach der Schlacht an Philipp geschriebenen Briefe. Der Brief, datirt: Petala, den 10. October, ist veröffentlicht in Aparici, Documentos Inéditos relativos á la Batalla de Lepanto, S. 26.

war, eines Tages Lorbeeren einer reineren und beneidenswertheren Gattung, als die auf dem Schlachtfelde geärnteten, zu gewinnen. Das war Cervantes, der in einem Alter von vier und zwanzig Jahren als gemeiner Soldat am Bord der Flotte diente. Das Fieber hatte ihn bettlägerig gemacht, doch bestand er am Morgen der Schlacht trotz der Vorstellungen seines Kapitäns darauf, daß er nicht nur die Waffen führen, sondern auch auf den Posten der Gefahr gestellt sein wollte. Er that dort seine Pflicht sehr gut, was zwei Wunden auf der Brust und eine an der Hand, die ihn des Gebrauchs derselben beraubte, bewiesen. Glücklicherweise war es die linke Hand. Die rechte blieb ihm noch übrig, so daß er jene unsterblichen Erzeugnisse schreiben konnte, die als Bücher eines jeden Haushalts nicht allein in seinem eignen Lande, sondern in jedem Theile der civilisirten Welt bekannt werden sollten. *)

Ein grimmiges Donnerwetter tobte vier und zwanzig Stunden lang nach der Schlacht, während die Flotte im Hafen von Petala sicher vor Anker lag. Sie blieb daselbst noch drei Tage länger. Don Juan benutzte den Aufenthalt, um die verschiedenen Galeeren zu besuchen und sich mit ihrem Zustande bekannt zu machen. Er erkundigte sich nach dem Betragen der Soldaten und war nicht sparsam mit seinen Lobsprüchen gegen diejenigen, welche sie verdienten. Gegen die Kranken und Verwundeten bewies er die größte Sympathie, suchte ihre Leiden zu lindern und lieferte ihnen Alles, was seine Galeere zu ihrer Erleichterung beitragen konnte. Es darf uns also nicht wundern, wenn sein edelmüthiges, theilnehmendes Wesen ihm die Herzen seiner Soldaten gewann. **)

---

*) Navarete, Vida de Cervantes, Madrid, 1819, S. 19.

Indem Cervantes in dem Vorworte zu dem zweiten Theile des Don Quijote Lepanto berührt, ruft er enthusiastisch aus, trotz aller seiner Wunden möchte er nicht den Ruhm, daß er in jener Schlacht mit anwesend war, eingebüßt haben. „Quisiera antes haberme hallado en aquella faccion prodigiosa, que sano ahora de mis heridas, sin haberme hallado en ella."

**) Unter andern Schriftstellern erwähnt dieses menschliche Betragen Don Juan's der Verfasser der Relacion de la Batalla Naval, dessen Sprache beweist, daß das Manuskript an Ort und Stelle geschrieben wurde: „El queda visitando los heri-

Aber, die Beweise dieser Freundlichkeit beschränkten sich nicht auf seine eignen Leute. Unter den Gefangenen befanden sich zwei Söhne Ali's, des türkischen Oberbefehlshabers. Der eine war siebenzehn, der andere blos dreizehn Jahre alt. So frühzeitig hatte sie ihr Vater in einen Stand, der vor allen andern in der Türkei den Weg zu Ehre und Auszeichnung eröffnete, einweihen wollen. Sie waren nicht am Bord seiner Galeere, und als sie von seinem Tode benachrichtigt wurden, waren sie untröstlich. Zu diesem Schmerze gesellte sich jetzt noch, daß sie nun zur Sklaverei verurtheilt waren.

Als die Jünglinge dem Don Juan vorgeführet wurden, warfen sie sich auf dem Bord seines Schiffes vor ihm nieder. Allein, er hob sie auf, umarmte sie herzlich und sagte, was er konnte, um sie in ihrer Trübsal zu trösten. Er ließ sie mit der ihrem Range gebührenden Hochachtung behandeln. Sein Sekretär, Juan de Soto, räumte ihnen sein Quartier ein. Sie erhielten die reichste Kleidung, die man unter der Beute finden konnte. Auf ihren Tisch wurden die nämlichen Delikatessen, wie auf den des Oberbefehlshabers, aufgetragen, und seine Kämmerer bewiesen ihnen den nämlichen Respekt, wie ihm selber. Seine Güte blieb nicht bei diesen Handlungen ritterlicher Höflichkeit stehen. Er erhielt von ihrer Schwester Fatima einen Brief, der eine rührende Ansprache an Don Juan's Menschlichkeit enthielt und um die Freigebung ihrer verwaisten Brüder bat. Er hatte einen Kourier nach Konstantinopel gesandt und ihre Freunde versichert, daß die gefangenen Jünglinge persönlich sicher wären: „was", setzt die Dame hinzu, „von unserm ganzen Hofe als ein Beweis großer Höflichkeit — gran gentileza — angesehen wird, und es gibt hier Niemanden, welcher nicht die Güte und den Edelmuth Eurer Hoheit bewundert." Sie unterstützte ihre Bitte mit einem reichen Geschenke, um dessentwillen sie sich anmuthig entschuldigte, daß es bloß ihre Gefühle ausdrücken sollte, aber weit unter dem Werthe, den Don Juan verdiente, sei.*)

---

dos y procurando su remedio haziendoles merced y dandoles todo lo que aviase menester." — Manuskr.

*) „Lo qual toda esta corte tuvo á gran gentileza, y no hazen sino alabar la virtud y grandesa de vuestra Alteza."

Der Brief Fatima's findet sich in Torres y Aguilera, Chronica, Fol. 92.

Bei der Theilung der Beute waren die jungen Prinzen dem Papste zugetheilt worden. Es gelang aber dem Don Juan, ihre Befreiung zu erwirken. Unglücklicherweise starb der ältere zu Neapel, wie es heißt, aus Sehnsucht. Den jüngeren sandte man mit drei Bedienten, die er vorzüglich gern hatte, nach Hause. Don Juan lehnte ab, das Geschenk Fatima's zu behalten, und gab es ihrem Bruder. In einem Briefe an die türkische Prinzessin bemerkte er, daß er dies nicht gethan habe, weil er ihr schönes Geschenk unterschätzte, sondern, weil es immer die Sitte seiner königlichen Vorfahren gewesen sei, ihre Gunstbezeigungen an diejenigen, welche sie brauchten, umsonst zu machen und Nichts dafür als Belohnung zu empfangen. *)

Denselben Edelmuth bewies er in seinem Benehmen gegen Veniero. Wir haben die freundliche Demonstration gesehen, die er, als die Schlacht anfing, dem ärgerlichen Venetianer machte. Jetzt wünschte er ihn am Bord seiner Galeere zu sehen. Sowie derselbe sich näherte, trat ihm Don Juan entgegen und grüßte ihn herzlich. Er sprach den Wunsch aus, daß sie das Vorgefallene in Vergessenheit begraben wollten, sagte dem Veteranen Komplimente wegen der in der Schlacht bewiesenen Tapferkeit und begrüßte ihn mit dem zärtlichen Namen „Vater." Der alte Soldat, welcher nicht auf einen so freundlichen Empfang gefaßt war, brach in Thränen aus, und es gab Niemanden, sagt der die Anekdote mittheilende Geschichtschreiber, der den Auftritt mit trocknen Augen mit ansehen konnte. **)

Der Geschichtschreiber fügt ein Verzeichniß der von der türkischen Prinzessin dem Don Juan gesandten Artikel bei. Unter andern Gegenständen zählt er auf: Zobelpelze, Brokat und verschiedene reiche Stoffe, Porzellan, Teppiche und Tapetenarbeit, Waffen, die zierlich mit Gold und Silber ausgelegt waren, und Damascenerklingen, geschmückt mit Rubinen und ächten Türkisen.

*) „El presente que me embio dexe de rescibir, y le huvo el mismo Mahamet Bey, no por, no preciarle como cosa venida de su mano, sino por que la grandeza de mis antecessores no acostumbra rescibir dones do los necessitados de favor, sino darlos y hazerles gracias." — Ebend., Fol. 94.

**) Nach Einigen überredeten einige Freunde den Don Juan dazu, dem venetianischen Admirale auf diese Weise entgegenzukommen. (Siehe Torres y Aguilera, Chronica, Fol. 75; Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 123.) So

Während man zu Petala war, wurde ein Kriegsrath, der über die nächsten Operationen der Flotte entscheiden sollte, berufen. Einige waren dafür, daß man auf den geführten Schlag einen unmittelbaren Angriff auf Konstantinopel machen sollte. Andere meinten, daß man wegen Mangels an Lebensmitteln und des beschädigten Zustandes der Flotte eine solche Expedition zu unternehmen nicht im Stande sei. Sie empfahlen an, daß die Armada auseinander gehen und daß die verschiedenen Geschwader, woraus sie bestand, ihre respectiven Winterquartiere beziehen sollten, um sich im nächsten Frühjahre zur Wiederaufnahme der Operationen zusammenzufinden. Noch Andere, worunter Don Juan sich befand, meinten, daß man vor dem Auseinanderschicken der Flotte eine ihrer Stärke angemessene Unternehmung machen solle. Demgemäß beschloß man, Santa Maura, einen auf der Insel Leucadia liegenden, stark befestigten Platz, welcher den nördlichen Eingang in den Golf von Lepanto beherrschte, zu belagern.

Nachdem die Flotte am 11. Oktober die Anker gelichtet hatte, langte sie den nächsten Tag bei Santa Maura an. Nach einer sorgfältigen Recognoscirung des Bodens sah man ein, daß die Belagerung mit größerer Schwierigkeit, als man vorausgesetzt hatte, verknüpft sein würde. Es wurde nochmals ein Kriegsrath berufen, und man beschloß, daß man, weil die Jahreszeit schon weit vorgerückt sei, die Operationen suspendiren, in die Winterquartiere zurückgehen und im folgenden Frühling, um den Feldzug unter günstigeren Auspicien zu eröffnen, wieder sich versammeln wolle.

---

viel ist gewiß, daß er die Erinnerung an das Vorgefallene nicht aus seinem Gedächtnisse verwischen konnte, wie aus mehreren Briefen von ihm hervorgeht, in welchen er von der Schwierigkeit spricht, welche er in dem nächsten Feldzuge finden würde, wenn er mit einem so reizbaren Menschen zusammenhandeln sollte. In Folge dessen fand sich die venetianische Regierung — wenn auch ungern, bewogen, den Veniero in einem andern Dienste zu verwenden. Freilich scheint sein Benehmen, welches Don Juan und die Alliirten so geärgert hatte, bei seinen Landsleuten Beifall gefunden zu haben, denn diese betrachteten es als einen Beweis seiner zartfühlenden Sorge für die Nationalehre. Einige Jahre nachher machte man die dem Veteranen erwiesene Geringschätzung vollkommen wieder gut, indem man ihn zur höchsten Würde in der Republik erhob. Er war der dritte Doge seiner Familie, wurde 1576 gewählt und blieb im Amte bis zu seinem Tode.

Der nächste Schritt war die Theilung der dem Feinde abgenommenen Beute; man theilte sie so, daß alle Parteien zufriedengestellt waren. Die Hälfte der Galeeren und geringeren Schiffe, der Artillerie und kleinen Gewehre, so wie der Gefangenen, wurde für den katholischen König bei Seite gelegt. Die andere Hälfte theilten der Papst und die Republik in dem durch den Bundesvertrag festgesetzten Verhältnisse.*) Zunächst begab sich Don Juan noch Korfu, wo er drei Tage blieb und einige nothwendige Reparaturen mit seinen Schiffen vornahm. Alsdann sagte er den Verbündeten Lebewohl und steuerte auf Messina los, das er nach einer stürmischen Fahrt den ein und dreißigsten des Monats erreichte.

Man kann sich die Freude vorstellen, womit ihn die Einwohner dieser Stadt begrüßten. Er hatte sie vor ein wenig über sechs Wochen verlassen und war jetzt im Triumph zurückgekehrt, nachdem er die denkwürdigste Seeschlacht der neueren Zeit gewonnen hatte. Die ganze Bevölkerung, geführt von den obrigkeitlichen Personen, eilte zur Küste herab, um das prächtige Schauspiel mit anzusehen. Als die tapfere Kriegsflotte in den Hafen hereinstürmte, zeigte sie durch manche Schramme die Resultate des neulichen Kampfes. Aber die geweihte Standarte flatterte noch stolz auf der Mastspitze des Real, und hinterdrein kam die lange Reihe eroberter Galeeren in viel schlechterem Zustande als diejenigen der Sieger und die Fahnen schimpflich im Wasser hintennach schleppend. Als Don Juan an der Spitze seiner Truppen landete, wurde er mit Tuschen empfangen, während von den die Stadt beherrschenden Festungen Artilleriesalven donnerten. Er ward unter einen prächtigen Baldachin aufgenommen und von einem großen Haufen Bürger und Soldaten geleitet. Die sich in den Zug mischende Geistlichkeit stimmte das Te Deum an, und so zog man in die Dom-

*) Die am Borde der türkischen Schiffe vorgefundene Beute wurde den Erbeutern derselben überlassen. Es war deren genug vorhanden, um manchen dürftigen Abenteurer reich zu machen. „Assi por la victoria havida como porque muchos venian tan ricos y prosperados que no havia hombre que se preciasse de gastar moneda de plata sino Zequies, ni curasse de regatear en nada que comprasse.“ — Torres y Aguilera, Chronica, Fol. 79.

kirche, wo Alle gemeinschaftlich dem Allmächtigen dankten, weil er ihnen einen so ruhmreichen Sieg gegeben hatte.*)

Don Juan erhielt eine kostbare Wohnung im Schlosse. Man feierte ihn mit einem prächtigen Bankett — denn schon damals dienten die Bankette zum Ausdrucke der öffentlichen Dankbarkeit — und er erhielt von der Stadt einen noch substantielleren Lohn in dem Geschenke von dreißigtausend Dukaten. Endlich hatte ein geschickter Künstler eine bronzene Statue anzufertigen zur ewigen Erinnerung an den Sieger von Lepanto. Don Juan nahm das Geld an, aber bloß, um es zur Erleichterung der kranken und verwundeten Soldaten zu verwenden. Mit dem nämlichen Edelmuthe hatte er befohlen, daß sein ganzer Antheil an der auf türkischen Schiffen weggenommenen Beute, einschließlich einer großen Menge Goldes und reicher Brokate, die man auf der Galeere Ali Pascha's gefunden hatte, unter die Erbeuter vertheilt werden sollte.**)

Die Nachricht von dem Siege bei Lepanto erregte eine tiefe Sensation in der ganzen Christenheit; denn man hatte allgemein die Meinung gehegt, daß die Türken zur See unbesieglich wären. Besonders bezeigten die Verbündeten ihre Freude durch so außerordentliche Demonstrationen, daß man daraus abnehmen konnte, wie groß bisher ihre Furcht gewesen war. In Venedig, von dem man sagen konnte,

---

*) Wegen der vorhergehenden Seiten siehe: Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 186; — Torres y Aguilera, Chronica, Fol. 79; — Cabrera, Filipo Segundo, S. 696; — Herrera, Historia General, Bd. II, S. 37; — Ferreras, Hist. d'Espagne, Bd. X, S. 261.

**) Eine alte Romanze feierte diese Freigebigkeit Don Juan's auf folgende Weise:

„Y ansi seda como de oro
Ninguna cosa ha querido
Don Juan, como liberal,
Por mostrar do ha descondido,
Sino que entre los soldados
Fuese toda repartido
En premio de sus trabajos
Pues lo habian merecido."

Duran, Romancero General, Madrid, 1851, Bd. II, S. 185.

daß es durch das Resultat der Schlacht eine neue Erlaubniß*) zu existiren erhielt, versammelten sich der Doge, die Senatoren und das Volk auf dem großen St. Marcoplatze und beglückwünschten einander wegen des Triumphes ihrer Waffen. Durch ein öffentliches Dekret wurde verordnet, daß der siebente Oktober auf ewige Zeiten als ein Nationalfesttag gefeiert werden sollte.

Die Freude in Neapel war wohl kaum geringer. Hier hatte das Volk so oft seine Küsten durch ottomanische Kreuzer verwüsten sehen. Als daher der neapolitanische Admiral Santa Cruz mit seinem Geschwader in den Hafen zurückkehrte, wurde er mit Akklamationen bewillkommnet, wie ein von seinem Feldzuge zurückkehrender Sieger.

Aber selbst diese Ehrenbezeigungen kamen nicht denen gleich, welche in Rom dem Colonna, dem General-Kapitäne der päpstlichen Flotte erwiesen wurden. Als er in Staatsprozession einherkam, mit den dem Feinde genommenen Trophäen voran und mit einem Haufen trauernder Gefangener hinterher, erinnerte dies Schauspiel an die Pracht des alten römischen Triumphes. Pius der Fünfte hatte schon vorher angekündigt, daß der Sieg der Christen ihm vom Himmel geoffenbart worden sei. Als aber die Nachricht von dem wirklichen Resultate ihn erreichte, ging das so weit über die Erwartungen des alten Papstes, daß ihn seine Gefühle übermannten und er in einen Strom Thränen ausbrach, indem er ausrief: „Es war ein Mensch von Gott gesandt, und der hieß Johannes.“**)

Wir dürfen wohl glauben, daß der Jubel, womit die freudige Botschaft in Spanien begrüßt wurde, nicht hinter dem Jubel in andern Ländern der Christenheit zurückstand. Während Don Juan bei Petala lag, schickte er den Lope Figueroa mit Depeschen, nebst der großen ottomanischen Standarte, als der ruhmreichsten in der Schlacht gewonnenen Trophäe, an den König ab.***) Bald darauf schickte er

*) Lease, welches nicht allein Pacht- und Miethvertrag heißt, sondern figürlich von jeder durch Erlaubniß oder Zugeständniß gegebenen Sache gesagt wird. „Any tenure by grant or permission,“ sagt Webster. Anm. d. Uebers.

**) Lorea, Vida de Pio Quinto, Kap. XXIV, §. II. — Torres y Aguilera, Chronica, Fol. 80. — Rosell, Historia del Combate Naval, S. 124 und 125.

***) In einem Briefe an seinen Bruder, datirt aus dem Escorial vom folgen-

einen Kourier mit weiteren Briefen. Es fügte sich so, daß sowohl der eine wie der andere, erst einige Wochen an seinem Bestimmungsorte ankam, nachdem die Nachricht zu Philipp schon aus einer andern Quelle gelangt war. Das geschah durch den venetianischen Gesandten, welcher den letzten Oktober von seiner Regierung Depeschen mit einem vollständigen Schlachtberichte erhalten hatte. Er eilte damit in den Palast und fand den König in seiner Privatkapelle, wo derselbe am Vorabende von Allerheiligen der Vesper beiwohnte. Man kann nicht bezweifeln, daß die Neuigkeit sein Herz mit Freude erfüllte; doch soll er, anstatt Etwas in seinem Benehmen zu verrathen, in seiner Andacht ohne den geringsten Mienenwechsel fortgefahren sein, bis die Kirche aus war. Dann ließ er das Te Deum singen. *) Alle Anwesenden stimmten mit überfließendem Herzen in den allgemeinen Dank ein, den man dem Herrn der Heerschaaren für einen so großen Triumph des Kreuzes darbrachte. **)

---

den November, spricht Philipp von der Wonne, die er gefühlt, als er aus den Händen des Figueroa diese Trophäe erhalten hat. (Siehe den Brief bei Rosell, Hist. del Combate Naval, Apend. Nr. 15.) Die Standarte wurde im Escorial verwahrt, wo sie im Jahre 1671 verbrannte. — Documentos Inéditos, Bd. III, S. 256.

*) „Y S. M. no se alteró ni demudá ni hizo sentimiento alguno, y se estuvo con el semblante y serenidad que antes estaba, con el qual semblante estuvo hasta que se acabaron de cantar las vísperas." — Memorias de Fray Juan de San Gerónimo, Documentos Inéditos, Bd. III, S. 258.

**) Der dritte Band der Documentos Inéditos enthält einen langen Auszug aus einem Manuskripte im Escorial, welches von einem Hieronymitenmönch herrührt. Hierin sagt der Verfasser, daß Philipp, während er die Vesperandacht im Palastkloster des Escorial verrichtete, durch einen von Don Juan kommenden Kourier die Nachricht vom Siege erhielt. Dieser Darstellung ist Cabrera, (Filipe Segundo, S. 696) und die hauptsächlichsten castilischen Schriftsteller gefolgt. Die Ungenauigkeit derselben aber wird hinlänglich widerlegt durch zwei damals an Don Juan gerichtete Briefe, deren einen der königliche Sekretär Alzamora und deren andern Philipp selber schrieb. Zufolge ihrer Mittheilung war es der venetianische Gesandte, welcher die erste Nachricht überbrachte, und der Platz, wo er sie überbrachte, war die Privatkapelle des Palastes zu Madrid, während Philipp am Abende vor Allerheiligen der Vesper beiwohnte. Es ist beachtenswerth, daß der Brief des Sekretärs keine Andeutung enthält von der Monchalance, womit Philipp die Neuigkeit gehört

Jenen Abend gab es eine große Illumination in Madrid. Den nächsten Tag las der päpstliche Legat Messe in Gegenwart des Königs, der später an einer feierlichen Prozession nach der St. Marienkirche Theil nahm, wo sich beim allgemeinen Dankgebete Volk und Hof vereinte.

In einem Briefe an Don Juan, datirt aus dem Escorial vom neun und zwanzigsten November, schreibt Philipp aus voller Seele in der Sprache der Dankbarkeit und brüderlicher Liebe: — „Ich kann dir die Freude nicht ausdrücken, die ich empfunden habe, als ich ausführliche Nachricht über dein Benehmen in der Schlacht erhielt, über die von dir persönlich bewiesene Tapferkeit und über die Achtsamkeit, womit du Andern angemessene Befehle ertheiltest: — was Alles unzweifelhaft eine Haupturſache des Sieges gewesen ist. Dir habe ich also nächst Gott den Sieg zu verdanken und erkenne dies hiermit an, und ich schätze mich glücklich, daß es für Jemanden, der mir so nahe steht und so theuer ist, aufbehalten war, dieses große Werk, welches dir in den Augen Gottes und der ganzen Welt so viel Ruhm erworben hat, zu vollbringen.“ *)

Die Gefühle des Königs wurden vollständig von seinen Unterthanen getheilt. Der durch den großen Sieg im ganzen Lande erweckte Enthusiasmus war ohne Gränzen. „Es gibt“, schreibt ein königlicher Sekretär an Don Juan, „keinen Menschen, der nicht die Hand des Herrn darin erblickte, obschon es mehr wie ein Traum, als wie Wirklichkeit erscheint, weil es jedes Seetreffen, von welchem man je zuvor gehört, so weit übertrifft.“ **) Die besten Bildhauer und Maler

---

haben soll. Die Originale dieser interessanten Depeschen existiren noch in der Madrider Nationalbibliothek. Sektor Rosell hat von ihnen Abschrift für sein Memoire (Anhang, Nummer 13 und 15) genommen. Man macht in der Geschichte geringe Fortschritte, wenn man noch nicht herausgefunden hat, daß es leichter ist, einen Irrthum zu wiederholen, als ihn zu corrigiren.

*) „Y ansi á vos (despues de Dios) se ha de dar el parabien y las gracias della, como yo os las doy, y á mí de que por mano de persona que tanto me toca como la vuestra, y á quien yo tanto quiero, se haya hecho un tan gran negocio, y granado vos tanta honra y gloria con Dios y con todo el mundo.“ — Rosell, Historia del Combate Naval, Apendix, Nr. 15.

**) Carta del secretario Alzamora á Don Juan de Austria, Madrid, den

mußten das Andenken des glorreichen Ereigniſſes verewigen. Unter ihnen befand ſich Titian, der zur Zeit Karls des Fünften zwei Jahre in Spanien zugebracht hatte, und jetzt, wo er über neunzig Jahre zählte, das große Gemälde: „Der Sieg der Ligue", welches noch heutzutage an der Wand im Muséo zu Madrid hängt, fertig machte.*) Der erhabene Gegenſtand bildete für die caſtiliſche Muſe eine fruchtbare Quelle der Begeiſterung. Unter den Hekatomben von Heldengedichten und lyriſchen Geſängen verewigen das Heldengedicht Ercilla's**) und der ſchwungreiche Cancion des Fernando de Herrera das Andenken des Sieges bei Lepanto in Formen, die dauerhafter, als Leinwand und Marmor, und ſo unvergänglich, wie die Sprache ſelbſt, ſind.

Während auf dieſe Weiſe Alle bereit waren, dem Talente und der Tapferkeit, wodurch die größte Schlacht damaliger Zeit gewonnen worden war, zu huldigen, war man, als man kühler wurde und die Ereigniſſe ſorgfältiger beurtheilen konnte, geneigt, zu fragen, wo denn die Früchte dieſes großen Sieges wären. Hätte Don Juan's Vater, Karl der Fünfte, hieß es, einen ſolchen Sieg davon getragen, würde er nicht dergeſtalt das Feld verlaſſen, ſondern dem Feinde, ehe ſich derſelbe von dem Schlage erholen konnte, einen friſchen verſetzt haben. Viele ſprachen die Ueberzeugung aus, daß der junge Generaliſſimo geradewegs mit ſeiner Flotte hätte gegen Konſtantinopel ſegeln müſſen.

Es iſt allerdings anſcheinender Grund vorhanden, warum man des Don Juan Verhalten nach der Schlacht tadeln kann. Aber, man muß bedenken, um ſich das Benehmen Don Juan's zu erklären, daß ſeine Lage von derjenigen ſeines kaiſerlichen Vaters ganz verſchieden war. Er beſaß nicht, wie der letztere, eine abſolute Gewalt über ſeine

---

11. November 1571, bei Rosell, Historia del Combate Naval, Apendix, Nummer 13.

*) Siehe Ford, Spaniſches Handbuch, Bd. II, S. 697.

**) Ercilla hat der glänzenden Epiſode der Schlacht bei Lepanto den vier und zwanzigſten Canto der Arancana gewidmet. Wenn auch Ercilla nicht, wie Cervantes, in der Schlacht mit anweſend war, verleiht doch ſeine Bekanntſchaft mit den vorzüglichſten handelnden Perſonen ſeinem Epos, außer dem poetiſchen Werthe desſelben, einen beträchtlichen Werth als geſchichtlichem Teſtimonium.

Armee. Die großen Führer der Verbündeten standen einander im Range beinahe gleich, so daß ein jeder von ihnen das Recht beanspruchte, über alle wichtigen Maßregeln zu Rathe gezogen zu werden. Unter den drei Befehlshabern, sowie unter den von ihnen befehligten Truppen herrschte die größte Eifersucht. Zwar waren sie Alle im Hasse gegen die Türken eins. Allein, Alle wurden mehr oder minder durch die Interessen ihrer respektiven Staaten bestimmt, wenn über den Ort, wo die Türken angegriffen werden sollten, zu entscheiden war. Jede dem Feinde entrissene Ruthe Territorium in der Levante konnte bloß das Gebiet Venedigs vergrößern, während die Eroberungen in den westlichen Theilen des Mittelländischen Meeres die Herrschaft Castiliens verstärken mußte. Diese Eifersüchtelei zwischen den Spaniern und Venetianern war, wie wir sahen, so groß, daß sie im Anfange fast den Ruin der Expedition herbeigeführt hätte.

Diejenigen, welche Don Juan tadelten, daß er seine Waffen nicht gegen Konstantinopel gekehrt hatte, scheinen von den Hülfsquellen der Pforte bloß einen sehr unvollkommenen Begriff gehabt zu haben, wie sich noch im Verlaufe des nämlichen Jahres herausstellte. Von dem Herzoge von Alba existirt ein merkwürdiger Brief, der einen Monat nach der Schlacht bei Lepanto geschrieben wurde und worin der Herzog über das beste einzuhaltende Verfahren handelt, um die vollen Früchte des Sieges zu ärnten. Er drückt darin die Meinung aus, daß eine Unternehmung gegen Konstantinopel oder sogar gegen jeden andern Theil des türkischen Gebietes bloß scheitern müsse, wofern der Angriff nicht durch eine allgemeine Koalition der großen Mächte der Christenheit unterstützt würde: — so umfangreich waren die Hülfsquellen des großen Reiches.*) Nun konnte man in militärischen Angelegenheiten keinen bessern Richter, als den Alba, finden. Wenn dem aber so war: wie unzureichend waren da die dem Don Juan zur Erreichung dieses Zieles zu Gebote stehenden Mittel, indem die Verbündeten, wie sich in

*) Der von Brüssel (17. Nov. 1571) datirte Brief ist an Juan de Zuñiga, den castilischen Gesandten am römischen Hofe, gerichtet. Eine Abschrift aus einem Manuskript des sechszehnten Jahrhunderts, das sich in der Bibliothek des Herzogs von Ossuna befindet, steht in den Documentos Inéditos, Bd. III, S. 292—303.

der Folge herausstellte, bloß mit einem Haarseil*) zusammen gehalten wurden, und die Flotte im neulichen Kampfe so beschädigt war, daß viele Schiffe kaum noch fahrbar waren!

Hierzu kann man noch rechnen, daß Don Juan wußte, daß es der Wunsch seines Bruders sei, das spanische Geschwader solle nach Sicilien zurückkehren und dort den Winter zubringen.**) Hätte er daher bei dem Feldzuge verharrt, hätte er es auf seine eigne Verantwortlichkeit hin thun müssen. Er hatte einen vollständigeren Sieg gewonnen, als der sanguinischeste Spanier zu erwarten Grund gehabt hatte. Den Kampf verlängern hieß gewiß gewissermaßen das Geschick herausfordern, den bereits gewonnenen Ruhm aufs Spiel setzen und sich das Risko zuziehen, den Feldzug mit traurigen Cypressenzweigen, anstatt mit der Lorbeersiegerkrone zu enden. Kann man sich wohl darüber wundern, daß selbst ein abenteuerlicher Geist, wie der seinige, als er die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs gegen sich sah, vor einem so großen Wagnisse zurückschreckte?

Es wäre ein großer Irrthum, wollte man von der Schlacht von Lepanto sagen, daß sie einen leeren Sieg lieferte, der den ihn davon Tragenden keinen Gewinn brachte. Zwar nahm sie den Türken nicht einen Zoll Territorium weg. Selbst den schweren Verlust an Schiffen und Soldaten, den sie erlitten hatten, machten sie im folgenden Jahre wieder gut. Aber, der Verlust an Reputation, an dieser festen Burg des Eroberers, war unermeßlich. Die lange, glückliche Laufbahn der ottomanischen Fürsten, besonders die des letzten, Solyman's des Prächtigen, hatte den Glauben erzeugt, daß die Türken unbesieglich wären. Es gab nicht eine Nation in der Christenheit, die nicht bei dem Gedanken an einen Krieg mit den Türken zitterte. Der Zauber war jetzt gelöst. Wenngleich die Hülfsquellen der Türkei gränzenlos waren, verlor sie doch das Selbstvertrauen in eben dem Grade, in welchem

*) Rope of sand, „Seil von Sand" steht im Englischen. Dieser Ausdruck ist sprüchwörtlich und bezeichnet ein schwaches Band. Webster erklärt ihn: Feeble union or tie, a band easily broken. Anmerkung des Uebersetzers.

**) „Ya havreis entendido la órden que se os ha dado de que invierneis en Meçina, y las causas della." — Carta del Rey á su hermano, bei Rosell, Historia del Combate Naval, Apendix, Nr. 15.

Venedig es gewann. Als die feindlichen Flotten das nächste Jahr nach der Schlacht bei Lepanto zusammentrafen, verweigerten die Türken, obschon sie an numerischer Stärke überlegen waren, den Kampf. Die nächsten siebenzig Jahre hindurch nach dem Ende des jetzigen Krieges gaben die Türken ihre Versuche, sich zu Herren von irgend welchen so verlockend um sie herumliegenden reichen Besitzungen der Republik zu machen, auf. Als das erste Mal die beiden Nationen wieder in Streit geriethen, stützte sich Venedig nicht auf Verbündete, sondern rückte für sich allein zu Felde und machte den Kampfplatz mit einer Unerschrockenheit streitig, welche es auf gleiche Stufe mit der riesigen Macht, die den Angriff gemacht hatte, stellte. Diese Macht hatte bereits ihren Verfall angetreten: weßhalb diejenigen, welche die Geschichte des ottomanischen Reiches aufs Sorgfältigste studirt haben, den Verfall desselben von der Schlacht bei Lepanto datiren. *)

Die Verbündeten sollten frühzeitig im Frühjahr des folgenden Jahres 1572 mit ihren verschiedenen Kontingenten in Bereitschaft sein. Doch waren sie es erst spät im Sommer. Eine Ursache des Verzugs lag in der Entscheidung, auf welcher Stelle man das türkische Reich angreifen sollte. Die Venetianer, die offenbar ihre Interessen dabei im Auge hatten, wollten den Krieg in der Levante fortgesetzt wissen. Dagegen wollte ihn Philipp aus ähnlichen Gründen nach dem westlichen Theile des Mittelländischen Meeres verlegt und eine Expedition gegen die Mächte der Berberei unternommen haben. Endlich wollte Pius der Fünfte, angetrieben von jenem feurigen Enthusiasmus, welcher ihn jedes im Wege liegende Hinderniß übersehen oder überspringen ließ, gegen Konstantinopel marschiren und seine siegreichen Fahnen in das Heilige Land tragen. Bei Männern, die von militärischen

*) Siehe: Rosell, Historia del Combate Naval, S. 157; — Lafuente, Historia de España, Madrid, 1850, Bd. III, S. 538. — Ranke, welcher die Geschichte des ottomanischen Reiches zu seinem besonderen Studium gemacht hat, bemerkt: „Die Türken verloren nach der Schlacht von Lepanto all ihr früheres Vertrauen. Sie hatten dem Don Juan von Oesterreich keinen ihm gewachsenen Feldherrn entgegenzustellen. Der Tag von Lepanto brach die ottomanische Ueberlegenheit zusammen.“ — Ottoman and Spanish Empires (englische Uebersetzung), S. 23.

Operationen mehr, als der Papſt verſtanden, erregten dieſe träumeriſchen Phantaſien Lächeln, vielleicht auch Spott.*)

Pius verſuchte wiederum, ſeinen eignen Muth den Monarchen der Chriſtenheit einzuflößen. Allein, er mahnte ſie vergebens, der Ligue beizutreten. Alle ſchlugen es ab, der eine aus dieſem, der andere aus jenem Grunde. Es iſt möglich, daß ſie weniger Furcht vor den Türken, als vor der wachſenden Macht des Königs von Spanien hatten. Aber die großen Pläne Pius des Fünften wurden beendigt durch ſeinen Tod, der den erſten Mai 1572 erfolgte. Er war der eigentliche Urheber der Ligue. Sie beſchäftigte ſeine Gedanken bis zur ſpäteſten Stunde ſeiner Exiſtenz. Seine letzte Handlung beſtand darin, daß er zu ihrem Gebrauche eine beträchtliche Geldſumme, die in ſeinen Koffern lag, beſtimmte.**) Mit Recht kann er der einzige der Verbündeten genannt werden, der bloß für das, was er für die Intereſſen des Glaubens hielt, thätig war. Das zeigte ſich ſchon bald.

Die Angelegenheiten Philipps des Zweiten befanden ſich damals in einer kritiſchen Lage. Er befürchtete ſehr, daß Jemand von der franzöſiſchen Faction auf den Stuhl des heiligen Petrus erhoben werden würde. Er hatte gute Urſache, der Politik Frankreichs hinſichtlich der Niederlande zu mißtrauen. Er wollte, ehe er hinſichtlich dieſer Punkte etwas mehr beruhigt wäre, die koſtbare Flotte, die als ſein Contingent zu liefern er ſich verbindlich gemacht hatte, nicht ſtellen. Es war umſonſt, daß die Verbündeten den Don Juan aufforderten, ihnen mit der ſpaniſchen Flotte zu helfen. Dieſer hatte von ſeinem Bruder den Befehl, Meſſina nicht zu verlaſſen, und er ſträubte ſich vergebens gegen dieſe Vorſchrift, die ihm auf dieſe Weiſe zu frühzeitig die betretene Ruhmesbahn zu verſchließen drohte und ihn den ärgerlichſten Beſchuldigungen ausſetzte. Erſt am ſechsten Juli erlaubte ihm der König, einen Theil ſeines Kontingentes, beſtehend aus nur

*) „Su Santidad ha de querer que se gane Constantinopla y la Casa Santa, y que tendrá muchos que le querrán adular con facilitárselo, y que no faltarán entre estos algunos que hacen profesion de soldados y que como su Beatitud no pueden entender estas cosas.“ — Carta de Duque de Alba, in den Documentos Inéditos, Bd. III, S. 300.

**) Ranke, History of the Popes, engliſche Ueberſetzung, Bd. I, S. 384.

zwei und zwanzig Galeeren und fünftausend Mann Truppen, den Verbündeten zu Hülfe zu senden.

Einige Geschichtschreiber erklären das Betragen Philipps nicht sowohl aus den Verlegenheiten seiner Lage, als vielmehr aus der Ungeneigtheit, seinem Bruder die Gelegenheit zu geben, daß er seiner Stirne frische Lorbeeren hinzufügte und möglicherweise ein unabhängiges Fürstenthum, wie das ihm von Pius dem Fünften in Aussicht gestellte, für sich erwarb. Diese Meinung scheint einigermaßen durch den Umstand, der wenigstens Eifersucht wegen der Bestrebungen seines Bruders voraussetzt, bestätigt zu werden, daß Philipp in den Depeschen, die er nach Italien schickte, seine Gesandten dahin instruirte, daß sie, während sie dem Don Juan allen gebührenden Respekt bezeigten, sich hüten sollten, ihn beim Sprechen oder Schreiben nicht mit dem Titel Hoheit, sondern mit Excellenz anzureden; indem er hinzufügte, daß sie nicht davon sprechen sollten, daß er ihnen diesen Wink gegeben habe.*) Eine ähnliche Mittheilung ließ er den Gesandten in Frankreich, Deutschland und England machen. Das war nur ein schwacher Faden, um dem Fluge des jungen, nach den Wolken aufschwebenden Adlers Einhalt zu thun; doch bewies er, daß der Herr seinen Adler nicht zu hoch schweben lassen wollte.

Glücklicherweise wurde Philipp in Bezug auf die Papstwahl, durch die Erwählung des Kardinals Buoncampagno auf den vacanten Thron, von seiner Furcht befreit. Dieser Geistliche, welcher den Namen Gregorius der Dreizehnte annahm, war dem Könige persönlich bekannt, weil er in seinen früheren Lebzeiten etliche Jahre am castilischen Hofe zugebracht hatte. Er war diesem Hofe gut gewogen und besaß im vollen Maße den Eifer seines Vorgängers für die Fortführung des Krieges gegen die Ungläubigen. Er sandte unverzüglich seine „Feuerbreven“,**) wie Don Juan sich ausdrückte, um ihn zu

*) Lafuente, Historia de España, Bd. XIII, S. 330.

**) „Breves de fuego.“ — Wir haben, weil es sich um ein päpstliches Schreiben handelt, ebenfalls Breve gesetzt. Den Unterschied der päpstlichen Schreiben gibt Webster folgendermaßen an: „Ein apostolical brief (apostolisches Breve) ist ein an einen Fürsten oder eine sonstige Obrigkeit gerichtetes Schreiben mit Bezug auf öffentliche Angelegenheiten. Ein brief unterscheidet sich von einer Bulle (bull)

neuer Thätigkeit für die Sache aufzuscheuchen. Ebenso erfuhr Philipp zu seiner Befriedigung, daß in Frankreich die Guisen, die treuen Parteigänger Spaniens, die Leitung der Angelegenheiten in den Händen hatten. Als nun Philipp von seinen Befürchtungen wegen dieser beiden Punkte geheilt worden war, willigte er in die Abfahrt seines Bruders mit dem übrigen Theile des Geschwaders ein. Dieser Theil belief sich auf fünf und funfzig Galeeren und dreißig kleinere Fahrzeuge. Als aber der Prinz am neunten August Korfu erreichte, fand er die des langen Wartens müden Verbündeten unter dem Oberbefehle Colonna's schon zum Aufsuchen der ottomanischen Flotte abgefahren.

Die Pforte hatte eine so außerordentliche Schnelligkeit angewandt, daß sie binnen einem halben Jahre hundert und zwanzig Galeeren gebaut und equipirt hatte, die zusammen mit den bereits vorhandenen eine furchtbare Flotte ausmachten.*) Es liefert dies einen merkwürdigen Beweis von ihren Hülfsmitteln, läßt uns aber an die große Verschiedenheit zwischen einer türkischen Galeere des sechszehnten Jahrhunderts und einem heutigen Kriegsschiffe denken. Den Oberbefehl der Kriegsflotte hatte der algerische Häuptling Uluch Ali erhalten, der so geschickt die wenigen Schiffe, welche in der Schlacht von Lepanto davon kamen, zu retten gewußt hatte. Er stand verdientermaßen hoch im Zutrauen des Sultans und besaß die oberste Leitung der Seeangelegenheiten.

Die beiden Flotten begegneten sich an der westlichen Küste von Morea. Obschon aber der algerinische Befehlshaber den Christen an Zahl und Stärke der Schiffe überlegen war, lehnte er gleichwohl die Schlacht ab, und zeigte hierbei die nämliche Gewandtheit, einer Schlacht auszuweichen, wie er früher bewiesen, als er aus einer Schlacht entkam.

---

dadurch, daß er kürzer abgefaßt, auf Papier geschrieben, mit rothem Wachs gesiegelt ist und auf dem Siegel den Fischer oder den Petrus in einem Kahne zeigt. Eine Bulle ist weitläufiger, auf Pergament geschrieben und mit Blei oder grünem Wachs gesiegelt." Anm. des Uebers.

*) „E si è veduto, che quando gli fu data la gran rotta, in sei mesi rifabricocento venti galere, oltre quelle che si trovavano in essere, cosa che essendo prevetuda e scritta da me fu giudicata piuttosto impossibile che creduta." — Relazione di Marcantino Barbaro, 1573, Alberi, Relazione Venete, Bd. III, S. 306.

Ende Auguſt kehrten die Verbündeten nach Korfu zurück, wo ſie durch den übrigen Theil des ſpaniſchen Schiffsgeſchwaders verſtärkt wurden. Die verbündete Flotte wuchs dadurch auf zwei hundert und ſieben und vierzig Schiffe, von denen ziemlich zwei Drittel Galeeren waren, an. Ihre Macht war dem Feinde etwas überlegen. Nachdem Don Juan auf dieſe Weiſe verſtärkt worden war, entfaltete er als Generaliſſimo der Ligue das heilige Banner, lichtete die Anker und ſteuerte mit ſeiner ganzen Flotte ſüdwärts. Nach Kurzem erſchien er in der Nähe der Häfen Modon und Navarino, wo die beiden Diviſionen der türkiſchen Flotte vor Anker lagen. Er hätte ſie gern getrennt angegriffen, doch konnte er es mit allen ſeinen Anſtrengungen nicht verhindern, daß ſie ſich in dem Hafen Modon vereinigten. Den ſiebenten Oktober wagte ſich Uluch Ali aus dem Hafen heraus und ſchien ſich auf eine Schlacht einlaſſen zu wollen: weßhalb Don Juan ſich ſchon freute, daß er wiederum, wie an jenem denkwürdigen Tage, ſeine Waffen mit Sieg gekrönt ſehen würde. Wenn aber der türkiſche Befehlshaber damals, als er den Verbündeten an Zahl überlegen war, ſich nicht mit ihnen hatte ſchlagen wollen, ſo war es nicht wahrſcheinlich, daß er jetzt, wo er an Zahl nachſtand, ſich werde ſchlagen wollen. Nach einigen Manövern, die zu keinem Reſultate führten, ſuchte er Zuflucht unter dem Schloſſe von Modon und retirirte wieder in den Hafen. Hierhin wollte ihm Don Juan folgen, um ihn zu einer Schlacht zu zwingen. Allein, die übrigen Führer der Verbündeten riethen ihm davon ab, denn ſie erachteten, daß die Ausſichten auf Erfolg bei einem ſo ſtark befeſtigten Platze keineswegs ſo bedeutend wären, daß man ſich einer ſolchen Gefahr ausſetzte.

Vergebens verlängerten die Verbündeten in der Hoffnung, den Feind zu einem Treffen zu verlocken, ihren Aufenthalt in der Nähe. Die Schifffahrtszeit verſtrich, ohne daß Ausſicht auf ein beſſeres Reſultat vorhanden geweſen wäre. Unterdeſſen mangelte es an Proviant und das ſtürmiſche Herbſtwetter nahte heran, weßhalb Don Juan über die Rathſchläge der Alliirten, die ihm furchtſam ſchienen, und über die Kontrolle, die ſie über ihn üben durften, entrüſtet war, ſo daß er beſchloß, da es für eine neue Unternehmung zu ſpät ſei, aufzubrechen und die fernere Thätigkeit auf den nächſten Frühling, wo, wie er hoffte,

der Feldzug eher, als dieses Jahr anfangen würde, zu verschieben. Als demnach die Verbündeten die Insel Paro spät im October erreicht hatten, trennten sie sich von einander und zogen sich in ihre bezüglichen Winterquartiere zurück. Don Juan ging wieder mit der spanischen Flotte nach Sicilien. *)

Der Papst und der König von Spanien, die durch die Resultate des Feldzugs keineswegs entmuthigt waren, beschlossen, im Frühjahr sehr bald die Operationen auf einem furchtbareren Fuße, als früher, aufzunehmen. Allein sie wurden von dieser Absicht durch die erstaunliche Nachricht, daß Venedig mit der Pforte einen Separatvertrag eingegangen wäre, abgebracht. Der Vertrag, der durch die Vermittelung des venetianischen Gesandten negociirt worden sein soll, wurde den siebenten März 1571 vollstreckt. Wenn man das bezügliche Verhältniß der Parteien in Betracht zieht, erscheinen die Vertragsbestimmungen einigermaßen außergewöhnlich. Nach den beiden Hauptartikeln machte sich die Republik anheischig, auf drei Jahre dem Sultan die jährliche Summe von hunderttausend Dukaten zu zahlen und die Insel Cypern, die ursprünglich zum Kriege den Anlaß gegeben hatte, abzutreten. Man hätte denken sollen, daß nicht die Christen, sondern die Türken die Schlacht bei Lepanto gewonnen gehabt hätten. **)

Da Venedig ein Handelsstaat war, hatte es ohne Zweifel mehr im Frieden, als im erfolgreichsten Kriege zu gewinnen. Von diesem Standpunkte aus dürfte mit einem so furchtbaren Feinde selbst ein solcher Vertrag politisch gewesen sein. Aber die Interessen einer Nation können eben so wenig, wie die eines Individuums, auf die Dauer von der Ehre getrennt werden. Zudem, was konnte unehrenhafter für einen Staat sein, als sich insgeheim für sich allein mit dem Feinde abzufinden und die Verbündeten, die sich auf sein Ersuchen und zu seiner Vertheidigung in Krieg eingelassen hatten, im Stiche zu lassen? Ein

*) Wegen der vorhergehenden Seiten siehe: Torres y Aguilera, Chronica, Fol. 87—89; — Cabrera, Filipe Segundo, Buch X, Kap. 5; — Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 159 ff.; — Paruta, Guerra di Cipro, S. 206 ff.; — Sagredo, Monarcas Othomanos, S. 301 und 302.

**) Es ist dieß die Bemerkung Voltaire's: „Il semblait que les Turques eussent gagné la bataille de Lépante." — Essais sur les Moeurs, Kap. 169.

solches Betragen war in der That zu sehr in Harmonie mit der Vergangenheit der Republik und rechtfertigte den Ruf der Treulosigkeit, welcher die europäischen Nationen so zaghaft gemacht hatte, der Ligue beizutreten. *)

Philipp nahm die Nachricht davon mit seiner gewohnten Fassung auf. „Wenn Venedig", sagte er, „durch ein solches Verfahren für seine Interessen zu sorgen glaubt, so kann ich in Wahrheit sagen, daß ich durch meine Handlungsweise sowohl für sein Interesse, als auch für dasjenige der Christenheit zu sorgen gesucht habe." Indeß sprach er später, als er mit dem venetianischen Gesandten zusammen war, mehr von der Leber weg. Der Papst machte seinem Unwillen im Konsistorium Luft, indem er daselbst das Benehmen Venedigs in den bittersten und verächtlichsten Ausdrücken tadelte. Als die Republik einen besondern Gesandten schickte, der den Zorn des Papstes besänftigen und die Republik mit den Verlegenheiten ihrer Lage entschuldigen sollte, weigerte sich der Papst, ihn vorzulassen. Als Don Juan die erste Nachricht von dem Abfall Venedigs erhielt, wollte er nicht daran glauben. Als er ihm durch eine direkte Mittheilung der venetianischen Regierung gemeldet wurde, bestand seine Antwort darin, daß er voller Entrüstung die große Standarte der Ligue von seiner Galeere herabreißen und dafür das Banner Castiliens aufhissen ließ. **)

Solchergestalt war das Ende der heiligen Ligue, auf welche Konstantinopel zu besiegen und Palästina wieder zu erobern Pius der Fünfte so sicher gezählt hatte. Philipp konnte jetzt den Krieg in die Gegend verlegen, die er vorgezogen hatte. Deßhalb beschloß er, eine Expedition nach der Küste der Berberei zu senden.

Der zu einem Angriff ausersehene Platz war die blühende Stadt Tunis, die Heimath manches Korsaren, der auf den Handel des Mittelländischen Meeres Jagd machte. Es war im denkwürdigen Feldzuge von 1535 von Karl dem Fünften genommen, aber seitdem von

*) Der Vertrag steht in Dumont, Corps Diplomatique, Bd. V, Theil I, S. 218 und 219.

**) Rosell, Historia del Combate Naval, S. 149. — Cabrera, Filipe Segundo, S. 747. — Torres y Aguilera, Chronica, Fol. 95.

den Moslems zurückerobert worden. Die Spanier behaupteten sich jedoch noch im Besitze der starken Festung der Goletta, welche die Zugänge von Tunis überschaute.

In den letzten Septembertagen 1574 verließ Don Juan an der Spitze einer Flotte von ungefähr hundert Galeeren und beinahe eben so vielen kleinern Fahrzeugen die Küsten Siciliens. Die Zahl seiner Truppen belief sich auf nicht weniger, als zwanzig tausend.*) Die Geschichte des Feldzuges ist kurz. Die meisten Einwohner von Tunis flohen aus der Stadt. Die Wenigen, welche dablieben, beeilten sich nicht, dadurch, daß sie den Spaniern Widerstand leisteten, den Krieg über ihre eignen Häupter zu bringen. Ohne daß Don Juan nur einen einzigen Schuß abgefeuert hatte, zog er an der Spitze seiner Bataillone durch die zu seinem Empfange geöffneten Thore der Stadt ein. Ihn erwartete eine reiche Beute: — beinahe funfzig Stücke Artillerie nebst Munition und Militärvorräthen, große Quantitäten Getreide, Baumwolle und wollene Tuche, reiche Seidenstoffe und Brokate, nebst verschiedenen andern Arten köstlicher Kaufmannswaaren. Die Truppen brachten über eine Woche mit der Plünderung des Platzes zu.**) Kurz, sie fanden Alles, nur keinen Ruhm, weil da, wo man keine Hindernisse zu überwinden hatte, wenig Ruhm zu gewinnen war.

Don Juan ertheilte den Befehl, daß man die Einwohner nicht an ihrem Leibe beschädigen sollte. Er verbot, irgend welche zu Sklaven zu machen. Durch eine Proklamation versicherte er Alle seines Schutzes und lud sie ein, in ihre Wohnungen zurückzukehren. Sein Betragen war aber in einer Hinsicht merkwürdig. Philipp hatte, weil er der jährlichen Ausgaben, die ihm die Unterhaltung des Schlosses der Goletta kostete, überdrüssig war, ihm anempfohlen, wo nicht positiv geboten, den Platz der Festungswerke zu entkleiden und auf gleiche Weise die Fortifikationen von Tunis zu zerstören.***) Anstatt diese

*) Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 172.

**) Cabrera, Filipe Segundo, S. 765. — Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 174 und 175. — Torres y Aguilera, Chronica, Fol. 103 ff. — Der zuletzt erwähnte Autor, welcher mit bei der Einnahme von Tunis anwesend war, entwirft ein schreckliches Bild von der Habgier der Soldaten.

***) Gewöhnlich nennen es die castilischen Schriftsteller den unbedingten

Instructionen zu beachten, ließ Don Juan, gleich nachdem er sich im Besitze der Hauptstadt sah, Goletta vollständig restauriren und zu gleicher Zeit in der Stadt eine starke Festung errichten. Diese Arbeit übertrug er einem italienischen Ingenieur, Namens Cerbilloni, einem Malteserritter, und ließ ihm achttausend Soldaten zurück, damit er sie bei der Errichtung der Forts verwendete und als Garnison zur Vertheidigung desselben gebrauchte.

Den Don Juan soll zu dieser Handlung sein Sekretär Juan de Soto bewogen haben, ein Mann von vielen Fähigkeiten, der aber ein intrigantes Wesen besaß und in seinem Herrn jene ehrgeizigen Entwürfe, zu welchen ihn, wie wir sahen, Pius der Fünfte ermuthigt hatte, nährte. Kein passenderer Ort schien sich zu einem Herrschersitze darzubieten, als Tunis, — eine blühende Hauptstadt, um die ein volkreiches und fruchtbares Gebiet lag. Philipp war schon vor dem von De Soto ausgeübten ungesunden Einflusse gewarnt worden. Daher suchte er ihn jetzt aus der Nähe seines Bruders zu entfernen, indem er ihm eine hohe Stelle in der Armee gab und einen Andern zur Ersetzung seiner Stelle schickte. Dieser neue Sekretär war Juan de Escovedo. Allein, man fand bald heraus, daß der von Escovedo über den jungen Prinzen erlangte Einfluß sowohl größer, wie auch unheilvoller, als derjenige seines Vorgängers, war. Die Wirren aber,

---

Befehl Philipps. Cabrera, eine der besten Autoritäten, erzählt uns: „Mandió el Rey Catolico a Don Juan de Austria enplear su armada en la conquista de Tunez, i que le desmantelase, i la Goleta.“ Bald nachher aber bemerkt er: „Olvidando el buen acuerdo del Rey, por consejo de lisongeros determino de conservar la ciudad.“ (Filipe Segundo, S. 763 und 764.) Aus dieser gemessenen Sprache läßt sich schließen, daß der König seinem Bruder seine bestimmte Ansicht mitgetheilt hatte, daß aber dieselbe keinen so unbedingten Befehl enthielt, daß Don Juan in der Sache nicht nach seinem eignen Urtheile hätte verfahren können. Die letztere Auffassung wird noch wahrscheinlicher durch das Faktum, daß im nächsten Frühjahr zwischen dem Könige und seinem Bruder eine Korrespondenz stattfand, worin der erstere, nachdem er die Gründe für und gegen die Entmantelung der Festung Tunis angeführt hat, damit schließt, daß er die Entscheidung der Frage Don Juan selber überläßt. „Representadas todas estas dificultades, manda remitir S. M. al Señor Don Juan que él tome la resolucion que mas convenga.“ — Documentos Inéditos, Bd. III, S. 139.

welche aus dieſer neuen Freundſchaft entſprangen, ſollten, wie wir ſpäter ſehen werden, einige der dunkelſten Seiten in der Geſchichte damaliger Zeit bilden.

Nachdem der ſpaniſche Oberbefehlshaber für die Sicherheit ſeiner neuen Erwerbung geſorgt und ferner die freiwillige Unterwerfung der benachbarten Stadt Biſerta erlangt hatte, kehrte er mit ſeiner Flotte nach Sicilien zurück. Er landete zu Palermo unter dem Donner der Kanonen, den Freudenrufen der Menge und den gewöhnlichen Feſtlichkeiten, welche die Rückkehr eines ſiegreichen Oberbefehlshabers ankündigen. Indeß war ſeines Bleibens in Sicilien nicht lange. Nachdem er ſeine Flotte entlaſſen hatte, begab er ſich nach Neapel, wo er um die Mitte September landete. Er wollte den Winter in dieſer Hauptſtadt verbringen, wo das entzückende Klima und die Schönheit der Frauen, wie ein zeitgenöſſiſcher Geſchichtſchreiber ſagt, ihm Reize boten, die naturgemäß ſeinem Alter zuſagten. *) Seine Vorliebe für Neapel wurde von den Einwohnern ihm reichlich vergolten, — beſonders von dem lieblicheren Theile derſelben, deſſen Lächeln der hochgeſchätzte Lohn des Kriegers war. Hatten ſein glänzendes Aeußere und die Anmuth ſeiner Geſellſchaft ſchon ihre Bewunderung erregt, als er zuerſt unter ihnen erſchien als bloßer Abenteurer auf der Bahn der Ehre: um wie viel mehr mußte nun dieſe Bewunderung gewachſen ſein, wo er mit der ſeine Stirne umſtrahlenden Ruhmeskrone **) als ſiegreicher Vertheidiger der Chriſtenheit zurückkam.

Luſtig verſtrichen dem Don Juan die Tage in der Hauptſtadt Süditaliens. Aber, wir würden ihm Unrecht thun, wollten wir vorausſetzen, daß er alle ſeine Stunden mit eitlen Tändeleien hinbrachte. Im Gegentheil hatte er einen Theil des Tages zum Studiren beſtimmt. Ein anderer Theil war den Geſchäftsſachen gewidmet. Wenn er aus-

*) „Porque la gentileza de la tierra i de las damas en su conversacion agradaba a su gallarda edad." — Cabrera, Filipe Segundo, S. 755. — Siehe auch Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 176.

**) Halo of glory. — Halo bezeichnet den Ring um Sonne und Mond, der auch corona und crown heißt. Wir haben daher halo, das nicht gut durch Ring zu geben war, durch „Krone" überſetzt. Siehe Ogilvie, The Imperial Dictionary, Artikel Halo. Anm. des Ueberſ.

ging, ſuchte er die Geſellſchaft ausgezeichneter Gelehrten oder berühmter Staatsleute. Bei ſeinem Umgange mit dieſen Männern war die von ihm an den Tag gelegte Würde durch Höflichkeit gemildert, während ſeine Geſpräche jene hochfliegenden Beſtrebungen offenbarten, welche bewieſen, daß ſich ſeine Gedanken auf eine größere Höhe, als er bereits erreicht hatte, richteten. Für jeden Beobachter war es klar, daß der Ehrgeiz die bewegende Triebfeder ſeiner Handlungen war und daß er dieſer jede Leidenſchaft, ſelbſt die Vergnügungsſucht, gänzlich unterordnete.

Inmitten der Luſtbarkeiten Neapels beſchäftigten ſich ſeine Gedanken damit, wie er ſich am beſten ſein afrikaniſches Reich verſichern könnte. Er ſchickte ſeinen Sekretär Escovedo an den Papſt ab und ließ denſelben um ſeine Verwendung bei Philipp bitten. Da Gregor dem Don Juan auf gleiche Weiſe, wie ſein Vorgänger geneigt war, gewährte er freundlich die Bitte. Er ſchickte ſeinen Nuntio an den caſtiliſchen Hof, mit dem Auftrage, alles Mögliche zu thun, um das Geſuch des jungen Chefs zu fördern und dem Könige die Verſicherung zu geben, daß dem Haupte der Kirche Nichts willkommener ſein könne, als zu ſehen, daß ein Mann, welcher der Chriſtenheit ſo ausgezeichnete Dienſte geleiſtet hätte, eine ſo würdige Belohnung empfinge. Philipp nahm die Mittheilung in der gnädigſten Weiſe auf. Er ſagte, er wäre dankbar für das Intereſſe, welches der Papſt an dem Geſchicke Don Juan's zu nehmen geruhte, und ſicher würde Nichts ſeinem eignen Herzen angenehmer ſein, als wenn er im Stande ſei, ſeinen Bruder nach Verdienſt zu belohnen. Es würde jedoch verfrüht ſein, wollte man jetzt Etwas in der Sache thun. Er habe die Nachricht empfangen, daß der Sultan große Rüſtungen mache, um Tunis wieder zu erobern. Ehe man es daher verſchenkte, müßte man doch wohl erſt zuſehen, wem es gehörte.*)

Die Nachricht Philipps war richtig. Kaum hatte Selim von dem Schickſale der Hauptſtadt der Berberei gehört, ſo machte er wunderbare Anſtrengungen, um die Spanier aus ihren Eroberungen wieder

*) Ferreras, Hist. d'Espagne, Bd. X, S. 286. — Vanderhammen, Don Juan de Austria, Fol. 178.

zu vertreiben. Er sammelte eine mächtige Kriegsflotte und stellte sie unter den Befehl Uluch Ali's. Dieser Chef hatte als der Gebieter von Algier ein besonderes Interesse, jede christliche Macht daran zu verhindern, daß sie ihren Fuß in die Nähe seiner eignen Besitzungen setzte. Den Befehl der Landmacht erhielt Sinan Pascha, der Schwiegersohn Selim's.

Anfang Juli kam die ottomanische Flotte bei der Berberenküste an. Tunis setzte den Waffen der Moslems so geringen Widerstand entgegen, wie vorher den Waffen der Christen. Diese Stadt war von dem einen Herrn so oft auf den andern übergegangen, daß sich die Einwohner beinahe gar nicht darum kümmerten, wem sie angehörten. Doch fanden die Türken mehr Schwierigkeit, das Schloß der Goletta und das von dem tapfern Ingenieur Cerbelloni errichtete Fort, welches zwar noch nicht vollendet, aber doch schon weit vorgerückt war, zu unterwerfen. Erst in der Mitte September, nach einem unglaublichen Verluste an Menschenleben seitens der Angreifer, und nach der Vernichtung von beinahe der ganzen spanischen Besatzung ergaben sich die beiden Festungen. *)

Sobald der türkische Befehlshaber in ihrem Besitz war, that er, was Philipp vergebens von seinem Bruder gewünscht hatte. Er machte die Festung der Goletta dem Boden gleich. — Auf diese Weise endigte der Feldzug, wodurch Spanien sich, außer den unlängst gemachten Eroberungen, des starken Schlosses, welches seit der Zeit Karls des Fünften jeden Angriff der Moslems zu Schanden gemacht hatte, beraubt sah.

Man dürfte die ganz natürliche Frage aufwerfen: Wo war denn Don Juan von Oesterreich diese ganze Zeit? Er war weder müßig gewesen, noch hatte er gleichgültig dem Verluste des Platzes, welchen er mit so großer Tapferkeit für Spanien gewonnen, zugesehen. Aber, als er die erste Nachricht von der Anwesenheit einer türkischen Flotte vor

*) Torres y Aguilera, Chronica, Fol. 116 ff. — Relacion particular de Don Juan Sanogera, Manuskr.

Vanderhammen setzt den Verlust der Moslems auf dreißig tausend Todte an. (Don Juan de Austria, Fol. 189.) Man kann aber, wenn die Ungläubigen in Betracht kommen, der castilischen Arithmetik nicht sehr trauen.

Tunis vernahm, befand er sich auf einer Mission zu Genua, oder besser in dessen Nähe. Diese Republik nämlich wurde damals so heftig durch innere Spaltungen zerrissen, daß sie am Rande eines Bürgerkrieges stand. Das Unheil drohte sogar noch weiter um sich greifen zu wollen, weil die benachbarten Mächte, besonders Frankreich und Savoyen, sich anschickten, in dem Streite Partei zu ergreifen, in der Hoffnung, in diesem Staate ihre eigne Autorität aufzupflanzen. Zuletzt mußte Philipp, welcher von seinem Vater den einigermaßen unbestimmten Titel „Protektor von Genua" geerbt hatte, sich bei dem Streite ins Mittel legen. Deßhalb wurde Don Juan geschickt, um mehr in der Nähe die eifersüchtigen Faktionen ins Auge zu fassen. Erst, nachdem dieser innere Zwist einige Monate hindurch gedauert hatte, gelang es dem spanischen Monarchen, die feindlichen Parteien zu versöhnen und auf diese Weise die Republik vor den Schrecknissen eines Bürgerkrieges zu bewahren. Philipp erntete gute Früchte für sein gemäßigtes Verfahren, weil er durch dasselbe seine eigne Autorität im Rathe der Republik behauptete und einen Verbündeten an sich fesselte, dessen Marine in Kriegszeiten seine Seemacht bedeutend verstärkte. *)

Während Don Juan auf dieser kitzlichen Mission zurückgehalten wurde, that er sein Möglichstes für Tunis, indem er die Vicekönige von Sicilien und Neapel antrieb, den belagerten Besatzungen unverzüglich Unterstützung zu senden. **) Aber diese Beamten scheinen einen größeren Antheil an den Zwistigkeiten Genua's, als an dem Schicksale der afrikanischen Kolonien genommen zu haben. Granvelle, welcher über Neapel gebot, sollte sogar auf den zunehmenden Ruhm Juan's von Oesterreich so eifersüchtig sein, daß er es nicht ungern sah, wenn die hochfliegenden Prätensionen desselben ein wenig gedemüthigt wurden. Die gesandten Verstärkungen waren dem Bedürfniß durchaus nicht entsprechend. ***)

*) Eine kurze, aber sehr klare Darstellung der Wirren Genua's findet man in San Miguel, Hist. de Filipe Segundo, Bd. II, Kap. 36. Die Sorgfalt, womit dieser verständige Schriftsteller den Leser mit den auf Spanien mehr oder minder direkt einwirkenden zeitgenössischen Ereignissen anderer Länder bekannt zu machen sucht, bildet ein charakteristisches Verdienst seiner Geschichte.

**) Torres y Aguilera, Chronica, Fol. 113.

***) Wie uns Cabrera (Filipe Segundo, S. 794) und sein gewöhnlicher Nach-

Sobald der des Verzugs überdrüſſige Don Juan ſich von den Wirren Genua's losmachen konnte, ſegelte er nach Neapel und ſetzte von da ſchleunig nach Sicilien über. Hier that er Alles, um eine Kriegsflotte zuſammenzubringen, deren Oberbefehl er, trotz des Abrathens ſeiner Freunde, in eigner Perſon übernehmen wollte. Allein, nicht bloß die Menſchen, ſondern auch die Natur war ihm entgegen. Ein Sturm zerſtreute ſeine Flotte, und als er ſie wieder zuſammen hatte und unter günſtigen Umſtänden in die See geſtochen war, trieben ihn widrige Winde von ſeiner Richtung ab, ſo daß er Zuflucht im benachbarten Hafen Trepani ſuchen mußte. Hier wurde er zurückgehalten, bis ihn die Nachricht vom Falle von Tunis erreichte. Sie ſchrillte ihm unangenehm ins Ohr, denn ſie kündigte ihm an, daß alle ſeine herrlichen Träume von einem afrikaniſchen Reiche verſchwunden waren, wie das Luftgebilde einer morgenländiſchen Erzählung. Alles, was ihm noch davon übrig blieb, war das Bewußtſein, daß er durch den Plan eines unabhängigen Fürſtenthums und durch das Nichtſchleifen der Feſtung der Goletta, deren unnütze Vertheidigung ſo vielen tapferen Landsleuten von ihm das Leben gekoſtet hatte, ſeinen Bruder beleidigt hatte.

Obſchon aber den Don Juan dieſe Nachricht ärgerte, war ſeine Gemüthsart doch viel zu elaſtiſch, als daß er in Schwermuth verſunken wäre. Er war ein fahrender Ritter in jedem Sinne des Wortes. So innig, wie je zuvor, klammerte er ſich immer noch an die Hoffnung feſt, daß er ſich eines Tages mit ſeinem guten Schwerte eine unabhängige Herrſchaft herausſchneiden werde. Der erſte Schritt, dachte er, müßte in der Ausſöhnung mit ſeinem Bruder beſtehen. Er beſchloß daher, obſchon er nicht dahin beſchieden worden war, auf der

---

beter Banderhammen (Don Juan de Austria, Fol. 184) berichtet, war der Hauptgrund der Kälte Granvelle's gegen Don Juan Neid wegen des Ruhmes, welchen der Held von Levanto durch ſeine Eroberungen beides in der Liebe, wie im Kriege, erworben hatte. „La causa principal era el poco gusto que tenia de acudir á Don Juan, in vidioso de sus favores de Marte i Venus.“ Wenn man den Stand des Kardinals bedenkt, dürfte er nicht Recht gehabt haben, das Glück Jemandes auf einem dieſer beiden Gebiete zu beneiden.

Stelle an den castilischen Hof zurückzukehren: denn er sah ein, daß der wahre Weg nach Auszeichnung nach dieser Richtung führte.

Zwölftes Kapitel.

Die innern Angelegenheiten Spaniens.

Die innere Verwaltung Spaniens — Die absolute Macht der Krone. — Die königlichen Räthe. — Alba und Ruy Gomez. — Espinosa. — Die persönlichen Gewohnheiten Philipps. — Der Hof und der Adel. — Die Cortes. — Die Garden Castiliens.

Seitdem Philipp den Thron seiner Vorfahren bestiegen hatte, war jetzt eine Zeit von funfzehn Jahren, die lang genug war, um die Politik seiner Regierung an den Tag zu legen, verflossen. Dieser Zeitraum war in der That länger, als die ganze Regierungszeit einiger seiner Vorgänger. Im vorhergehenden Theile dieses Werkes ist der Leser hauptsächlich mit den äußeren Beziehungen Spaniens und mit Kriegsangelegenheiten beschäftigt worden. Es ist jetzt Zeit, zu pausiren, und, ehe wir uns von Neuem in die stürmischen Scenen der Niederlande stürzen, die innere Verwaltung des Landes, sowie den Charakter und die Politik des über dasselbe herrschenden Monarchen, zu betrachten.

Die wichtigste Epoche in der castilischen Geschichte, seit der großen sarazenischen Invasion im achten Jahrhunderte, ist die Regierung von Ferdinand und Isabella, wo auf die Anarchie die Herrschaft des Gesetzes folgte und aus den chaotischen Elementen jenes schöne Gebäude der Ordnung und konstitutionellen Freiheit, welches für die Nation eine neue Aera zu bilden versprach, hervorging. Bei der Vertheidigung ihrer Rechte mußte Isabella, der man diese Revolution vorzüglich beizumessen hat, sich auf die Unterstützung des Volks verlassen. Natürlich mußte sie die Dienste desselben durch die Zurückgabe der Volksrechte, besonders aber derjenigen Rechte, welche der habgierige

Adel vom Volke an sich gerissen hatte, belohnen. In der That war es die offenbare Politik der Krone, den Hochmuth der Aristokratie zu demüthigen und die anmaßenden Ansprüche derselben in den Staub zu ziehen. Hierbei wurde sie von den Gemeinen so wacker unterstützt, daß der Plan vollkommen gelang. Durch die Niederhaltung der privilegirten Klassen und die Erhöhung des Volkes wurden die verschiedenen Stände strenger innerhalb in konstitutionellen Gränzen gehalten: so daß sich der Staat damals mehr, als in irgend einer vorhergehenden Periode seiner Geschichte, einer gut balançirten beschränkten Monarchie näherte.

Leider sollte auf diese glückliche Revolution eine zweite, sehr unheilvolle, folgen. Karl der Fünfte, der seinem Großvater Ferdinand nachfolgte, war seiner Geburt nach ein Ausländer — und blieb ein Ausländer sein ganzes Leben hindurch. Er war den Gefühlen und Gewohnheiten der Spanier fremd, hegte wenig Ehrfurcht vor ihren Institutionen und besaß eben so wenig Liebe für die Nation. Fast ununterbrochen blieb er im Auslande, beschäftigte sich mit ausländischen Unternehmungen, und das einzige Volk, welches er wirklich liebte, war das Volk der Niederländer, das Volk seines Geburtslandes. Die Spanier bezahlten ihm diese Gleichgültigkeit im vollen Maße zurück. Sie sahen ein, daß auf sie die Glorie des kaiserlichen Namens keinen Glanz strahlte. Indem sie also ihm von Herzen fremd waren, ließen sie sich, als er ihre Rechte verletzte, leicht zur Empörung hinreißen. Die Insurrektion ging fehl, und der Schlag, welcher die Aufständischen auf der Ebene von Villalar niederwarf, beraubte sie auf immer der wenigen Freiheiten, die sie bisher hatten behalten dürfen. Sie wurden von allem Antheil an der Regierung ausgeschlossen und von nun an bloß in die Cortes berufen, damit sie dem Erbprinzen den Huldigungseid leisteten oder ihrem Herrn Hülfsmittel bewilligten. Allerdings durften sie dem Throne ihre Beschwerden vorlegen; allein, sie besaßen nicht die Macht, Abstellungen von Uebelständen zu erzwingen, denn Karl befolgte die schlaue Despotenpolitik, daß er ihre Petitionen erst annehmen wollte, nachdem sie ihm die Gelder bewilligt hatten.

Dem Adel, welcher bei dem Kampfe zu seinem Herrn gestanden hatte, erging es nicht besser. Er fand zu spät heraus, wie kurzsichtig

seine Politik gewesen, als er sein Vertrauen auf Fürsten gesetzt hatte. Inskünftig konnte er kein nothwendiger Theil der Legislatur genannt werden. Denn, da er auf seinem Rechte beharrte, daß er vom Beitragen zu den Staatslasten ausgenommen wäre, konnte er am Steuerbewilligen nicht theilnehmen; weil letzteres aber beinahe der einzige Grund, warum die Cortes zusammenkamen, war, so war die Anwesenheit des Adels nicht länger erheischt. Anstatt der Befugnisse, die den Adeligen vom Ferdinand und Isabella unangetastet gelassen worden waren, wurden sie jetzt mit hochklingenden, leeren Titeln oder mit Aemtern in der Umgebung des Monarchen amüsirt. Auf diese Weise sanken sie gradweise zu einem unwesentlichen, aber schimmernden Hofgepränge herab. Mittlerweile maßte sich die Regierung Castiliens die Befugniß an, sowohl die Gesetze zu machen, als auch die Vollziehung derselben durchzuführen, und wurde dadurch ihren wesentlichsten Seiten nach beinahe eben so absolut, wie die Regierung der Türkei.

Dergestalt war der riesige Despotismus, welcher bei dem Tode Karls auf die Hände Philipps des Zweiten überging. Der Sohn hatte viele Eigenschaften mit dem Vater gemein. Aber unter ihnen befand sich nicht der rastlose, nach fremder Eroberung trachtende Ehrgeiz, welcher unaufhörlich den Kaiser anstachelte. Auch trieb ihn nicht, wie seinen Vater, die Ruhmsucht zu kriegerischen Thaten. Er hatte ein zu träges Temperament, um sich leicht auf große Unternehmungen einzulassen. Er war vieler Anstrengung fähig, doch mußte dieselbe mit einer sitzenden Lebensweise verbunden sein. Sie gehörte also mehr dem Kabinet, als dem Feldlager, an. Sein Trachten war von Hause aus friedlicher Natur, und er hatte bis zu der Periode, bei welcher wir jetzt stehen, keine andern Kriege unternommen, als solche, in welche er durch den Aufstand seiner Vasallen in den Niederlanden und in Granada gezogen, oder welche ihm durch Umstände, über welche er keine Macht besaß, aufgezwungen worden waren. Hierher gehörte der Krieg mit dem Papste und der französischen Monarchie im Anfange seiner Regierung.

Während es aber dem Philipp weniger, als Karln, nach fremden Eroberungen gelüstete, hielt er ganz eben so fest an den Besitzungen und der Macht, welche durch Erbschaft auf ihn gekommen waren. Auch

war es nicht wahrscheinlich, daß unter seiner Regierung die königliche Prärogative eine Verringerung erleiden, oder daß es dem Adel oder den Gemeinen erlaubt werden würde, einige Vorrechte, die sie unter seinen Vorgängern verloren hatten, wieder zu erlangen. Sie zollten ihm nicht allein Verehrung, sagt der venetianische Gesandte Contarini, sondern respektirten seine Gesetze wie etwas Heiliges und Unverletzliches.*) Es war das Volk der Niederlande, welches gegen ihn aufstand. Gerade aus ähnlichen Gründen war das Umgekehrte mit Karln der Fall gewesen. Seine flamändischen Landsleute blieben ihm getreu bis zuletzt, und es waren seine castilischen Unterthanen, die gegen ihn zur Rebellion getrieben wurden.

Wenngleich Philipp an der einmal besessenen Macht festhielt, besaß er gleichwohl nicht das innere Bewußtsein seiner Stärke, welches seinen Vater gleichsam ohne alle andere Beihülfe in den Stand setzte, so lange unter der Last der Herrschaft auszuhalten. Die gewohnte Vorsichtigkeit seines Sohnes machte denselben vor bedeutungsvollen Schritten bange, sobald er nicht vorher die Meinung Anderer darüber vernommen hatte. Doch war er nicht Willens, wie seine Vorgängerin, die gute Königin Isabella, die Mitwirkung der Cortes anzurufen und auf diese Weise in einem Regierungsarme, welcher so lange schon an der Gicht gelitten hatte, das Bewußtsein der Stärke wach zu machen. Ein derartiger Ausweg war mit zu viel Gefahr verknüpft. Er fand einen Ersatz dafür in den verschiedenen Räthen, deren von der Krone ernannten Mitglieder, die zu jeder beliebigen Zeit von ihm wieder abgesetzt werden konnten, die Prärogative zu unterstützen verpflichtet waren.

Unter Ferdinand und Isabella waren diese Räthe vollständig reorganisirt worden. Um der erweiterten Ausdehnung des Reiches zu genügen, war ihre Zahl unter Karl dem Fünften vergrößert worden. Unter Philipp ward sie noch mehr vermehrt.**) Unter ihm gab es

---

*) „Questa opinione, che di lui si hà, rende le sue leggi più sacrosancte et inviolabili. — Relazione di Contarini, Manuskr.

**) Ein Manuskript mit dem Titel: „Origen de los Consejos," welches weder ein Datum, noch den Namen des Verfassers trägt und in der Bibliothek von Sir

nicht weniger, als elf Räthe, worunter besonders die des Krieges, der Finanzen, der Justiz und des Staates erwähnt werden können.*) Von diesen verschiedenen Körpern stand vorzüglich der Staatsrath, welcher mit den wichtigsten Interessen der Monarchie betraut war, in sehr hohem Ansehen. Die Zahl seiner Mitglieder war verschieden. Zu der Zeit, bei welcher ich jetzt stehe, belief sie sich auf sechszehn.**) Aber die Hauptgeschäfte wurden von weniger, als der Hälfte dieser Zahl besorgt. Der Staatsrath bestand sowohl aus Geistlichen, wie aus Laien. Unter den letztern befanden sich ausgezeichnete Juristen. Eine Mischung weltlicher und geistlicher Elemente konnte man wirklich in den meisten Räthen finden.***) Philipp ahmte hierin die Politik Ferdinands und Isabellens nach, die auf diese Weise den Stolz der großen adeligen Herren zu demüthigen und sich mit einer getreuen Streiterschaft, deren Dienste zur Aufrechterhaltung der Prärogative von keinem geringen Vortheil waren, zu versehen die Absicht gehabt hatten.

Unter den Mitgliedern des Staatsraths kann man vorzüglich zwei, wegen der hervorragenden Stellung, welche sie darin einnahmen, hervorheben. Das waren der Herzog von Alba und Ruy Gomez de Silva, Fürst von Eboli. Mit dem ersteren ist der Leser gut bekannt. Seine großen Talente, seine ausgedehnte Erfahrung sowohl im bürgerlichen, wie im militärischen Leben, sein eiserner Wille und die Furchtlosigkeit, womit er ihn durchsetzte, sogar seine Strenge und sein Hochmuth, welche seine Ueberlegenheit zu verkünden schienen: kurz, Alles stempelte ihn zum Parteiführer (all marked him out as the leader of a party).

Thomas Phillips vorhanden ist, gibt eine genaue Darstellung der verschiedenen Räthe unter Philipp dem Zweiten.

*) „Sono XI; il consiglio dell' Indie, Castiglia, d'Aragona, d'inquisitione, di camera, dell' ordini, di guerra, di hazzienda, di giustizia, d'Italia, et di stato." — Sommario del' ordine che si tiene alla corte di Spagna circa il governo delli stati del Ré Catholico, Manuskr.

**) Ebend. Das Datum dieses Manuskripts ist 1570.

***) Das Englische, welches wir nicht ganz wörtlich wiedergeben, heißt: „A sprinkling of men of the robe, indeed, was to be found in most oft the councils." Anm. des Uebers.

Der Kaiser scheint das Uebergewicht, welches Alba eines Tages über Philipp erlangen konnte, gefürchtet zu haben. „Der Herzog", schrieb Karl in einem schon angezogenen Briefe an seinen Sohn, „ist der fähigste Staatsmann und beste Soldat, den ich in meinem Reiche besitze. Ziehe ihn vor Allem in militärischen Angelegenheiten zu Rathe. Aber verlaß Dich nicht auf ihn völlig in diesen und in andern Dingen. Verlaß Dich auf Niemand, als auf Dich selber." Dieser Rath war gut, und Philipp machte ihn sich zu nutze. Wenn er immer die Meinung Anderer befragte, geschah es gleichwohl nur, um seine eigne Ansicht um so besser bilden zu können. Er war zu eifersüchtig auf seine Macht, als daß er sich unter die Aufsicht, oder gar unter die Leitung eines Andern gestellt hätte. Obwohl der König vor Alba, auf dessen Dienste er den größten Werth legte, alle Achtung hegte, scheint er ihm nichtsdestoweniger nur in geringem Grade die persönliche Zuneigung, die er gegen Ruy Gomez, den Rival desselben, bewies, geschenkt zu haben.

Ruy Gomez stammte aus einem alten portugiesischen Hause, von welchem ein Zweig nach Castilien verpflanzt worden war. Er war frühzeitig als Page in den kaiserlichen Haushalt aufgenommen worden, wo seine Liebenswürdigkeit (obwohl er einige Jahre älter, als Philipp, war,) und seine einnehmenden Sitten, vor Allem aber der Takt, welcher im späteren Leben sein Glück begründete, ihn bald zum Lieblinge des Prinzen machten. Aus dieser Zeit wird von ihm eine Anekdote erzählt, die zwar schwer zu glauben ist, aber doch aus einer achtenswerthen Autorität herrührt. Während beide mit einander spielten, schlug der Page unversehens den Prinzen. Der hierüber sehr erzürnte Kaiser dachte, daß eine solche dem Kronprinzen angethane Unehre allein mit dem Blute des Beleidigers abgewaschen werden könnte, und verurtheilte den unglücklichen Jüngling zum Tode. Philipp erweichte durch Thränen und Bitten zuletzt das Herz seines Vaters in so weit, daß dieser einwilligte, die Todesstrafe in Verbannung zu verwandeln. Man kann fürwahr schwerlich glauben, daß Karl jemals im Ernste sein grausames Urtheil zu vollstrecken gedacht. Das Exil währte nicht lange. Die Gesellschaft des Gomez war für den Prinzen unentbehrlich geworden, so daß derselbe, da ihn die Trennung heftig

schmerzte, zuletzt seinen Vater dazu vermochte, den jungen Adeligen zurückzurufen und ihn wieder in seine frühere Stellung im Palaste einzusetzen. *)

Philipp liebte die Veränderung nicht: daher schien seine Zuneigung zu Gomez mit den Jahren zuzunehmen. Wir finden den Ruy Gomez in dem glänzenden Gefolge, welches Philipp, als er, um die englische Königin zu heirathen, nach London ging, dorthin begleitete. Nach der Abdankung des Kaisers fuhr Ruy Gomez fort, im Haushalte Philipps, als der erste Kammerherr, einen hervorragenden Rang einzunehmen. In Folge dieses Amtes mußte er bei seinem Herrn gegenwärtig sein, sowohl wenn dieser aufstand, als wenn er sich zur Ruhe begab. Seine Stellung verschaffte ihm zu jeder Stunde augenblicklichen Zutritt beim Könige. Bald sah man ein, daß es bei Hofe Niemanden gab, der über den Monarchen einen bedeutenderen Einfluß ausübte; es war daher natürlich, daß ihn Bittsucher als den Vermittler, durch den sie ihre Petitionen vorbrachten, erwählten. **)

Mittlerweile wurde er mit den einträglichsten Ehren freigebig bedacht. Philipp machte ihn zum Herzoge von Pastrana mit einem Einkommen von fünf und zwanzig tausend Kronen, was, wenn man den damaligen Geldwerth bedenkt, ein großer Gehalt war. In der Folge ging der Titel Pastrana im Titel Eboli auf, unter dem er von nun an fortwährend bekannt war. Dieser Titel rührte von seiner Verheirathung mit der Fürstin von Eboli, Anna de Mendoza, her, einer Dame, die viel jünger, als er, war und, wenngleich auf dem einen Auge blind, eben so sehr wegen ihrer Schönheit, als wegen ihres Verstandes berühmt war. Noch mehr berühmt war sie wegen ihrer verliebten Abenteuer und wegen der tragischen Resultate, wozu dieselben führten: ein Gegenstand, auf den ich, weil er mit der Privatgeschichte Philipps eng verknüpft ist, später zurückkommen werde.

---

*) Relazione di Badoer, Manuskr.

**) Badoer erzählt uns, daß man, um seinen Einfluß auf den König zu bezeichnen, ihn anstatt Ruy Gomez scherzweise Rey Gomez nannte. „Il titolo principal che gli vien dato è di Rey Gomez e non Ruy Gomez, perchè pare che non sia stato mai alcun privato con principe del mondo di tanta autorità e così stimato dal signor suo come elgi è da questa Maestà.“ — Relazion, Manuskr.

Außer seinen andern Würden wurde Gomez zu einem Mitgliede des Staatsraths gemacht, wo er, um das Wenigste zu sagen, einen Einfluß, der demjenigen keines seiner Kollegen nachstand, ausübte. Sein Glück machte ihn nicht übermüthig. Er ließ nicht, wie mancher ihm vorhergegangene Günstling, sein zur höchsten Blüthe entfaltetes Glück vor der Welt sehen, noch erregte er, obschon er einen seiner Stellung angemessenen Staat machte, durch die Pracht seiner Lebensweise die Eifersucht seines Herrn, wie Wolsey, der den Glanz des Herrscherhauses verdunkelte. Anstatt gegen Untergebene Anmaßung zu zeigen, war er gegen Alle herablassend, that alles in seinen Kräften Stehende, um den Interessen des Königs zu dienen und sprach edelmüthig von seinen Rivalen in Lobeserhebungen. Durch diese Verfahrungsweise wurde ihm das für einen Günstling seltene gute Glück zu Theil, daß er sowohl von seinem Könige schmeichelhaft behandelt, als auch vom Volke geliebt wurde. *)

Es liegt kein Beweis vor, daß Ruy Gomez den moralischen Muth besaß, der unheilvollen Tendenz der Politik Philipps zu widerstehen, geschweige denn, daß er gewagt hätte, dem Monarchen über seine Irrthümer die Augen zu öffnen. Er sorgte viel zu sehr für sein eigenes Interesse, als daß er so etwas unternommen hätte. Vielleicht glaubte er auch, und zwar allem Anscheine nach mit gutem Grunde, daß ein derartiger Versuch wenig bei dem Könige ausrichten und ihn selber ruiniren würde. Er hatte sein Leben in der Atmosphäre eines Hofes zugebracht und den dort vorhandenen Eigennutz eingesogen. Da er den Charakter seines Herrn gründlich studirt hatte, paßte er sich allen Launen desselben mit einer Geschmeidigkeit an, die seinem Andenken wenig zur Ehre gereicht. Der Herzog von Alba, welcher ihn mit dem vollen Hasse eines Rivals haßte, machte über ihn nach seinem Tode die Bemerkung: „Wenngleich Ruy Gomez nicht der größte Staats-

*) Cabrera, Filipe Segundo, S. 712 und 713.

Cabrera hat uns in dem ersten Kapitel des zehnten Buches seiner Geschichte ein vollendetes Bild des Ruy Gomez geliefert, das sich hinsichtlich der Feinheit des Unterscheidens und der Trefflichkeit des Ausdrucks mit den besten Erzeugnissen der castilischen Geschichtschreiber messen kann.

mann aller Zeiten war, war er doch in der Kenntniß der Launen und Neigungen der Könige ein so großer Meister, daß wir im Vergleich mit ihm Alle Narren waren." *)

Indeß war der Einfluß des Günstlings im Ganzen genommen gut. Ruy Gomez war menschlich und freigebig gesinnt und zum Frieden geneigt: besaß also Tugenden, welche in diesem eisernen Zeitalter nicht häufig waren und im Rathe sehr der gestrengen Politik Alba's entgegenwirken halfen. Die Leute einer edelmüthigen Denkungsart stellten sich gewöhnlich unter seine Führerschaft. Als Juan von Oesterreich nach Hofe kam, trieb ihn seine edle Gesinnung sogleich zum Anlehnen an Ruy Gomez als seinen Freund und Berather an. Der zwischen Beiden gepflogene Briefwechsel, in dem der junge Soldat auf seinen Feldzügen den Günstling mit der Bezeichnung „Vater" anredete, ihm seine Irrthümer bekannte und ihn um Rath ersuchte, ist für sie beide ehrenhaft.

Der Geschichtschreiber Cabrera, welcher ihn häufig gesehen hatte, faßt den Charakter des Ruy Gomez in den Worten zusammen: „Er war der erste Steuermann, welcher auf diesen stürmischen Meeren sowohl sicher lebte, als auch sicher starb, indem er immer einen geborgenen Hafen zu finden wußte." **) Sein Tod erfolgte im Juli 1573. „Im Leben", fügt der genannte Schriftsteller in seiner Weise hinzu, „erhielt er sich die Gunst seines Fürsten, — im Tode wurde er von demselben betrauert, — betrauert von der ganzen Nation, welche sich seiner erinnerte als des Vorbildes getreuer Vasallen und kluger Günstlinge." ***)

Außer den beiden Führern des Rathes verdienen noch zwei andere

*) „El señor Ruy Gomez no fué de los mayores consejeros que le habido, pero del humor y natural de los reyes le reconozco por tan gran maestro, que todos los que por aqui dentro andamos tenemos la cabeza donde pensamos que traemos los pies." — Bermudez de Castro, Antonio Perez, Madrid 1841, S. 28.

**) „Fue Ruy Gomez el primero piloto que en trabajos tan grandes vivi y murió seguro, tomando siempre el mejor puerto." — Cabrera, S. 713.

***) „Vivo conservò la gracia de su Rey, muerto le doliò su falta, i la llorò su Reyno, que en su memoria le à conservado paro exemplo de fieles vasallos i prudentes privados de los mayores Principes." — Ebend. wie oben.

Mitglieder desselben unserer Erwähnung. Einer von ihnen war Graf Figueroa, der später von Philipp zum Herzoge von Feria — zum spanischen Granden — gemacht wurde. Er war einer von denen, welche den König bei seinem ersten Besuche nach England begleiteten. Er heirathete daselbst eine Dame von Stande und repräsentirte nachher, wie sich der Leser erinnern wird, seinen Herrn am Hofe der Elisabeth. Er war ein Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten, die noch bereichert wurden durch seine auf Reisen im Auslande und durch den Aufenthalt an Höfen erworbenen praktischen Kenntnisse. Seine Lebensweise war so prächtig, daß er etwas sehr seine großen Landgüter in Schulden steckte. Er besaß einen schönen Körper und seine höflichen, verfeinerten Manieren machten ihn zu einer der glänzendsten Zierden der königlichen Umgebung. Er hegte ein wahrhaft ritterliches Ehrgefühl, und der König, welcher ihn als Kapitän seiner spanischen Garde in seine unmittelbare Nähe zog, achtete ihn sehr hoch. Feria war ein warmer Unterstützer des Ruy Gomez; doch scheint die zwischen diesen beiden Adeligen bestehende Freundschaft durch den Neid und die Eifersucht, welche zwischen um die Gunst ihres Fürsten buhlenden Rivalen so oft entspringen, nicht getrübt worden zu sein.

Das andere Staatsrathsmitglied war ein noch wichtigerer Mann. Es war der Kardinal Espinosa, der zwar ein Geistlicher war, aber mit den Staatsangelegenheiten besser, als die meisten Laien, bekannt war. Das Auge Philipps entdeckte schnell die ungewöhnlichen Befähigungen desselben, weshalb er auf ihn in rascher Aufeinanderfolge Stellen häufte, von denen eine jede für sich seine ganze Zeit hätte beanspruchen können. Aber Espinosa liebte die Anstrengung eben so sehr, wie die meisten Menschen die Gemächlichkeit lieben; daher er in einer jeden Stellung nicht allein die ihm zukommende Arbeit, sondern auch sehr häufig diejenige seiner Kollegen verrichtete. Er wurde zum Präsidenten des Rathes von Castilien, sowie zu dem des indischen Rathes und endlich zu einem Mitgliede des Staatsrathes gemacht. Er war Generalinquisitor, saß in der königlichen Kanzlei von Sevilla und besaß das Bisthum Siguença, einen der reichsten bischöflichen Stühle des Königreiches. Um das Maß der Ehren voll zu machen, ertheilte ihm 1568 Pius der Fünfte auf das Ersuchen Philipps den

Kardinalshut. Der König scheint an dieser reißend schnellen Erhebung Espinosa's ein um so größeres Vergnügen gefunden zu haben, weil, da Espinosa einen verhältnißmäßig niederen Ursprung hatte, die Höhe, auf welche er ihn erhob, die Adeligen um so empfindlicher ärgern mußte.

Aber den Kardinal machten die Ehrenstellen übermüthig, was ja oft bei denen, die plötzlich gestiegen sind, der Fall ist. Seine Machtgier war unersättlich, weßhalb er, sobald in einem seiner Departements eine Stelle leer wurde, schnell bei der Hand war, um sie einem Anhänger von sich zu sichern. In dieser Beziehung gibt es von ihm eine Anekdote hinsichtlich eines Platzes in der Kanzlei von Granada, welcher durch den Tod des ihn bekleidenden Beamten vakant geworden war. Sobald die Nachricht hiervon nach Madrid gelangt war, hielt der königliche Stallmeister Hernandes de Cordova, beim König darum an. Philipp antwortete, daß es zu spät sei, weil er den Platz schon vergeben habe. „Wie soll ich das von Ew. Majestät verstehen?" sagte der Bittsteller; „die Nachricht wurde mir durch einen Kourier im nämlichen Augenblicke, wo die Stelle vakant wurde, überbracht, so daß Niemand, außer wenn er Flügel gehabt hätte, sie schneller hätte überbringen können." — „„Das ist Alles recht gut,"" sagte der Monarch; „„aber ich habe die Stelle so eben an einen Andern, welchen mir der Kardinal beim Herausgehen aus dem Rathe vorschlug, vergeben.""*)

Espinosa, sagt ein Zeitgenosse, besaß ein edles Aussehen. Er sah aus, wie Einer, der zum Herrschen geboren ist. Sein hochmüthiges Betragen gefiel indeß den niederern Bewerbern wenig und empörte die großen adeligen Herren, welche mit Verachtung auf seinen niederen Ursprung herabblickten. Sie beklagten sich über seine unerträgliche Anmaßung bei dem Könige, und dieser zeigte sich nicht abgeneigt, ihre Beschwerden gegen Espinosa anzunehmen. Fürwahr, Philipp selber hatte angefangen, über die Präsumption seines Ministers ungehalten zu sein. Er war des Respektes müde, den er jetzt dem Espinosa, seitdem derselbe Kardinal geworden, beweisen mußte; denn er hatte ihm

*) „Puede ser, pero el Cardenal Espinosa me consultô en saliendo del consejo, i proveí la plaça. — Ebend., S. 700.

beim Eintritt ins Zimmer entgegenzukommen, mußte vor dem Manne der Kirche seine Kopfbedeckung abnehmen und ihm einen Sitz anbieten, der eben so hoch, wie der seinige, war; endlich mußte er ihm erlauben, in alle Aemterbesetzungen sich zu mischen. Es schien unglaublich, sagt der Geschichtschreiber, daß ein auf seine Prärogative so eifersüchtiger Fürst, wie Philipp, so lange Alles das ertragen konnte.*) Philipp war jetzt entschlossen, es nicht länger zu ertragen, sondern den von ihm selbst erhöhten Götzen von seiner stolzen Stellung herabzustürzen.

Er verrieth weder durch Worte, noch durch Handlungen den Höflingen sogleich seine Absicht, noch weniger aber dem unglücklichen Minister, der noch immer dieselbe Sicherheit und das nämliche Vertrauen, als wenn er nicht auf der Rinde eines Vulkans, sondern auf festem Grunde stände, offenbarte.

Endlich bot sich eine Gelegenheit dar, indem Espinosa bei der Diskussion über die Angelegenheiten der Niederlande eine Aufstellung machte, welche der König nicht für völlig wahrheitsgemäß hielt. Sogleich unterbrach Philipp den Minister mit anscheinend großem Zorne und beschuldigte ihn der Unwahrheit. Dieser Schlag war um so empfindlicher, weil man wußte, daß derjenige, welcher ihn führte, sehr selten heftig wurde.**) Der Kardinal fühlte sich davon ganz betäubt. Er sah auf der Stelle seinen Ruin vor sich, und ihm war auf immer die Vision des Ruhmes verschwunden. Mehr todt, als lebendig, entfernte er sich nach Hause. Hier mußte er bald das Bett hüten und starb kurz darauf im September 1572. Er hatte das gleiche Geschick, wie mehrere andere Minister, die ebenfalls durch die von ihnen erklommene Höhe schwindlich geworden waren.***)

*) „Que en principe tan zeloso de su immunidad i oficio pareciò increible su tolerancia hasta alli." — Ebend. wie oben.

**) Der ungenannte Verfasser der aus der damaligen Zeit stammenden Relazione sagt, daß der König sich nicht von irgend einer Leidenschaftlichkeit hinreißen ließ. Er gebraucht die treffenden Worte: „E questo Re poco soggetto alle pasioni, venga ciò, o per inclinazione naturale, o per costume; e quasi non appariscono in lui i primi movimenti nè dell' allegrezza, nè del dolore, nè dell' ira ancora." — Manuskr.

***) „El Rey le hablò tan asperamente sobre el afinar una verdad, que le matò brevemente," sagt nachdrucksvoll Cabrera. — Filipe Segundo, S. 699.

Mit Sicherheit konnte man voraussetzen, daß unter den beiden großen Parteiführern Alba und Ruy Gomez der Staatsrath über jede wichtige Frage getheilter Meinung sein würde. Dieser Umstand gab Anlaß zu vielen Verlegenheiten und verursachte besonders für die Bittsteller ein unendliches Indilängeziehen. Die Parteifeindschaft ging so weit, daß, wenn der Einreicher eines Gesuchs sich die Gewogenheit des einen Führers versichert hatte, er sicher darauf rechnen konnte, daß er dem Uebelwollen des andern begegnen würde.*) Wer in solchen Kreuzgewässern**) nicht aus der Richtung kam, der mußte fürwahr ein tüchtiger Steuermann sein.

Doch scheint Philipp dem Vorhandensein dieser Spaltungen nicht entgegengetreten zu sein, weil er sie bloß für die natürliche Folge eines Wettstreites um seine Gunst ansah. Ferner brachten sie ihm den Nutzen, daß er jede wichtige Frage gut erörtert sehen, und, indem sie ihm die entgegengesetzten Meinungen seiner Räthe lieferte, darnach um so sorgfältiger seine eigne Meinung bilden konnte. Zu gleicher Zeit bewirkte der Werth, welchen er den beiden großen Führern beilegte, daß er sich in Acht nahm, nicht durch die Bevorzugung des einen den andern Rival vor den Kopf zu stoßen. Er hielt zwischen beiden geschickt die Balançe ein, so daß er, wenn er bei einer Gelegenheit dem einen eine Gunstbezeigung erwiesen hatte, gewöhnlich eine Gunstbezeigung von dem gleichen Werthe für den andern folgen ließ.***) Man kann also sagen, daß sie die ersten zwölf Jahre seiner Regierung hindurch einen ziemlich gleichen Einfluß ausübten. Alsdann kam die denkwürdige Diskussion hinsichtlich der Reise des Königs in die Niederlande.

---

*) „Perchè chi vuole il favore del duca d'Alva perde quello di Ruy Gomez, e chi cerca il favore di Ruy Gomez, non ha quello del duca d'Alva." — Relazione di Soriano, Manuskr.

**) So haben wir Cross-seas übersetzt. Dasselbe bezeichnet Meeresstellen, wo die Wogen durch einander gehen. „Wavés running across others," sagt Boag. Anmerk. des Uebers.

***) Ranke hat hiervon einige sehr passende Beispiele angeführt in einer interessanten Skizze, welche er von den bezüglichen Stellungen dieser beiden Staatsmänner in dem Kabinette Philipps entworfen hat. — Ottoman and Spanish Empires (englische Uebersetzung aus dem Deutschen), S. 38.

Alba war, wie sich der Leser entsinnen wird, der Ansicht, daß Philipp eine Armee schicken, die Widerspenstigen strafen und im Lande dadurch die Ordnung herstellen sollte, worauf der König das Land ohne Gefahr für seine persönliche Sicherheit besuchen könnte. Dagegen empfahl Ruy Gomez an, daß Philipp sogleich ohne Armee abreisen und die Unzufriedenen durch versöhnliche Maßregeln zu ihrer früheren Treue zurückführen sollte. Jeder rieth zu dem seiner eignen Gesinnungsweise angemessensten Verfahren, dessen Ausführung zugleich seine eignen Dienste erfordert haben würde. Unglücklicherweise sagten die Rathschläge Alba's dem gestrengen Wesen des Königs mehr zu, so daß der Herzog an der Spitze eines Heeres abgesandt wurde.

Hatte aber auch Alba hierin den Sieg gewonnen, ärntete doch Ruy Gomez die Früchte desselben. Indem er im Rathe ohne Rival zurückblieb, wurde sein Einfluß über den jedes andern Mitgliedes vorherrschend. Dieser Einfluß wurde noch mehr gekräftigt, als sich herausstellte, daß die Sendung seines Rivals verfehlt war. Auch dauerte er nach der Rückkehr Alba's bis zum Tode des Günstlings ununterbrochen fort. Selbst dann noch zeigte sich, daß seine Partei so tief Wurzel gefaßt hatte, daß sie mehrere Jahre hindurch im Kabinet die Oberhand hatte, indeß der Herzog in Ungnade schmachtete.

Unähnlich den meisten seiner Vorgänger nahm Philipp selten im Staatsrathe seinen Sitz ein. Seine Maxime war, daß seine Minister in der Abwesenheit ihres Herrn ungenirter, als wenn derselbe sie durch seine Gegenwart einschüchterte, über Maßregeln diskutiren würden. Er schlug das Verfahren ein, daß eine Consulta oder ein Ausschuß von zwei oder drei Mitgliedern ihm im Kabinette die Aufwartung machen und die Verhandlungen des Rathes mittheilen mußte.*) Noch öfter aber, und besonders in seinen spätern Regierungsjahren, ließ er sich lieber einen vollen schriftlichen Diskussionsbericht mit einem breiten Rande, worauf er seine eignen Bemerkungen schreiben konnte, einliefern. Diese waren sehr bezeichnend für seinen Charakter, denn in

*) „Non si trova mai S. M. presente alle deliberationi ne i consigli, ma deliberato chiama una delle tre consulte . . . alla qual sempre si ritrova, onde sono lette le risolutioni del consiglio.“ — Relazione di Tiepolo, Manuskr.

waren so genau, daß sie gewöhnlich mehrere Bogen Papier bedeckten. Philipp besaß ein zurückhaltendes, ungeselliges Wesen. Er arbeitete lieber in der Abgeschlossenheit seines Kabinets allein, als in der Gegenwart Anderer. Dies mag zum Theil den Grund enthalten, warum er das Schreiben dem Sprechen so sehr vorzog. Selbst mit seinen Privatsekretären, die er doch immer bei der Hand hatte, pflegte er schriftlichen Verkehr zu unterhalten; daher dieselben eine so große Masse eigenhändig von ihm geschriebener Briefe besaßen, als wenn es eine mit verschiedenen Theilen des Königreichs unterhaltene Korrespondenz gewesen wäre.*) Auch kamen bei ihm die Gedanken — wenigstens die Worte, der Ausdruck derselben — langsam hervor, weßhalb er beim Schreiben Zeit hatte, sie kund zu geben.

Philipp ist der Trägheit angeklagt worden. Diese Anklage ist, insoweit der Körper in Anbetracht kommt, sehr gut gegründet. Selbst als er noch jung war, fand er, wie wir sahen, keinen Geschmack an den kräftigen, ritterlichen Vergnügungen damaliger Zeit. Nie leitete er, wie sein Vater, die militärischen Expeditionen in eigner Person. Er hielt es für weiser, dem Beispiele seines Großvaters, Ferdinands des Katholischen zu folgen, indem er zu Hause blieb und seine Generäle die Heere befehligen ließ. Ebensowenig reiste er gern: wodurch er zu dem Kaiser einen großen Gegensatz bildete. Ehe er eine Reise nach der großen südlichen Hauptstand Sevilla machte, hatte er schon Jahre lang auf dem Throne gesessen. Die Cortes beklagten sich darüber, daß er sich auf diese Weise den Augen seiner Unterthanen entzog. Die einzige Ergötzung, welcher er — aber keineswegs bis zum Ausschweifen — nachhing, bestand darin, daß er mit der Flinte oder dem Bogen dasjenige Wild erlegte, welches er in seinen eignen Gehägen im Walde von Segovia, oder Aranjuez, oder auf seinen angenehmen Landschlössern, die alle nicht weit von Madrid entfernt lagen, finden konnte.

Wenn er dergleichen Orten einen Besuch machte, pflegte er, als ob er ein armer, ums liebe Brot arbeitender Schreiber gewesen wäre, einen großen Papierstoß mit sich zu nehmen, damit er sich nach dem

*) Ranke, Ottoman and Spanish Empires, S. 32.

Abmühen der Jagd in sein Kabinet zurückziehen und an Depeschen arbeiten konnte.*) Freilich würde es weit gefehlt sein, wollte man ihn geistiger Trägheit bezichtigen. Denn er fand bei seinen einsamen Arbeiten Lust daran, stundenlang sich abzumühen und bis tief in die Nacht hinein thätig zu sein.**) Niemals hatte man ihn klagen hören, daß er müde oder ungeduldig sei. In dieser Beziehung erzählt man von ihm eine charakteristische Anekdote. Als er nämlich spät in der Nacht eine Depesche, die am folgenden Morgen abgeschickt werden sollte, geschrieben hatte, überreichte er sie seinem Sekretär, damit er Sand darüber streute. Dieser Beamte, der zufällig etwas genickt hatte und plötzlich sich ermunterte, ergriff aus Versehen das Tintenfaß und goß es auf das Papier aus. Nachdem der König trocken bemerkt hatte, „es wäre besser gewesen, das Sandfaß zu nehmen", setzte er sich, ohne irgend wie zu schelten, nieder und schrieb den Brief nochmals.***) Man wird leicht begreifen, daß ein dem Schreiben so stark zugethaner Fürst eine große Masse eigenhändig geschriebenen Materials hinterlassen mußte. Wirklich haben wenige Monarchen hierdurch so viel gethan, um die Geschichte ihrer Regierung aufzuklären. Freilich wäre es für den Geschichtschreiber, der hieraus Nutzen ziehen sollte, gut gewesen, wenn die königlichen Schriften etwas weniger weitläufig gehalten und die Handschrift etwas leserlicher wäre.

Philipp ging mit der Zeit sparsam um und verfuhr in der Eintheilung derselben mit großer Genauigkeit. Des Morgens ertheilte er den fremden Gesandten Audienz. Sodann hörte er die Messe. Auf die Messe folgte nach der Weise seines Vaters das Mittagsessen. Aber

*) „El dia que iva à caça bolvia con ansias de bolver al trabajo, como un oficial pobre que huviera de ganar la comida con ello." — Los Dichos y Hechos, del Rey Phelipe II. (Brusselas, 1666), S. 214. — Siehe auch Relazione di Pigavetta, Manuskr.

**) Relazione di Vandramino, Man. — Relazione di Contarini, Man. „Distribuia las horas del dia, se puede decir, todas en los negocios quando yo lo conocí; porque aunque las tenia de oçio ú ocupaciones forçosas de su persona, las gastava con tales criados elegidos tan à proposito que quanto hablava venia à ser informarse mucho, descanso en lo que à otro costara nota y fatiga." — Anonymes Manuskript in der Bibliothek der Herzöge von Burgund.

***) Dichos y Hechos de Phelipe II., S. 339 und 340.

das Mittagsmahl war für Philipp keine Sache von so hoher Wichtigkeit, wie für Karl. Da er sowohl im Essen wie im Trinken ungemein mäßig war, hatte er nicht selten den Leibarzt an seiner Seite sitzen, damit er ihn vor Speisen warnte, welche die Gicht, die in seiner Familie erbliche Krankheit, die sich bei ihm schon sehr frühzeitig eingestellt hatte, beförderten. Nach einer kurzen Rast ertheilte er denjenigen Unterthanen, welche Gesuche einzureichen wünschten, Audienz. Er empfing Gesuchsteller gnädig und hörte Alles, was sie zu sagen hatten, geduldig an. Denn die Tugend der Geduld besaß er. Allein, dabei sah er sehr ernst aus. Ernst war fürwahr sein gewöhnliches Aussehen, so daß in seinem Benehmen eine Zurückhaltung lag, welche den Kühnsten in seiner Gegenwart ein unheimliches Gefühl empfinden ließ. In solchen Fällen pflegte er wohl zu sagen: „Sammeln Sie Sich"; doch hatte diese Ermahnung nicht immer den gewünschten beruhigenden Effect.*) Als einstmals der päpstliche Nuntius in der Verwirrung die Rede, welche er auswendig gelernt hatte, nicht hersagen konnte, machte ihm der König die trockene Bemerkung: „Wenn Sie mir's geschrieben bringen wollen, werde ich es lesen und Ihnen Ihr Geschäft erleichtern."**) Es war natürlich, daß in der Gegenwart eines Monarchen, welcher die Geschicke so vieler Millionen Menschen in Händen hatte und sich mit einem dem schlauesten Politiker undurchdringlichen, geheimnißvollen Schleier umgab, selbst Männer vom höchsten Range eingeschüchtert wurden.

Die schon in seiner Jugend stark hervortretende Zurückhaltung nahm mit den Jahren zu. Er wurde unzugänglicher. Seine öffentlichen Audienzen wurden seltener. Während des Sommers pflegte er sich denselben völlig zu entziehen, indem er sich auf eines seiner Landschlösser zurückzog. Sein Lieblingszufluchtsort war sein Klosterpalast, der Escorial, der sich damals unter seiner Patronage langsam erhob und ihm eine seinem Geschmacke angemessene Beschäftigung bot. Indeß

*) „A estos estando turbados, y desalentados, los animava diziendoles, Sossegaos." — Ebend., S. 40.

**) Diziendole si lo traeis escrito, lo verè, y os haré despachar." — Ebend., S. 41.

ſcheint er den Aufenthalt auf dem Lande weniger aus Vorliebe für die Schönheiten deſſelben, als wegen der ihm dort gewährten Zurückgezogenheit geſucht zu haben. Bei ſeinem Aufenthalte in der Stadt zeigte er ſich ſelten den Blicken des Publikums, fuhr meiſtens in einem zugemachten Wagen aus und blieb ſo lange draußen, daß es, wenn er in die Stadt zurückkam ſchon dunkel war. *)

Weil er auf dieſe Weiſe ſelbſt inmitten der Hauptſtadt zurückgezogen lebte, kannte er die Menſchen weniger aus eigner Beobachtung, als aus den ihm gemachten Mittheilungen. Im Benutzen dieſer Informationsquellen war er unermüdlich. Er ließ ſich zu ſeiner Privatbenutzung eine ſtatiſtiſche Ueberſicht von Spanien machen. Das war eine ungeheuer mühſame Arbeit und enthielt eine große Menge merkwürdiger Aufſchlüſſe, welche in damaliger Zeit ſelten zuſammengebracht wurden. **) An den vorzüglichſten Höfen Europa's hielt er ſich ſeine Spione, die ihn mit Nachrichten verſahen, ſo daß er mit den Vorgängen in England und Frankreich dermaßen bekannt war, als ob er an Ort und Stelle gegenwärtig geweſen wäre. Wir bemerkten bereits früher, daß er die kleinſten Vorfälle in den Niederlanden ganz genau, und manchmal beſſer, als Margarethe ſelber, kannte. Durch ähnliche Mittel verſchaffte er ſich Nachrichten, die er beim Beſetzen geiſtlicher und weltlicher Stellen gebrauchen konnte.

Seine Wißbegierde bewirkte, daß er den Anklagen gegen ſeine Miniſter ein günſtiges Ohr lieh, und daß ihm dieſelben, weil er ſie ganz gewiß für ſich behielt, häufig gemacht wurden. ***) Sie erfüllten ſeine Seele mit Verdacht. Indem er wartete, bis die Zeit die Wahrheit derſelben bewieſen hatte, behandelte er die Perſon, welche ſie betrafen, mit ausgezeichneter Huld, bis die Stunde der Rache gekommen

---

*) Quando esce di Palazzo, suole montare in un cocchio coperto di tela incerata, et serrata a modo che non si vede. . . . Suole quando va in villa ritornare la sera per le porte del Parco, senza esser veduto da alcuno." — Relazione di Pigafetta, Manuſkr.

**) Ranke, Ottoman and Spanish Empires, S. 32.

Inglis ſagt, daß er bei ſeinem Beſuche des Escorial dieſes Werk geſehen hat. — Spain in 1830, Bd. I, S. 348.

***) Ranke, Ottoman and Spanish Empires, S. 33.

war. Der Leser wird sich noch an den Ausspruch von Philipps eignem Geschichtschreiber erinnern: „Dem Lächeln folgte bei ihm der Dolch ganz in der Nähe.“*)

Selbst denjenigen Ministern, in welche er am meisten zu vertrauen schien, schenkte er sein Zutrauen bloß halb. Anstatt ihnen offen den vollen Thatbestand zu liefern, gab er ihnen bisweilen eine so unvollkommene Aufklärung, daß seine Räthe, wenn seine Maßregeln zu vollziehen waren, darüber erstaunten, wie sehr sie im Finstern gehalten worden waren. Wenn er ihnen irgend welche ausländische Depeschen mittheilte, pflegte er kein Bedenken zu tragen, das Original zu ändern, indem er, je nachdem es für ihn paßte, die einen Stellen ausstrich, während er andere einfügte. In dieser herausgerissenen, entstellten Gestalt erhielt der Rath eine Abschrift davon. Auf diese Art verfuhr er mit einem Briefe Don Juan's von Oesterreich in Betreff der genuesischen Unruhen. Das Original dieses Briefes mit zahlreichen, vom Könige eigenhändig geschriebenen Abänderungen liegt jetzt noch in den Archiven von Simancas vor.**)

Obgleich aber das zum Verdacht geneigte Wesen Philipps ihn daran verhinderte, seinen Ministern völlig zu trauen, obgleich er seine nächste Umgebung durch kalte Zurückhaltung von sich in einiger Entfernung hielt: war er dessenungeachtet gegen seine Diener nicht bloß gütig, sondern sogar freigebig, war nicht launenhaft und überließ sich nur höchst selten den Ausbrüchen des Zornes, welche man sonst bei mit unbeschränkter Gewalt bekleideten Fürsten so häufig findet. Da er im höchsten Grade Geduld besaß, wechselte er seine Minister selten, ohne dazu einen guten Grund zu haben. Ruy Gomez war nicht der einzige Höfling, welcher sich im königlichen Dienste bis ans Ende seiner Tage erhielt.

Philipp war mit seinem Gelde vorsichtig, oder, um die Wahrheit herauszusagen, haushälterisch, eine Eigenschaft, die er zwar vielleicht

---

*) Siehe gegen das Ende des dritten Bandes.

**) Lafuente, Historia de España, Bd. XIV, S. 44.

Dieser Geschichtschreiber theilt uns mit, daß er den ursprünglichen Brief mit den von Philipp gemachten Abänderungen gesehen hat.

von seinem Vater geerbt hatte, die aber nicht, wie das im spätern Lebensalter bei seinem Vater der Fall war, in Knauserei ausartete. Ja, der Anfang seiner Regierung zeichnete sich durch einige Handlungen ungewöhnlicher Freigebigkeit aus. So machte der König z. B. am Schlusse der italienischen Feldzüge Alba's diesem Feldherrn ein Geschenk von hundert und funfzig tausend Dukaten, worüber der Kaiser sehr ungehalten war. Freilich harmonirte das nicht mit seiner gewöhnlichen Politik. Sowie er älter wurde und die Regierungsausgaben ihn härter bedrängten, wurde er ökonomischer. Doch hatten seine Diener nicht, gleich denen des Kaisers, Ursache, ihren Herrn karg zu schelten. Indessen bemerkte man, daß er diejenigen, welche ihm dienten, nicht gleich belohnte, ehe sie sich der Belohnung würdig gezeigt hatten. Aber, sagt ein Zeitgenosse, wer nicht am Ende für seine Dienste gut bezahlt wurde, hatte es sich selber zuzuschreiben. *)

In einem Punkte, nämlich in seinem Hofstaate, war er mit seinen Ausgaben verschwenderisch. Dieser war nach burgundischem Muster gebildet und somit der stattlichste und prächtigste in ganz Europa. Seine Eigenthümlichkeit bestand in der Zahl und dem Range seiner Mitglieder. Die Hauptstellenträger desselben waren die vornehmsten Adeligen, welche häufig sehr wichtige Staatsstellen besetzt hielten. So war der Herzog von Alba der oberste Majordomus, der Fürst von Eboli der erste Kammerherr, der Herzog von Feria Kapitän der spanischen Garde. Dann gab es noch den Oberstallmeister, den Oberjäger, den Obermaulthierstallmeister und einen Haufen andere Angestellte, von denen einige, obschon sie von Geburt Adelige und Kavaliere waren, doch Bediententitel führten. **) Es gab vierzig Pagen, Söhne aus den erlauchtesten Häusern Castiliens. Der ganze Haushalt belief sich auf nicht weniger, als funfzehnhundert Personen. ***) Die Garde des Königs bestand aus dreihundert Mann, wovon ein Drittel

*) „Chi comincia a servirlo può tener per certa la remunerazione, se il difetto non vien da lui.“ — Relazione Anon., Manuskr.

**) Relazione della Corte di Spagna, Man. — Relazione di Badoer, Man. — Etiquetas de Palacio, Man.

***) Relazione di Badoer, Man.

Spanier, ein anderes Drittel Flamänder und das letzte Drittel Deutsche waren.*)

Auch der Haushalt der Königin war im nämlichen großartigen Maßstabe. Sie hatte sechs und zwanzig Hofdamen und unter ihrem übrigen Gesinde nicht weniger, als vier Aerzte, die über ihre Gesundheit zu wachen hatten.**)

Die jährlichen Kosten der königlichen Hofhaltung beliefen sich auf volle zweihundert tausend Gulden.***) Die Cortes machten gegen diese unnütze Verschwendung ernstliche Vorstellungen, denn sie flehten den König an, seinen Hofhalt nach der von den Monarchen Castiliens gewohnten Weise einzurichten.****) Auch scheint es sonderbar, daß ein jeder Extravaganz und dem Pompe so abgeneigter Mann sich diesen Genüssen doch hierin so sehr überließ. Wir begegnen dergleichen Inkonsequenzen ja oft im Privatleben, wo mancher Mensch, der sich sonst in seinen Ausgaben zu beschränken pflegt, sich dennoch Ausgaben überläßt, welche sein Geschmack, oder, wie es hier der Fall ist, frühzeitige Angewohnheiten ihn als unumgänglich betrachten lassen. Der Kaiser hatte den Haushalt seines Sohnes, als dieser noch sehr jung war, mit Sorgfalt nach burgundischem Muster eingerichtet, weßhalb der auf diese Weise erzogene Philipp denselben wahrscheinlich als zur Königswürde wesentlich ansah.

Die Kleidung des Königs entsprach nicht der Pracht seines Hofstaats. Sie schien eher dem nüchternen Gewande seiner Gefühle zu entsprechen und bestand beinahe immer aus schwarzem Sammet oder Satin, während die Schuhe gleichfalls aus schwarzem Sammet gefertigt waren. Die Kopfbedeckung, welche er trug, war nach spanischer Sitte mit Federn geziert. Er gebrauchte fast gar keine Schmückereien,

*) „Ha tre guardie di 100 persone l'una; la più honorata è di Borgognoni e Fiamminghi, che hanno ad esser ben nati e servono a cavallo, e si dicono Arcieri accompagnando bene il Re per la città a piede non in fila, ma alla rinfusa intorno alla persona reale; l'altri sono d'Albardieri 100 di nazion tedesca, et altri e tanti Spagnuoli." — Relazione della Corte di Spagna, Manuſtr.

**) Raumer, das funfzehnte und sechszehnte Jahrhundert, Bd. I, S. 106.

***) Ebend., S. 105.

****) Cortes von 1538, Petition 4.

ausgenommen das ihm am Halſe hangende reiche Juwel des goldenen Vließes. Aber, er war, ſagt der uns dieſe Einzelnheiten berichtende venetianiſche Diplomat, in ſeinem Anzuge ſehr ſorgfältig, indem er alle Monate ſeine Kleidung gegen eine neue vertauſchte und die abgeſetzte ſeinen Bedienten gab.*)

Es war ein großer Fehler in Philipps Adminiſtration, daß ſeine Herrſchſucht und ſein Mißtrauen ihn dazu vermochten, Alles ſelbſt zu thun, ſogar in Fällen, wo die Sachen von ſeinen Miniſtern beſſer gethan worden wären. Da ſeine Anſichten langſam zur Reife gediehen und faſt immer erſt in Handlungen übergingen, nachdem er die Anſichten ſeiner Räthe kennen gelernt hatte, können wir die nachtheiligen Folgen eines ſolchen Verzuges gut begreifen. Die Privatleute, welche Geſuche eingereicht hatten, beklagten ſich ſehr darüber, daß ihnen ein Monat nach dem andern verfloß, ohne daß ſie auf ihre Petitionen Antwort erhielten. Der Staat litt eben ſo ſehr darunter, weil die Räder der Regierung völlig ſtille zu ſtehen ſchienen durch den Druck, welchen die angehäuften öffentlichen Geſchäfte auf ſie ausübten. Selbſt wenn eine Entſcheidung kam, war ſie oft Nichts mehr nütze, weil ſich mittlerweile die ſie herbeiführenden Umſtände vollſtändig geändert hatten. Hiervon wird der Leſer mehrere Beiſpiele in den Niederlanden finden. Der Lieblingsſpruch Philipps, „daß die Zeit und er es mit jeden zwei andern Gegnern aufnehmen könnten“, war ein trauriger Irrthum. Die von ihm geforderte Zeit war ſein Ruin. Es war vergebens, daß Granvelle, der ſpäter nach Caſtilien kam, um die Leitung der Staatsangelegenheiten zu übernehmen, den König in der dem Granvelle eignen höflichen Sprache von ſeinem Irrthume zu überzeugen ſuchte, indem er ihm ſagte, daß kein Menſch eine ſolche Regierungslaſt, die früher oder ſpäter Philipps Geſundheit oder gar ſein Leben zerſtören würde, aushalten könnte.**)

*) „Questi habiti sempre sono nuovi et puliti, perche ogni mese se gli muta, et poi gli dona quando ad uno, e quando ad un altro.“ — Relazione di Pigafetta, Manuſkr.

**) Gachard citirt eine Stelle aus den unveröffentlichten Briefen Granvelle's, worin der letztere ſagt: „Suplico á V. M., con la humilidad qua devo, que considerando quanto su vida importo al principe nuestro señor, á todos sus reynos

Ein von dem Großalmosenpfleger Don Luis Maurique an den König gerichteter Brief sagte ihm die Wahrheit viel deutlicher, und zwar so deutlich, wie sie selten zu den königlichen Ohren gelangt war. Er sagt: „Die Unterthanen Ewr. Majestät beschweren sich allenthalben über Ihre Geschäftsweise, indem Sie den ganzen Tag über, wie dieselben voraussetzen, — weil Sie sich von der Welt abschließen oder Ihren Ministern nicht trauen, — über Ihren Papieren sitzen.*) Daher die unendlichen Aufschiebungen, welche jeden Bittsteller zur Verzweiflung bringen. Ihre Unterthanen sind unzufrieden, daß Sie in dem Staatsrathe nicht Ihren Sitz einnehmen. Der Allmächtige", fügt er hinzu, „schickte keine Könige in die Welt, damit dieselben ihre Tage mit Lesen und Schreiben zubrächten, nicht einmal, damit sie nachdächten und beteten," — das war eine Sache, welcher Philipp viel Zeit widmete, — „sondern damit sie als Staatsorakel dienten, an die sich Alle um Antwort wenden könnten. Wenn irgend Jemand dieser Gnade theilhaftig geworden ist, ist es Ewr. Majestät; um so größer aber ist die Sünde, wenn Sie nicht Allen freien Zutritt gestatten."**)

---

y Estados, y vasallos suyos, y aun á toda christandad, mirando en que miserando estado quedaría sin V. M., sea servido miror adelante más por su salud, descargandose de tan grande y continuo trabajo, que tanto daño le haze." — Siehe die der Korrespondenz Philipps des Zweiten vorausgeschickte Nachricht, Bd. I, S. LI., worin der gelehrte Belgier mit seiner gewohnten Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt sich auf eine Untersuchung des Charakters und der Gewohnheiten Philipps einläßt.

*) Habiendo en otra ocasion avisado á vuestra magestad de la publica querella y desconsuelo que habia del estilo que vuestra magestad habia tomado de negociar, estando perpetuamente asido á los papeles, por tener mejor titulo para huir de la gente, ademas de no quererse fiar de nadie." — Carta que escrivio el Señor Rey Felipe Segundo Don Louis Manrique, su limosnero mayor, Manuskr.

**) „No embio Dios á vuestra magestad y á todos los otros Reyes, que tienen sus veces en la tierra, para que se extravien leyendo ni escribiendo ni aun contemplando ni rezando, si no para que fuesen y sean publicos y patentes oraculos á donde todos suo subditos vengan por sus respuestas. . . . Y si á algun Rey en el mundo dió Dios esta gracia, es á vuestra magestad y por eso es mayor la culpa de no manifestarse á todos." — Ebend. — Eine Abschrift hiervon befindet sich unter den Egerton-Manuskripten im britischen Museum.

Man kann sich darüber wundern, wenn eine derartige an einen Fürsten, wie Philipp, gerichtete Sprache von demselben ruhig hingenommen wurde. Allein, der König glich seinem Vater. Die Männer der Kirche und die Hofnarren — wovon der letztere gewöhnlich einen oder zwei hielt, — hatten an seinem Hofe ein Privilegium. Im Grunde genommen richteten die Homelien der einen eben so wenig, als die Witze der andern, aus.

Die über das Land zerstreuten, auf ihren großen Landgütern lebenden großen adeligen Herren ahmten die Pracht des königlichen Hofhalts in einem kleineren Maßstabe nach. Ihre Einkünfte, wenngleich oft schwer belastet, waren sehr groß. Unter drei und zwanzig Herzögen hatten im Jahre 1581 bloß drei das geringe jährliche Einkommen von vierzigtausend Dukaten. *) Die Einnahmen der meisten andern schwankten zwischen funfzig und hundert tausend; ja einer von ihnen, der Herzog von Medina Sidonia, wurde auf hundert fünf und dreißig tausend geschätzt. Mit derartigen Einkünften konnte sich damals nicht leicht eine Aristokratie in der ganzen Christenheit messen. **)

Die spanischen Granden zogen das Leben auf ihren Landgütern vor. Doch kamen sie während des Winters nach Madrid und ließen dort am Hofe ihres Fürsten ihre Pracht sehen. Hier blendeten sie die Augen durch den Glanz ihrer Equipagen, ihre reichen Livreen und den Schwarm ihrer Diener. Aber trotzdem schien Fremden der castilische Hof kein lustiger, wodurch er mit dem flamändischen Hofe Margarethens von Parma einen Gegensatz bildete. Er schien viel von dem ernsten, ja finstern Charakter des dort herrschenden Monarchen eingesogen zu haben. Alles war majestätisch und ceremoniell mit veralteten Manieren und Gebräuchen. „Man kann daselbst nichts Neues sehen," schreiben die venetianischen Gesandten. „Es fehlt die angenehme, leichte Unterhaltung über die Tagesereignisse. Wenn ein

*) Nota di tutti li titolati di Spagna con li loro casate et rendite, etc. fatta nel 1581, Manuskr.

**) Ebend.

Die spanische Aristokratie zählte 1581 drei und zwanzig Herzöge, zwei und vierzig Marquis und sechs und funfzig Grafen. Die sämmtlichen Herzöge und dreizehn niedrigere Adlige waren Granden.

Menſch irgend welche Neuigkeiten weiß, iſt er zu klug, um davon zu ſprechen.*) Die Höflinge ſchwätzen wenig und ſind meiſtens unwiſſend, ja ohne den geringſten Anflug von Wiſſen. Die Arroganz der großen Herren überſteigt allen Glauben, ſo daß ſie, wenn ſie einem fremden Geſandten oder ſelbſt dem Nuntius Seiner Heiligkeit begegnen, ſelten ihn durch das Abziehen ihrer Mützen zu grüßen geruhen.**) Alle aber ſtreben nach jener unerſchütterlichen Ruhe oder Apathie, welche ſie Sosiego nennen."***)

Sie gaben keine glänzenden Bankette, wie der flamändiſche Adel. Ihr Hauptzeitvertreib war das Spiel, das Erblaſter des Spaniers. Sie ſpielten hoch, oft zum großen Nachtheil ihres Vermögens. Der König war hierüber nicht mißvergnügt. Man kann ſich wundern, daß eine ſo kalte und ſteife Geſellſchaft dem Intriguiren ſehr zugethan war.****) Hierin folgten ſie dem Beiſpiele ihres Herrn.

Da der ſpaniſche Adel ſeine Zeit mit werthloſen Ergötzungen und träger Kleinigkeitskrämerei zubrachte, war er trotz den hohen Titeln und Anſprüchen von ſeinen Vorfahren ein entartetes Geſchlecht. Mit einigen wenigen glänzenden Ausnahmen hielt er im Staate oder in der Armee keinen wichtigen Poſten beſetzt. Die vornehmſten Stellen, wonach er ſtrebte, waren die mit dem königlichen Haushalt verbundenen; ſo daß ſeine größte Ehre darin beſtand, daß er die inhaltsloſen Vorrechte der Granden beſaß und in der Gegenwart des Königs mit bedeckten Häuptern ſitzen konnte. †)

*) „La corte è muta; in publico non si ragiona di nuove, et chi pure le sa, se le trace." — Relazione di Pigafetta, Manuſkr.

**) „Sono d'animo tanto elevato . . . che à cosa molto difficile da credere . . . e quando avviene che incontrino o nunzi del pontefice o ambasciadori di qualche desta coronata o d'altro stato, pochissimi non quelli che si levin la berreta." — Relazione di Badoero, Manuſkr.

***) „Non si attende à lettere, ma la Nobilita è a maraviglia ignorante e ritirata, mantenendo una certa sua alterigia, che loro chiamano sussiego, che vuol dire tranquillità et sicurezza, et quasi serenita." — Relazione di Pigafetta, Manuſkr.

****) „Non si convita, non si calvalca, si giuoca, et si fa all' amore." — Ebend.

Siehe auch die Relazioni von Badoero und Contarini.

†) Dr. Salazao hegt eine ſehr übertriebene Anſicht hinſichtlich der Wichtigkeit

Aus diesem Leben glänzender Erniedrigung entflohen die Adeligen nicht ungern aufs Land. Hier verbrachten sie die Tage in den Schlössern ihrer Vorfahren, umgeben von fürstlichen Domänen, welche Städte und Dörfer in ihrem Gehäge einschlossen und manchmal eine auf dreißigtausend Familien steigende Bevölkerung in sich begriffen. Daselbst lebten die stolzen Herren mit wahrhaft königlichem Gepränge. Sie hatten ihre Majordomen, Kammerherren, Oberstallmeister und andere hohe Stellenträger. Ihre Hallen waren voll von Hidalgo's und Kavalieren und einem Schwarme geringerer Diener. Sie hatten zu ihrer Bedeckung eine Leibgarde von zwei bis drei hundert Soldaten. Ihre Wohnungen waren kostbar ausmöblirt und die Seitentische mit dem Geschirr der Silbergruben der Neuen Welt beladen. Ihre Kapellen waren prächtig. Ihre Frauen suchten einen königlichen Staat zu machen: dieselben hatten ihre Hofdamen, und der Page, welcher den Mundschenk machte, lag, während seine Herrin trank, vor ihr auf den Knien. Selbst Ritter aus altem Blute weigerten sich nicht, während sie von ihr angeredet wurden, vor ihr das Knie zu beugen.*)

Trotz alles dieses Glanzes besaßen die spanischen Granden keine demselben entsprechende wirkliche Macht. Sie durften nicht mehr, wie ihre Väter gethan, sich mit einander in Fehden einlassen, auch besaßen sie nicht mehr das so hoch angeschlagene Vorrecht, daß sie ihrem Fürsten die Treue aufkündigen und Krieg erklären konnten. Anstatt daß, wie ehemals, ihre zahlreichen Vasallen in eine große militärische Schlachtordnung zusammengeschaart worden wären, waren dieselben in die niedrigere Stellung von Lohndienern herabgesunken, die bloß noch dazu dienten, den trägen Pomp des Haushalts ihrer Herren zu vergrößern. Denn dieselben durften, außer im Dienste der Krone, keine Waffen mehr tragen; nun aber hatte nach der Unterwerfung der

---

des Rechtes, den Hut in der Gegenwart des Königs tragen zu dürfen: — „ein Vorrecht", bemerkt er, „welches an sich selbst so ausgezeichnet und in seinen Folgen so wunderbar ist, daß es ganz allein hinreicht, um seinen eigenthümlichen Charakter der Würde des Granden aufzudrücken." — Dignidades de Castilla, S. 34.

*) Ranke, die ottomanischen und spanischen Reiche, englische Uebersetzung, S. 37.

Moriscos die Krone sie nicht mehr nöthig, ausgenommen in Kriegen mit dem Auslande.*)

Die Maßregeln, wodurch Ferdinand und Isabelle die Macht der Aristokratie gebrochen hatten, waren mit erhöhter Strenge von Karl dem Fünften durchgeführt worden und wurden jetzt sogar noch wirksamer von Philipp dem Zweiten durchgesetzt; denn Philipp besaß den Vortheil, daß er fortwährend in Spanien war, während Karl die meiste Zeit in andern Theilen seines Gebietes zubrachte. Weil also Philipp immer anwesend war, war er schnell zur Hand, wenn es galt, das Gesetz gegen den höchsten Adeligen, wie gegen den geringsten seiner Unterthanen durchzuführen.

Männer von Range kommandirten die Armeen im Auslande und wurden als Vicekönige nach Neapel, Sicilien, Mailand und den Provinzen der Neuen Welt geschickt. Allein in Spanien wurden sie selten auf Civil- und militärische Stellen erhoben. Da sie nicht mehr einen unentbehrlichen Theil der nationalen Legislatur bildeten, wurden sie nur selten zu den Versammlungen der Cortes entboten; denn der castilische Edelmann beanspruchte Steuerfreiheit, während sich die Cortes selten zu einem andern Zwecke, als um Steuern aufzulegen, versammelten. Indem die Adeligen auf diese Weise keine politische Macht irgend welcher Art besaßen, residirten sie, als ob sie eben so viele Privatleute gewesen wären, auf ihren Landgütern. Der König nahm an ihrer fürstlichen Lebensart keinen Anstoß, weil er es sehr gern sah, daß sie ihre großen Einkünfte auf eine Weise verschwendeten, welche kein größeres Uebel zur Folge hatte, als daß sie ihren Vasallen Erpressungen, die sie in den Augen derselben gehässig machten, auferlegen mußten.**) Daß dies die Politik Philipps war, versichert uns wenigstens der venetianische Gesandte, der große Beobachtungsgabe besaß und sich an einem Orte befand, wo er am besten davon Gebrauch machen konnte. „Auf diese Weise", schließt er, „machte sich der König

*) Relazione di Tiepolo, Man. — Relazione Anon., Man. — Relazione di Contarini, Man.

**) Che per contrario affligiono i loro proprii sudditi onde in corrono nel loro odio." — Relazione di Contarini, Manuskr.

von denjenigen gefürchtet, welche, hätten sie sich umsichtiger benommen, sich hätten von ihm gefürchtet machen können." *)

Während auf diese Weise die Aristokratie niedergehalten wurde, hatte der starke Arm Karls des Fünften die castilischen Gemeinen ihrer kostbarsten Rechte beraubt. Philipp konnte sich darüber freuen, daß er sie nicht erst in diese elende Lage zu versetzen und sich nicht dadurch gehässig zu machen brauchte. Doch konnte sein Vater nicht besorgter, als er, darauf gesehen haben, daß sie sich nicht daraus wieder erhoben. Das wichtigste Privilegium der Cortes, die gesetzgebende Macht, war beinahe vernichtet. Zwar wurden die castilischen Cortes von Philipp häufig, und zwar im Ganzen genommen häufiger, als unter irgend einer früheren Regierung, zusammenberufen, weil sie noch das Steuerbewilligungsrecht besaßen; aber gerade deßhalb war ihre Berufung mehr ein Beweis der Bedürfnisse der Regierung, als ein Zeichen der Hochachtung ihrer Rechte.

Allerdings genossen die Cortes noch das Vorrecht, daß sie dem Könige ihre Beschwerden vorlegen durften; allein, da sie, ehe sie ihre Beschwerden einreichen konnten, die Steuern bewilligen mußten, entbehrten sie des einzigen Hebels, wodurch sie nachdrücklich hätten den königlichen Willen beeinflussen können. Doch, wenn wir uns ihre Petitionen ansehen und die Sorgfalt bemerken, womit sie für die Interessen der Nation wachten, und den Muth, womit sie dieselben stützten, so können wir ihnen nicht unsere Bewunderung versagen. Wir müssen zugestehen, daß trotz aller Ungunst der Umstände und aller Unterdrückung, der alte castilische Geist nichtsdestoweniger im Herzen des Volkes fortglomm. Um hierzu einen Beleg zu liefern wird es nicht übel angebracht sein, wenn wir einige von diesen Petitionen citiren, da sie, mochten sie nun durchgesetzt werden oder nicht, wenigstens zeigen können, was die öffentliche Meinung von den durch sie berührten Gegenständen hielt.

Eine öfters wiederkehrende Petition beschwert sich über die ungeheuern Ausgaben des königlichen Haushalts, die, sagen die Cortes,

*) „Temono Sua Maesta, dove, quando si governassero prudentemente, sarieno da essa per le loro forze temuti." — Ebend.

„so groß sind, daß man damit ein ganzes Königreich erobern könnte.“*) Die burgundische Hofhaltung war, abgesehen von den Kosten derselben, bei den ehrlichen Castilianern nicht sehr beliebt, daher die Cortes Seine Majestät bitten, sie aufzugeben und zu dem einfacheren, natürlicheren Brauche seiner Vorfahren zurückzukehren. Sie machten aufmerksam auf „die verderblichen Wirkungen, welche diese Lebensweise nothwendig auf die großen adeligen Herren und andere Unterthanen, welche schnell das Beispiel ihres Herrn nachahmten, ausüben mußte.“**) Philipp antwortete auf eine solche Petition, „er wolle die Sache untersuchen lassen, worauf die für ihn geeignetsten Maßregeln ergriffen werden würden.“ Während seiner Regierung fand keine Abänderung statt, und die burgundische Hofhaltung, welche im Jahre 1562 die jährliche Ausgabe von hundert sechs und funfzig Millionen Maravedis in sich schloß, wurde von seinem Nachfolger fortgesetzt.***)

Eine andere beständig wiederkehrende und somit unwirksame Beschwerde richtete sich gegen die Veräußerung der Kronländereien, den Stellenverkauf und den Handel mit geringeren Adelstiteln. Hierauf gab der König eine eben so zweideutige Antwort, wie vorher. Noch eine Petition ersuchte ihn, nicht länger seine Einkünfte dadurch zu vermehren zu suchen, daß er Steuern auferlegte ohne die vorherige, durch die alten Gesetze und Gebräuche des Königreiches verlangte Bewilligung der Cortes. In diesem Falle war die Antwort Philipps verständlich genug. Sie hätte in der That für einen morgenländischen Despoten gepaßt. Er sagte: „Die dringenden Fälle, welche mich zu diesen Maßregeln gezwungen haben, haben keineswegs nachgelassen, sondern sind gewachsen und wachsen noch jetzt, weßhalb ich keine andere Wahl habe, als das von mir ergriffene Verfahren einzuhalten.“****) Wirklich befand sich Philipp in großer Verlegenheit, so daß ihn keine finanzielle Geschicklichkeit seiner Minister daraus befreien konnte. Die verschiedenen Auswege, wodurch er sich aus den wirklich mit jedem

*) „Que bastarán para conquistar y ganar un reyno.“ — Die Cortes von Valladolid, Petition 4.

**) Die Cortes von Toledo, Petition 3.

***) Lafuente, Historia de España, Bd. XIII, S. 118.

****) Ebend., Bd. XIV, S. 397.

Tage zunehmenden Schwierigkeiten herauszuwinden ſuchte, bilden in der Finanzgeſchichte ein intereſſantes Kapitel. Indeß ſind wir noch nicht bei dem geeigneten Punkte angelangt, wo wir dieſelben am beſten dem Leſer vorlegen können.

Die Gemeinen gingen den König ernſt darum an, daß er die von ihm frühzeitig unternommene Arbeit, das Zuſammenſtellen des Municipalrechtes Caſtiliens in ein einziges Geſetzbuch betreffend, vollſtändig machen möge.*) Sie gaben ſorgfältig auf die Adminiſtration der Juſtiz Acht, gaben ihren Wunſch nach Abſtellung mehrerer Mißbräuche kund, ſuchten beſonders den Verlauf der Prozeſſe, deſſen Langſamkeit in Spanien ſprüchwörtlich war, zu beſchleunigen, und ſuchten mit einem Worte, ſo viel als möglich Prozeſſirende von den Plackereien, denen dieſelben in den Gerichtshöfen täglich ausgeſetzt waren, zu befreien. Sie empfahlen mit weiſer Freigebigkeit an, daß man, um ſich der Dienſte der Gerichtsbeamten zu verſichern, deren Gehalt, der oft viel zu geringe war, ſehr erhöhen ſollte.**)

Die Cortes wachten mit wahrhaft väterlicher Sorge für die Intereſſen des Staats, über ſeinen Handel, die Landwirthſchaft und die Gewerbe und Handwerke. Sie beſchwerten ſich laut und, wie es ſcheint, nicht vergebens, über das tyranniſche Gebahren der Krone, die ſich die edlen Metalle aneignete, welche die Kaufleute von Sevilla, wie anderwärts von mir berichtet wurde, für ſich ſelber aus der Neuen Welt importirt hatten.

Einige Petitionen der Cortes würden in ihren Forderungen heutzutage eine ſtarke Unkenntniß der wahren Geſetzgebungsprinzipien in Bezug auf den Handel zu bekunden ſcheinen. So dachten ſie, daß Gold und Silber, abgeſehen von ſeinem Werthe als Tauſchmittel, beſonders den Reichthum eines Landes bildete und hielten es deßhalb für die wahre Politik, die köſtlichen Metalle im Lande zu behalten: daher ſie petitionirten, daß die Exportation des Goldes und Silbers verboten werden möchte. Doch das war im ſechszehnten Jahrhunderte ein Irrthum, in den außer den Spaniern noch andere Nationen ver-

*) Die Cortes von Valladolid 1558, Petition 12.

**) Lafuente, Historia de España, Bd. XIII, S. 125.

fallen waren. Indessen kann es sonderbar scheinen, daß die Erfahrungen, welche drei Viertel eines Jahrhunderts gelehrt hatten, die Castilier nicht von der Nichtigkeit dieser Versuche, den natürlichen Lauf der kommerziellen Cirkulation zu hemmen, überzeugte.

Im gleichen Sinne baten sie den König, zu untersagen, daß man Gold und Silber gebrauchte, um damit Kupfer oder andere Substanzen zu belegen, und gleichermaßen zu verbieten, daß man Gold und Silber zu Kleiderschmuck trüge oder andern Luxus im Haushalte verwendete. Diese Petition der Gemeinen läßt sich freilich theilweise aus ihrer Vorliebe für Luxusgesetze erklären, die in Castilien einen größeren Zweig der Gesetzgebung, als man in irgend einem andern Lande finden dürfte, bildeten.*) Die Sucht nach theuren, prangenden Kleidern war ein Laster, womit sie vielleicht von ihren Nachbarn, den spanischen Arabern, die ihren Reichthum gern auf diese Weise zur Schau trugen, angesteckt worden waren. Sie lieferte demzufolge der Geistlichkeit schon in einer frühen Periode ein reiches Deklamationsthema, um gegen den Pomp und die Eitelkeiten der Welt loszuziehen.

Leider verlieh Philipp, welcher sonst den weiseren Vorschlägen der Cortes häufig das Ohr verschloß, dieser Petition seine Sanction; daher er in einem diesem Gegenstande gewidmeten Pragmaticum die Ideen des gesetzgebenden Körpers dermaßen verwirklichte, daß er dem strengsten Reformator Nichts zu wünschen übrig ließ. Als eine Staatsurkunde sieht dasselbe wirklich seltsam aus. Denn es geht weitläufig auf eine so genaue Spezifizirung männlicher und weiblicher Kleidungsstücke ein, daß man vermuthen könnte, es verdanke seinen Ursprung mehr einem Comité von Schneidern, als von ernsten Legislatoren.**)

*) Die Geschichte des castilischen Luxus und der verschiedenen ihn beschränkenden Gesetze ist in einem Werke des Sempere y Guarinos behandelt worden. Dasselbe enthält viel interessante Aufschlüsse, besonders in Bezug auf das Leben der Castilier in den frühern geschichtlichen Perioden. Historia del Luxo, Madrid, 1788, 2 Bde., Duodez.

**) „Anssi mismo mandamos que ninguna persona de ninguna condicion ni calidad que sea, no pueda traer ni traya en ropa ni en vestido, ni en calzas, ni jubon, ni en gualdrapa, ni guarnicion de mula ni de cavallo, ningun genero de bordado ni recamado, ni gandujado, ni entorchado, ni chaperia de oro ni

Ja, die Schneider, die Anstifter dieser verführerischen Abscheulichkeiten, entschlüpften den direkten Angriffen der Cortes nicht. In einer andern Petition wurden sie denunzirt als unnütze Leute, die, anstatt wie Männer den Boden zu bestellen oder Seiner Majestät im Kriege zu dienen, nach Art der Weiber mit Näherei beschäftigt wären. *)

Die nämliche ungehörige gesetzgeberische Einmischung zeigten die Cortes, als sie die Kosten der Tafel, welche nach ihnen die letzten Jahre hindurch ins Ausschweifende gegangen wären, zu reguliren suchten. Sie empfahlen an, daß es Niemandem erlaubt sein solle, über vier Gerichte Fleisch und über vier Gerichte Obst bei jeder Mahlzeit zu haben. Ferner waren sie empört über den zunehmenden Gebrauch der Kutschen, eines Reiseartikels, der erst vor ein paar Jahren in Spanien eingeführt worden war. Sie hielten dafür, daß dieselben die Männer zu weibischer Trägheit verführten, was mit dem Vermögen der meisten nicht sehr harmonirte. Ferner betrachteten sie diesen Gebrauch als nachtheilig für die Reitkunst, derentwegen ihre Vorfahren so berühmt gewesen waren. Sie baten daher, in Anbetracht, „daß sich die Nation so viele Jahre hindurch ohne den Gebrauch der Kutschen wohlbefunden habe, derselbe inskünftig untersagt sein möge." **) Philipp gab in so weit ihrer Petition nach, als er das Halten von Kutschen Jedem, der nicht ein Eigenthümer von vier Pferden war, verbot. Er dachte, daß er, während er die Pferdezucht beförderte, auf diese Weise mit Ausnahme der reicheren Leute Alle von der Annahme dieses theuren Luxus wirksam abbringen werde.

Eine andere Petition gab es, die einigermaßen merkwürdig und erwähnenswerth ist, weil sie die Liebe der Castilier zu einer von den

---

de plata, ni de oro de cañutillo, ni de martillo, ni ningun genero de trenza ni cordon ni cordoncillo, ni franja, ni pasamano, ni pespunte, ni perfil de oro ni plata ni seda, ni otra cosa, aunque el dicho oro y plata sean falsos," etc. — Pragmatica expedida á peticion de la Cortes de Madrid de 1563.

*) „Ocupados en este oficio y género de vivienda de coser, que habia de ser para la mugeres, muchos hombres que podrian servia á S. M. en la guerra dejaban de ir á ella, y dejaban tambien de labrar los campos." — Die Cortes von 1573, Petition 5, bei Lafuente, Hist. de España, Bd. XIV, S. 407.

**) Ebend., S. 408.

Ausländern oft getadelten, nationalen Institution zeigt. Eine Petition der Cortes nämlich aus dem Jahre 1573 bat, daß man auf direkte Weise die Stiergefechte, welche in der letztern Zeit Symptome des Verfalls gezeigt, befördern solle. Sie riethen an, daß die vorzüglichsten Städte gehalten sein sollten, auf Municipalitätsunkosten neue Circusse zu errichten und die Kämpfer mit Lanzen und das Publikum mit Musikunterhaltung zu versorgen. Sie machten geltend, daß dies zur Verbesserung der Pferdezucht beitragen und den Adeligen und Kavalieren eine ritterliche Uebung liefern würde. Ein Zuschauer der Stiergefechte unserer Zeit kann sich hierüber wundern, da er gewöhnlich nur die elendesten Gäuler zum Geschlächter bringen und Leute aus niederen Ständen in der Arena kämpfen sieht. Anders war es in den glorreichen Tagen des Ritterthums, wo die gebrauchten Pferde aus einer edlen Zucht stammten und die Kämpfer Adelige waren, welche mit einem eben so großen Stolze in die Schranken traten, als ob es zu einem Tournier gegangen wäre. Selbst im sechszehnten Jahrhundert noch rühmte sich Karl der Fünfte, daß er in seiner Jugend wie ein Matador gefochten und immer seinen Stier getödtet hätte. Philipp gab dieser Petition seine Zustimmung mit einer Bereitwilligkeit, die zeigte, wie sehr er sich auf den Charakter seiner Landsleute verstand.

Man würde einen Irrthum begehen, wollte man die mehr ausnahmsweisen und kleinlichen Petitionen der Cortes, von denen ich oben einige aufzählte, als das eigentliche Gepräge des vorherrschenden Charakters der castilischen Gesetzgebung betrachten. Die Gesetze, oder vielmehr die Petitionen dieses Körpers zeugen in hohem Grade von Weisheit und Patriotismus, beweisen eine scharfsichtige Auffassung der Bedürfnisse des gemeinen Wesens und ein inniges Bestreben, denselben genug zu thun. So sehen wir die Cortes empfehlen, daß zum Besten derjenigen jungen, dürftigen Personen, welche keine Freundesunterstützung hätten und nicht die Mittel, sich einen Lebensunterhalt zu verschaffen, besäßen, Vormünder bestellt werden sollten, die ihnen ein Unterkommen zu verschaffen hätten.*) Sie schlagen die Erwählung von Besuchern vor, deren Pflicht es sein sollte, alle Wochen die Ge-

*) Ranke, Ottoman and Spanish Empires, S. 59.

fängniſſe zu inſpiciren und darauf zu ſehen, daß zur Sicherſtellung der Geſundheit und Reinlichkeit der Gefängnißbewohner geeignete Anordnungen getroffen würden.*) Sie wollen darauf geſehen wiſſen, daß Reiſende in den Wirthshäuſern ein paſſendes Unterkommen finden.**) Mit der gewohnten Vorliebe für Familieninquiſition erwähnen ſie das Betragen der Dienſtboten gegen ihre Herren und tadeln mit einer Einfalt, welche unſer Lächeln erregen könnte, das Benehmen der Jungfern, welche „in der Abweſenheit ihrer Mütter ihre müßige Zeit damit zubringen, daß ſie Romane voller Lügen und Einbildungen leſen, dieſelben für Wahrheit nehmen und darnach ihr eigenes Betragen im Verkehr mit der Welt regeln.“***) Die auf dieſe Weiſe gebrandmarkten Bücher waren wahrſcheinlich die Ritterromane, deren Popularität damals in Caſtilien die höchſte Höhe erreicht hatte. Damals hatte Cervantes noch nicht gegen dieſe Peſtliteratur jene Lanzen der Lächerlichkeit geſchleudert, die mehr, als jede Geſetzgebung, zum Vertreiben derſelben aus dem Lande beitrugen.

Die Gemeinen wachten über das Erziehungsweſen eben ſo eifrig, wie über die materiellen Intereſſen des Staats. Sie prüften den Zuſtand der höhern Seminarien und wollten auf den Univerſitäten neue Lehrſtühle errichtet wiſſen. In Gemäßheit dieſer Anſichten, wenn auch nicht in Uebereinſtimmung mit irgend welchen poſitiven Vorſchlägen, veröffentlichte Philipp ein auf die Lehranſtalten bezügliches Pragma-

---

*) „Que cada semana ó cada mes se nombren en los ayuntamientos de cada ciudad ó villa destos Reynos, dos Regidores, los quales se hallen á la vision y visitas de la carcel.“ — Die Cortes von Toledo 1559 und 1560, Petition 102.

**) Provision real para que los mesones del reyno esten bien proveidos de los mantenimientos necesarios para los caminantes, Toledo, 20 de Octobre de 1560.

***) „Como los mancebos y las donzellas por su ociosidad se principalmente ocupan en aquello [leer libros de mentiras y vanidades] desvanecense y aficionanse en cierta manera á los casos que leen en aquellos libros haver acontescido, ansi de amores como de armas y otras vanidades: y afficionados, quando se offrece algun caso semejante, danse á el mas á rienda suelta que si no lo huviessen leydo.“ — Die Cortes von 1558, Petition 107, angeführt von Ranke in den ottomaniſchen und ſpaniſchen Herrſchaften, S. 60.

ticum. Er beschwerte sich über die unter seinen Unterthanen schnell um sich greifende Unart, daß man, um sich auszubilden, ins Ausland ginge, während dafür im Inlande auf die beste Weise gesorgt sei. Die Wirkung davon wäre im höchsten Grade nachtheilig; denn, während sich die castilischen Universitäten eines nur geringen Besuchs erfreuten, kämen die Studenten fast immer aus dem Auslande mit Ideen zurück, die nicht sehr für ihr Vaterland paßten. Daher verbot der König das Beziehen aller außer seinem Gebiete liegenden Universitäten und gebot allen Studenten im Auslande heimzukommen. Dieses Edict bekleidete er mit schwerer Strafe für Dawiderhandelnde: für Geistliche mit dem Verfallen ihrer weltlichen Besitzungen und für Laien mit Verbannung und Eigenthumskonfiskation. *)

Obwohl ohne Zweifel ein derartiges Pragmaticum mit der Ansicht des Volkes harmonirte, dehnte es doch die Willkür bis zu einem Grade aus, welcher nicht denjenigen Edicten zur Last gelegt werden kann, die direct aus den Rathschlägen der Legislatur hervorgingen. In dieser Hinsicht stand es aber noch weit hinter denjenigen Ordonnanzen zurück, die unmittelbar, ohne einen Bezug auf Wünsche der Gemeinen, aus dem königlichen Willen flossen. Während dieser Regierung waren derartige Ordonnanzen wahrscheinlich häufiger, als jede andere Klasse Gesetze. Sie gehören sicher zu den willkürlichsten Handlungen, deren ein Monarch schuldig sein kann, denn sie schließen nichts weniger in sich, als daß er die gesetzgebende Gewalt selbst in die Hand zu nehmen sucht. Auch stießen diese Verfügungen im Jahre 1579 auf einen starken Widerstand, indem Philipp von den Gemeinen gebeten wurde, nur solche Gesetze, welche die vorgängige Billigung der Cortes erhalten hätten, zu machen. **) Doch konnte er sich mit dem Beispiele seiner Vorgänger, und zwar dem Beispiele selbst solcher entschuldigen, welche, wie Ferdinand und Isabella, sich die Interessen der Nation am meisten hatten angelegen sein lassen. ***)

---

*) Pragmatica para que ningun natural de estos reynos vaya á estudiar fuera de ellos, Aranjuez, 22 de Noviembre de 1559.

**) Marina, Teoria de las Cortes, Bd. II, S. 219.

***) Siehe den „Pragmaticas del Reyno", zuerst gedruckt in Alcalá de Henares

Ferner muß man zugeben, daß die regelmäßigere Verfahrungsweise der Cooperation der Cortes Vieles enthielt, um die Idee zu rechtfertigen, daß das eigentliche Gesetzgebungsrecht im König lag. Eine, wie gewöhnlich in den unterthänigsten Ausdrücken abgefaßte Petition bat Seine Majestät, zu dem vorgeschlagenen Gesetze seine Zustimmung zu geben. Er that es in wenigen Worten, oder, was gewöhnlicher war, er verweigerte seine Zustimmung, indem er erklärte, daß es im vorliegenden Falle „nicht zweckdienlich sei, eine Veränderung eintreten zu lassen." Man bemerkte, daß die Zahl der Fälle, worin Philipp die Petitionen der Cortes verwarf, größer, als unter den früheren Königen, war.

Eine andere, häufigere Unart Philipps paßte besser zu seinem zaudernden Wesen und der Gewohnheit des Verschiebens. Er versetzte nämlich in zweideutigen Worten, daß er „die Sache in Erwägung ziehen wollte", oder, „daß er sie dem Rathe vorlegen und diejenigen Maßregeln, welche seinem Vortheile am besten dienten, ergreifen würde." Auf diese Weise vertagten sich die Cortes, ohne zu wissen, was das Geschick ihrer Petition sein würde. Selbst, wenn er ihnen seine Einwilligung ankündigte, konnte er, weil ihm die Abfassung des Wortlauts des Gesetzes überlassen blieb, mehr oder minder von dem Wortlaute der Petition abweichen. Nachdem die Cortes entlassen waren, konnten sie Nichts thun, wenn das Gesetz nicht ihren Ansichten entsprach, noch konnte der gesetzgebende Körper eher eine Beschwerde führen, als bis in der gewöhnlich drei Jahre nachher fallenden nächsten Sitzung. Der von Karl dem Fünften eingeführte Kunstgriff, daß das Beschwerdeführen bis nach der Steuerbewilligung verschoben und die Legislatur gleich darauf auseinander geschickt wurde, verschaffte den Fürsten des Hauses Oesterreich eine absolute Gewalt, die in der alten Konstitution des Königreichs Castilien eine schreckliche Veränderung anrichtete.

Doch, obschon die Cortes ihrer alten Privilegien beraubt waren,

---

1503, am Schlusse der Regierung Isabellens. Diese berühmte Sammlung bestand fast gänzlich aus den Ordonnanzen Ferdinands und Isabellens. Nachdem sie mehrere Auflagen erlebt hatte, wurde sie zuletzt in der „Nueva Recopilacion" Philipps des Zweiten absorbirt.

hatten deſſenungeachtet ihre Zuſammenkünfte ſehr wichtige, gute Folgen für die Nation. Niemand konnte beſſer, als die Deputirten, mit den wirklichen Bedürfniſſen und Wünſchen ihrer Wähler bekannt ſein. Dieſen Aufſchluß zu erhalten war für den König von einem offenbaren Vortheile. Er ſetzte ihn in den Stand, das den Intereſſen des Volks angemeſſenſte Verfahren einzuſchlagen, wozu er natürlich immer gewillt war, wofern er nicht zwiſchen den Intereſſen des Volkes und denen der Krone einen Zwieſpalt gewahrte. Selbſt, wenn das letztere der Fall war, vermochte ihn das kräftige Auftreten der Cortes öfters zu einer Ermäßigung ſeiner Maßregeln. Denn, obgleich er ein ſehr abſoluter Monarch war, ſcheute er ſich nichtsdeſtoweniger vor der Befolgung einer Politik, die dem Volke ſo verhaßt war, daß ſie, wenn beharrlich fortgeſetzt, von verdeckter Beſchwerdeführung zu offenem Widerſtande führen konnte.

Die Diskuſſionsfreiheit der Deputirten zeigt ſich an dem unabhängigen Tone, womit ſie in ihren Petitionen die vielfachen Mißbräuche im Staate aufdecken. Daß Philipp dieſe Freiheit der Verhandlungen nicht zu beſchneiden ſuchte, gereicht ihm zur Ehre, obſchon dies vielleicht beſſer ſeiner Politik zuzuſchreiben iſt, die ihn dazu vermochte, den Leidenſchaften des Volkes dieſes Sicherheitsventil offen zu laſſen. Vielleicht ſuchte er die Cortes auch gern mit dem Scheinbilde der Macht zu ſchmeicheln, wohl wiſſend, daß die eigentliche Macht ihm ſelber gehörte. Mag dem nun ſein, wie ihm wolle, ſo muß man die guten Folgen der Ausübung dieſer wenn auch unvollkommenen Rechte des dritten Standes doch hoch anſchlagen. Schon das einfache Faktum, daß das Volk zuſammen berufen wurde, um über öffentliche Angelegenheiten zu berathſchlagen, mußte ihm ein Selbſtgefühl verleihen, wodurch es ſich weit über die Unterthanen des morgenländiſchen Despotismus erhob. Dieſes Faktum nährte in ihnen die Liebe zur Unabhängigkeit, welche ſie von ihren Vorfahren als Geburtsrecht ererbt hatten, und unterhielt auf dieſe Weiſe in ihrer Bruſt jene ſtolze Geſinnung, welche die niederen Klaſſen des ſpaniſchen Volks mehr, als diejenigen irgend einer andern Nation der Chriſtenheit, charakteriſirte.

Um das Bild abſoluter Herrſchaft zu vervollſtändigen, fehlte noch ein Zug: das ſtehende Heer, welches eine ſeither in Spanien unge-

kannte Sache war. Zwar war in der Zeit Karls des Fünften eine ungeheure Heeresmacht, wovon ein großer Theil der Truppen Spanier waren, auf den Beinen gehalten worden. Doch waren sie im Auslande stationirt und nur für ausländische Unternehmungen bestimmt gewesen. Erst in Philipps Zeit zeigen sich die ersten Keime stehenden Militärs, welches im eignen Lande auf Ordnung und Gehorsam zu sehen hat.

Die zu diesem Zwecke rekrutirten Truppen beliefen sich auf zwanzig Kompagnien Gensdarmen, welche zusammen mit der Dienerschaft von vier oder fünf Mann zu jeder Lanze eine beträchtliche Macht bildeten. Ferner kamen dazu fünf tausend Ginetes oder leichte Reiterei.*) Diese Truppenkorps kamen der Krone theuer zu stehen. Sie hießen die „Garden Castiliens". Besonders wurde auf die Waffenmänner (Gensdarmen) große Sorgfalt verwandt, und ihre Disciplin war wunderbar. Selbst Philipp, der doch an militärischen Angelegenheiten geringen Geschmack fand, pflegte sie von Zeit zu Zeit in eigner Person zu mustern. Außer diesen Truppen gab es ein Korps von dreißig tausend Mann Miliz, das der König nöthigenfalls ins Feld rufen konnte. Ein Korps von sechszehn hundert Reitern patrouillirte die Südküste Andalusiens, um das Land vor den Einfällen der afrikanischen Moslems zu schützen. Auch gab es Garnisonen in den Festungen längs der nördlichen und südlichen Gränze Spaniens, die eine stehende Macht zur Vertheidigung des Königreiches sowohl gegen die Empörung im Innern, als gegen Einfälle von Außen, bildeten.

*) Relazione di Contarini, Manuskr.

Dreizehntes Kapitel.

Die innern Angelegenheiten Spaniens.

Die Geistlichkeit. — Ihre Unterwürfigkeit gegen die Krone. — Der Escorial. — Die Königin Anna.

Ein Ueberblick der innern Verfassung Castiliens würde ohne eine Berücksichtigung des geistlichen Standes unvollständig sein; denn man kann sich wohl denken, daß die Geistlichkeit in einem solchen Lande und unter einem solchen Monarchen, wie Philipp, einen hervorragenden Standpunkt einnahm. Ja, dieser Fürst spielte vor der Welt nicht nur den großen Vertheidiger des Glaubens, sondern war im Privatleben immer bemüht, seinen Eifer für die Religion und ihre Diener sehen zu lassen. In dieser Hinsicht erzählt man uns von ihm viele Anekdoten. Als er zum Beispiel einstmals ein junges Mädchen hinter die Vergitterung des Altars gehen sah, tadelte er sie mit den Worten: „Wohin der Priester geht, ist weder ein Ort für mich, noch für dich!“*) Einen Kavalier, welcher einem Canonicus von Toledo einen Schlag gegeben hatte, verurtheilte er zum Tode.**)

Unter seinem Schutze und seiner fürstlichen Gönnerschaft gedieh die Kirche zu ihrer höchsten Blüthe. Die Kollegien und Klöster, — kurz, die religiösen Institutionen einer jeden Art, — wurden über das ganze Land gesäet. Die guten Väter wählten sich für ihre Wohnungen angenehme, malerische Gegenden heraus, daher der durch das Land kommende Reisende über die Zahl der stattlichen Gebäude erstaunte, die auf den Berggipfeln standen oder an Abhängen lagen und von Territorien umgeben waren, welche sich meilenweit über Wiesen, bebaute Felder und Weideplätze erstreckten.

Die weltlichen Geistlichen, wenigstens die höheren Würdenträger derselben, hatten so gute Einkünfte, daß sie durch den Glanz ihres

*) „Vos ni yo no avemos de subir donde los Sacerdotes.“ — Dichos y Hechos de Phelipe II, S. 96.

**) Cabrera, Filipe Segundo, S. 894.

Hausstaats mitunter die Granden verdunkelten. Zur Zeit Ferdinands und Isabellens stand dem Erzbischof von Toledo die Jurisdiktion über funfzehn große Städte und eine große Menge Dörfer zu. Seine jährlichen Einkünfte beliefen sich auf volle achtzig tausend Dukaten.*) Zur Zeit Philipps belief sich das Einkommen des Erzbischofs von Sevilla auf die nämliche Summe, während dasjenige des Bischofsstuhls von Toledo auf zweimal hundert tausend Dukaten, auf fast zweimal so viel, als das des reichsten Granden des Königreichs, gestiegen war.**) An Reichthum und Macht kam in der ganzen Christenheit der Primat von Spanien dem Papste am nächsten.

Die große Quelle all' dieses Reichthums des geistlichen Standes bestand in Castilien, wie in den meisten andern Ländern, in Benefizen und Vermächtnissen der Frommen, besonders derjenigen, die ihre Frömmigkeit bis ans Lebensende verschoben hatten und nun, da sie gern die vergangenen Missethaten wieder gut machen wollten, mit ihren Vermächtnissen um so weniger kargten, als Alles auf Rechnung ihrer Erben ging. Da das auf diese Weise Vermachte ein unveräußerlicher Besitz blieb, war, wenn wir den Versicherungen der Cortes glauben dürfen, die Eigenthumsanhäufung der Kirche zur Zeit Philipps auf über die Hälfte des Grundbesitzes im Königreiche gestiegen.***) Auf diese Weise fiel die Bestreitung der Staatskosten mit wachsender Schwere den Gemeinen zur Last. Die Veräußerungen der todten Hand gaben den Cortes sehr frühzeitig nach Philipps Thronbesteigung zu beschwerden Anlaß, aber vergebens. Denn obschon die nämliche Petition fast in jeder folgenden Sitzung in sehr verständlicher Sprache dringlich wiederholt wurde, antwortete doch immer der König, daß es nicht geeignet wäre, in den bestehenden Gesetzen eine Aenderung zu machen. Außer seiner Begünstigung des geistlichen Standes war Philipp mit dem theuern Bau des Escorial beschäftigt, daher er wahrscheinlich nicht gern die Ströme der öffentlichen Wohlthätigkeit, die bisher so freigebig in die Aufbehälter der Kirche geflossen waren, auf

*) L. Marineo Siculo, Cosas Memorabiles, Fol. 23.

**) Nota di tutti li Titulati di Spagna, Manuskr.

***) Lafuente, Historia de España, Bd. XIV, S. 416.

dieſe Weiſe plötzlich verſtopft wiſſen wollte, da er ja ſelber dieſelben für ſein noch im Werden begriffenes Gebäude brauchte.

Während Philipp alſo gern den ſchon zu mächtigen geiſtlichen Stand erhöhte, hütete er ſich wohl, daß derſelbe nie eine Höhe erreichte, welche ihn über die königliche Autorität hinaus erheben könne. Die Theologen wurden in der Kirche, wie im Rathe — denn dieſelben wurden häufig in die Räthe gebracht — ſtets als die treueſten Diener der Krone befunden. War es doch die Krone, auf die ſie alle ihre Hoffnung auf Beförderung ſetzen mußten.

Philipp ſah vollkommen ein, daß die Kontrolle der Geiſtlichkeit in derjenigen Gewalt liegen muß, welche das Recht der Ernennung zu Pfründen beſitzt. In ſeiner gewöhnlichen übergreifenden Weiſe hatte der römiſche Stuhl, wie in andern europäiſchen Staaten, ſo auch lange in Caſtilien die Ausübung dieſes Rechtes beanſprucht. Die große Schlacht mit der Kirche wurde in der Zeit Iſabellens der Katholiſchen ausgefochten. Glücklicherweiſe hielt das Scepter eine Fürſtin, deren Glaubenstreue über allem Verdacht erhaben ſtand. Aus dieſem heißen Kampfe ging ſie ſiegreich hervor, ſo daß inskünftig die Regierung Caſtiliens im Beſitz der wichtigen Prärogative, die leergewordenen Pfründen beſetzen zu können, blieb.

Philipp war bei all' ſeiner Ergebenheit gegen Rom nicht der Mann, der irgend welche Prärogative der Krone fahren ließ. Eine Schwierigkeit erhob ſich unter Pius dem Fünften, weil dieſer behauptete, daß er noch das von frühern Päpſten beſeſſene Recht habe, die geiſtlichen Stellen in Mailand, Neapel und Spanien, den italieniſchen Beſitzungen Spaniens, zu beſetzen. Er beſchwerte ſich bitter über das Betragen der Räthe jener Staaten, welche ihm nicht ohne das königliche Exequatur die Veröffentlichung ſeiner Bullen erlauben wollten. Philipp drückte in milden Worten den Wunſch aus, daß er die freundſchaftlichſten Beziehungen mit dem römiſchen Stuhle unterhalten wolle, wofern man von ihm nicht fordere, daß er die Intereſſen der Krone gefährde. Zu gleicher Zeit gab er ſein Erſtaunen kund, daß Seine Heiligkeit Ausnahmen für ſeine Ausübung des Rechtes ſeiner Vorgänger nahm, von denen die Kirche vielen die ausgezeichnetſten Dienſte verdankte. Der Papſt ſah recht gut ein, wie wichtig es war, mit einem

ſo ergebenen Sohne der Kirche ein gutes Verſtändniß zu unterhalten; weßhalb Philipp von nun an im ungeſtörten Beſitz dieſes unſchätzbaren Vorrechts bleiben durfte.*)

Der König übte die ihm zuſtehende Befugniß mit großer Umſicht aus. Mit ſeiner gewöhnlichen leichten Auffaſſungsgabe machte er ſich mit den Eigenſchaften der einzelnen Geiſtlichen in den verſchiedenen Theilen ſeines Gebietes bekannt. Er war in dieſer Kenntnißnahme ſo genau, daß er in den erhaltenen Berichten leicht einen Fehler oder eine Auslaſſung zu entdecken im Stande war. So machte er Jemandem, der ihm einen gewiſſen Geiſtlichen geſchildert hatte, die Bemerkung: „Aber, Sie haben mir noch nichts von ſeinen Liebſchaften geſagt.“ Indem er alſo vollkommen mit den Eigenſchaften der einzelnen Kandidaten bekannt war, vermochte er, wenn eine Vacanz eintrat, die leer gewordene Stelle mit einem paſſenden Geiſtlichen zu beſetzen.**)

Ehe Philipp ein Individuum zu einer hohen Stellung bevorzugte, mußte er gewöhnlich ſchon die Fähigkeit deſſelben in einer untergeordneten Funktion erprobt haben. Bei ſeiner Auswahl gab er viel auf den Rang wegen des Einfluſſes, welchen derſelbe mit ſich führte. Doch wenn er ganz von den Verdienſten eines Menſchen überzeugt war, beförderte er häufig diejenigen, deren niederer Stand ſie wenig auf eine ſolche Erhebung vorbereitet hatte.***) Zur Erlangung ſeiner Gunſt gab es kein ſichereres Mittel, als wenn man den Uſurpationen Roms einen beharrlichen Widerſtand bewieſen hatte. Dem Umſtande, daß ſich Quiroga, der Biſchof von Cuença, geweigert hatte, ohne die königliche Einwilligung eine päpſtliche Bulle zu veröffentlichen, verdankte derſelbe, wenigſtens theilweiſe, ſeine Erhebung zu der höchſten Würde

*) Ebend., Bd. XIII, S. 261. — Cabrera, Filipe Segundo, S. 432 und 433.

**) Cabrera, Filipe Segundo, Buch XI, Kap. 11; Buch XII, Kap. 21. — Relazione Anon. 1558, Manuſſr.

***) „Otras vezes presentaba para Obispos Canonigos tan particulares i presbiteros tan apartados no solo de tal esperança, mas pensamiento en si mismos, i en la comun opinion, que la cedula de su presentacion no admitia su rezelo de ser engañados ó burlados. Eligia á quien no pedia, i merecia.“ — Cabrera, Filipe Segundo, S. 891.

im Königreiche, die Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl von Toledo. Philipp wollte von derjenigen Person, der er einen Vorzug erwiesen hatte, eine gebührende Anerkennung haben. Als zum Beispiel einstmals ein Geistlicher, den er zum Bischof gemacht hatte, von seinem bischöflichen Stuhle Besitz ergriff, ohne vorher seine Dankbarkeit ausgedrückt zu haben, ließ ihn der König zurückkommen und mahnte ihn an seine Pflicht.*) Eine derartige Anerkennung war gewissermaßen eine Huldigung, welche der Beförderte seinem Herrn zu leisten hatte.

Auf diese Weise waren die Dankbarkeit für die Vergangenheit und die Hoffnung auf die Zukunft die starken Bande, welche jeden Prälaten an seinen Fürsten fesselten. Kam dann eine Streitigkeit mit dem römischen Stuhle, so war es sicher, daß der castilische Geistliche eher auf der Seite seines Souveräns, als auf derjenigen des Papstes zu finden war. Gerieth er selber in Unannehmlichkeiten, so hatte er sich gleichfalls um Hülfe nicht an den Papst, sondern an den König zu wenden. Wenn dagegen der König hart von den ihn oft umringenden Verlegenheiten bedrängt war, erwartete er Hülfe von der Geistlichkeit, und diese unterstützte ihn auch meistens freudig und freigebig. Nirgends war die Geistlichkeit so sehr, wie in Spanien, belastet.**) Man hatte berechnet, daß sie wenigstens zwei Drittel ihrer Einkünfte an den König abgab. So vollständig standen sowohl der geistliche, wie der weltliche Stand in der ganzen Monarchie unter der Kontrolle des Fürsten.

Einige Seiten weiter vorn berührte ich, als ich von den Veräußerungen der todten Hand sprach, gelegentlich den Escorial, welchen die Spanier stolz das „achte Wunder der Welt" heißen. Einen geeigneteren Platz, von diesem außerordentlichen Gebäude zu sprechen, als den Theil der Darstellung, worin ich so gut als möglich den Charakter und die Gewohnheiten Philipps zu beleuchten gesucht habe, kann es nicht geben. Der Escorial füllte die Mußezeit von mehr als dreißig

*) Ebend., Buch XI, Kap. 11.

**) Relazione di Contarini, Manuskr. — Ranke, Ottoman and Spanish Empires, S. 61.

Jahren seines Lebens aus; er spiegelt auf eigenthümliche Weise seine Lieblingsbeschäftigungen und das gestrenge Wesen seines Geistes wieder: so daß, was für ein Urtheil man auch über ihn als ein Kunstwerk fällen mag, man doch nicht in Abrede stellen kann, daß jenes wundervolle Gebäude allein — wären auch alle andern Spuren von Philipps Regierung vertilgt — genügen würde, um die Größe seiner Pläne und die Ausdehnung seiner Hülfsquellen zu zeigen.

Die gewöhnliche Ueberlieferung, daß Philipp den Escorial zufolge eines um den 10. August 1557 — die Zeit der großen Schlacht bei St. Quentin — gethanen Gelübdes aufführte, ist von neuern Kritikern aus dem Grunde verworfen worden, daß die zeitgenössischen Schriftsteller und unter ihnen die Geschichtschreiber des Klosters dieses Faktum nicht erwähnt haben sollen. Allein, eine unlängst entdeckte Urkunde läßt wenig Zweifel übrig, daß ein solches Gelübde wirklich gethan wurde.*) Jedenfalls aber ist es gewiß, daß der König das Ereigniß durch diesen Bau zu verewigen gedachte, wie daraus hervorgeht, daß es dem heiligen Laurentius, dem Heiligen, an dessen Namenstage der Sieg gewonnen wurde, gewidmet ist. Der dem Orte gegebene Name war El Sitio de San Lorenzo el Real. Allein, das Kloster war bekannter unter dem Namen des in seiner Nähe liegenden Weilers: — El Escurial, oder El Escorial, welche letztere Schreibart von den Castiliern bald allgemein adoptirt wurde.**)

Trotzdem hatten die Motive, welche wahrscheinlich Philipp am

*) Das berührte Dokument ist ein Brief ohne Datum und Unterschrift, aber in der Schreibweise des sechszehnten Jahrhunderts, und angeblich von einem Manne geschrieben, welcher mit dem Abfassen der nöthigen gesetzlichen Urkunden für die Gründung des Klosters beauftragt war. Er fragt an, ob er in der Vorrede das Gelübde Seiner Majestät erwähnen soll. „El voto que S. M. hijo, si S. M. no lo quiere poner ni declarar, bien puede, porque no hay para que; pero si S. M. quisiere que se declare en las escrituras, avisemelo v. m." — Documentos Inéditos, Bd. XXVIII, S. 567.

**) Es lassen sich gleichalte Beispiele von beiderlei Schreibweisen des Namens auffinden, wiewohl das jetzt im Castilischen allgemein gebräuchliche Escorial gleich von vornherein das öfters gebrauchte gewesen zu sein scheint. Das Wort kommt her von scoriae, die Schlacken von Eisenminen, welche man in der Nähe des Ortes findet — Siehe Ford, Handbook for Spain, dritte Auflage, S. 751.

meisten zum Bau bestimmten, keinen Bezug auf die Schlacht bei St. Quentin. Der Kaiser, sein Vater, hatte in seinem Testamente verfügt, daß seine Gebeine zu Yuste ruhen sollten, bis sein Sohn für sie einen passenderen Platz hergestellt hätte. Das jetzt zu errichtende Gebäude war ausdrücklich zu einem Mausoleum für die Aeltern Philipps, sowie für die Abkömmlinge der königlichen Linie Oesterreich, bestimmt. Doch war die Errichtung eines großartigen religiösen Hauses, welches der Welt die Frömmigkeit Philipps verkünden sollte, in seinem Geiste die vorherrschende Idee. Es lag ferner zum Theil in seinem Entwurfe, mit dem Plane einen für ihn bestimmten Palast zu verbinden; denn eine vielleicht von seinem Vater geerbte Vorliebe trieb ihn dazu, in dem geweihten Schatten des Klosters zu wohnen. Diese Ideen, welche freilich etwas unzusammenhängend erscheinen können, wurden vollständig verwirklicht bei der Errichtung dieses Gebäudes, welches die dreifache Bestimmung hatte, zugleich als Palast, als Kloster und als Grab zu dienen. *)

Bald, nachdem der König nach Spanien zurückgekehrt war, ging er an die Ausführung seines Planes. Die von ihm nach sorgfältiger Prüfung erwählte Stelle des Gebäudes befand sich im Gebirge der Guadarrama an der Gränze Neucastiliens, **) etwa acht Stunden nordwestlich von Madrid. Die Gesundheit der Gegend und die nicht allzu weite Entfernung von der Hauptstadt trafen mit der seinem Geschmacke so angemessenen finstern und einsamen Beschaffenheit der Oertlichkeit zusammen, um die letztere vor andern Orten, die vielleicht Leuten eines verschiedenen Wesens angenehmer geschienen hätten, vorzuziehen. Da der Platz von rauhen, felsigen Höhen, die sich bisweilen zu der riesigen Größe von Bergen erhoben, rings umgeben war, schien er von der Welt ganz abgeschlossen zu sein. Der dasige Pflanzenwuchs war dünn und verkrüppelt und gedieh selten zu dem üppigen Blätter-

*) Ein von Siguença veröffentlichter Brief des königlichen Gründers zählt die Zwecke auf, denen besonders das neue Gebäude gewidmet sein sollte. — Historia de la Orden de San Geronimo, Bd. III, S. 534.

**) „Der Escorial wird von einigen Geographen nach Altcastilien verlegt, allein die Provinztheilung geschieht dahinter auf dem Kamme der Sierra." — Ford, Handbook for Spain, S. 750.

werke der Niederungen, während von der benachbarten Sierra die Winde mit der Gewalt eines Orkanes herniederbrauſten. Indeſſen war die Luft geſund und der Boden mit Quellen des reinſten Waſſers getränkt. Zu dieſen Vorzügen geſellte ſich noch ein ganz naher Steinbruch mit vortrefflichem Geſtein, welches ſeinem Ausſehen nach dem Granit glich und reichliches Baumaterial abgab: — ein Umſtand, der, wenn man die Größe des Gebäudes in Betracht zieht, von nicht geringer Wichtigkeit war.

Der Architekt, welcher die Pläne machte und dem der König die Ausführung derſelben übertrug, war Juan Bautiſta de Toledo. Er war ein geborner Spanier, war aber, da er frühzeitig in ſeiner Kunſt großes Talent zeigte, nach Italien geſchickt worden. Hier ſtudirte er die Prinzipien ſeiner Kunſt unter den großen Meiſtern, welche damals ihr Heimathland mit den Denkmälern des Genies erfüllten, die dem Künſtler das beſte Studium gewährten. Toledo ſog ihren Geiſt ein und erlangte unter ihrer Leitung jenen einfachen, ja ſtrengen Geſchmack, welcher mit dem damals vorherrſchenden Tone der ſpaniſchen Architektur zwar einen Gegenſatz bildete, aber glücklicherweiſe dem königlichen Gönner angenehm war.

Ehe zu dem neuen Gebäude ein Stein gelegt wurde, trug Philipp Sorge, ſich mit Beſitzern, die es bewohnen ſollten, zu verſehen. In einem allgemeinen Kapitel der Hieronymitiſchen Bruderſchaft wurde für das Kloſter des Escorial ein Prior erwählt. Es ſollte funfzig Mönche enthalten, indeß wurde die Zahl bald verdoppelt. Philipp hatte ſich den Hieronymitenorden vorzuziehen bewogen gefühlt, theils wegen des Rufes asketiſcher Frömmigkeit, in welchem ſie allgemein ſtanden, theils wegen der ihnen von ſeinem Vater bewieſenen Achtung, denn der Kaiſer hatte ja ein Kloſter dieſes Ordens zum Platze ſeiner letzten Zurückgezogenheit erwählt. Die Mönche waren ſchnell in das Dorf des Escorial übergeſiedelt, wo ſie zu wohnen fortfuhren, bis für ſie Wohnungen in dem prächtigen Gebäude, welches ſie von nun an bewohnen ſollten, eingerichtet waren.

Ihre zeitweilige Wohnung war, wie die meiſten Häuſer des Gehöftes, der niedrigſten Art. Sie war ohne Fenſter und Kamine und der Regen konnte durch das verfallene Dach des Zimmers, welches ſie

als Kapelle benutzten, durchdringen, so daß sie sich mit über ihre Köpfe gehenden Bettdecken schützen mußten. An dem einen Ende der Kapelle hatte man einen rohen Altar errichtet, an dessen Gestein mit Holzkohle die Gestalt des Kreuzes gekritzelt war. *)

Wenn der König den Ort besuchte, wohnte er im Pfarrhause, welches sich in keinem bessern baulichen Zustande, als die übrigen Gebäude des Weilers, befand. So oft er daselbst war, zeigte er sich pünktlich in seinem Besuch der Messe, wo für ihn in der Nähe des Chores ein roher Sitz eingerichtet wurde. Derselbe bestand aus einem dreibeinigen Stuhle und entzog sich den Blicken des Publikums durch einen Schirm von so altem, abgenutzten Tuche, daß ein neugieriger Zuschauer ohne Schwierigkeit durch die darin befindlichen Löcher sehen konnte. **) Philipp war dem Chore dergestalt nahe, daß der ihm zunächst stehende Mönch es fast nicht vermeiden konnte, an den König zu stoßen. Der Hieronymite, welcher uns die Geschichte mittheilt, versichert uns, daß Bruder Antonio zu weinen pflegte, wenn er ihnen zu wiederholten Malen erzählte, daß er einen verstohlenen Blick auf den Monarchen geworfen und seine Augen mit Thränen gefüllt gesehen habe. „Solchergestalt waren", sagte der gute Vater, „die Andacht und Freudigkeit, womit der König, indem er auf die rings um ihn herrschende Armuth blickte, bei seinen stolzen Plänen weilte, wodurch er diese Armuth in eine großartige Scene, die der Verrichtung des Gottesdienstes würdiger wäre, verwandeln wollte." ***)

*) Siguença, Hist. de la Orden de San Geronimo, Bd. III, S. 549. — Memorias de Fray Juan de San Geronimo, Documentos Inéditos, Bd. VII, S. 22.

**) „Tenia de ordinario una banquetilla de tres pies, batísima y grosera, por silla, y cuando iba á misa porque estuviese con algun decencia se le ponia un paño viejo francés de Almaguer el contador, que ya de gastado y deshilado hacia harto lugar por sus agujeros á los que querian ver á la Persona Real." — Memorias de Fray Juan de San Geronimo, Documentos Inéditos, Bd. VII, S. 22.

***) „Juráhame muchas veces llorando el dicho fray Antonio que muchas veces alzando cautamente los ojos vió correr por los de S. M. lágrimas: tanta era su devocion mezclada con el alegría de verse en aquella pobreza y ver trás esto aquella alta idea que en su mente traia de la grandeza á que pensaba levantar aquella perqueñez del divino culto." — Ebend., wie oben.

Wenn Philipp in dieser elenden Hütte den Andachtsübungen beiwohnte, zeigte er eine solche Demuth, daß die Brüder ganz davon erbaut waren. Sie erzählten oft die Geschichte davon, daß, als Philipp eines Tages zu spät zur Frühmesse kam, er sich still am Eingange auf einer rohen Bank niedersetzte, an deren obern Ende bereits ein Bauer saß. Hier blieb er einige Zeit, bis die Mönche seine Anwesenheit bemerkten und ihn nach seinem Sitze führten. *)

Der erste Stein zum Kloster wurde den drei und zwanzigsten April 1563 gelegt. An dem darauf folgenden zwanzigsten August wurde mit noch größerer Pracht und Feierlichkeit der Eckstein der Kirche ebenfalls gelegt. Der König, der anwesend war, legte den Stein eigenhändig. Die vornehmsten adeligen Herren von Hofe befanden sich in seinem Gefolge, und eine Menge Zuschauer, sowohl Geistliche wie Laien, waren zusammengeströmt. Der feierliche Gottesdienst schloß mit einer von der Bruderschaft angestimmten Hymne des Preises und Dankes gegen den Allmächtigen, dem in dieser Gebirgseinöde ein so ruhmreiches Monument errichtet werden sollte. **)

Die wilde Sierra war jetzt voller Leben. Den Boden bedeckten Zelte und Hütten. Das fleißige Geklapper der Arbeit mischte sich in die Gesänge der Arbeiter, die durch ihre verschiedenen Dialekte die verschiedenen, oft weit von einander entlegenen Provinzen, denen sie entstammten, verriethen. In dieser bunten Schaar herrschte die größte Ordnung und Sittsamkeit, so daß die friedlichen Beschäftigungen des Tagewerks nicht durch etwaige unanständige Zwiste unterbrochen wurden.

Sowie das Werk vorwärts schritt, wurden die Besuche Philipps länger und häufiger. Er hatte immer Vorliebe für Klosterzurückgezogenheit gezeigt und jährlich einige Tage darin zugebracht. Ja, die Charwoche verlebte er nicht fern von dem Schauplatze seiner gegenwärtigen Arbeiten, im Kloster von Guisando. Die Lust an seiner jetzigen Mönchszurückgezogenheit wurde ihm noch erhöht durch das

*) „Para levantar tanta fábrica menester eran actos de humilidad tan profunda!“ — Ebend., S. 23

**) Ebend., S. 25 ff. — Siguença, Hist. de la Orden de San Geronimo, Bd. III, S. 516.

Betrachten des großen Werkes, welches seine Gedanken eben so viel, wie irgend welche Regierungsangelegenheiten zu beschäftigen schien.

Philipp hatte sich mit dem Studium der schönen Künste bis zu einem Grade, wie man das bei Personen seines Standes selten findet, beschäftigt. Er verstand sich auf Gemälde und vor Allem auf die Architektur, studirte sorgfältig die Prinzipien derselben und machte hin und wieder eigenhändige Zeichnungen oder Risse.*) Kein damaliger Fürst hinterließ an Bauten so viele Beweise seines Geschmackes und seiner Pracht, wie er. Die königliche Münze zu Segovia, das Jagdschloß des Pardo, die angenehme Residenz von Aranjuez, der Alcazar von Madrid, die „Armeria Real" und andere herrliche Werke, welche seine emporwachsende Hauptstadt zierten, waren von ihm entweder selbst gebaut oder doch sehr verschönert worden. Das Land bedeckte sich mit sowohl weltlichen, als religiösen, unter der königlichen Patronage erstehenden Gebäuden. Das Auge des Reisenden traf beständig auf Kirchen und Klöster, namentlich auf letztere, die in beklagenswerther Menge vorhanden waren. Der allgemeine Styl der Ausführung war äußerst einfach. Einige von ihnen, wie die große Kathedrale von Valladolid, die zwar mehr Ansprüche machen konnten, aber doch immer noch den nämlichen strengen Charakter in ihren Entwürfen zeigten, bildeten ausgezeichnete Muster der Baukunst und wirkten der mezenartigen Tendenz jener Zeit entgegen. Hiervon verschiedene Bauten führte Philipp längs der nördlichen Gränze und der südlichen Küste des Königreichs auf, so daß der Reisende des Mittelländischen Meeres auf den Bergesgipfeln oben über dem Meeresgestade eine Festung um die andere gegen die Einfälle der Seeräuber der Berberei erblickte. Die Bauleidenschaft des Königs blieb aber nicht auf Spanien beschränkt, sondern wohin immer seine Armeen in den halbcivilisirten Gegenden der Neuen Welt vordrangen, war sicher der Marsch der Eroberer mit

*) „Tenia tanta destreça en disponer las traças de Palacios, Castillos, Jardines, y otras cosas, que quando Francisco de Mora mi Tio Traçador mayor suyo, y Juan de Herrera su Antecessor le traian la primera planta, assi mandava quitar, ò poner, ò mudar, como si fuera un Vitrubio." — Dichos y Hechos de Phelipe II, S. 181.

geistlichen und militärischen im Rücken erstehenden Gebäuden gezeichnet.

Glücklicherweise führte die Aehnlichkeit des Geschmacks zwischen dem Monarchen und seinem Architekten in den Konferenzen über das große Werk, welches den Architektenruhm der Regierung Philipps krönen sollte, zu der vollkommensten Harmonie. Der König prüfte die Details und bewachte beim Vorrücken jeden Schritt des Gebäudes ganz eben so sorgsam, wie Toledo selber. Um aus der Entfernung den Effect zu beurtheilen, erstieg Philipp gewöhnlich das Gebirge an einer ohngefähr eine halbe Stunde von dem Kloster entfernten Stelle, wo die Felsklippen eine Art natürlichen Stuhl gebildet hatten. Hier pflegte er mit dem Vergrößerungsglase stundenlang zu sitzen und auf das unten emporwachsende Gebäude herabzuschauen. Der Ort heißt jetzt noch der „Königssitz". *)

Es war gewiß kein geringer Beweis von dem Interesse, welches Philipp an dem Bau nahm, daß er seinen Palast zu Madrid mit einem Platze, wie dem armseligen Dorfe des Escorial, das ihm kein besseres Unterkommen zu gewähren vermochte, zu vertauschen beliebte. Doch traf er 1571 in der dortigen Einrichtung eine Veränderung, indem er eine Kapelle errichtete, die den Mönchen einen anständigeren Ort der Gottesverehrung, als ihr alter dem Wetter ausgesetzter Schuppen gewesen war, darbot. Hiermit verband er noch ein bequemes Zimmer für sich selber. In diesem neuen Aufenthalte verbrachte er jetzt noch mehr Zeit in klösterlicher Abgeschlossenheit, als früher. Weit davon entfernt, daß er seine Aufmerksamkeit auf die Ueberwachung des Escorials beschränkt hätte, brachte er vielmehr seine Sekretäre und Papiere mit, las hier die vom Auslande anlangenden Depeschen und unterhielt eine fleißige Korrespondenz mit allen Theilen seiner Besitzungen. Hier machte er, sagt ein Hieronymite, viermal so viel fertig, als während der gleichen Anzahl Tage in der Hauptstadt. **) Er pflegte sich zu rühmen, daß er, auf diese Weise von der Welt abgeschlossen, mit

*) Lafuente, Historia de España. Bd. XIII, S. 253.

**) „Sabese de cierto que se negociava aqui mas en un dia que en Madrid en quatro." — Siguença, Historia de la Orden de San Geronimo, Bd. III, S. 575.

einem kleinen Papierschnitzel die beiden Halbkugeln der Erde regierte. Daß er nicht immer weise regierte, beweisen von ihm mehrere Depeschen hinsichtlich der Angelegenheiten der Niederlande, welche von diesem geweiheten Platze ausgingen. Hier erhielt er die Berichte von den Vorgängen seiner ketzerischen Unterthanen der Niederlande und der mauriſchen Empörten in Granada. Und wenn er ihre Zerstörung der Kirchen und Klöster und ihre Entweihung der heiligsten Glaubenssymbole der katholischen Religion erwog, empfand er wahrscheinlich stolze Zufriedenheit darüber, daß er der Welt seine Frömmigkeit durch die Errichtung des kostbarsten Gebäudes, welches jemals dem Kreuze gewidmet worden war, bewies.

Im Jahre 1577 war der Escorial seiner Vollendung so weit entgegengeschritten, daß er nicht nur für Philipp und seine nächste Dienerschaft, sondern auch für viele Höflinge Räumlichkeiten darbot. Die letztern Personen pflegten während des Sommers einige Zeit bei dem Könige dort zu verbringen. Doch passirte bei einer dieser Gelegenheiten ein Vorfall, welcher beinahe für das Gebäude von den unheilvollsten Folgen gewesen wäre.

Während nämlich ein heftiges Gewitter im Gebirge wüthete, schlug in einen der großen Thürme des Klosters der Blitz ein. Binnen Kurzem stand der obere Theil des Gebäudes in Flammen. Glücklicherweise bestand dasselbe aus so solidem Material, daß das Feuer nur langsam um sich griff. Aber es war äußerst schwer, das Wasser hinaufzubringen. Da es, als das Feuer ausbrach, schon elf Uhr in der Nacht war, hatte sich in dem ordentlichen Haushalte Philipps bereits Jedermann zu Bett gelegt. Der Lärm machte die Schlafenden schnell munter. Der König stellte sich auf den gegenüberstehenden Thurm und verfolgte mit tiefer Angst das Umsichgreifen der Flammen. Unter den Gästen befand sich der Herzog von Alba. Obschon dieser damals gerade an der Gicht litt, hüllte er sich dennoch in seinen Schlafrock und erstieg einen Ort, wo er die Feuersbrunst genauer sehen konnte. Hier nahm der „gute Herzog" sogleich das Kommando über sich und ertheilte seine Befehle mit so viel Pünktlichkeit und Entschiedenheit, wie auf dem Schlachtfelde.*)

*) „El buen Duque de Alba, aunque su vejez y gota no le daban lugar,

Alle Arbeitsleute, so wie die Bauern aus der Nachbarschaft waren hier versammelt. Die Arbeiter bewiesen den nämlichen Subordinationsgeist, den sie während des bisherigen Baues bewiesen hatten. Den Befehlen des Herzogs wurde unbedingt Folge geleistet, und es werden verschiedene Fälle angeführt, wo die Arbeiter eine kühne Selbstverläugnung zeigten und sich anstrengten, als ob sie gewußt hätten, daß sie sich unter den Augen ihres Fürsten befanden. Der Thurm erzitterte unter der Wuth der Flammen, und der obere Theil davon drohte jeden Augenblick einzubrechen. Man befürchtete sehr, daß er das in diesem Theile des Klosters gelegene Hospital zertrümmern würde. Glücklicherweise fiel er nach der entgegengesetzten Richtung und riß mit sich ein auf ihm befindliches schönes Glockenspiel, ohne jedoch die Zuschauer zu verletzen. Der Verlust, welcher den König am meisten schmerzte, betraf verschiedene, unschätzbare, in den Flammen untergehende Reliquien. Doch linderte sich der Kummer Philipps durch die Nachricht, daß ein Stück von dem wahren Kreuz und der rechte Arm von St. Laurentius, dem zum Märtyrer gewordenen Patrone des Escorial, aus dem Feuer gerettet waren. Endlich wurde das Feuer, welches bis sechs Uhr des Morgens gedauert hatte, mit unglaublicher Anstrengung gelöscht. Philipp zog sich darauf in sein Zimmer zurück, wo das Erste, was er that, gewesen sein soll, daß er dem Allmächtigen für die Erhaltung des zu seinem Dienste bestimmten Gebäudes seinen Dank darbrachte.*)

Der König wollte, daß so viel als möglich Materialien aus seinen eignen Besitzungen zusammengebracht würden. Diese Besitzungen waren so ausgedehnt und in ihren Erzeugnissen so mannichfaltig, daß sie fast jeden zum Bau des Gebäudes erforderlichen Artikel, sowie die Erfordernisse für die Auszierung des Innern enthielten. Das graue Gestein, woraus die Mauern bestanden, kam aus einem Steinbruche in der Nähe. Es hieß Berroquena und ist eine Steinart, die zwar

se subió á lo alto de la torre á dar ánimo y esfuerzo á los oficiales y gente;... y esto la hacia S. E. como diestro capitan y como quien se habia visto en otros mayores peligros en la guerra." — Memorias de Fray Juan de San Geronimo, Documentos Inéditos, Bd. VII, S. 197.

*) Ebend., S. 201.

dem Granit ähnlich sieht, aber nicht ganz so hart ist. Die aus den Steinbrüchen gebrochenen und dort zugehauenen Steinblöcke waren mitunter von solcher Größe, daß ihr Fortschaffen vierzig bis funfzig Joch Ochsen nöthig machte. Der Jaspis kam aus der Umgegend von Burgo de Osma. Die zarteren Marmorarten, die sehr verschiedenfarbig waren, lieferte die Gebirgskette im Süden der Halbinsel. Die köstlichen, eleganten Stoffe wurden großentheils von einheimischen Handwerkern geliefert. Hierher gehören die Damaste und Sammete von Granada. Andere Städte, wie Madrid, Toledo und Saragossa, bewiesen den Fortschritt einheimischer Kunst durch sehenswerthe Erzeugnisse aus Bronze, Eisen und bisweilen aus köstlicheren Metallen.

Doch verdankte Philipp seinen ausländischen Besitzungen, besonders den italienischen und niederländischen, in hohem Grade die Verschönerung des Innern des Gebäudes, welche durch den kostbaren Styl der Ausschmückung zu der strengen Einfachheit des Aeußern einen Gegensatz bildete. Mailand, welches damals wegen seiner schönen Erzeugnisse aus Stahl, Gold und kostbaren Steinen berühmt war, trug viele ausgesuchte Kunstgegenstände bei. Die Mauern waren mit den reichen Tapeten der flamändischen Webstühle bekleidet. Die spanischen Klöster wetteiferten mit einander in dem Bestreben, für die Altäre Stickereien zu liefern. Sogar die rohen Kolonien der Neuen Welt nahmen an dem großen Werke Antheil, indem die amerikanischen Wälder ihre Cedern und ihr Ebenholz und ihre schönfarbigen Holzarten, welche unter der Hand des castilischen Arbeiters ihren ganzen Farbenglanz entfalteten, lieferten. *)

Obschon Philipp so viel als möglich die Produkte seiner eignen Besitzungen verwenden und die einheimische Kunst anspornen wollte, nahm er doch in einem besonderen Punkte fast ausschließlich seine Zuflucht zu Fremden. Die Oelgemälde und Frescos, welche in großer Menge die Mauern und Decken des Escorials verzierten, wurden ausgeführt von hauptsächlich aus Italien bezogenen Künstlern, deren

*) Siguença, Historia de la Orden de San Geronimo, Bd. III, S. 596. — Dichos y Hechos de Phelipe II., S. 289. — Lafuente, Historia de España, Bd. XIV, S. 427.

Malerschulen noch auf der Höhe ihres Ruhmes sich befanden. Von allen lebenden Malern aber war Titian derjenige, welchen Philipp, wie sein Vater, am meisten zu ehren seine Freude fand. Der großmüthigen Patronage des Königs verdankt die Welt einige von den edelsten Schöpfungen dieses großen Meisters, die an den Mauern des Escorial einen passenden Platz fanden.

Die von Philipp gezahlten Preise setzten ihn in den Stand, die ausgezeichnetsten Künstler in seinen Dienst zu bekommen. Ueber seine Freigebigkeit existiren viele Anekdoten. Indessen übte er eine strenge Kritik aus. Er verrieth seine Meinung nicht vorzeitig. Aber, wenn die Stunde gekommen war, widerfuhr dem Maler manchmal der Aerger, daß er das von ihm vielleicht mit größerer Zuversicht, als mit Geschicklichkeit, ausgeführte Werk ein für allemal verworfen oder im besten Falle in einen dunkeln Winkel des Gebäudes gesteckt werden sah. Dieses Schicksal widerfuhr einem italienischen Künstler von viel größerer Prätension, als Kraft, der, nachdem er mehrere Versuche gemacht, die nach dem von spätern Kritikern nicht umgestoßenen Urtheile des Königs verunglückten, nach seiner Heimath wieder entlassen wurde. Doch selbst in diesem Falle verfuhr Philipp mit dem unglücklichen Maler großmüthig. „Es ist nicht der Fehler Zuccaro's, sondern derjenigen Personen, die ihn hierher gebracht haben," sagte er; daher gab er ihm, als er ihn nach Italien zurückschickte, außer seinem großen Gehalte noch eine beträchtliche Geldsumme obendrein. *)

Beim Anblick dieses prächtigen Gebäudes, das gewissermaßen Philipps eigne Schöpfung war, schien sich ihm das Herz aufzuthun und Annäherungen an jene edelmüthigen Sympathien für die Menschheit, die ihm sonst zu fehlen schienen, zu offenbaren. Wenn er den Arbeiten des Künstlers zusah, konnte er stundenlang stehen, indem er hin und wieder Bemerkungen machte und die Hand vertraulich auf die Schulter desselben legte. **) Er schien die Kälte und Zurückhaltung, welche einen so wesentlichen Theil seines Charakters bildeten, abgestreift zu haben. Einstmals soll ein Fremder in den Escorial gekommen

*) Stirling, Annals of the Artists of Spain, Bd. I, S. 211.

**) Stirling, Annals of the Artists of Spain, Bd. I, S. 203.

sein, den anwesenden König irrthümlich für einen der Angestellten gehalten und ihm einige Fragen in Betreff der Gemälde gemacht haben. Ohne den Mann zu enttäuschen, ging Philipp auf den Irrthum desselben ein und übernahm freundlich die Rolle des Cicerone, indem er seine Fragen beantwortete und ihm die sehenswürdigsten Gegenstände zeigte.*) Von andern Königen existiren ähnliche Anekdoten. Was an Philipp dabei befremdet, ist nur, daß er die Rolle eines gut aufgelegten Menschen spielte.

Im Jahre 1584 war die Maurerarbeit des Escorial beendet. Seit dem Legen des ersten Klostersteines waren ein und zwanzig Jahre verflossen. Für die Errichtung eines so gewaltigen Gebäudes ist dies sicher als eine kurze Zeit anzusehen. Die St. Peterskirche, deren Vergleich nahe liegt, weil sie dem Gebäude an Größe und Pracht am nächsten kommt, erforderte zu ihrer Errichtung, woran sich wenigstens achtzehn Päpste bethätigten, über ein Jahrhundert. Der Escorial hingegen wurde, — mit Ausnahme der zu einer Begräbnißstätte für die spanischen Fürsten von Philipp dem Vierten erbauten unterirdischen Kapelle, — während der Regierung eines einzigen Monarchen errichtet. Dieser Monarch hielt die Einkünfte sowohl der alten, wie auch der neuen Welt in seiner Hand, und da er bis zu einem gewissen Grade die Arbeit persönlich überwachte, können wir wohl versichert sein, daß Niemand auf seinem Posten schlafen durfte.

Doch dem Architekten, welcher den Riß des Gebäudes entworfen hatte, war es nicht gestattet, dasselbe zu vollenden. Schon lange vor der Vollendung war die Hand Toledo's zu Staub geworden. Durch seinen Tod schien Philipp einen unersetzlichen Verlust erlitten zu haben. Er faßte ihn selbst so auf, daher er nur mit großem Mißtrauen die wichtige Aufgabe des Baues einem jungen Asturier, Juan de Herrera, übertrug. Allein, wenn Herrera auch jung war, hatte er sich doch an den besten Mustern gebildet; denn er war der Lieblingsschüler des Toledo, und es stellte sich bald heraus, daß er nicht allein den strengen, erhabenen Styl seines Meisters in sich aufgenommen hatte, sondern das sein eigenes Genie ihn vollständig befähigte, alle großen Entwürfe

*) Dichos y Hechos de Phelipe II, S. 81.

Toledo's zu begreifen und sie gerade so vollkommen auszuführen, wie es dieser Künstler selber nicht besser hätte thun können. Philipp sah zu seiner Genugthuung, daß er sich nicht in der Wahl vergriffen hatte. Er verkehrte mit dem neuen Baumeister bald eben so häufig, wie früher mit dem Vorgänger desselben. Er erwies ihm sogar noch größere Gunst, indem er ihm einen Jahresgehalt von tausend Dukaten aussetzte, eine Stelle im königlichen Haushalte und das Kreuz des heiligen Jakob gab. Herrera genoß das Glück, den Escorial vollständig fertig zu machen. Ja, er lebte nach der Vollendung noch sechs Jahre. Er hinterließ mehrere weltliche und geistliche Bauten, die seinen Ruhm begründen. Doch ist der Escorial dasjenige Monument, wodurch sein Name und derjenige seines Meisters Toledo als diejenigen der beiden größten Baumeister, die Spanien aufzuweisen hat, auf die Nachwelt herabgelangt sind.

Es ist hier nicht der geeignete Platz dazu, die architektonischen Vorzüge des Escorials zu kritisiren. Eine solche Kritik wäre besser am Platze in einer Abhandlung über die Kunst. Es ist einfach meine Absicht gewesen, dem Leser einen solchen Bericht von der Ausführung dieses großen Werkes vorzulegen, daß er sich von dem Gegenstande, welchem Philipp einen so großen Theil seiner Zeit widmete und der in so hohem Grade das eigenthümliche Wesen seines Geistes abspiegelte, einige Vorstellung machen kann.

Bei der Beurtheilung des Escorial sind die Kritiker weit von einander abgewichen. Nur wenige Ausländer haben sich vorgefunden, welche in die ungemessenen Lobeserhebungen der Castilier, die ihn für das achte Weltwunder erklären, eingestimmt haben.*) Indessen kann man nicht läugnen, daß nur wenige Fremde geeignet sind, über die Verdienste eines Werkes zu entscheiden, zu dessen richtiger Beurtheilung ein vollkommenes Verständniß des Charakters des Landes, worin es erbaut wurde, und des Monarchen, der es erbaute, erforderlich ist. Der Reisende, welcher die langen Linien kalten, grauen Gesteines, die

*) Ein Geschichtschreiber des Escorial, der Pater Francisco de los Santos, nennt ihn auf dem Titelblatte seines Werks: „Unica maravilla del mundo.“ — Descripcion del Real Monasterio de San Lorenzo de el Escorial, Madrid, 1698.

kaum durch eine einzige Verzierung unterbrochen ſind, betrachtet, fühlt ein unheimliches Fröſteln über ſich ſchleichen, während er den Bau mit den leichteren, anmuthigeren Gebäuden, an die ſein Auge gewohnt iſt, vergleicht. Aber er kann darin den wahren Abdruck des Charakters des Gründers erſehen. Philipp ſtrebte nicht nach dem Schönen und noch weniger nach dem Heiteren und Fröhlichen. Die Gefühle, welche er in dem Betrachter rege machen wollte, waren jener feierlichen, ja düſteren Art, welche am beſten ſeiner religiöſen Ueberzeugung entſprachen.

Welche Mängel man aber auch dem Escorial zur Laſt legen mag, iſt es doch unmöglich, ihn aus einiger Entfernung zu betrachten und den gewaltigen Bau zu ſehen, wie derſelbe aus den finſtern Tiefen des Gebirges aufſteigt, ohne zu empfinden, daß ſein Ausſehen vollkommen der wilden, ſchwermüthigen Gegend der Sierra entſpricht. Auch vermag Niemand in die geweihten Vorhöfe einzutreten, ohne ſich vor dem Genius des Platzes zu beugen und beim Durchſchreiten der verödeten Hallen, welche die Phantaſie mit den hehren Bildern der Vergangenheit bevölkert, eine geheimnißvolle Scheu zu empfinden.

Den Architekten des Gebäudes brachten mehrere, ganz eigenthümliche Schwierigkeiten in Verlegenheit. Er hatte nicht einfach ein Kloſter zu bauen. Denn, wie wir ſahen, ſollte das nämliche Gebäude zu gleicher Zeit ein Kloſter, ein Palaſt und ein Grabmal ſein. Es war kein leichtes Problem, ſo unzuſammenſtimmende Gegenſtände zu verſöhnen und ihnen das gemeinſchaftliche Prinzip der Einheit einzuflößen. Es kann für den Baumeiſter kein Vorwurf ſein, wenn dies ihm nicht vollkommen gelang und wenn der Palaſt dem in den übrigen Theilen des Gebäudes vorherrſchenden Gefühlsausdrucke Abbruch that, indem er in der That mehr einem Auswuchſe, als einem unzertrennlichen Theile des Ganzen glich.

Eine andere, verzwicktere Schwierigkeit fand der Architekt darin, daß er den Plan des Gebäudes in die Geſtalt eines Roſtes zwängen mußte, um dasjenige Märtyrerthum zu verſinnbildlichen, welches der heilige Schutzpatron des Escorial erlitten hatte. Auf dieſe Weiſe mußten die langen Linien des Kloſters nebſt den dazwiſchen tretenden Höfen als die Stäbe jenes Bratinſtrumentes dienen. Die vier hohen

hunderts gleich einer Horde Vandalen über die Halbinsel hereinbrac vergaßen sie den Escorial nicht. Denn in ihm sahen sie das Denk welches zum Zwecke hatte, ihre eigne schmähliche Niederlage zu ewigen. Ein Korps Dragoner brach im Winter 1808 u La Houssayn ins Kloster ein, so daß die Verwüstungen weniger T zerstörten, was in langen Jahren und mit der angestrengtesten Ku geschaffen worden war. Die Befürchtung einer ähnlichen Gew samkeit seitens der Karlisten bewirkte, daß 1837 die schönsten Gemä nach Madrid geschafft wurden. Der Escorial hörte auf, eine köni liche Residenz zu sein. Bewohnerlos und ungeschützt blieb er d Wuth der von den Höhen der Guadarama herabbrausenden Stürm preisgegeben.

Der den Ort jetzt besuchende Reisende wird den Zustand desselbe ganz anders finden, als er im Anfange des Jahrhunderts war. Di nackten, befleckten Wände schimmern nicht mehr in den zauberischen Farben Raphaels und Titians und der nüchternen Pracht der castili- schen Schule. Die ausgesuchten Kunstgegenstände, womit die Wände vollgehangen waren, sind von Frevlerhand zerstört oder noch häufiger wegen der reichen Stoffe, woraus sie bestanden, gestohlen worden. Die Mönche, welche so lange die Hüter des Platzes waren, haben seit der Unterdrückung religiöser Häuser das Geschick ihrer Brüder anderwärts getheilt, und ihre ehrwürdigen Gestalten sind verschwunden. Ueberall herrschen in den Höfen Stillschweigen und Einsamkeit, unterbrochen bloß von den Tönen der unaufhörlichen Winde, welche ihren düstern Trauergesang über die verschwundenen Herrlichkeiten des Escorial beständig zu singen scheinen. Wenig erinnert uns noch an den Palast oder ans Kloster. Von den drei großen Zwecken, denen das Gebäude gewidmet war, ist bloß noch einer übrig, indem es ein Mausoleum für die castilische Königslinie bildet. Der Geist der Todten schwebt über dem Platze, der Geist der scepertragenden Todten, die in der nämlichen dunkeln Kammer liegen, wo sie Jahrhunderte lang gelegen haben, ohne zu wissen, welche Veränderungen rings um sie herum vorgegangen sind.

Während der letzten Hälfte seiner Regierung begab sich Philipp regelmäßig mit dem Hofe nach dem Escorial, um daselbst einen Theil

des Sommers zuzubringen. Hierher führte er auch, als der finstere Bau ein ungewöhnliches Leben zu zeigen begann, seine junge Königin, Anna von Oesterreich. In einem früheren Kapitel hat der Leser einige Nachricht von den Vorbereitungen erhalten, welche Philipp nicht ganz zwei Jahre, nachdem er die holde Isabella zu Grabe bestattet, zu seiner Verheirathung mit dieser Prinzessin traf. Anna war schon dem unglücklichen Don Carlos versprochen worden. Durch seine Verheirathung mit ihr feierte Philipp den traurigen Triumph, daß er zum zweiten Male seinen Sohn ausstach. Anna war seine Nichte, denn ihre Mutter, die Kaiserin Maria, war die Tochter Karls des Fünften. Ferner herrschte in dem Alter der Braut und des Bräutigams ein großer Abstand; denn, da die österreichische Prinzessin während der Regentschaft ihrer Aeltern 1549 in Castilien geboren war, war sie jetzt erst ein und zwanzig Jahre, also nicht halb so alt, wie Philipp. Es scheint nicht, als ob ihr Vater, der Kaiser Maximilian, etwas gegen eine solche Verbindung einzuwenden gehabt hätte. War sie ihm auch nicht ganz recht, war er doch zu klug, um eine Ehe zu verhindern, welche seine Tochter auf den Thron der mächtigsten Monarchie in Europa setzte.

Es wurde so veranstaltet, daß die Prinzessin über die Niederlande nach Spanien reiste. Nachdem Anna im September 1570 dem Hofe ihres Vaters das letzte Lebewohl gesagt hatte, trat sie mit einem stattlichen Gefolge ihre lange Reise an. Als sie nach Flandern kam, wurde sie vom Herzog an der Spitze des flamändischen Adels mit großer Pracht empfangen. Gleich nach ihrer Ankunft schickte die Königin Elisabeth ein Geschwader von acht Schiffen, bot ihr an, sie nach Spanien überzufahren, und lud sie ein, unterwegs England zu besuchen. Nachdem diese Anerbieten höflich abgelehnt worden waren, geleitete der General-Kapitän der flamändischen Marine, Graf Bossu, die deutsche Prinzessin mit einer herrlichen Flottille nach Spanien, so daß sie nach einer Reise von nicht ganz einer Woche glücklich ihren Bestimmungsort erreichte. Sie landete den dritten Oktober an der nördlichen Küste Spaniens zu Santanter, wo auf sie, um sie zu empfangen, der Erzbischof von Sevilla und der Herzog von Bejar mit einer glänzenden Dienerschaft warteten.

Alle Arbeitsleute, so wie die Bauern aus der Nachbarschaft waren hier versammelt. Die Arbeiter bewiesen den nämlichen Subordinationsgeist, den sie während des bisherigen Baues bewiesen hatten. Den Befehlen des Herzogs wurde unbedingt Folge geleistet, und es werden verschiedene Fälle angeführt, wo die Arbeiter eine kühne Selbstverläugnung zeigten und sich anstrengten, als ob sie gewußt hätten, daß sie sich unter den Augen ihres Fürsten befanden. Der Thurm erzitterte unter der Wuth der Flammen, und der obere Theil davon drohte jeden Augenblick einzubrechen. Man befürchtete sehr, daß er das in diesem Theile des Klosters gelegene Hospital zertrümmern würde. Glücklicherweise fiel er nach der entgegengesetzten Richtung und riß mit sich ein auf ihm befindliches schönes Glockenspiel, ohne jedoch die Zuschauer zu verletzen. Der Verlust, welcher den König am meisten schmerzte, betraf verschiedene, unschätzbare, in den Flammen untergehende Reliquien. Doch linderte sich der Kummer Philipps durch die Nachricht, daß ein Stück von dem wahren Kreuz und der rechte Arm von St. Laurentius, dem zum Märtyrer gewordenen Patrone des Escorial, aus dem Feuer gerettet waren. Endlich wurde das Feuer, welches bis sechs Uhr des Morgens gedauert hatte, mit unglaublicher Anstrengung gelöscht. Philipp zog sich darauf in sein Zimmer zurück, wo das Erste, was er that, gewesen sein soll, daß er dem Allmächtigen für die Erhaltung des zu seinem Dienste bestimmten Gebäudes seinen Dank darbrachte. *)

Der König wollte, daß so viel als möglich Materialien aus seinen eignen Besitzungen zusammengebracht würden. Diese Besitzungen waren so ausgedehnt und in ihren Erzeugnissen so mannichfaltig, daß sie fast jeden zum Bau des Gebäudes erforderlichen Artikel, sowie die Erfordernisse für die Auszierung des Innern enthielten. Das graue Gestein, woraus die Mauern bestanden, kam aus einem Steinbruche in der Nähe. Es hieß Berroquena und ist eine Steinart, die zwar

se subió á lo alto de la torre á dar ánimo y esfuerzo á los oficiales y gente;... y esto la hacia S. E. como diestro capitan y como quien se habia visto en otros mayores peligros en la guerra." — Memorias de Fray Juan de San Geronimo, Documentos Inéditos, Bd. VII, S. 197.

*) Ebend., S. 201.

dem Granit ähnlich sieht, aber nicht ganz so hart ist. Die aus den Steinbrüchen gebrochenen und dort zugehauenen Steinblöcke waren mitunter von solcher Größe, daß ihr Fortschaffen vierzig bis funfzig Joch Ochsen nöthig machte. Der Jaspis kam aus der Umgegend von Burgo de Osma. Die zarteren Marmorarten, die sehr verschiedenfarbig waren, lieferte die Gebirgskette im Süden der Halbinsel. Die köstlichen, eleganten Stoffe wurden großentheils von einheimischen Handwerkern geliefert. Hierher gehören die Damaste und Sammete von Granada. Andere Städte, wie Madrid, Toledo und Saragossa, bewiesen den Fortschritt einheimischer Kunst durch sehenswerthe Erzeugnisse aus Bronze, Eisen und bisweilen aus köstlicheren Metallen.

Doch verdankte Philipp seinen ausländischen Besitzungen, besonders den italienischen und niederländischen, in hohem Grade die Verschönerung des Innern des Gebäudes, welche durch den kostbaren Styl der Ausschmückung zu der strengen Einfachheit des Aeußern einen Gegensatz bildete. Mailand, welches damals wegen seiner schönen Erzeugnisse aus Stahl, Gold und kostbaren Steinen berühmt war, trug viele ausgesuchte Kunstgegenstände bei. Die Mauern waren mit den reichen Tapeten der flamändischen Webstühle bekleidet. Die spanischen Klöster wetteiferten mit einander in dem Bestreben, für die Altäre Stickereien zu liefern. Sogar die rohen Kolonien der Neuen Welt nahmen an dem großen Werke Antheil, indem die amerikanischen Wälder ihre Cedern und ihr Ebenholz und ihre schönfarbigen Holzarten, welche unter der Hand des castilischen Arbeiters ihren ganzen Farbenglanz entfalteten, lieferten. *)

Obschon Philipp so viel als möglich die Produkte seiner eignen Besitzungen verwenden und die einheimische Kunst anspornen wollte, nahm er doch in einem besonderen Punkte fast ausschließlich seine Zuflucht zu Fremden. Die Oelgemälde und Frescos, welche in großer Menge die Mauern und Decken des Escorials verzierten, wurden ausgeführt von hauptsächlich aus Italien bezogenen Künstlern, deren

*) Siguença, Historia de la Orden de San Geronimo, Bd. III, S. 596. — Dichos y Hechos de Phelipe II., S. 289. — Lafuente, Historia de España, Bd. XIV, S. 427.

Malerschulen noch auf der Höhe ihres Ruhmes sich befanden. Von allen lebenden Malern aber war Titian derjenige, welchen Philipp, wie sein Vater, am meisten zu ehren seine Freude fand. Der großmüthigen Patronage des Königs verdankt die Welt einige von den edelsten Schöpfungen dieses großen Meisters, die an den Mauern des Escorial einen passenden Platz fanden.

Die von Philipp gezahlten Preise setzten ihn in den Stand, die ausgezeichnetsten Künstler in seinen Dienst zu bekommen. Ueber seine Freigebigkeit existiren viele Anekdoten. Indessen übte er eine strenge Kritik aus. Er verrieth seine Meinung nicht vorzeitig. Aber, wenn die Stunde gekommen war, widerfuhr dem Maler manchmal der Aerger, daß er das von ihm vielleicht mit größerer Zuversicht, als mit Geschicklichkeit, ausgeführte Werk ein für allemal verworfen oder im besten Falle in einen dunkeln Winkel des Gebäudes gesteckt werden sah. Dieses Schicksal widerfuhr einem italienischen Künstler von viel größerer Prätension, als Kraft, der, nachdem er mehrere Versuche gemacht, die nach dem von spätern Kritikern nicht umgestoßenen Urtheile des Königs verunglückten, nach seiner Heimath wieder entlassen wurde. Doch selbst in diesem Falle verfuhr Philipp mit dem unglücklichen Maler großmüthig. „Es ist nicht der Fehler Zuccaro's, sondern derjenigen Personen, die ihn hierher gebracht haben," sagte er; daher gab er ihm, als er ihn nach Italien zurückschickte, außer seinem großen Gehalte noch eine beträchtliche Geldsumme obendrein. *)

Beim Anblick dieses prächtigen Gebäudes, das gewissermaßen Philipps eigne Schöpfung war, schien sich ihm das Herz aufzuthun und Annäherungen an jene edelmüthigen Sympathien für die Menschheit, die ihm sonst zu fehlen schienen, zu offenbaren. Wenn er den Arbeiten des Künstlers zusah, konnte er stundenlang stehen, indem er hin und wieder Bemerkungen machte und die Hand vertraulich auf die Schulter desselben legte. **) Er schien die Kälte und Zurückhaltung, welche einen so wesentlichen Theil seines Charakters bildeten, abgestreift zu haben. Einstmals soll ein Fremder in den Escorial gekommen

*) Stirling, Annals of the Artists of Spain, Bd. I, S. 211.

**) Stirling, Annals of the Artists of Spain, Bd. I, S. 203.

sein, den anwesenden König irrthümlich für einen der Angestellten gehalten und ihm einige Fragen in Betreff der Gemälde gemacht haben. Ohne den Mann zu enttäuschen, ging Philipp auf den Irrthum desselben ein und übernahm freundlich die Rolle des Cicerone, indem er seine Fragen beantwortete und ihm die sehenswürdigsten Gegenstände zeigte.*) Von andern Königen existiren ähnliche Anekdoten. Was an Philipp dabei befremdet, ist nur, daß er die Rolle eines gut aufgelegten Menschen spielte.

Im Jahre 1584 war die Maurerarbeit des Escorial beendet. Seit dem Legen des ersten Klostersteines waren ein und zwanzig Jahre verflossen. Für die Errichtung eines so gewaltigen Gebäudes ist dies sicher als eine kurze Zeit anzusehen. Die St. Peterskirche, deren Vergleich nahe liegt, weil sie dem Gebäude an Größe und Pracht am nächsten kommt, erforderte zu ihrer Errichtung, woran sich wenigstens achtzehn Päpste bethätigten, über ein Jahrhundert. Der Escorial hingegen wurde, — mit Ausnahme der zu einer Begräbnißstätte für die spanischen Fürsten von Philipp dem Vierten erbauten unterirdischen Kapelle, — während der Regierung eines einzigen Monarchen errichtet. Dieser Monarch hielt die Einkünfte sowohl der alten, wie auch der neuen Welt in seiner Hand, und da er bis zu einem gewissen Grade die Arbeit persönlich überwachte, können wir wohl versichert sein, daß Niemand auf seinem Posten schlafen durfte.

Doch dem Architekten, welcher den Riß des Gebäudes entworfen hatte, war es nicht gestattet, dasselbe zu vollenden. Schon lange vor der Vollendung war die Hand Toledo's zu Staub geworden. Durch seinen Tod schien Philipp einen unersetzlichen Verlust erlitten zu haben. Er faßte ihn selbst so auf, daher er nur mit großem Mißtrauen die wichtige Aufgabe des Baues einem jungen Asturier, Juan de Herrera, übertrug. Allein, wenn Herrera auch jung war, hatte er sich doch an den besten Mustern gebildet; denn er war der Lieblingsschüler des Toledo, und es stellte sich bald heraus, daß er nicht allein den strengen, erhabenen Styl seines Meisters in sich aufgenommen hatte, sondern das sein eigenes Genie ihn vollständig befähigte, alle großen Entwürfe

*) Dichos y Hechos de Phelipe II, S. 81.

Toledo's zu begreifen und sie gerade so vollkommen auszuführen, wie es dieser Künstler selber nicht besser hätte thun können. Philipp sah zu seiner Genugthuung, daß er sich nicht in der Wahl vergriffen hatte. Er verkehrte mit dem neuen Baumeister bald eben so häufig, wie früher mit dem Vorgänger desselben. Er erwies ihm sogar noch größere Gunst, indem er ihm einen Jahresgehalt von tausend Dukaten aussetzte, eine Stelle im königlichen Haushalte und das Kreuz des heiligen Jakob gab. Herrera genoß das Glück, den Escorial vollständig fertig zu machen. Ja, er lebte nach der Vollendung noch sechs Jahre. Er hinterließ mehrere weltliche und geistliche Bauten, die seinen Ruhm begründen. Doch ist der Escorial dasjenige Monument, wodurch sein Name und derjenige seines Meisters Toledo als diejenigen der beiden größten Baumeister, die Spanien aufzuweisen hat, auf die Nachwelt herabgelangt sind.

Es ist hier nicht der geeignete Platz dazu, die architektonischen Vorzüge des Escorials zu kritisiren. Eine solche Kritik wäre besser am Platze in einer Abhandlung über die Kunst. Es ist einfach meine Absicht gewesen, dem Leser einen solchen Bericht von der Ausführung dieses großen Werkes vorzulegen, daß er sich von dem Gegenstande, welchem Philipp einen so großen Theil seiner Zeit widmete und der in so hohem Grade das eigenthümliche Wesen seines Geistes abspiegelte, einige Vorstellung machen kann.

Bei der Beurtheilung des Escorial sind die Kritiker weit von einander abgewichen. Nur wenige Ausländer haben sich vorgefunden, welche in die ungemessenen Lobeserhebungen der Castilier, die ihn für das achte Weltwunder erklären, eingestimmt haben.*) Indessen kann man nicht läugnen, daß nur wenige Fremde geeignet sind, über die Verdienste eines Werkes zu entscheiden, zu dessen richtiger Beurtheilung ein vollkommenes Verständniß des Charakters des Landes, worin es erbaut wurde, und des Monarchen, der es erbaute, erforderlich ist. Der Reisende, welcher die langen Linien kalten, grauen Gesteines, die

*) Ein Geschichtschreiber des Escorial, der Pater Francisco de los Santos, nennt ihn auf dem Titelblatte seines Werks: „Unica maravilla del mundo.“ — Descripcion del Real Monasterio de San Lorenzo de el Escorial, Madrid, 1698.

kaum durch eine einzige Verzierung unterbrochen ſind, betrachtet, fühlt ein unheimliches Fröſteln über ſich ſchleichen, während er den Bau mit den leichteren, anmuthigeren Gebäuden, an die ſein Auge gewohnt iſt, vergleicht. Aber er kann darin den wahren Abdruck des Charakters des Gründers erſehen. Philipp ſtrebte nicht nach dem Schönen und noch weniger nach dem Heiteren und Fröhlichen. Die Gefühle, welche er in dem Betrachter rege machen wollte, waren jener feierlichen, ja düſteren Art, welche am beſten ſeiner religiöſen Ueberzeugung entſprachen.

Welche Mängel man aber auch dem Escorial zur Laſt legen mag, iſt es doch unmöglich, ihn aus einiger Entfernung zu betrachten und den gewaltigen Bau zu ſehen, wie derſelbe aus den finſtern Tiefen des Gebirges aufſteigt, ohne zu empfinden, daß ſein Ausſehen vollkommen der wilden, ſchwermüthigen Gegend der Sierra entſpricht. Auch vermag Niemand in die geweihten Vorhöfe einzutreten, ohne ſich vor dem Genius des Platzes zu beugen und beim Durchſchreiten der verödeten Hallen, welche die Phantaſie mit den hehren Bildern der Vergangenheit bevölkert, eine geheimnißvolle Scheu zu empfinden.

Den Architekten des Gebäudes brachten mehrere, ganz eigenthümliche Schwierigkeiten in Verlegenheit. Er hatte nicht einfach ein Kloſter zu bauen. Denn, wie wir ſahen, ſollte das nämliche Gebäude zu gleicher Zeit ein Kloſter, ein Palaſt und ein Grabmal ſein. Es war kein leichtes Problem, ſo unzuſammenſtimmende Gegenſtände zu verſöhnen und ihnen das gemeinſchaftliche Prinzip der Einheit einzuflößen. Es kann für den Baumeiſter kein Vorwurf ſein, wenn dies ihm nicht vollkommen gelang und wenn der Palaſt dem in den übrigen Theilen des Gebäudes vorherrſchenden Gefühlsausdrucke Abbruch that, indem er in der That mehr einem Auswuchſe, als einem unzertrennlichen Theile des Ganzen glich.

Eine andere, verzwicktere Schwierigkeit fand der Architekt darin, daß er den Plan des Gebäudes in die Geſtalt eines Roſtes zwängen mußte, um dasjenige Märtyrerthum zu verſinnbildlichen, welches der heilige Schutzpatron des Escorial erlitten hatte. Auf dieſe Weiſe mußten die langen Linien des Kloſters nebſt den dazwiſchen tretenden Höfen als die Stäbe jenes Bratinſtrumentes dienen. Die vier hohen

Glockenthürme an den Ecken des Klosters bildeten die nach oben stehenden Beine des Rostes, während der sich schlank nach Osten in die Länge ziehende Palast den ungeschickten Griff desselben vorstellte.

Es ist der Sprache unmöglich, eine vollkommene Idee von einem Kunstwerke zu geben. Doch hat die Architektur vor der verwandten Kunst der Malerei das voraus, daß eine bloße Angabe der Dimensionen uns von dem Kunstwerke der Architektur einen Begriff beibringen hilft. Einige wenige von diesen Dimensionen werden genügen, um uns von der Großartigkeit des Gebäudes einen Begriff zu geben. Sie sind uns berichtet worden von Los Santos, einem Hieronymitenmönche, welcher eine der besten Schilderungen des Escorial hinterlassen hat.

Die Länge des Hauptgebäudes oder Klosters schlägt er auf sieben hundert und vierzig castilische Fuß, die Breite auf fünf hundert und achtzig an. Seine größte Höhe, gemessen bis zu dem mittlern Kreuze über dem Dome der großen Kirche, ist dreihundert und funfzehn Fuß. Den ganzen Umfang des Escorial mit Einschluß des Palastes berechnet er auf zwei tausend neun hundert und achtzig Fuß oder beinahe Dreifünftelmeile (englisch). Der geduldige Forscher erzählt uns, daß es im ganzen Gebäude nicht weniger, als zwölf tausend Thüren und Fenster, gab; daß allein das Gewicht der Schlüssel sich auf funfzig Arrobas oder auf zwölf hundert und funfzig Pfund belief, und endlich, daß in den Hallen und Höfen dieses ungeheuern Baues sechs und achtzig Fontänen sprudelten. *)

Von den Kosten des Baues und der innern Ausschmückung berichtet uns der Pater Siguença, daß sie sich ganz nahe auf sechs Millionen Dukaten beliefen. **) Siguença war der Prior des Klosters und konnte daher aus den besten Quellen sich Nachricht verschaffen. Daß er nicht übertrieb, läßt sich aus dem Umstande schließen, daß er das Gebäude von dem Vorwurfe, als ob bei seiner Errichtung unnütze Ausgaben gemacht worden seien, zu reinigen suchte: einem Vorwurfe, der sehr gewöhnlich gewesen zu sein scheint und von zeitgenössischen

*) Los Santos, Descripcion del Escorial, Fol. 116.

**) Siguença, Historia de la Orden de San Geronimo, Bc. III, S. 862

Schriftstellern in starken Ausdrücken der Unzufriedenheit hervorgehoben wurde. Wahrscheinlich hatte außer dem Escorial kein sonstiges einzelnes Gebäude eine so große Menge und Verschiedenheit von unschätzbaren Schätzen aufzuweisen: so viel Gemälde und Schnitzwerk von den größten Meistern und so viele Artikel ausgesuchter Arbeit, bestehend aus den kostbarsten Materialien. Mit Unrecht würde man voraussetzen, daß mit der Beendigung des Escorial die Arbeiten Philipps zu Ende waren. Im Gegentheil fingen sie gleichsam jetzt erst recht an. Das Juwelenkästchen war fertig; seine übrige Lebenszeit verwandte er nun darauf, es mit den seltensten, reichsten Edelsteinen anzufüllen. Diese Arbeit konnte nie vollständig werden. Er hinterließ sie seinen Nachfolgern, die wohl mit mehr oder weniger Geschmack, aber mit den Einkünften Indiens zu ihrer Verfügung, fortfuhren, dieselben an die Verschönerung des Escorial zu verschwenden.*)

Philipp der Zweite ging mit einem guten Beispiele voran. Er vernachlässigte Nichts, was seinem Museum einen wirklichen oder eingebildeten Werth geben konnte. Mit ungeheuren Kosten sammelte er mehrere Hundert Kisten von Heiligen und Märtyrern und stellte sie in reiche silberne, herrlich gearbeitete Schreine. Er brachte viertausend Bände Bücher in unterschiedlichen Sprachen, besonders in den orientalischen, als die Grundlage der schönen Bibliothek des Escorial, zusammen.

Die Sorgfalt folgender Fürsten, welche daselbst jährlich einen Theil ihrer Zeit zuzubringen fortfuhren, bewahrte den Klosterpalast und den Inhalt desselben vor der rohen Betastung der Zeit. Was jedoch die Hand der Zeit verschont hatte, zerstörte die Hand der Gewaltthätigkeit. Als die Franzosen im Anfange des gegenwärtigen Jahr-

*) Fray Alonso de San Gerenimo läßt sich vom Enthusiasmus zu der Erklärung hinreißen, daß der Allmächtige Philipp dem Zweiten für das dem christlichen Gottesdienste gewidmete glorreiche Gebäude vielen Dank schuldig ist! „Este Templo, Señor, devo á Filipo Segundo vuestra Grandeza; con que gratitud le estará mirando, en el Impireo, vuestra Divinidad!“ Diese so nahe an Gotteslästerung gränzende Sprache — denn so würde man sie heutzutage beurtheilen — findet sich in einer im Escorial bei Gelegenheit des hundertjährigen Stiftungsfestes gehaltenen Festrede. Die Festesfeierlichkeiten sind im Einzelnen in einem von Fray Luis de Santa Maria geschriebenen Buche enthalten, dessen Titel lautet: „Octava sagradamente culta, celebrada en la Octava Maravilla,“ etc., Madrid, 1664.

hunderts gleich einer Horde Vandalen über die Halbinsel hereinbrachen, vergaßen sie den Escorial nicht. Denn in ihm sahen sie das Denkmal, welches zum Zwecke hatte, ihre eigne schmähliche Niederlage zu verewigen. Ein Korps Dragoner brach im Winter 1808 unter La Houssayn ins Kloster ein, so daß die Verwüstungen weniger Tage zerstörten, was in langen Jahren und mit der angestrengtesten Kunst geschaffen worden war. Die Befürchtung einer ähnlichen Gewaltsamkeit seitens der Karlisten bewirkte, daß 1837 die schönsten Gemälde nach Madrid geschafft wurden. Der Escorial hörte auf, eine königliche Residenz zu sein. Bewohnerlos und ungeschützt blieb er der Wuth der von den Höhen der Guadarama herabbrausenden Stürme preisgegeben.

Der den Ort jetzt besuchende Reisende wird den Zustand desselben ganz anders finden, als er im Anfange des Jahrhunderts war. Die nackten, befleckten Wände schimmern nicht mehr in den zauberischen Farben Raphaels und Titians und der nüchternen Pracht der castilischen Schule. Die ausgesuchten Kunstgegenstände, womit die Wände vollgehangen waren, sind von Frevlerhand zerstört oder noch häufiger wegen der reichen Stoffe, woraus sie bestanden, gestohlen worden. Die Mönche, welche so lange die Hüter des Platzes waren, haben seit der Unterdrückung religiöser Häuser das Geschick ihrer Brüder anderwärts getheilt, und ihre ehrwürdigen Gestalten sind verschwunden. Ueberall herrschen in den Höfen Stillschweigen und Einsamkeit, unterbrochen bloß von den Tönen der unaufhörlichen Winde, welche ihren düstern Trauergesang über die verschwundenen Herrlichkeiten des Escorial beständig zu singen scheinen. Wenig erinnert uns noch an den Palast oder ans Kloster. Von den drei großen Zwecken, denen das Gebäude gewidmet war, ist bloß noch einer übrig, indem es ein Mausoleum für die castilische Königslinie bildet. Der Geist der Todten schwebt über dem Platze, der Geist der scepertragenden Todten, die in der nämlichen dunkeln Kammer liegen, wo sie Jahrhunderte lang gelegen haben, ohne zu wissen, welche Veränderungen rings um sie herum vorgegangen sind.

Während der letzten Hälfte seiner Regierung begab sich Philipp regelmäßig mit dem Hofe nach dem Escorial, um daselbst einen Theil

des Sommers zuzubringen. Hierher führte er auch, als der finstere Bau ein ungewöhnliches Leben zu zeigen begann, seine junge Königin, Anna von Oesterreich. In einem früheren Kapitel hat der Leser einige Nachricht von den Vorbereitungen erhalten, welche Philipp nicht ganz zwei Jahre, nachdem er die holde Isabella zu Grabe bestattet, zu seiner Verheirathung mit dieser Prinzessin traf. Anna war schon dem unglücklichen Don Carlos versprochen worden. Durch seine Verheirathung mit ihr feierte Philipp den traurigen Triumph, daß er zum zweiten Male seinen Sohn ausstach. Anna war seine Nichte, denn ihre Mutter, die Kaiserin Maria, war die Tochter Karls des Fünften. Ferner herrschte in dem Alter der Braut und des Bräutigams ein großer Abstand; denn, da die österreichische Prinzessin während der Regentschaft ihrer Aeltern 1549 in Castilien geboren war, war sie jetzt erst ein und zwanzig Jahre, also nicht halb so alt, wie Philipp. Es scheint nicht, als ob ihr Vater, der Kaiser Maximilian, etwas gegen eine solche Verbindung einzuwenden gehabt hätte. War sie ihm auch nicht ganz recht, war er doch zu klug, um eine Ehe zu verhindern, welche seine Tochter auf den Thron der mächtigsten Monarchie in Europa setzte.

Es wurde so veranstaltet, daß die Prinzessin über die Niederlande nach Spanien reiste. Nachdem Anna im September 1570 dem Hofe ihres Vaters das letzte Lebewohl gesagt hatte, trat sie mit einem stattlichen Gefolge ihre lange Reise an. Als sie nach Flandern kam, wurde sie vom Herzog an der Spitze des flamändischen Adels mit großer Pracht empfangen. Gleich nach ihrer Ankunft schickte die Königin Elisabeth ein Geschwader von acht Schiffen, bot ihr an, sie nach Spanien überzufahren, und lud sie ein, unterwegs England zu besuchen. Nachdem diese Anerbieten höflich abgelehnt worden waren, geleitete der General-Kapitän der flamändischen Marine, Graf Bossu, die deutsche Prinzessin mit einer herrlichen Flottille nach Spanien, so daß sie nach einer Reise von nicht ganz einer Woche glücklich ihren Bestimmungsort erreichte. Sie landete den dritten Oktober an der nördlichen Küste Spaniens zu Santanter, wo auf sie, um sie zu empfangen, der Erzbischof von Sevilla und der Herzog von Bejar mit einer glänzenden Dienerschaft warteten.

Unter dieſer Bedeckung gelangte Anna über Burgos und Valladolid in die alte Stadt Segovia. In den großen Städten, wodurch ſie kam, empfing man ſie auf eine ihres Ranges würdige Weiſe, und überall längs ihres Weges wurde ſie von dem herzlichen Zujauchzen des Volks begrüßt; denn dieſe Heirath, welche zu beſchleunigen die Cortes den König angetrieben hatten, war der Nation angenehm.*) Die Spanier wünſchten einen männlichen Thronerben zu haben; nach dem Tode des Don Carlos aber hatte Philipp nur noch Töchter.

In Segovia, wo die Vermählungsfeierlichkeit begangen werden ſollte, waren großartige Vorbereitungen zum Empfange der Prinzeſſin getroffen worden. Bei ihrer Ankunft vor der Stadt kam ihr ein ſtarker Trupp in ſchimmernde Uniform gekleideter Lokalmiliz und Municipalbeamten, die ihre Amtstracht anhatten und beritten waren, entgegen. Mit dieſer tapfern Escorte zog ſie durch die Thore ein. Ueber die mit ſchönen Fontänen geſchmückten Straßen waren Triumphbogen geſpannt, unter denen hindurch ſich die Prinzeſſin unter dem Freudengeſchrei des Volks in die große Domkirche begab.**)

Anna, damals noch im Jugendprangen, beſchreibt man mit einem vollen, zarten Geſicht. Sie hatte eine gute Geſtalt, ein anmuthiges Benehmen und ritt mit ungezwungener Leichtigkeit und Würde ihr mit reichen Schabracken verziertes Roß. Ihr nicht ſehr unparteiiſcher Hiſtoriker theilt uns mit, daß die Zuſchauer beſonders die Neuheit ihres böhmiſchen Koſtümes, ihren mit bunten Federn geſchmückten Reithut und den reich mit Goldfranzen verſehenen, kurzen rothen Sammetmantel bewunderten.***)

Als das Te Deum vorüber war, bewegte ſich der glänzende Zug nach dem weitberühmten Alcazar, nach jenem Feſtungspalaſte, welcher urſprünglich von den Mauren erbaut war, jetzt aber ſowohl zur königlichen Reſidenz, als auch zum Gefängniſſe für politiſche Gefangene diente. Hier war es, wo der unglückliche Montigny manchen trüben Monat in der Gefangenſchaft lebte, und es war noch kein Vier-

*) Florez, Reynas Catholicas, Bd. II, S. 905.

**) Ebend., S. 908.

***) „Realzada con gracia nor el mismo trage del camino, sombrero alto matizado con plumas, capotillo de terciopelo carmesi, bordado de oro á la moda Bohema.“ — Ebend., S. 907.

teljahr verfloſſen, ſeitdem er von dieſem Platze, welcher ſo lange der Ort königlicher Luſtbarkeit geweſen, fortgeſchafft und in die verderbliche Feſtung Simancas geſetzt worden war, um daſelbſt durch den Arm des mitternächtlichen Scharfrichters umzukommen. Wie man ſich erinnern wird, ſollte Anna auf ihrer Reiſe durch die Niederlande der Familie Montigny's verſprochen haben, ſich für ihn bei ihrem Gemahle zu verwenden. Aber der König, der ſich vielleicht gern der Unſchicklichkeit, ſeiner jungen Braut die erſte Bitte abzuſchlagen, entheben wollte, verfügte über ſein Opfer bald nach ihrer Landung, als ſie ſich noch im Norden befand.

Anna betrat den Alcazar unter dem Donner der Kanonen. Sie fand daſelbſt die gute Prinzeſſin Joanna, Philipps Schweſter. Dieſe empfing ſie mit all der weiblichen Zärtlichkeit, welche ſelbige, bei einer frühern Gelegenheit, vor zwölf Jahren der franzöſiſchen Eliſabeth, als dieſe zuerſt nach Caſtilien kam, bewieſen hatte. Die Hochzeit war auf den folgenden Tag, den vierzehnten November, angeſetzt. Philipp ſoll ſeine Braut zum erſten Male geſehen haben, indem er ſich verkleidet unter die Höflingscavalcade miſchte und Anna auf dieſe Weiſe bei ihrem Einzuge in die Hauptſtadt mit escortirte.*) Als er ſeine letzte Gemahlin, die Königin Iſabella, zum Altare führte, hatten einige weiße Haare an ſeinen Schläfen ihre Aufmerkſamkeit erregt.**) Während der ſeitdem verfloſſenen zehn Jahre hatten die Regierungsſorgen auf ihn denſelben Einfluß, wie auf ſeinen Vater gehabt und ihm vor der natürlichen Zeit einen grauen Kopf gegeben. Die Verheirathung wurde mit großer Pracht in der Domkirche von Segovia vollzogen. Den Gottesdienſt verrichtete der Erzbiſchof von Sevilla. Das geräumige Gebäude war zum Ueberfließen mit Zuſchauern vollgedrängt, unter denen ſich die höchſten Würdenträger der Kirche und die erlauchteſten Perſonen des ſpaniſchen Adels befanden.***)

Während der wenigen Tage, welche das königliche Paar in Segovia blieb, überließ ſich die Stadt dem Jubel. Man feierte das hoffnungsreiche Ereigniß mit öffentlichen Illuminationen und herrlichen

*) Ebend., wie oben.
**) Siehe oben in unſerm zweiten Bande.
***) Florez, Raynas Cathol., Bd. II, S. 908.— Cabrera, Filipe Segundo, S. 661.

Festen, auf denen der König mit der Königin in Gegenwart des mit respektvollem Stillschweigen um sie stehenden ganzen Hofes tanzte.*) Den achtzehnten des nämlichen Monats begab sich das neuvermählte Paar nach Madrid, wo zu seinem Empfang solche Vorbereitungen getroffen waren, daß man daraus die Unterthanentreue der Hauptstadt ersehen konnte.

Sobald der Bau des Escorial weit genug gediehen war, um der jungen Königin passende Räumlichkeiten zu bieten, verbrachte Philipp alle Sommer einige Zeit in klösterlicher Einsamkeit, die ihn mehr, als jeder andere Aufenthaltsort, anzog. Die Anwesenheit Annens und ihres Hofstaates goß über das erhabene, doch düstere Gebäude eine gewisse, ungewohnte Fröhlichkeit aus. Unter andern Zerstreuungen, die zu ihrer Ergötzung angewandt wurden, finden wir die Autos sacramentales erwähnt, welche uns an die unsere englischen Vorfahren ergötzenden alten Mysteries und Moralities erinnern. Diese Autos standen bei den Spaniern in so großer Gunst, daß sie in Spanien sich länger, als in den meisten andern Ländern, auf der Bühne erhielten; auch gelangten sie erst zu ihrer vollen Blüthe, als sie das Genie Calderon's geweckt hatten.

Indessen flossen die erbaulichen Schauspiele im Escorial aus einer Feder, welche derjenigen Calderon's nicht sehr glich. Wahrscheinlich kamen sie von irgend einem Hieronymitenmönche, welcher mehr poetische Ader, als die übrigen Klosterbrüder, besaß. Die Schauspieler bezog man aus dem im Escorial errichteten Seminar. Anna muß einen einfachen Geschmack besessen haben. Denn an diesen Aufführungen und an Ausflügen in die das Kloster umgebende wilde, romantische Gegend soll sie viel Vergnügen gefunden haben. Die Geschichtschreiber haben uns über ihr Leben und ihren Charakter nur wenige Nachrichten, und zwar viel weniger, als von ihrer lieblichen Vorgängerin, hinterlassen. Diejenigen Berichte aber, welche wir über sie besitzen, besagen, daß sie ein liebenswürdiges Wesen besaß und sich frommen Werken überließ. Sie war selten müßig, denn sie verwandte einen großen Theil ihrer Zeit auf Näherei und Stickerei und hinterließ

*) „En el sarao bailaron Rey y Reyna, estando de pie toda la Corte." — Florez, Reynas Catholicas, Bd. II, S. 908.

in den Verzierungen der Klöster und Kirchen in dieser Beziehung viele Proben ihrer Geschicklichkeit. Eine reiche Stickerei, welche sie mit ihren Hofdamen verfertigt hatte, wurde lange in der königlichen Kapelle unter dem Namen: „Der Teppich der Königin Anna" aufbehalten.

Ihr eheliches Leben sollte nicht lange dauern: — bloß zwei Jahre länger, als dasjenige Isabellens. Jedoch war sie mehr, als irgend eine ihrer Vorgängerinnen, mit Leibesfrucht gesegnet. Sie hatte vier Söhne und eine Tochter. Aber alle starben schon als Säuglinge oder in früher Kindheit. Nur der dritte Sohn, Philipp der Dritte, blieb am Leben, um in der königlichen Dynastie Castiliens einen Platz einzunehmen.

Die Königin starb am acht und zwanzigsten Oktober 1580 im ein und dreißigsten Jahre ihres Alters und dem elften ihrer Regierung. In Bezug auf ihren Tod erzählt man sich eine eigene Anekdote. Dieselbe spielt in Badajoz, wo damals der Hof als an dem geeignetsten Orte zur Beobachtung des Krieges, in welchem damals Spanien mit Portugal begriffen war, residirte. Der König wurde dort krank. Die Krankheitssymptome waren sehr besorgnißerregend. Da bat in ihrem Schmerze die Königin den Allmächtigen, das Leben Philipps, welches für die Wohlfahrt des Landes und der Kirche so wichtig sei, doch zu verschonen und dafür das Opfer ihres eigenen anzunehmen. Wie die Folge zeigte, sagt der Chronikschreiber, erhörte der Himmel ihr Gebet.*) Der König genaß; die Königin aber erkrankte an einem Uebel, welchem in wenigen Tagen der Tod ein Ende machte. Nachdem ihre Ueberreste einige Zeit im Staate ausgelegen hatten, wurden dieselben mit feierlichem Gepränge nach dem Escorial gebracht, wo ihnen der traurige Vorzug zu Theil wurde, daß sie in die für die Könige und Königsmütter ausschließlich bestimmte Gruft gelegt wurden. Das war das Ende Annens von Oesterreich, der vierten und letzten Gattin Philipps des Zweiten.

*) „El efecto dijo, que oyó Dios su oracion: pues mejorando el Rey, cayó mala la Reyna." — Ebend., S. 913.

Glockenthürme an den Ecken des Kloſters bildeten die nach oben ſtehenden Beine des Roſtes, während der ſich ſchlank nach Oſten in die Länge ziehende Palaſt den ungeſchickten Griff deſſelben vorſtellte.

Es iſt der Sprache unmöglich, eine vollkommene Idee von einem Kunſtwerke zu geben. Doch hat die Architektur vor der verwandten Kunſt der Malerei das voraus, daß eine bloße Angabe der Dimenſionen uns von dem Kunſtwerke der Architektur einen Begriff beibringen hilft. Einige wenige von dieſen Dimenſionen werden genügen, um uns von der Großartigkeit des Gebäudes einen Begriff zu geben. Sie ſind uns berichtet worden von Los Santos, einem Hieronymitenmönche, welcher eine der beſten Schilderungen des Escorial hinterlaſſen hat.

Die Länge des Hauptgebäudes oder Kloſters ſchlägt er auf ſieben hundert und vierzig caſtiliſche Fuß, die Breite auf fünf hundert und achtzig an. Seine größte Höhe, gemeſſen bis zu dem mittlern Kreuze über dem Dome der großen Kirche, iſt dreihundert und funfzehn Fuß. Den ganzen Umfang des Escorial mit Einſchluß des Palaſtes berechnet er auf zwei tauſend neun hundert und achtzig Fuß oder beinahe Dreifünftelmeile (engliſch). Der geduldige Forſcher erzählt uns, daß es im ganzen Gebäude nicht weniger, als zwölf tauſend Thüren und Fenſter, gab; daß allein das Gewicht der Schlüſſel ſich auf funfzig Arrobas oder auf zwölf hundert und funfzig Pfund belief, und endlich, daß in den Hallen und Höfen dieſes ungeheuern Baues ſechs und achtzig Fontänen ſprudelten.*)

Von den Koſten des Baues und der innern Ausſchmückung berichtet uns der Pater Siguença, daß ſie ſich ganz nahe auf ſechs Millionen Dukaten beliefen.**) Siguença war der Prior des Kloſters und konnte daher aus den beſten Quellen ſich Nachricht verſchaffen. Daß er nicht übertrieb, läßt ſich aus dem Umſtande ſchließen, daß er das Gebäude von dem Vorwurfe, als ob bei ſeiner Errichtung unnütze Ausgaben gemacht worden ſeien, zu reinigen ſuchte: einem Vorwurfe, der ſehr gewöhnlich geweſen zu ſein ſcheint und von zeitgenöſſiſchen

*) Los Santos, Descripcion del Escorial, Fol. 116.

**) Siguença, Historia de la Orden de San Geronimo, Bc. III, S. 862

Schriftstellern in starken Ausdrücken der Unzufriedenheit hervorgehoben wurde. Wahrscheinlich hatte außer dem Escorial kein sonstiges einzelnes Gebäude eine so große Menge und Verschiedenheit von unschätzbaren Schätzen aufzuweisen: so viel Gemälde und Schnitzwerk von den größten Meistern und so viele Artikel ausgesuchter Arbeit, bestehend aus den kostbarsten Materialien. Mit Unrecht würde man voraussetzen, daß mit der Beendigung des Escorial die Arbeiten Philipps zu Ende waren. Im Gegentheil fingen sie gleichsam jetzt erst recht an. Das Juwelenkästchen war fertig; seine übrige Lebenszeit verwandte er nun darauf, es mit den seltensten, reichsten Edelsteinen anzufüllen. Diese Arbeit konnte nie vollständig werden. Er hinterließ sie seinen Nachfolgern, die wohl mit mehr oder weniger Geschmack, aber mit den Einkünften Indiens zu ihrer Verfügung, fortfuhren, dieselben an die Verschönerung des Escorial zu verschwenden.*)

Philipp der Zweite ging mit einem guten Beispiele voran. Er vernachlässigte Nichts, was seinem Museum einen wirklichen oder eingebildeten Werth geben konnte. Mit ungeheuren Kosten sammelte er mehrere Hundert Kisten von Heiligen und Märtyrern und stellte sie in reiche silberne, herrlich gearbeitete Schreine. Er brachte viertausend Bände Bücher in unterschiedlichen Sprachen, besonders in den orientalischen, als die Grundlage der schönen Bibliothek des Escorial, zusammen.

Die Sorgfalt folgender Fürsten, welche daselbst jährlich einen Theil ihrer Zeit zuzubringen fortfuhren, bewahrte den Klosterpalast und den Inhalt desselben vor der rohen Betastung der Zeit. Was jedoch die Hand der Zeit verschont hatte, zerstörte die Hand der Gewaltthätigkeit. Als die Franzosen im Anfange des gegenwärtigen Jahr-

*) Fray Alonso de San Gerenimo läßt sich vom Enthusiasmus zu der Erklärung hinreißen, daß der Allmächtige Philipp dem Zweiten für das dem christlichen Gottesdienste gewidmete glorreiche Gebäude vielen Dank schuldig ist! „Este Templo, Señor, deve á Filipo Segundo vuestra Grandeza; con que gratitud le estará mirando, en el Impireo, vuestra Divinidad!“ Diese so nahe an Gotteslästerung gränzende Sprache — denn so würde man sie heutzutage beurtheilen — findet sich in einer im Escorial bei Gelegenheit des hundertjährigen Stiftungsfestes gehaltenen Festrede. Die Festesfeierlichkeiten sind im Einzelnen in einem von Fray Luis de Santa Maria geschriebenen Buche enthalten, dessen Titel lautet: „Octava sagradamente culta, celebrada en la Octava Maravilla,“ etc., Madrid, 1664.

hunderts gleich einer Horde Vandalen über die Halbinsel hereinbrachen, vergaßen sie den Escorial nicht. Denn in ihm sahen sie das Denkmal, welches zum Zwecke hatte, ihre eigne schmähliche Niederlage zu verewigen. Ein Korps Dragoner brach im Winter 1808 unter La Houssayn ins Kloster ein, so daß die Verwüstungen weniger Tage zerstörten, was in langen Jahren und mit der angestrengtesten Kunst geschaffen worden war. Die Befürchtung einer ähnlichen Gewaltsamkeit seitens der Karlisten bewirkte, daß 1837 die schönsten Gemälde nach Madrid geschafft wurden. Der Escorial hörte auf, eine königliche Residenz zu sein. Bewohnerlos und ungeschützt blieb er der Wuth der von den Höhen der Guadarama herabbrausenden Stürme preisgegeben.

Der den Ort jetzt besuchende Reisende wird den Zustand desselben ganz anders finden, als er im Anfange des Jahrhunderts war. Die nackten, befleckten Wände schimmern nicht mehr in den zauberischen Farben Raphaels und Titians und der nüchternen Pracht der castilischen Schule. Die ausgesuchten Kunstgegenstände, womit die Wände vollgehangen waren, sind von Frevlerhand zerstört oder noch häufiger wegen der reichen Stoffe, woraus sie bestanden, gestohlen worden. Die Mönche, welche so lange die Hüter des Platzes waren, haben seit der Unterdrückung religiöser Häuser das Geschick ihrer Brüder anderwärts getheilt, und ihre ehrwürdigen Gestalten sind verschwunden. Ueberall herrschen in den Höfen Stillschweigen und Einsamkeit, unterbrochen bloß von den Tönen der unaufhörlichen Winde, welche ihren düstern Trauergesang über die verschwundenen Herrlichkeiten des Escorial beständig zu singen scheinen. Wenig erinnert uns noch an den Palast oder ans Kloster. Von den drei großen Zwecken, denen das Gebäude gewidmet war, ist bloß noch einer übrig, indem es ein Mausoleum für die castilische Königslinie bildet. Der Geist der Todten schwebt über dem Platze, der Geist der scepertragenden Todten, die in der nämlichen dunkeln Kammer liegen, wo sie Jahrhunderte lang gelegen haben, ohne zu wissen, welche Veränderungen rings um sie herum vorgegangen sind.

Während der letzten Hälfte seiner Regierung begab sich Philipp regelmäßig mit dem Hofe nach dem Escorial, um daselbst einen Theil

des Sommers zuzubringen. Hierher führte er auch, als der finstere Bau ein ungewöhnliches Leben zu zeigen begann, seine junge Königin, Anna von Oesterreich. In einem früheren Kapitel hat der Leser einige Nachricht von den Vorbereitungen erhalten, welche Philipp nicht ganz zwei Jahre, nachdem er die holde Isabella zu Grabe bestattet, zu seiner Verheirathung mit dieser Prinzessin traf. Anna war schon dem unglücklichen Don Carlos versprochen worden. Durch seine Verheirathung mit ihr feierte Philipp den traurigen Triumph, daß er zum zweiten Male seinen Sohn ausstach. Anna war seine Nichte, denn ihre Mutter, die Kaiserin Maria, war die Tochter Karls des Fünften. Ferner herrschte in dem Alter der Braut und des Bräutigams ein großer Abstand; denn, da die österreichische Prinzessin während der Regentschaft ihrer Aeltern 1549 in Castilien geboren war, war sie jetzt erst ein und zwanzig Jahre, also nicht halb so alt, wie Philipp. Es scheint nicht, als ob ihr Vater, der Kaiser Maximilian, etwas gegen eine solche Verbindung einzuwenden gehabt hätte. War sie ihm auch nicht ganz recht, war er doch zu klug, um eine Ehe zu verhindern, welche seine Tochter auf den Thron der mächtigsten Monarchie in Europa setzte.

Es wurde so veranstaltet, daß die Prinzessin über die Niederlande nach Spanien reiste. Nachdem Anna im September 1570 dem Hofe ihres Vaters das letzte Lebewohl gesagt hatte, trat sie mit einem stattlichen Gefolge ihre lange Reise an. Als sie nach Flandern kam, wurde sie vom Herzog an der Spitze des flamändischen Adels mit großer Pracht empfangen. Gleich nach ihrer Ankunft schickte die Königin Elisabeth ein Geschwader von acht Schiffen, bot ihr an, sie nach Spanien überzufahren, und lud sie ein, unterwegs England zu besuchen. Nachdem diese Anerbieten höflich abgelehnt worden waren, geleitete der General-Kapitän der flamändischen Marine, Graf Bossu, die deutsche Prinzessin mit einer herrlichen Flottille nach Spanien, so daß sie nach einer Reise von nicht ganz einer Woche glücklich ihren Bestimmungsort erreichte. Sie landete den dritten Oktober an der nördlichen Küste Spaniens zu Santanter, wo auf sie, um sie zu empfangen, der Erzbischof von Sevilla und der Herzog von Bejar mit einer glänzenden Dienerschaft warteten.

Unter dieſer Bedeckung gelangte Anna über Burgos und Valladolid in die alte Stadt Segovia. In den großen Städten, wodurch ſie kam, empfing man ſie auf eine ihres Ranges würdige Weiſe, und überall längs ihres Weges wurde ſie von dem herzlichen Zujauchzen des Volks begrüßt; denn dieſe Heirath, welche zu beſchleunigen die Cortes den König angetrieben hatten, war der Nation angenehm.*) Die Spanier wünſchten einen männlichen Thronerben zu haben; nach dem Tode des Don Carlos aber hatte Philipp nur noch Töchter.

In Segovia, wo die Vermählungsfeierlichkeit begangen werden ſollte, waren großartige Vorbereitungen zum Empfange der Prinzeſſin getroffen worden. Bei ihrer Ankunft vor der Stadt kam ihr ein ſtarker Trupp in ſchimmernde Uniform gekleideter Lokalmiliz und Municipalbeamten, die ihre Amtstracht anhatten und beritten waren, entgegen. Mit dieſer tapfern Escorte zog ſie durch die Thore ein. Ueber die mit ſchönen Fontänen geſchmückten Straßen waren Triumphbogen geſpannt, unter denen hindurch ſich die Prinzeſſin unter dem Freudengeſchrei des Volks in die große Domkirche begab.**)

Anna, damals noch im Jugendprangen, beſchreibt man mit einem vollen, zarten Geſicht. Sie hatte eine gute Geſtalt, ein anmuthiges Benehmen und ritt mit ungezwungener Leichtigkeit und Würde ihr mit reichen Schabracken verziertes Roß. Ihr nicht ſehr unparteiiſcher Hiſtoriker theilt uns mit, daß die Zuſchauer beſonders die Neuheit ihres böhmiſchen Koſtümes, ihren mit bunten Federn geſchmückten Reithut und den reich mit Goldfranzen verſehenen, kurzen rothen Sammetmantel bewunderten.***)

Als das Te Deum vorüber war, bewegte ſich der glänzende Zug nach dem weltberühmten Alcazar, nach jenem Feſtungspalaſte, welcher urſprünglich von den Mauren erbaut war, jetzt aber ſowohl zur königlichen Reſidenz, als auch zum Gefängniſſe für politiſche Gefangene diente. Hier war es, wo der unglückliche Montigny manchen trüben Monat in der Gefangenſchaft lebte, und es war noch kein Vier-

*) Florez, Reynas Catholicas, Bd. II, S. 905.
**) Ebend., S. 908.
***) „Realzada con gracia nor el mismo trage del camino, sombrero alto matizado con plumas, capotillo de terciopelo carmesi, bordado de oro á la moda Bohema.“ — Ebend., S. 907.

tesjahr verflossen, seitdem er von diesem Platze, welcher so lange der Ort königlicher Lustbarkeit gewesen, fortgeschafft und in die verderbliche Festung Simancas gesetzt worden war, um daselbst durch den Arm des mitternächtlichen Scharfrichters umzukommen. Wie man sich erinnern wird, sollte Anna auf ihrer Reise durch die Niederlande der Familie Montigny's versprochen haben, sich für ihn bei ihrem Gemahle zu verwenden. Aber der König, der sich vielleicht gern der Unschicklichkeit, seiner jungen Braut die erste Bitte abzuschlagen, entheben wollte, verfügte über sein Opfer bald nach ihrer Landung, als sie sich noch im Norden befand.

Anna betrat den Alcazar unter dem Donner der Kanonen. Sie fand daselbst die gute Prinzessin Joanna, Philipps Schwester. Diese empfing sie mit all der weiblichen Zärtlichkeit, welche selbige, bei einer frühern Gelegenheit, vor zwölf Jahren der französischen Elisabeth, als diese zuerst nach Castilien kam, bewiesen hatte. Die Hochzeit war auf den folgenden Tag, den vierzehnten November, angesetzt. Philipp soll seine Braut zum ersten Male gesehen haben, indem er sich verkleidet unter die Höflingscavalcade mischte und Anna auf diese Weise bei ihrem Einzuge in die Hauptstadt mit escortirte. *) Als er seine letzte Gemahlin, die Königin Isabella, zum Altare führte, hatten einige weiße Haare an seinen Schläfen ihre Aufmerksamkeit erregt. **) Während der seitdem verflossenen zehn Jahre hatten die Regierungssorgen auf ihn denselben Einfluß, wie auf seinen Vater gehabt und ihm vor der natürlichen Zeit einen grauen Kopf gegeben. Die Verheirathung wurde mit großer Pracht in der Domkirche von Segovia vollzogen. Den Gottesdienst verrichtete der Erzbischof von Sevilla. Das geräumige Gebäude war zum Ueberfließen mit Zuschauern vollgedrängt, unter denen sich die höchsten Würdenträger der Kirche und die erlauchtesten Personen des spanischen Adels befanden. ***)

Während der wenigen Tage, welche das königliche Paar in Segovia blieb, überließ sich die Stadt dem Jubel. Man feierte das hoffnungsreiche Ereigniß mit öffentlichen Illuminationen und herrlichen

*) Ebend., wie oben.
**) Siehe oben in unserm zweiten Bande.
***) Florez, Raynas Cathol., Bd. II, S. 908. — Cabrera, Filipe Segundo, S. 661.

Festen, auf denen der König mit der Königin in Gegenwart des mit respektvollem Stillschweigen um sie stehenden ganzen Hofes tanzte.*) Den achtzehnten des nämlichen Monats begab sich das neuvermählte Paar nach Madrid, wo zu seinem Empfang solche Vorbereitungen getroffen waren, daß man daraus die Unterthanentreue der Hauptstadt ersehen konnte.

Sobald der Bau des Escorial weit genug gediehen war, um der jungen Königin passende Räumlichkeiten zu bieten, verbrachte Philipp alle Sommer einige Zeit in klösterlicher Einsamkeit, die ihn mehr, als jeder andere Aufenthaltsort, anzog. Die Anwesenheit Annens und ihres Hofstaates goß über das erhabene, doch düstere Gebäude eine gewisse, ungewohnte Fröhlichkeit aus. Unter andern Zerstreuungen, die zu ihrer Ergötzung angewandt wurden, finden wir die Autos sacramentales erwähnt, welche uns an die unsere englischen Vorfahren ergötzenden alten Mysteries und Moralities erinnern. Diese Autos standen bei den Spaniern in so großer Gunst, daß sie in Spanien sich länger, als in den meisten andern Ländern, auf der Bühne erhielten; auch gelangten sie erst zu ihrer vollen Blüthe, als sie das Genie Calderon's geweckt hatten.

Indessen flossen die erbaulichen Schauspiele im Escorial aus einer Feder, welche derjenigen Calderon's nicht sehr glich. Wahrscheinlich kamen sie von irgend einem Hieronymitenmönche, welcher mehr poetische Ader, als die übrigen Klosterbrüder, besaß. Die Schauspieler bezog man aus dem im Escorial errichteten Seminar. Anna muß einen einfachen Geschmack besessen haben. Denn an diesen Aufführungen und an Ausflügen in die das Kloster umgebende wilde, romantische Gegend soll sie viel Vergnügen gefunden haben. Die Geschichtschreiber haben uns über ihr Leben und ihren Charakter nur wenige Nachrichten, und zwar viel weniger, als von ihrer lieblichen Vorgängerin, hinterlassen. Diejenigen Berichte aber, welche wir über sie besitzen, besagen, daß sie ein liebenswürdiges Wesen besaß und sich frommen Werken überließ. Sie war selten müßig, denn sie verwandte einen großen Theil ihrer Zeit auf Näherei und Stickerei und hinterließ

*) „En el sarao bailaron Rey y Reyna, estando de pie toda la Corte." — Florez, Reynas Catholicas, Bd. II, S. 908.

in den Verzierungen der Klöster und Kirchen in dieser Beziehung viele Proben ihrer Geschicklichkeit. Eine reiche Stickerei, welche sie mit ihren Hofdamen verfertigt hatte, wurde lange in der königlichen Kapelle unter dem Namen: „Der Teppich der Königin Anna" aufbehalten.

Ihr eheliches Leben sollte nicht lange dauern: — bloß zwei Jahre länger, als dasjenige Isabellens. Jedoch war sie mehr, als irgend eine ihrer Vorgängerinnen, mit Leibesfrucht gesegnet. Sie hatte vier Söhne und eine Tochter. Aber alle starben schon als Säuglinge oder in früher Kindheit. Nur der dritte Sohn, Philipp der Dritte, blieb am Leben, um in der königlichen Dynastie Castiliens einen Platz einzunehmen.

Die Königin starb am acht und zwanzigsten Oktober 1580 im ein und dreißigsten Jahre ihres Alters und dem elften ihrer Regierung. In Bezug auf ihren Tod erzählt man sich eine eigene Anekdote. Dieselbe spielt in Badajoz, wo damals der Hof als an dem geeignetsten Orte zur Beobachtung des Krieges, in welchem damals Spanien mit Portugal begriffen war, residirte. Der König wurde dort krank. Die Krankheitssymptome waren sehr besorgnißerregend. Da bat in ihrem Schmerze die Königin den Allmächtigen, das Leben Philipps, welches für die Wohlfahrt des Landes und der Kirche so wichtig sei, doch zu verschonen und dafür das Opfer ihres eigenen anzunehmen. Wie die Folge zeigte, sagt der Chronikschreiber, erhörte der Himmel ihr Gebet.*) Der König genaß; die Königin aber erkrankte an einem Uebel, welchem in wenigen Tagen der Tod ein Ende machte. Nachdem ihre Ueberreste einige Zeit im Staate ausgelegen hatten, wurden dieselben mit feierlichem Gepränge nach dem Escorial gebracht, wo ihnen der traurige Vorzug zu Theil wurde, daß sie in die für die Könige und Königsmütter ausschließlich bestimmte Gruft gelegt wurden. Das war das Ende Annens von Oesterreich, der vierten und letzten Gattin Philipps des Zweiten.

*) „El efecto dijo, que oyó Dios su oracion: pues mejorando el Rey, cayó mala la Reyna." — Ebend., S. 913.

Nachricht über das Leben des Verfassers.

William Hickling Prescott, der den 4. Mai 1796 zu Salem in Massachussets geboren wurde, stammte aus einer alten Familie her. Sein Urgroßvater war Rath im Staate Massachussets, und bereits der Großvater mütterlicherseits von seinem Großvater begleitete dasselbe Amt. Sein Großvater, William Prescott, machte sich einen Namen im amerikanischen Unabhängigkeitskriege; denn nachdem er sich bei der Eroberung von Neuschottland ausgezeichnet hatte, übertrug man ihm 1775 den Oberbefehl über die Armee, welche am 16. Juni des genannten Jahres die Festung Bunkerhill einnahm und den folgenden Tag dem Feinde eine siegreiche Schlacht lieferte. Der Bruder von Prescott's Großvater, welcher ursprünglich Medizin studirte, nahm gleichfalls am Unabhängigkeitskriege thätigen Antheil und war von 1779 bis zu seinem Tode am 17. November 1804 Verificationsrichter für Testamente. Prescott's Vater war Advokat und Richter zu Boston, wo er seinen Aufenthalt aufgeschlagen hatte. In dieser Stadt wurde der junge Prescott dem Dr. Gardiner, der ein Schüler von Dr. Samuel Parr war und gute Sprachkenntnisse besaß, zur Erziehung übergeben. Nachdem er hier seine Vorbildung genossen, bezog er 1811 die Universität Harvard, wo er seine Studien mit Eifer fortsetzte, bis ihn Krankheit und zeitweilige Erblindung nöthigten, dieselben eine Zeit lang auszusetzen.

Er war ursprünglich für den Stand seines Vaters bestimmt gewesen; doch sein Gesundheitszustand war so bedenklich, daß Prescott weder Jura, noch überhaupt ein anderes Studium ernst betreiben konnte. Die Aerzte riethen ihm zu reisen. Er verweilte deßhalb einige Jahre in England, Frankreich und Italien, wo er zwar seine Gesundheit, aber nicht sein Gesicht wiederherstellte. Glücklicherweise war Prescott's Vater ein sehr reicher Mann; daher der Sohn leben konnte, auch wenn er keinem bestimmten Fache sich widmete. Er verwandte

seine Zeit auf das Studium der Literatur des modernen Europa's; doch dauerte es lange, ehe er ernstlich daran ging, selbst als Schriftsteller aufzutreten. Seine ersten schriftstellerischen Erzeugnisse erschienen in der North American Review als Abhandlungen über italienische, spanische, englische und amerikanische Literatur. In Sparks' American Biography lieferte er den Artikel über den Romanschreiber Brockden Brown; andere Artikel von ihm erschienen in andern Zeitschriften. Alle diese kleinern Arbeiten wurden gesammelt unter dem Titel: Biographical and critical Miscellanies, 1843, 8°. Dieses Buch erlebte mehrfache Auflagen: zu London kam es 1845 und 1850 wieder heraus.

Aber Prescott hatte immer, seitdem er seine juristischen Studien hatte aufgeben müssen, sich mit dem Gedanken, ein Geschichtswerk zu schreiben, getragen. Als er nun tiefer in die Literatur und Geschichte Spaniens eindrang, nahm dieser Gedanke eine bestimmte Form an. Sein Wunsch war, die Regierung Ferdinands des Katholischen zu beschreiben. Er wandte sich deßhalb an Herrn Everett, den damaligen Gesandten der Vereinigten Staaten in Spanien, und dieser besaß die Freundlichkeit, ihm reiche Materialien, die in seltenen Büchern, Manuskripten und Abschriften von offiziellen Dokumenten bestanden, zu liefern. Als sie jedoch in Amerika anlangten, war das Befinden Prescott's für seinen Plan nicht sehr ermuthigend. Er gibt uns selber in der Vorrede zu seiner History of Peru, datirt April 1847, die folgende Nachricht:

„Während ich noch auf der Universität war, litt ich an dem einen Auge Schaden, so daß ich beinahe gar nicht darauf sehen konnte. Auch das andere entzündete sich bald nachher und erblindete gleichfalls eine Zeit lang. Obschon dasselbe in der Folge wieder hergestellt wurde, war doch das Organ so sehr angegriffen worden, daß es fortwährend geschwächt blieb, während ich zweimal in meinem Leben, zusammengenommen mehrere Jahre hindurch, gar nicht damit lesen oder schreiben konnte. Während einer dieser Perioden war es, daß ich von Madrid die Materialien zu meiner „Geschichte Ferdinands und Isabellens" empfing. Ich war in meiner unfähigen Lage, wo die transatlantischen Schätze um mich her lagen, gleich dem Manne, den inmitten des

Ueberflusses der Hunger klagt. In diesem Zustande dachte ich daran, womöglich das Ohr die Arbeit des Auges verrichten zu lassen. Ich hielt mir also einen Sekretär, der mir die verschiedenen Autoritäten vorlas. Mit der Zeit wurde ich auch mit dem Klange der verschiedenen fremden Sprachen, (von denen ich ja schon früher, als ich mich im Auslande aufhielt, einige hatte kennen lernen,) dergestalt vertraut, daß ich sein Lesen ohne große Schwierigkeit verstehen konnte. Beim Vorlesen dictirte ich lange Bemerkungen und wenn von diesen eine große Menge vorhanden war, ließ ich sie mir wiederholt vorlesen, bis ich den Inhalt derselben hinlänglich bemeistert hatte, um ans Schreiben gehen zu können."

Alle Schwierigkeiten waren hierdurch jedoch noch nicht überwunden. Prescott versuchte zu dictiren, mußte aber davon abstehen, weil er fand, daß diese Verfahrungsweise seine Rede der nöthigen Freiheit und Kraft beraubte. Alsdann verschrieb er sich von London ein Schreibzeug für Blinde (writing-case for the blind), welches ihm treffliche Dienste leistete. Den Griffel des Schreibers leiteten Drähte, die über einen Bogen carbonisirtes Papier gespannt waren; unter dem carbonisirten lag gewöhnliches Papier; das Schreiben geschah also ohne Tinte durch bloßen Abdruck. „Mit diesem Instrumente," sagt Prescott in einem vom Juli 1852 datirten Briefe an den Redacteur der Homes of American Authors, „habe ich meine Geschichtssachen Wort für Wort geschrieben. Diese Schreibweise ist mit einigen Unannehmlichkeiten verbunden; denn da man nicht sehen kann, was man auf der andern Seite des Papieres thut, so wenig wie der an die Tretmühle Gestellte weiß, was er auf der andern Seite der Mauer mahlt, so wird das Corrigiren sehr schwer. Deßhalb muß man den Gegenstand vollständig im Kopfe gestaltet und alles Ausstreichen und Radiren schon fertig gemacht haben, ehe man noch den Griffel in die Hand nimmt. Ich muß also bei meiner Schriftstellerei ein ganzes Kapitel, mag dasselbe auch noch so lang sein, mehrmals im Kopfe durchgehen, ehe ich mich ans Pult setze. Alsdann ist meine Arbeit mehr Gedächtnißsache, als Neuschaffen, und das Schreiben vermag nun flott vorwärts zu gehen."

Sein erstes unter diesen Schwierigkeiten geschaffenes Werk: The